

**Die Entstehung der adeligen Höhenburg im 11. Jahrhundert?
Historiographie und Neubewertung eines Forschungsparadigmas
anhand ausgewählter Burganlagen der Schwäbischen Alb**

D i s s e r t a t i o n
zur
**Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
in der Philosophischen Fakultät**
der Eberhard Karls Universität Tübingen

vorgelegt von

Christian, Kübler

aus

Titisee-Neustadt

2023

**Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Eberhard Karls Universität Tübingen**

Dekan: Prof. Dr. Jürgen Leonhardt

**Hauptberichterstatterin: Prof. Dr. Sigrid Hirbodian
Mitberichterstatter: Prof. Dr. Steffen Patzold**

Tag der mündlichen Prüfung: 10.09.2020

Universitätsbibliothek Tübingen, TOBIAS-lib

Teil 1: Text

Die Entstehung der adeligen Höhenburg im 11. Jahrhundert? Historiographie und Neubewertung eines Forschungsparadigmas anhand ausgewählter Burganlagen der Schwäbischen Alb

Einleitung/Hinführung zum Thema	1
Kapitel 1	
Praefatio	5
1. Historiografie	6
1.1. Burgenforschung im 19. und frühen 20. Jahrhundert	7
1.1.1. Laien im Spannungsfeld von Militär, Romantik und Nationalismus	7
1.1.2. „Wie man nicht restaurieren soll“ Bodo Ebhardt und Otto Piper	19
1.1.3. Die Burgenforschung erreicht die Universität	29
1.1.4. Die deutsche Burgenforschung in der Zeit des Nationalsozialismus	34
1.2. Burgenforschung seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts	49
1.2.1. Hans-Martin Maurer begründet den Take-Off der deutschen Burgenforschung	49
1.2.2. Neue Impulse durch die Mittelalterarchäologie	57
1.2.3. Ein neuer Blick auf alte Burgen	66
1.3. Die Kritik an den Kritikern – neue Erkenntnisse der jüngsten Burgenforschung	75
1.3.1. Zentralorte, Ungarnrefugien und der frühmittelalterliche Burgenbau	75
1.3.2. Die mittelalterliche Adelsburg als Wirtschaftsstandort	99
1.3.3. Die mittelalterliche Burg – Kein Symbol der Macht	106
Interfatio	133
Kapitel 2	
2. Vom Stammsitz eines Kaisergeschlechts: Der Hohenstaufen	138
2.1. Die Quellenlage	141
2.2. Datierung der Burganlage	149
2.3. Archäologischer versus schriftlicher Befund	156
2.3.1. Otto von Freising's Bildung	158
2.3.2. Etymologische Hinweise	162

2.3.3. Otto von Freisings <i>causa scribendi</i>	165
2.3.4. Die <i>tabula consanguinitatis</i> und die <i>causa scribendi</i> Wibalds von Stablo	175
2.3.5. Der „Friedhof“ auf dem Hohenstaufen	183
2.3.6. Das „staufische Haus“	193
2.4. Hat beim Hohenstaufen eine Vertikalverschiebung stattgefunden?	204
Exkurs: Das Beispiel Sindelfingen – Calw	222
2.5. Die zentralörtliche Funktion des Hohenstaufen	227
Kapitel 3	
3. Hin und wieder zurück: Burgen im Uracher Raum	231
3.1. Der Hohenurach	231
3.2. Der Runde Berg	234
3.2.1. Besiedlungsgeschichte	235
3.2.1.1. Frühgeschichte und Römerzeit (Ca. 1600 v. Chr. – Ende 3. Jh. n. Chr.)	235
3.2.1.2. Frühalamannische Besiedlungsphase (Mitte 4. Jh. – frühes 6. Jh.)	237
3.2.1.3. Die merowingerzeitliche Besiedlungsphase (7./8. Jh.)	240
3.2.1.4. Die karolingisch/ottonische Besiedlungsphase (9. – 11. Jh.)	242
3.3. Die Diepoldsburg bei Unterlenningen	244
3.3.1. Beschreibung der Anlage	245
3.3.2. Die <i>Thietpoldispurch</i> in den frühmittelalterlichen Schriftquellen	248
3.3.3. Die frühmittelalterliche <i>Thietpoldispurch</i> – eine gräfliche Amtsburg?	252
3.3.3.1. Das frühmittelalterliche Burgenbauregal	257
3.3.3.2. Wer waren die <i>agrarii milites</i> bei Widukind von Corvey?	266
3.3.4. Die <i>Thietpoldispurch</i> als zentralörtlicher Mittelpunktort	274
3.3.4.1. Die verkehrsgeografische Lage	275
3.3.4.2. Bergbau	277
3.4. Das historische Umfeld des Runden Berges	284
3.4.1. Alamannische Eliten auf dem Runden Berg	285
3.5. Neue Herren im Uracher Raum	293
3.5.1. Die Burg Achalm	295

3.5.1.1. Beschreibung der Anlage	295
3.5.2. Die Grafen von Achalm	302
3.5.3. Die Grafen von Urach und noch einmal zurück zum Hohenurach	313
3.5.4. Die adeligen Familien von Achalm/Wülfingen und von Urach – der Versuch einer Annäherung	328
Kapitel 4	
4. Ausblick: Die Grafen von Gammertingen und Burg Baldenstein	333
4.1. Die Grafenfamilie von Gammertingen	335
4.2. Die Burg Baldenstein	340
4.2.1. Beschreibung der Anlage	341
4.3 Die Siedlung Gammertingen – ein weiterer frühmittelalterlicher Zentralort?	345
4.3.1. Die Innenbestattungen der Gammertinger St. Michaelskirche	353
Conclusio	361
Quellenverzeichnis	
Literaturverzeichnis	

Einleitung/Hinführung zum Thema

Burgen waren fester Bestandteil der mittelalterlichen Landschaft und als solche sind sie in letzter Zeit vermehrt Sujet der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit geworden. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass sich heutzutage in der Mediävistik die Überzeugung durchgesetzt hat, Forschungen nach Möglichkeit interdisziplinär anzulegen. Die mittelalterliche Burg hat sich als geradezu prädestiniert für einen solchen interdisziplinären Forschungsansatz herausgestellt und ist von historischer, archäologischer, kunsthistorischer und germanistischer Seite untersucht worden. Dabei hat sich gezeigt, dass ein großes Problem der letzten Jahrzehnte darin bestand, eine allgemeingültige Definition zu finden, die dem in vielen Bereichen komplexen Phänomen Burg gerecht werden kann. Allgemeiner Konsens scheint nur dahingehend zu bestehen, dass die alte Definition, die den militärischen Wert von Burganlagen ins Zentrum stellte, als überholt gilt und stattdessen der multifunktionale Charakter jener Anlagen in den Fokus gerückt ist.

Die nachfolgende Arbeit widmet sich einem Aspekt, über den in der Burgenforschung lange Zeit Einigkeit geherrscht hat: Die Entstehung der hochadeligen Höhenburg in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Dank der vermehrt interdisziplinären Forschungen der letzten Jahre sowie neuen Methoden und Ansätzen ist aber auch diese Ansicht inzwischen ins Wanken geraten und bedarf deshalb einer gründlichen Neubewertung.

Als methodischer Ansatz ist eine interdisziplinäre Auswertung ausgesuchter Anlagen gewählt worden, die allesamt im geographischen Gebiet des Mittelgebirges der Schwäbischen Alb im heutigen Baden-Württemberg zu verorten sind. Die hierbei genutzten Disziplinen beschränken sich – der Ausbildung des Autors geschuldet – fast ausschließlich auf die Geschichtswissenschaft und die Archäologie. Weiter unten wird gezeigt werden, weshalb diese Disziplinen durchaus als „Kerndisziplinen“ für unsere Fragestellung gelten dürfen. Beides sind historische Fächer, sie versuchen also, Aspekte menschlicher Vergangenheit zu erforschen. Dies geschieht anhand für die jeweilige Fragestellung geeigneter historischer Quellen, die durch das Anwenden der historisch-kritischen Methode rational und allgemein nachprüfbar sein müssen. In der Burgenforschung stellt naturgemäß das Bauwerk erst einmal die Quelle selbst dar, bzw. ihre im Boden befindlichen, älteren Überreste, die durch die Archäologie ergraben, ausgewertet und interpretiert werden. Archäologinnen und Archäologen erarbeiten somit historische Zustände, sprich: Wie könnte eine Burg zu einem

bestimmten Zeitpunkt ausgesehen haben, aus welchen Gebäudeteilen setzte sie sich zusammen, welche Gegenstände haben auf der Anlage Verwendung gefunden (und vieles mehr)? Historikerinnen und Historiker¹ hingegen nutzen nicht das Bauwerk selbst, sondern versuchen, möglichst viele Informationen über jene Anlagen in den Schriftquellen zusammenzutragen. Diese Informationen können im besten Falle über historische Zustände hinausreichen und historische Entwicklungen beschreiben. Beide Disziplinen können also aufgrund unterschiedlich genutzter Quellen unterschiedliche Erkenntnisse für ein und dieselbe Fragestellung erarbeiten und durch Kombinieren dieser einzelnen Ergebnisse zu einer umfassenderen Sicht der Dinge beitragen.

Die nachfolgende Arbeit fühlt sich in erster Linie diesem Ansatz verpflichtet. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Quellenlage für die Fragestellung im Bereich der Schriftlichkeit äußerst rar ausfällt und seit langem bekannt sowie publiziert ist. Andererseits nimmt jedoch durch die im Vergleich zur Geschichtswissenschaft noch recht jungen Disziplin der Mittelalterarchäologie und ihre kontinuierlich durchgeführten Grabungskampagnen in diesem Bereich die materielle Quellenbasis stets weiter zu. Der desolaten Schriftquellenlage ist auch der weitere Umstand geschuldet, dass ein methodischer Ansatz, der sich in den letzten Jahren in den Geschichtswissenschaften immer größerer Beliebtheit zu erfreuen scheint, hier keine Anwendung finden soll: Die Rede ist von der Nutzung soziohistorischer Modelle und Theorien, die vielfach im Fachgebiet der Soziologie entwickelt wurden und inzwischen von der Geschichtswissenschaft vor allem in den Bereichen Kommunikation, Netzwerk und Symbolik Anwendung gefunden hat. Zur Frage nach der Entstehung der Adelsburg können solche Theorien allerdings nur marginales beitragen, wie im nachfolgenden Kapitel am Beispiel der Symbolik von Burgen exemplarisch gezeigt werden soll.² Sie können somit an dieser Stelle unterbleiben.

Die Burgenforschung kann auf eine lange, komplexe und oftmals nicht widerspruchsfreie Geschichte zurückblicken, die stark durch außeruniversitäre Laien geprägt wurde. Deren Vorstellungen und Überlegungen prägen aber bis heute nicht selten viele gängige Ansichten zum Thema innerhalb der Geschichtswissenschaft. Deshalb ist es wichtig, der Historiographie der Burgenforschung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Dementsprechend wird der

¹ Für die restliche Arbeit wird lediglich der Maskulin Sing./Pl. verwendet.

² Siehe hierzu ausführlich Kapitel 1.3.3. Die mittelalterliche Burg – Kein Symbol der Macht.

Forschungsgeschichte nachfolgend ein eigenes, ausführliches Kapitel gewidmet, anstatt sie – wie sonst üblich – im Einleitungskapitel abzuhandeln. Dieser, zugegebenermaßen etwas unübliche, Weg wurde deshalb gewählt, da er die Möglichkeit bietet, die zentralen, wegweisenden Forschungsergebnisse, welche in den letzten Jahren in der akademischen Burgenforschung erzielt wurden, an einer Stelle ausführlich aber gebündelt vorzustellen. Dies hat den Vorteil, dass sie in den darauffolgenden Kapiteln, welche den einzelnen Burganlagen gewidmet ist, als bekannt vorausgesetzt werden können und nicht mehr extra vorgestellt werden müssen. Das Historiographie-Kapitel soll ebenfalls dazu genutzt werden, die bereits erwähnten Aspekte Quellenlage, Forschungsliteratur und Methodik exemplarisch weiter zu vertiefen.

Als Untersuchungsgebiet wurde die Schwäbische Alb, genauer: Die nordwestliche Seite, also die so genannte „Neckarseite“ der Schwäbischen Alb ausgewählt (Abb. 001). Bei der Schwäbischen Alb handelt es sich um ein Mittelgebirge, das den südwestdeutschen Raum schräg von Nordosten nach Südwesten durchzieht. Je nachdem, welcher wissenschaftlichen Disziplin gefolgt wird, ist das Gebirge zwischen ca. 180 bis 200 Km lang und ca. 35 bis 40 Km breit. Da im Nordosten mit dem Nördlinger Ries sowohl die kulturgeografischen als auch geologischen Grenzen weitestgehend deckungsgleich sind, ist eine Abgrenzung zur anschließenden Fränkischen Alb allgemein unstrittig. Im Südwesten hingegen endet die Alb kulturgeografisch meist aufgrund der schwäbisch-niederalemannischen Sprachgrenze im Raum Tuttlingen/Spaichingen, während aus geologischer Sicht ihre südöstlichen Ausläufer weiter bis zum Hochrhein bei Schaffhausen reichen. Für die vorliegende Untersuchung ist diese Frage aber nicht von Belang und soll deshalb an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden.

Die Schwäbische Alb ist Teil des südwestdeutschen Schichtstufenlandes und bildet zusammen mit dem Schweizer Jura im Südwesten und dem Fränkischen Jura im Nordosten das Juragebirge zwischen Genf und Coburg. Während die Schwäbische Alb im Süden zum Donautal hin sanft abfällt, wird sie im Norden durch einen markanten Steilabfall, dem so genannten Albtrauf, vom Albvorland abgegrenzt. Durch eine jahrtausendalte Erosion existieren am Albtrauf zahlreiche Auslieger, Halbinseln und Zeugenberge, des Weiteren findet sich hier eine

ausgeprägte Zertalung.³ Dieses charakteristische Landschaftsbild des Albtraufes ist die Grundvoraussetzung dafür, dass hier eine der burgenreichsten Regionen Südwestdeutschlands vor uns liegt. Gleichsam einer Perlenschnur reihen sich der Lauterstein, der Hohenrechberg, Hohenstaufen, Helfenstein, Hohenstein, Scharfenberg, Aichelberg, Limburg, Teck, Hohenneuffen, Hohenurach, Achalm, Stöffeln, First, Hohenzollern, Schalksburg, Hohenberg, Hohenlupfen, Hohenkarpfen und der Fürstenberg (um nur die wichtigsten zu nennen) von Osten nach Süden den Albtrauf entlang. Aufgrund des weniger dramatischen Abfalls der Schwäbischen Alb zum Süden hin findet man hier zwar insgesamt weniger Burganlagen, doch gerade das stark zerklüftete Donautal hat ähnlich wie der Albtrauf eine beeindruckende Burgenlandschaft zu bieten. So kann man - vorsichtig geschätzt - von mindestens 200 Burganlagen auf der Schwäbischen Alb ausgehen. Da jedoch ein wissenschaftlicher Gesamtkatalog für diese Region noch nicht existiert, wird die Zahl der Anlagen deutlich höher liegen.⁴

³ **MEYNEN** Emil u.a., Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Bundesanstalt für Landeskunde, Remagen/Bad Godesberg 1953 – 1962 (9 Lieferungen in 8 Büchern, aktualisierte Karte 1:1.000.000 mit Haupteinheiten 1960).

⁴ **BUMILLER** Casimir, Geschichte der Schwäbischen Alb. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Gernsbach 2008, S. 77.

Praefatio

Wir wissen es leider nicht genau, aber irgendwann um das Jahr 1070 herum, hat Herzog Friedrich I. von Schwaben – damals noch als junger Graf⁵ – beschlossen, seinen Wohnsitz im Tal zu verlassen, um fortan auf seiner neu errichteten Burg auf dem Berg Staufen zu „residieren“ und damit die Tradition zu begründen, sich und seine Nachfahren nach eben jener zu benennen. So jedenfalls wollte es Hans-Martin Maurer 1969 in seinem Aufsatz über die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland⁶ verstanden wissen.

Es ist Maurers großer Verdienst, den „Typus“ der Adelsburg (in Südwestdeutschland), die er als eine kompakte Burganlage, die meist auf der Berghöhe um die Mitte des 11. Jahrhunderts erbaut worden war und den Adeligen als Wohnstatt diente, erkannt und herausgearbeitet zu haben.⁷ Darüber hinaus waren es unzweifelhaft seine Arbeiten zur hochmittelalterlichen Adelsburg⁸, die der historischen Burgenforschung neue Impulse gegeben haben. Nicht zuletzt deshalb, da seine Ausführungen allein auf nüchternen Beobachtung beruhten und er als einer der wenigen Historiker offen zur Diskussion stellte, dass das Feld der Burgenforschung bis dahin von unbelegten oder laienhaften Aussagen und Theorien geradezu durchzogen war. Aus diesem Grunde hätten sich viele Wissenschaftler nicht auf diesen schwierigen Bereich der Forschung einlassen wollen, wie später Thomas Biller resümierte.⁹

Doch bevor wir Maurers Arbeiten zur hochmittelalterlichen Adelsburg und die jüngeren Forschungen näher betrachten, tut es Not, einen Blick zurückzuwerfen, auf deren Anfänge im frühen 20. Jahrhundert und ihre Protagonisten. Ohne diesen Hintergrund zu kennen ist es

⁵ Friedrich I. wurde um 1050 geboren, er war damals also ungefähr 20 Jahre alt, siehe: **SCHWARZMEIER** Hansmartin, Friedrich I. Herzog von Schwaben, in: Lexikon des Mittelalters. Band 4, München 1988, Sp. 958f.

⁶ **MAURER** Hans-Martin, Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 117, Karlsruhe 1969, S. 297. Noch einmal von ihm dargelegt in: **MAURER** Hans-Martin, Der Hohenstaufen. Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses, Stuttgart, Aalen 1977, S. 13.

⁷ **ZOTZ** Thomas, Burg und Amt – zur Legitimation des Burgenbaus im frühen und hohen Mittelalter, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, Ostfildern 2012, S. 141.

⁸ Um nur die wichtigsten zu nennen: **MAURER** Hans-Martin, Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert. Studien zu den landesherrlich-eigenen Burgen, Schlössern und Festungen (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen 1. Band), Stuttgart 1958; **MAURER** Hans-Martin, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. Untersuchungen zur Entwicklung des Burgenbaus, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 115, Karlsruhe 1967, S. 61 – 116; **Maurer**, Entstehung, **MAURER**, Hohenstaufen; **MAURER** Hans-Martin, Zum Stand der mittelalterlichen Burgenforschung, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 56, Stuttgart 1997, S. 435 – 446.

⁹ **BILLER** Thomas, Burgenforschung heute – Gedanken aus der Praxis, in: Forschungen zu Burgen und Schlössern. Band 1, Berlin/München 1994, S. 11 – 13.

schwierig, Maurers Thesen angemessen zu würdigen und nachzuvollziehen, welche Türen er für die weitere historische Erforschung der mittelalterlichen Burg geöffnet hat.

Kapitel 1

1. Historiografie

Natürlich kann ein Forschungsüberblick zum Thema „mittelalterliche Burg“ heutzutage nur ein unvollständiger sein. Die Komplexität des Forschungsgegenstandes und die Vielzahl unterschiedlichster internationaler Fachdisziplinen aus dem (überwiegend) geisteswissenschaftlichen Bereich, die sich, nicht erst in den letzten Jahren, verstärkt dem Phänomen „Burg“ zugewandt haben, hat seit den 1970er zu einer geradezu explosionsartigen Steigerung der Forschungsliteratur geführt. Die Auswertung dieser umfangreichen Literatur, die den einzigen Weg bietet festzustellen, ob ein beobachtetes Einzelergebnis tatsächlich lediglich ein solches darstellt oder eben doch vielmehr Grundlage für ein allgemeineres, bisher nicht beachtetes Phänomen darstellt, ist inzwischen von einzelnen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen nicht mehr zu leisten. Eine Einschränkung der Darstellung erscheint somit unausweichlich. Deshalb wird im Folgenden der Fokus der Historiographie in erster Linie auf diejenigen Aspekten, Untersuchungen und ihren Protagonisten liegen, die für die Frage nach der Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland¹⁰ von großer Bedeutung waren und sind.

Für die Burganlagen selbst hat bereits Thomas Biller 1993¹¹ eine wegweisende Arbeit vorgelegt, in der der damalige Forschungsstand ausführlich dargelegt wurde. Diese stellt die Grundlage der nachfolgenden Ausführungen dar. Natürlich sollen hier aber auch die Burgenbauer selbst, der früh- und hochmittelalterliche Adel, und die Geschichte ihrer Erforschung ebenfalls berücksichtigt werden.

¹⁰ Aufgrund der räumlichen Eingrenzung der Arbeit auf Südwestdeutschland wird sich auch dieses Kapitel auf die Entwicklungen im deutschsprachigen Raum beschränken. So reizvoll es auch wäre, eine Ausweitung der Übersicht auf Europa würde den Rahmen deutlich sprengen.

¹¹ **BILLER** Thomas, Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Gestaltung, Berlin/München 1993. Eine zweite Auflage erschien 1998.

1.1. Burgenforschung im 19. und frühen 20. Jahrhundert

1.1.1. Laien im Spannungsfeld von Militär, Romantik und Nationalismus

Am Anfang sollen lediglich zwei Vertreter der frühen Burgenkunde und ihre damals und teilweise auch heute noch einflussreichen Werke kurz vorgestellt werden. Als erstes ist an dieser Stelle Georg Heinrich Krieg von Hochfelden zu nennen.¹²

Der am 18. Februar 1798 in Karlsruhe als Sohn eines markgräflichen Hofrates geborene Krieg von Hochfelden durchlief eine äußerst erfolgreiche Militärkarriere, an deren Ende er den Rang eines großherzoglich indischen Generalmajors bekleidete. Seine große Leidenschaft galt allerdings den historischen Studien. Neben seiner hervorragenden Bildung, die er sich im Lyzeum von Rastatt erworben hatte, unterhielt er enge Kontakte zum damaligen Direktor des badischen Generallandesarchivs Franz Joseph Mone und dem Frankfurter Historiker Johann Friedrich Böhmer. Aufgrund seiner militärischen Laufbahn mag es dabei wenig verwundern, dass sich Krieg von Hochfelden vor allem mit dem mittelalterlichen Wehrbau beschäftigte und 1859 ein Werk zur *Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland, mit Berücksichtigung der Nachbarländer von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen*¹³ veröffentlicht hat. Krieg von Hochfelden hatte die fixe Idee, und darin folgte er seinem Mentor Mone, dass ein aus Buckelquader errichtetes Bauwerk eine derart hohe handwerkliche Fähigkeit voraussetze, wie sie nur in der antiken Kultur des Mittelmeerraumes, sprich der römischen, verbreitet gewesen sei. Der Mensch des Mittelalters wäre dazu nicht in der Lage gewesen. Als geradezu herausragendes Beispiel römischer Baukunst in Südwestdeutschland stellte für ihn – auch darin folgte er Mone – die Burg Steinsberg (Weiler bei Sinsheim) mit ihrem achteckigen Hauptturm¹⁴ dar:

¹² Zur folgenden kurzen Biographie siehe: **WEECH**, Friedrich von, „Krieg, Georg Heinrich“, in: Allgemeine Deutsche Biographie (1883), S. 162-163 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116536462.html?anchor=adb>.

¹³ **KRIEG VON HOCHFELDEN** Georg Heinrich, *Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland mit Berücksichtigung der Nachbarländer von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen*, Stuttgart 1859.

¹⁴ **Ebd.**, S. 88 – 98. Inwieweit Krieg von Hochfelden in dieser Sichtweise durch seinen Mentor Mone beeinflusst wurde ist schwer nachzuvollziehen. Mone war jedenfalls geradezu davon besessen, in allen Burgen römische Anlagen zu sehen: „*Da entsteht die natürliche Frage, wer soll den Steinsberg gebaut haben? und die Antwort lautet: Im Mittelalter war in der ganzen Gegend Niemand, der es konnte. Weder der Adel des Kraich- und Elsenzgaues hatte dazu das Vermögen und die Bedeutung, noch die Pfalzgrafen, und Niemand, weder die Pfalzgrafen noch die Lehensleute haben in der Gegend ein Bauwerk hinterlassen, das dem Steinsberg gleich käme. Außerdem hat diese Burg eine Lage, die für das Kriegswesen im Mittelalter gar nicht geeignet war. Diese Thatsachen führen nothwendig auf eine frühere Erbauung des Weilers zurück, und zwar in die römische Zeit.*“

„Die hohe technische Vollendung [des Turmes], auf die wir weiter unten zurückkommen werden, bestätigt diese Vermuthung, denn die technische Ausführung war bei den Römern in dem Maasse besser, als sie dazu die nöthige Muse hatten, und am reichlichsten ward ihnen diese in den Zeiten der Antonine, d. h. im Laufe des II. Jahrhunderts. [...] Der Steinverband des Thurmes gehört unter das trefflichste, was sich in dieser Art diesseits der Alpen erhalten hat.“¹⁵

Diese Auffassung vom römischen Ursprung mittelalterlicher Burgen war damals allgemein anerkannter Forschungsstand. Allerdings sollte sich bald Widerstand gegen diese Sichtweise regen, was zu unserem zweiten Protagonisten, Karl August von Cohausen, führt.¹⁶ Genau wie Krieg von Hochfelden hatte auch von Cohausen eine militärische Laufbahn eingeschlagen. Geboren wurde er am 17. April 1812 im Palazzo Firenze in Rom, wo sein Vater Salentin von Cohausen als kaiserlich-französischer Postdirektor (Directeur des estafettes) tätig war. Nach häufigem Ortswechsel legte er 1831 in Trier sein Abitur ab und trat anschließend in die 8. Pionierabteilung der preußischen Armee in Koblenz ein. Nach mehreren Versetzungen quittierte er schließlich 1840 seinen Dienst bei der Armee, um den Posten des 2. Direktors der Steingutfabrik Villeroy & Boch in Mettlach übernehmen zu können. Diese Aufgabe sollte aber nur ein kurzes Intermezzo bleiben, denn mit dem Ausbruch der Revolution von 1848/49 kehrte von Cohausen zum Militär zurück, wo er bis 1851 in Köln und Saarlouis stationiert war. Es folgten 20 Jahre mit weiteren Versetzungen u.a. nach Mainz, Koblenz, Frankfurt und Paris,

Vgl. **MONE** Franz Joseph, Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts. Erster Band. Die Römer im oberrheinischen Gränzland, Karlsruhe 1845, S. 279. Sicherlich war dieser Blick durch die römische Brille auch den damaligen Zeitumständen geschuldet. Die klassische Archäologie etablierte sich als wissenschaftliches Fach an den Universitäten und es war die Zeit der großen, spektakulären Ausgrabungen, hier sollen nur Troia, Pompeji und der minoische Königspalast von Knossos genannt werden. Es verwundert kaum, dass Mone die Steinmetzzeichen am Turm der Burg Steinsberg ausgerechnet mit Steinmetzzeichen aus Pompeji vergleicht. Vgl. **Ebd.**, S. 257. Was die Burg Steinsberg angeht hat es nicht lange gedauert, bis Kritik an der Deutung als römischer Bau geäußert wurde. 1890 griff Friedrich Pfaff Mone und Krieg von Hochfelden für ihre Interpretation scharf an: „Überhaupt kann dieser Turm [der Burg Steinsberg] im allgemeinen als typisch für ähnliche Bauten der romanischen und frühgotischen Zeit gelten. [...] Ja man hat sogar versucht diesen Turm und den Mantel als unverkennbares Römerwerk zu deuten und man hat es vermocht bis auf den heutigen Tag die öffentliche Meinung in dieser Meinung zu beeinflussen. Der Urheber dieser irrigen Behauptung ist der ehemalige Direktor des Karlsruher Archivs Franz Josef Mone, welcher in seiner Urgeschichte des badischen Landes (1845) allen Spuren des Römervolkes bei uns nachzugehen unternahm und zu dem befremdlichen Schlusse kam, fast alle älteren Burgen für Römerwerke zu erklären. [...] In Mone's Fusstapfen trat G. H. Krieg von Hochfelden. Nach ihm sollte die Burg wesentlich der Telegraphierung mit anderen Römerburgen gedient haben (89).“ Vgl. **PFAFF** Friedrich, Die Burg Steinsberg bei Sinsheim und der Spruchdichter Spervogel, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 44, Freiburg 1890, S. 82, 89 und 90. Neben vielen anderen hat auch Hans-Martin Maurer den mittelalterlichen Ursprung dieser Burg klar herausgearbeitet. Vgl. **MAURER**, Bauformen, S. 79 und S. 88.

¹⁵ **KRIEG VON HOCHFELDEN**, Geschichte, S. 91 und S. 92.

¹⁶ Zur folgenden kurzen Biographie siehe: **GROßMANN** Ulrich, Bau- und Burgenforschung im Werk Karl August von Cohausens, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Band 123, Wiesbaden 2012, S. 454 – 458.

bevor er 1870 der Armee abermals den Rücken kehrte und im darauffolgenden Jahr zum königlichen Konservator in Wiesbaden berufen wurde. Wissenschaftliche Erfahrungen hatte er aber bereits früher sammeln können. So war er Teilnehmer an der zweiten Gründungsversammlung des Gesamtverbandes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1852, bei der er die Leitung der Mittelaltersektion übernahm und anschließend in den Vorstand des Römisch-Germanischen Zentralmuseums gewählt wurde. 1861 folgte die Mitgliedschaft im Gelehrtenausschuss des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Ab 1885 bis zu seinem Tod neun Jahre später saß er dort zusätzlich im Verwaltungsrat. Aufgrund der vielen Ortswechsel und des Besuchs der vereinigten Artillerie- und Ingenieursschule in Berlin, die seiner Offizierslaufbahn geschuldet waren, sowie seines Engagements in den damals noch jungen historischen Vereinen und Museen hatte von Cohausen die Möglichkeit, die geknüpften Kontakte mit den jeweiligen Fachleuten, Wissenschaftlern und Interessierten für seine eigenen Arbeiten und Forschungen zu nutzen (man würde heute in der Geschichtswissenschaft von einem „Netzwerk“ sprechen).

Blickt man auf von Cohausens Lebenslauf, mag es kaum verwundern, dass auch bei ihm – ganz wie bei Krieg von Hochfelden – historische Wehranlagen im Mittelpunkt seines Interesses standen. Bereits bei seiner Stationierung in Köln 1848 führte er mithilfe seiner Kameraden im Hunsrückgebiet erste archäologische Dokumentationen von Gräben und Befestigungen durch; die von ihm angedachten Nachgrabungen konnten aber zu seinem Bedauern aufgrund der frühen Demobilisierung nicht mehr durchgeführt werden.¹⁷ Im Jahr 1860 erschien sein Aufsatz über die Bergfriede, in dem er sich bereits kritisch zur These vom römischen Ursprung ebenderselben äußerte.¹⁸ Diese Kritik wiederholte er in seinen beiden Hauptwerken *Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung derselben*¹⁹ von 1884 und dem posthum veröffentlichten *Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters*²⁰. Dort schreibt er unter anderem:

„Wir haben oben p. 14 gesehen, wie Mayer gewisse Bauwerke für nicht römisch ansieht, weil sie keine Bossenquadern aufzuweisen haben, und andere als römisch

¹⁷ GROBMANN, Burgenforschung, S. 454f.

¹⁸ COHAUSEN Karl August von, Die Bergfriede, besonders rheinischer Burgen, in: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Band 28, Bonn 1860, S. 1 - 53, hier S. 45.

¹⁹ COHAUSEN Karl August von, Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung derselben, Wiesbaden 1884, S. 23 – 26.

²⁰ COHAUSEN Karl August von, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters, Wiesbaden 1898, S. 161f.

anpreist, weil sie Bossenquadern enthalten. [...] Mit solchen Steinen [...] sind nun die meist quadratischen, selten runden Türme erbaut, welche lange Zeit für römische gehalten worden sind. [...] So stehen wir vor einem Bergfried des 12. bis 13. Jahrhunderts, der sich durch nichts von den nicht mit bossierten Quadern erbauten unterscheidet, als eben durch die Bossen. [...] Es sind eben alle deutschen Reichsburgern und noch einige andere, die im 12. Jahrhundert gegründet wurden, in dieser Weise erbaut. [...] James Yates sagt in seinem trefflichen Schriftchen über den Pfahlgraben (Augsburg 1855), dass er eher eine chinesische Pagode, als diese Türme für römisch erklären könne.²¹

Die hier zutage tretende Polemik, mit der von Cohausen gegen seine romanophilen Kollegen anscrieb, soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er durchaus bestrebt war, seine Thesen zu versachlichen. Auch wenn viele seiner damaligen Ansichten z.B. zur militärischen Bedeutung des Bergfrieds heutzutage als überholt gelten dürfen, muss man von Cohausen sicherlich konstatieren, dass er in seinen Arbeiten bemüht war, zwischen Fakten und eigener Meinung zu unterscheiden. Bei seiner Beschäftigung mit den Bergfrieden, um bei diesem Beispiel zu bleiben, versuchte er aus der topografischen Lage und Architektur sowohl Rückschlüsse auf deren strategischen und militärischen Wert zu ziehen als auch daraus Anhaltspunkte für eine Datierung und eine relative Chronologie dieser Steintürme zu erarbeiten.²²

Man könnte die Biographien früher Protagonisten hier leicht fortführen, man denke nur an August von Essenwein (1831 – 1892)²³ oder Julius Naehher (1824 – 1911)²⁴, doch die beiden hier gezeigten Beispiele reichen durchaus aus, um die wichtigsten Charakteristika früher Burgenforschung in Deutschland zu verdeutlichen: Viele der frühen Forscher stammen aus dem Adel und hatten somit ein enges Verhältnis zum Militär, ja haben dort sogar Karrieren gemacht und nicht selten eine Ausbildung zum Militäringenieur absolviert. So mag es kaum verwundern, dass die damit verbundene Beschäftigung mit modernem Festungsbau und Kriegsgerät in einer Zeit des entstehenden Nationalismus leicht zu einer Affinität und Beschäftigung mit historischer Wehrtechnik geführt hat. Dies trifft auch auf andere frühe

²¹ COHAUSEN, Grenzwall, S. 23-25.

²² GROBMANN, Burgenforschung, S. 460.

²³ ESSENWEIN August von, Die Kriegsbaukunst, in: Handbuch der Architektur. Zweiter Teil: Die Baustile. 4. Band: Die romanische und gotische Baukunst. Erstes Heft, Darmstadt 1889. August von Essenwein war ab 1866 Erster Direktor des Germanischen Nationalmuseums und eng mit Karl August von Cohausen befreundet.

²⁴ NAEHER Julius, Die militärarchitektonische Anlage der Ritterburgen der Feudalzeit. Insbesondere die Darstellung verschiedener Bauarten bei den Schwaben, Franken, Normannen, Burgunder und Langobarden, München 1893; NAEHER Julius, Die deutsche Burg. Ihre Entstehung und ihr Wesen insbesondere in Süddeutschland, Berlin 1885; NAEHER Julius, Die Burgenkunde für das südwestdeutsche Gebiet, München 1901.

Burgenforscher zu, die nicht aus dem Adel und dem Militär stammten, aber ebenfalls Architekten und Ingenieure waren wie z.B. Julius Naeyer. Oft beließ man es sogar nicht nur bei der Erforschung historischer Denkmäler, sondern machte sich zugleich daran, ganz dem Wesen des Ingenieurs und Architekten geschuldet, diese wieder instand zu setzen. Karl August von Cohausens Popularität lag sicherlich nicht zuletzt an seinen durchgeführten Ausgrabungen und Rekonstruktionen des Kastells Saalburg in den 1870er Jahren.

In der heutigen Forschung werden diese frühen Anfänge der Burgenforschung zumeist recht negativ beurteilt. Doch vielleicht ist es an der Zeit, wenigstens eine kleine Lanze für die heute so oft gescholtenen Laien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu brechen? Der Vorwurf, man hätte die mittelalterliche Burg nur als militärischen Verteidigungsbau angesehen und erforscht, greift hier zu kurz. Natürlich stand dieser Aspekt im Vordergrund, ganz den Ausbildungen und den Interessen der damaligen Protagonisten geschuldet, sie haben aber auch nie behauptet, andere Aspekte als den militärischen untersuchen zu wollen. In von Cohausens Titel taucht zwar das Wort Befestigungsweisen, nicht aber der Begriff Burg auf, es wird somit sofort deutlich, worum es ihm letztlich ging. Nur einen bestimmten Aspekt einer komplexen Sache zu untersuchen, wird man aber schwerlich kritisieren können, schließlich arbeitet die Geisteswissenschaft noch heute mit vergleichbarer Vorgehensweise. Gleiches gilt für die damalige Methodik und Grabungstechnik. Selbstverständlich sind viele der damaligen Ansichten heute längst überholt und widerlegt, allerdings stehen uns heute auch deutlich mehr Möglichkeiten zur Verfügung, sei es auf dem Gebiet einer professionellen Ausbildung, der Methodik, technischer Gerätschaften, Kommunikation und nicht zuletzt Forschungserfahrung und -ergebnisse der vergangenen über einhundert Jahre. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten mögen frühe Burgenforscher durchaus gute Arbeit geleistet haben und waren sicherlich ernsthaft daran interessiert, gute wissenschaftliche Arbeit abzuliefern. Dies zeigt sich auch darin, dass sich nicht wenige von Ihnen früh in den damals entstehenden Altertumsvereinen, Archiven und Museen engagierten und dort auch oft hohe Positionen einnahmen. Man könnte den Spieß an dieser Stelle auch umdrehen und sich fragen, warum sich damals lediglich Laien mit mittelalterlichen Burgen beschäftigten. Die klassische Archäologie hatte sich zu dieser Zeit gerade erst als wissenschaftliches Fach etabliert und konzentrierte sich auf die antike Welt des Mittelmeerraumes mit ihren heute noch als spektakulär geltenden Grabungen in Troia, Pompeji, Mykene oder Ninive. An den damaligen Universitäten wäre Burgenforschung eine Sache der Kunsthistoriker gewesen. Nun ist es

bekanntlich eine alte Binsenweisheit, dass sich die Kunstgeschichte nicht nur mit Bildnissen, sondern auch mit Architektur beschäftigt, an profanen Bauten hatten die Kunsthistoriker zu jener Zeit allerdings kein Interesse. Ihre Vorliebe galt den spektakulären Kirchen und Kathedralen des Mittelalters, wie von Cohausen bereits 1860 festgestellt hat.²⁵ Dies ist auch durchaus nachvollziehbar: Zum einen ist eine Kathedrale in einer großen Stadt deutlich leichter zugänglich als eine abgelegene Ruine auf dem Gipfel eines hohen Berges, zum anderen bieten Kirchen durch ihre reiche architektonische Ausschmückung eine viel bessere Basis für eine vergleichende Stilanalyse und der daraus resultierenden Einordnung und Datierung, als dies bei Burgen der Fall ist. Somit ist festzuhalten, dass zur damaligen Zeit von wissenschaftlicher Seite aus kaum Interesse an der Erforschung von Burgen bestand und Laienforscher somit auf sich alleine gestellt waren.

Es gibt noch einen weiteren Punkt, der im Zusammenhang mit der frühen Burgenerforschung auf alle Fälle berücksichtigt werden muss: Neben dem prägenden Einfluss von Militär und Nationalismus auf die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts entstand am Ende des 18. Jahrhunderts die Geistesströmung der Romantik, die sich durchaus mit letzterem überschneiden konnte und das Denken und Handeln jener Zeit mindestens genauso stark geprägt hat (und auch heute noch so manche Sicht auf Burgen und Burgruinen erklären mag). Konnte Johann Wolfgang von Goethe noch im Brustton der Überzeugung schreiben: *Edel sey der Mensch, hilfreich und gut!*²⁶ stellte diese Aussage für die Künstler der Romantik keine Option mehr dar. In ihrem Selbstverständnis durchaus als Gegenbewegung zur (Weimarer) Klassik mit ihrem Streben nach Objektivität, Vollendung und fester Ordnung, legte die (Spät-) Romantik ihre Akzente unter anderem auf Subjektivität, Individualisierung und das Spekulative, im Mittelpunkt standen nun das Traumhafte, das Übersinnliche, das Grenzenlose. Nicht mehr der göttliche Mensch steht nun im Vordergrund, sondern seine Ängste, seine Sorgen, sein Wahnsinn. Stellte für die Klassik die Antike das goldene Zeitalter dar, an dem es sich zu orientieren galt, war das Vorbild der Romantiker das Mittelalter. Darüber hinaus hatte die Vorstellung und Ausarbeitung einer romantischen Naturphilosophie eine nicht zu unterschätzende Wirkung, die, nach damaliger Meinung, mithilfe der Kunst am besten verdeutlicht werden konnte.²⁷ Bei Betrachtung all dieser Aspekte mag es kaum verwundern,

²⁵ COHAUSEN, Die Bergfriede, S. 1.

²⁶ GOETHE Johann Wolfgang von, Das Göttliche, in: Goethes Schriften. Achter Band, Leipzig 1789, S. 215.

²⁷ Gute Einführungen und Überblicke zur Romantik und deren Auseinandersetzung und Abgrenzung zur Klassik bieten KREMER Detlef, Romantik. Lehrbuch Germanistik, Stuttgart/Weimar ³2007, S. 8 – 58 oder BORCHMEYER

dass die Burgruine schon bald zu einem der zentralen Motive der Romantik wurde, vereinte sie doch das mythisch und nationalistisch verklärte Mittelalter mit der Suche nach dem Wunderbaren und Phantastischen, weckte und befriedigte zugleich die Sehnsüchte und das neue Naturgefühl der Zeitgenossen.

Schon lange ihrer ursprünglichen Gestalt beraubt, wandelte sich die Burg im Laufe der Jahrhunderte durch stetigen Verfall und die sich über sie ausbreitenden Natur zur Ruine, die somit zum Inbegriff der Symbiose zwischen Menschenwerk und Natur wurde.²⁸ 1786 schrieb der Gelehrte Karl Philipp Conz in seinem Werk über das Ritterwesen:

„Es sind gemischte Gefühle von Wehmuth, Schauer und Freude mit welchen wir an den so häufigen Ruinen alter zerstörter Raub- und Ritterschlösser vorübergehen. Das kraftvolle Bild der alten Stärke unserer Väter tritt da wie eine herkulische Erscheinung mit all dem Riesenmäßigen das die Fantaste ihm leiht, vor unser Seel auf.“²⁹

Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie sehr man sich geistig bereits im 18. Jahrhundert von der mittelalterlichen Burg und ihrem ursprünglichen Zweck entfernt hatte, denn dem idealtypischen und romantisch verklärten Bild der allgegenwärtigen Ruinen konnte sie nichts mehr entgegensetzen.³⁰ Zumal dieses Bild für die Zeitgenossen ja auch kein Neues war. Es mag uns im ersten Moment überraschen, aber das Burgensterben begann schon deutlich früher, nämlich bereits seit dem 14. Jahrhundert und zog sich bis ins 16. Jahrhundert fort.³¹ Im späteren Mittelalter durchlebte die Gesellschaft einen starken wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Wandel, sodass viele Burgen ihren ursprünglichen Sinn verloren hatten oder von ihren Besitzern nicht mehr unterhalten werden konnten. Militärische Auseinandersetzungen haben dabei übrigens nur eine untergeordnete Rolle gespielt, vielmehr verlagerte sich das Leben ins Tal, in die Städte und die dortigen landesfürstlichen Höfe.³² Schon im 16. Jahrhundert war die Burgruine auf der Höhe ein Bestandteil der gerade erst entstandenen

Dieter, Zur Typologie des Klassischen und Romantischen, in: Goethe und das Zeitalter der Romantik (Stiftung für Romantikforschung Band 21), Würzburg 2002, S. 19 – 29.

²⁸ ZEUNE Joachim, Rezeptionsgeschichte und Forschungsgeschichte, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Band 1. Bauformen und Entwicklung, Stuttgart 1999, S. 21; SEIDENSPINNER Wolfgang, Kinder der Natur, Kinder der Nation. Die neue Rezeption von Burg und Volkssage in der Romantik, in: Badische Burgen aus romantischer Sicht: Auswahl aus den Beständen des Augustinermuseums, Freiburg 1993, S. 28 – 35.

²⁹ CONZ Karl Philipp, Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland, Gotha 1786, S. 105.

³⁰ ZEUNE, Rezeptionsgeschichte, S. 22.

³¹ Ebd., S. 16 – 19.

³² MEYER Werner, die Eidgenossen als Burgenbrecher, in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz. Band 145, Stans, 1992, S. 7 – 13.

Landschaftsmalerei (Abb. 002)³³ und gehörte bereits nicht mehr zur zeitgenössischen Architektur. Dies mag die damaligen Künstler dazu verleitet haben, die ehemals intakten Höhenburgen und deren Umgebung in ihren Werken besonders spektakulär zu überzeichnen, da auch Sie bereits den ursprünglichen Zweck dieser Bauwerke eventuell nicht mehr korrekt nachvollziehen konnten. Die Kupferstiche Merians der Burg Fleckenstein im Elsass³⁴ oder der Burg Wildenstein in Baden-Württemberg³⁵ mögen dies besonders gut verdeutlichen.³⁶

Kehren wir nun wieder ins 19. Jahrhundert zurück und machen uns noch einmal an einigen Beispielen klar, wie stark das Motiv des Mittelalters und der Burgruine, vermittelt vor allem durch die Künstler der Romantik, in der damaligen Gesellschaft verwurzelt war und weshalb es somit kaum überrascht, dass die Burgenforscher jener Zeit sich dieser Wirkung ebenfalls nur schwer hatten entziehen können. Gustav Schwab dichtete:

Die Schwabenalb.

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gem Eichengrund,
Und vor mir Kett' auf Kette
Du festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn:

Ganz ferne dort zur Linken,
In ros'gem Abendschein,

³³ **WOLF** Huber, Donaulandschaft bei Krems, Federzeichnung 1529. Weitere Maler dieser Zeit die ebenfalls auf das Landschaftsmotiv der Burgruine zurückgriffen wären z.B. Albrecht Altdorfer oder Pieter Brueghel d. Ä.

³⁴ **MATTHAEUS** Merian, Fleckenstein im Elsaß, 1663.

³⁵ **MATTHAEUS** Merian, Wildenstein, BW, 1643

³⁶ **ZEUNE**, Rezeptionsgeschichte, S. 20.

Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Rosenstein.

Gesang! vorüberschwelle
An seiner Felsenkluft;
Mit leuchtender Kapelle
Der fromme Rechberg ruft.

Ich spend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So schau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut.

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Vorüber nun an Bergen,
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg von Särgen,
Umlagern dieses Schloß.

Durch Höh'n und Thäler flüchtig,
Bis zu dem scharfen Eck:
Dort aber steht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Mit Felsen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht sein Spiel,
Zu schau'n und zu erzählen
Giebt's hier des Ernsten viel.

Man hat dich lassen schleifen,
Vergessner Waffensaal!
Wie neu erbaut, o Neufen,
Glänzt du im Sonnenstrahl.

Und süß tönt's, wie die Cither,
Aus deiner Hallen Grund! –
Dort sang dein edler Ritter
Von Liebchens rothem Mund.

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit morschen Thurmeserkern,
Mit seines Dichters Grab.

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe sich und Halm
Um deinen schlanken Gipfel,
Du herrliches Achalm! –

Dort, wo die Eichen sprossen,
Wo Heidenmäler stehn,
Von Farren und von Rossen
Noch sprechen jene Höh'n.

Doch Blick und Lied in vollern,

In schnellern Bahnen zieht!
 Das ist ja Hohenzollern,
 Was noch so sonnig glüht!

Der Staufen ist gesunken
 In abendliche Nacht,
 Du aber stehst noch, trunken
 Von königlicher Pracht!

Und höher, höher ziehet
 Der Sonne letzter Strahl,
 Bis er auch dir entfliehet,
 Und deine Stirn ist fahl.

Und Duft und Nebel füllet,
 Was rings von Bergen steht,
 Und Herz und Lied sich hüllet
 In schweigendes Gebet.³⁷

Eindrücklich beschreibt Gustav Schwab in seinen *Wanderungen durch Schwaben*³⁸ die Erkundung der Burgruine Reußenstein³⁹ auf der Schwäbischen Alb und Wilhelm Hauff

³⁷ **SCHWAB** Gustav, die Schwabenalb, in: Gedichte. Band 1, Stuttgart/Tübingen 1828, S. 299 – 302. Weitere sehr anschauliche Gedichte, welche den damaligen Zeitgeist widerspiegelt, stammen von Friedrich Hölderlin, siehe: **HÖLDERLIN** Friedrich, Burg Tübingen, in: Hölderlin. Sämtliche Werke. Band 1. Gedichte bis 1800, Stuttgart 1969, S. 101 – 103 und Ludwig Uhland, siehe: **UHLAND** Ludwig, Die Berge, in: Uhlands Werke. Erster Band, Leipzig/Wien 1893, S. 411f.

³⁸ **SCHWAB** Gustav, Wanderungen durch Schwaben, Leipzig 1837.

³⁹ **Ebd.**, S. 103, 106f. „Wir führen jetzt den Freund romantischer Natur einem der schönsten Thäler der schwäbischen Alb zu, nachdem wir einige Stunden vom Hohenstaufen vorwärts in das offene Land hinausgetreten sind und ihm die blaue Gebirgskette im Ueberblicke vorgestellt haben. [...]und dem Blicke gerade gegenüber erschei nen als Vorsprung der entgegengesetzten Thalwand die herrlichen Trümmer der alten Veste Reissenstein, als Krone eines Felsen, der sich aus einer Fülle von Wald erhebt. [...]In das Innere der lange fast ungenannten Ruine gelangt man nach mancher Mühseligkeit von deren Rückseite — die auf dem Bilde sichtbare Vorderseite stürzt in tiefen Abgrund nieder — durch eine auf Händen und Füßen zu durchkriechende Höhlung. Dann klettert der keckere Wanderer an den Abgründen des Schuttes hinauf zum höchsten und mächtigsten Thurme, wo sich die Aussicht auf das Neidlingerthal von der andern Seite, und eben deshalb ganz verändert, nach Nordost und Norden viel grossartiger geworden, wiederholt. Dieser viereckige, gegen Nordosten stehende Thurm hat 70 — 80 Fuss Höhe. Gegen Süden zeigt sich das ziemlich vollständige Gerippe eines grossen Wohnhauses, von dem noch drei hohe Mauern stehen, die vierte zerfallen ist. Das Dach fehlt ganz und der Himmel schaut hoch herein. Der Boden des Hauses ist mit wuchernden Ahornen, Eschen und Steinlinden

veröffentlichte 1826 seinen Roman Lichtenstein.⁴⁰ Dieser war im Königreich Württemberg so erfolgreich⁴¹, dass Wilhelm Graf von Württemberg, I. Herzog von Urach aus einer Seitenlinie des Hauses Württemberg 1838 den Lichtenstein und die dazugehörigen Ländereien für insgesamt 8428 Gulden vom Staat erwarb. Sofort wurde damit begonnen, das inzwischen auf dem Felsen errichtete Forsthaus wieder abzureißen und eine „ideale Ritterburg“ im neugotischen Stil, ganz im Sinne des Herzoges, zu errichten (Abb. 003).⁴² Die zwischen 1840 und 1842 fertiggestellte Anlage ist noch heute eines der bekanntesten Schlösser in der Bundesrepublik Deutschland. Betrachtet man Wilhelms Biografie⁴³, zeigen sich einige interessante Gemeinsamkeiten mit den oben vorgestellten Burgenforschern. So machte auch er rasch beim Militär Karriere und wurde 1857 Gouverneur von Ulm, sowie zehn Jahre später General der Infanterie. Aufgrund seines technischen Interesses trug er zur Verbesserung der Konstruktion von Geschützlafetten (Geschütze auf fahrbaren Gestellen) bei. Er verfasste mehrere Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte und war 1843 Mitbegründer und erster Vorsitzender des württembergischen Geschichts- und Altertumvereins sowie des Vereins für vaterländische Naturkunde. 1845 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen.

Herzog Wilhelm hat sich augenscheinlich nicht mehr nur mit einer Ruine zufriedengeben wollen, es musste gleich eine intakte Burganlage sein, eine in seinen Augen „ideale mittelalterliche Ritterburg“. Damit befand er sich allerdings in bester Gesellschaft – Romantik, Nationalismus und Ritterbegeisterung sorgten im 19. und frühen 20. Jahrhundert dafür, dass

angefüllt. Das Ganze ist durch mannichfaltiges Mauerwerk untereinander verbunden und umschlossen. Aus dem Felsen, auf dem eine Art Vorhalle ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die Höhle empor, die jetzt den einzigen Zugang zu dem Schlosse bildet. In der Mauer darüber sind zwei grosse gewölbte Oeffnungen, welche vielleicht die Eingänge zu zwei gewaltigen Zugbrücken gebildet haben, da jener Eingang unmöglich der einzige in das Schloss gewesen sein kann.“ Gustav Schwab hat den Reußenstein bereits in einem früheren Werk beschrieben, siehe: **SCHWAB** Gustav, Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1825, S. 162 – 166.

⁴⁰ **HAUFF** Wilhelm, Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte, Stuttgart 1826. Obwohl im Untertitel selbst als solches bezeichnet, wird das Werk von den Germanisten dem romantischen, sondern dem historischen Roman zugeordnet.

⁴¹ **PFÄFFLIN** Friedrich, Wilhelm Hauff und der Lichtenstein (Marbacher Magazin 18), Marbach 1981, S. 1 – 5. Der große Erfolg mag auch daran gelegen haben, dass wir es bei Hauff mit einem frühen „Selbstvermarktungsexperten“ zu tun hatten, der es anscheinend nur zu gut verstand, wie man sich ins Gespräch bringen konnte, siehe: **NEUHAUS** Stefan, Das Spiel mit dem Leser: Wilhelm Hauff: Werk und Wirkung, Göttingen 2002. Die anhaltende Popularität des Romans zeigte sich auch daran, dass er Gegenstand des ersten Bandes der 1904 neu gegründeten Schriftenreihe „Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte“ der württembergischen Kommission für Landesgeschichte war, siehe: **SCHUSTER** Max, Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte. Erster Band), Stuttgart 1904.

⁴² **Ebd.**, S. 79 – 84.

⁴³ Zur folgenden Biographie siehe: **SCHMIERER** Wolfgang, Wilhelm (I.), in: Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart/Berlin/Köln 1997, S. 384.

Burgruinen in nicht unerheblicher Zahl rekonstruiert und nach den Vorstellungen des Historismus wieder aufgebaut wurden.⁴⁴ Als Beispiele seien neben dem Lichtenstein lediglich die bekannteren Beispiele Hohenzollern⁴⁵, Neuschwanstein⁴⁶ und die Hohkönigsburg genannt. Um letztere entbrannte beim Wiederaufbau zu Beginn des 20. Jahrhunderts sogar ein Streit nationalen Ausmaßes. Dieser führt direkt zu den beiden letzten Burgenforschern, die hier vorgestellt werden sollen: Bodo Ehardt und Otto Piper.

1.1.2. „Wie man nicht restaurieren soll“ Bodo Ehardt und Otto Piper

Keine Forschungsgeschichte zur mittelalterlichen Burg kommt ohne Bodo Ehardt und Otto Piper aus. Dies mag nicht nur an ihrem öffentlich ausgetragenen Streit um den vermeintlich richtigen Wiederaufbau der Hohkönigsburg bei Schlettstadt liegen, der im Zusammenhang mit der damals im Deutschen Reich kontrovers diskutierten Frage des korrekten Konservierens verfallener Bauwerke gesehen werden muss.⁴⁷ Sondern ebenso an ihren jeweiligen Publikationen, die die Burgenforschung nicht nur damals stark geprägt haben und heute vermutlich „die Klassiker“ der Burgenliteratur im deutschen Raum schlechthin darstellen: *Der Wehrbau Europas im Mittelalter*⁴⁸ von Ehardt und Otto Pipers *Burgenkunde*⁴⁹. Beiden Werken ist gemein, dass es sich mehr um Materialsammlungen – bei Piper stehen Begriffsdefinitionen der unterschiedlichen Bauteile von Burgen im Vordergrund, bei Ehardt sind es vor allem die Grund- und Aufrisse ebenjener – als um wissenschaftliche Analysen einzelner Anlagen handelt. Beide beschränkten sich überwiegend auf die noch sichtbare Anlage und versuchten, so viele Burganlagen wie möglich zusammenzutragen, eine Aufgabe, die damals sicherlich nötig war, um überhaupt erst einmal eine systematische Grundlage zu schaffen. Dies bedeutet aber, dass die Burg als Forschungsobjekt auch bei Piper und Ehardt

⁴⁴ Siehe dazu die Seiten 165 – 177 in Band 1 des Handbuchs Burgen in Mitteleuropa.

⁴⁵ **BOTHE** Rolf, Burg Hohenzollern. Von der mittelalterlichen Burg zum nationaldynastischen Denkmal im 19. Jahrhundert, Berlin 1979; **BRAUN** Gerd, Die Burg Hohenzollern als Denkmal des Historismus. in: Burgen und Schlösser. Band 3/1, Braubach 1976, S. 40 – 44.

⁴⁶ **ZEUNE** Joachim, Schloss Neuschwanstein: "im echten Styl der alten deutschen Ritterburgen", in: Burgen in Deutschland, Darmstadt 2006, S. 103 – 110.

⁴⁷ **ZEUNE** Joachim, Burgen - Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg, Regensburg 1996, S. 27f.

⁴⁸ **EBHARDT** Bodo, Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen. 3 Bände, Berlin 1939/1958. Nachdrucke 1977, 1978, 1980 und 1998

⁴⁹ **PIPER** Otto, Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen zunächst innerhalb des deutschen Sprachgebietes, München 1895. Erweiterte zweite Auflage 1905 und endgültige Fassung in der dritten Auflage 1912. Die dritte Auflage wurde in verkürzter Form 1967, 1993 und 2011 nachgedruckt.

ein weitgehend ahistorisches geblieben ist. Otto Piper gelang es immerhin, die bis dato herrschende Meinung vom römischen Ursprung der Burgen zu verdrängen.⁵⁰ Um den bereits oben erwähnten Streit besser nachvollziehen zu können, muss ein Blick auf die Biografien der beiden Kontrahenten geworfen werden.⁵¹

Otto Piper⁵² wurde am 22. Dezember 1841 in Röckwitz, Mecklenburg-Vorpommern geboren. Trotz einer musikalischen Begabung studierte er Jura und arbeitete anschließend in Rostock. Nach einem Zwischenaufenthalt in Straßburg, wo er als Zeitungsredakteur arbeitete, übernahm er 1879 für zehn Jahre das Bürgermeisteramt der Stadt Penzlin, unweit seines alten Geburtsortes. Erst hier begann Piper, sich ernsthaft mit Burgen und Altertümern auseinanderzusetzen. Laut eigener Aussagen hatte er bis in seine dreißiger Lebensjahre lediglich „vier Burgenreste“⁵³ und keinerlei Fachliteratur zum Thema studiert, doch in Penzlin angekommen, es mag auch an der damaligen Abgeschlossenheit des Ortes gelegen haben,

⁵⁰ **BILLER**, Burgenforschung, S. 10. Neben den beiden bereits genannten Werken haben sowohl Bodo Ehardt als auch Otto Piper eine Vielzahl weiterer, teils voluminöser, Arbeiten zum Thema Burgen verfasst, an dieser Stelle seinen nur die wichtigsten genannt: **EBHARDT** Bodo, Deutsche Burgen. Band 1 -9, Berlin 1898 – 1908; **EBHARDT** Bodo, Die Burgen Italiens. Baugeschichtliche Untersuchungen über die Entwicklung des mittelalterlichen Wehrbaues und die Bedeutung der Burgenreste für die Kenntnis der Wohnbaukunst im Mittelalter. Band 1 – 6, Berlin 1909 – 1926; **EBHARDT** Bodo, Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte, Berlin 1925; **PIPER** Otto, Österreichische Burgen. 8 Bände, Wien 1902 – 1910; **PIPER** Otto, Abriß der Burgenkunde, Leipzig 1900. Für Bodo Ehardt existiert ein kommentiertes Schriftenverzeichnis: **FISCHER** Ludger, Bodo Ehardts Beitrag zur Fachliteratur und Kommentiertes Schriftenverzeichnis von Bodo Ehardt, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ehardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 212 – 228.

Über den vermeintlich römischen Ursprung von Burganlagen schreibt Piper in seiner Burgenkunde (Nachdruck 2011, S. 37) „Unsere Burgen spielen ihre Rolle während einer wenig weiteren Zeitperiode als der zweiten Hälfte des Mittelalters. Eine Unzahl von denen des deutschen Sprachgebietes ist nachweislich erst in dieser Zeit von Grund auf neu erbaut worden, und die Menge derselben überhaupt ist in den weiten Gegenden, in welche die Römer nie vorgedrungen sind, durchaus keine geringere gewesen als innerhalb des vormaligen Okkupationsgebietes dieses Volkes. Sonach ist es offenbar an sich durchaus nicht wahrscheinlich, dass diese oder jene Burg ausnahmsweise einen vielleicht um ein Jahrtausend vor ihrer ersten Erwähnung zurückliegenden, und zwar römischen Ursprung haben sollte. Gleichwohl hat die Neigung, unsere alten Wehrbauten, zumal die Berchfrite der Burgen, in weitestgehendem Masse den Römern zuzuschreiben, in der wissenschaftlichen Forschung besonders der älteren Zeit sowie im Volke in kaum erklärlichem Masse Verbreitung gefunden.“

⁵¹ Die Quellen, die man für biographische Informationen nutzen kann, sind ungleich besser zugunsten von Bodo Ehardt vorhanden. Für Otto Piper gibt es lediglich eine kleine, 14-seitige, Gedenkschrift seines Sohnes Reinhard, siehe **PIPER** Reinhard, Dem Andenken meines Vaters Otto Piper (Privatauflage München 1921) und eine Autobiographie mit dem Titel „Lebenserinnerungen“, die jedoch nie publiziert wurde. Joachim Zeune hatte allerdings die Möglichkeit, den Text einzusehen und für seine Arbeiten zu verwenden (**ZEUNE**, Rezeptionsgeschichte; **ZEUNE**, Burgen), somit sind einige biographische Angaben zumindest über die Sekundärliteratur auf uns gekommen. Bodo Ehardt hatte bereits zu Lebzeiten durch seine „hausinterne“ Zeitschrift „Der Burgwart“ eine außerordentlich gute Möglichkeit publizistisch tätig zu werden. Darüber hinaus gibt es zwei Biographien über ihn, von denen eine bereits zu seinen Lebzeiten erschienen ist, siehe: **DOERING** Oskar, Bodo Ehardt – ein deutscher Baumeister, Berlin 1925 und **EBHARDT** Fritz, Bodo Ehardt 1865 – 1945, in: Burgen & Schlösser 1974/II, S. 141 – 144, sowie einen Ausstellungskatalog, der sich seinem Leben und Wirken gewidmet hat, siehe: **GAUSE**, Burgenromantik.

⁵² Falls nicht anders angegeben, beziehen sich die Informationen auf **ZEUNE**, Burgen, S. 28f.

⁵³ **OTTO** Piper in seinen Lebenserinnerungen (S. 179), zitiert bei **ZEUNE**, Burgen, S. 28.

widmete er sich mit „*besonderem Interesse [...] der Ausgrabung alter Wohn- und Begräbnisstätten*“⁵⁴, begab sich auf die Suche nach „*der altberühmten Tempelburg Rethra*“⁵⁵ und ergrub eine Burgruine in der Nähe des Plauer Sees, deren Ergebnis er in einer kleinen archäologischen Publikation veröffentlichte.⁵⁶ Hier deutet sich bereits ein Charakterzug Pipers an, der ihn nicht nur sein ganzes weiteres Forscherleben begleitet und geprägt hat, sondern vielleicht sogar für seine Karriere als Burgenforscher nicht gerade förderlich war. Piper muss zwar einen hohen analytischen und rationalen Verstand besessen haben, gepaart mit einem „*besonderen Mangel eines Autoritätsglaubens*“⁵⁷. Des Weiteren scheint Diplomatie ebenso wenig zu seinen besonderen Stärken gezählt zu haben, was bereits in seiner Publikation zur Burgruine Stuer deutlich wird: Obwohl er keinerlei archäologische Ausbildung besaß, hinderte ihn dies nicht daran, kräftig über die „Kollegen“ vom Leder zu ziehen.⁵⁸ Später verfasste er sogar eine Streitschrift zu diesem Thema mit dem Titel „*Bedenken zur Vorgeschichtsforschung*“⁵⁹, in der er sich gegen die damals gängigen Forschungs- und Arbeitsmethoden der Archäologie aussprach.

Inzwischen entwickelte sich die Burgenforschung immer mehr zu Pipers Hauptinteresse und was sich bereits bei seinen ersten Forschungen in Penzlin gezeigt hatte, nämlich seine Pedanterie bei der Arbeit und seine Polemik gegenüber anderen Wissenschaftlern, setzte er nun munter weiter fort. 1889 kündigte er sein Bürgermeisteramt, zog nach München und gab bereits 1895, also lediglich sechs Jahre später, die erste Auflage seiner *Burgenkunde*⁶⁰ heraus. Für Piper stellte die bis dato erschienene, seiner Meinung nach völlig fehlerhafte Fachliteratur zum Thema eine der Hauptmotivationen für das Schreiben seiner *Burgenkunde* dar:

⁵⁴ **EBD.** S. 28.

⁵⁵ **EBD.** Bei Rethra handelte es sich um das Zentralheiligtum des Lutizenbundes im 11. Jahrhundert. Da lediglich in einigen Chroniken (Thietmar, Adam von Bremen, Helmold und Saxo Grammaticus) erwähnt, ist eine genaue Lokalisierung der Anlage bis heute nicht gelungen, siehe: **BRATHER** Sebastian, Rethra, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 24, Berlin/New York ²2003, S. 515f.

⁵⁶ **OTTO** Piper in seinen Lebenserinnerungen (S. 179), zitiert bei **ZEUNE**, Burgen, S. 28. Es handelte sich bei der Burg um die Burgruine Stuer, siehe: **PIPER** Otto, Die Burgruine Stuer in Mecklenburg. Eine archäologische Studie, Brünslow 1887.

⁵⁷ **OTTO** Piper in seinen Lebenserinnerungen (S. 179), zitiert bei **ZEUNE**, Burgen, S. 28.

⁵⁸ **PIPER** Otto, Die Kaiserswerther Ruine ein Barbarossabau?, in: Die Denkmalpflege. Band 5, München 1903, S. 51 – 54.

⁵⁹ **PIPER** Otto, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung, München 1913.

⁶⁰ **PIPER**, Burgenkunde.

„Hauptsächlich ist es offenbar den unzureichenden Vorstudien zuzuschreiben, wenn schwerlich auf einem anderen Forschungsgebiete eine solche Menge ganz haltloser Behauptungen aufgestellt worden sind, als auf dem der Burgenkunde.“⁶¹

Diese und viele weitere provokative Bemerkungen führten rasch dazu, dass ein Großteil der restlichen Burgenforscher in Opposition zu Piper überging. Nichtsdestoweniger hatte er sich durch seine *Burgenkunde* einen ernsthaften Namen als Burgenexperte gemacht, was ihm ein Reisestipendium nach Italien und eine Auftragsarbeit des Fürsten von Liechtenstein über die österreichischen Burgen⁶² einbrachte. Für die Recherchen der achtbändigen Abhandlung hat Piper etwa 800 Burgen in Österreich besucht. Als letztes Beispiel soll der „Fall Branzoll“ genannt werden, der noch einmal verdeutlicht, wie sehr Pipers Überkorrektheit ihm selbst allzu oft im Wege gestanden hat: 1895 erstand Otto Piper in Südtirol die Burgruine Branzoll, um sie zu seinem persönlichen Wohnsitz umzubauen. Doch auch hier zögert er zu lange, verzettelt sich in den kleinsten Details, traut sich nicht an die Instandsetzung heran und gerät deshalb mit der Stadt Klausen, die ihm eine Fünfjahresfrist zur Restaurierung der Anlage gesetzt hat, zuerst in Streit, der später komplett eskaliert und zu guter Letzt in einem Gerichtsprozess endet. 1911 schließlich gibt Piper auf und verkauft die Anlage. Der Nachbesitzer konnte die Auflagen der Stadt innerhalb der gesetzten Frist problemlos erfüllen.

Der zweite große Mann der frühen deutschen Burgenkunde, Bodo Heinrich Justus Ehardt,⁶³ wurde am 5. Januar 1865 in Bremen geboren. Ab seinem 13. Lebensjahr besuchte er das Internat in St. Goarshausen am Rhein, wo auch die Wurzeln seines Interesses für den Burgenbau liegen dürften. Bevor er 1887 eine Architektenlehre an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin absolvierte, begab sich Ehardt auf ausgedehnte Studienreisen in ganz Europa, auf denen seine ersten Burgenzeichnungen entstanden. Obwohl er mit seinem Architektenbüro, das er 1890 zusammen mit einem Partner in Berlin gegründet hatte, recht erfolgreich war und Ehardt sich rasch einen guten Namen erwarb, befriedigten ihn die Planungen und Ausführungen von Wohnhäusern, Denkmälern und anderen Profanbauten nicht – ihm stand der Sinn vielmehr nach Historischem! Bald begann er damit, sich mit dem mittelalterlichen Wehrbau auseinanderzusetzen und veröffentlichte 1893 seinen ersten burgenkundlichen Aufsatz *Rheinische Burgen*⁶⁴. 1898 publizierte er eine weitere

⁶¹ PIPER, *Burgenkunde*, Nachdruck 2011, S. VI.

⁶² PIPER, *Burgen*.

⁶³ Falls nicht anders angegeben, beziehen sich die Informationen auf ZEUNE, *Burgen*, S. 29ff.

⁶⁴ EBHARDT Bodo, *Rheinische Burgen*, in: *Deutsche Bauzeitung* 27, Berlin 1893, S. 71 – 73.

Abhandlung zum Thema mit dem Titel *Einige Bemerkungen über deutsche Burgen*⁶⁵ und bereits im Jahr darauf folgte der erste Band seiner *Deutsche Burgen*⁶⁶, wofür er um die 30 bedeutende Förderer aus der nationalkonservativen gesellschaftlichen Führungsschicht Preußens gewinnen konnte, mit denen er am 21. März 1899 die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen gründete.⁶⁷ Der Verein besteht bis heute, nach einer Namensumbenennung 1953, als Deutsche Burgenvereinigung e. V. fort und gilt als eine der renommiertesten Institutionen auf dem Gebiet der Burgenforschung.⁶⁸ Einen privaten Verein, bestehend aus interessierten Laien und Burgenbesitzern erachtete Ebhardt deshalb für notwendig, da die Denkmalpflege zu diesem Zeitpunkt nur wenig Interesse an der Erforschung und Erhaltung von Burgruinen an den Tag legte und er diese Lücke füllen wollte. Eine weitere Aufgabe des Vereins sollte darin bestehen, Burganlagen als Beispiele für besonders hervorragende deutsche Baukunst „dem Volke“ näher zu bringen.⁶⁹ Spätestens jetzt war Ebhardt im Umfeld jener Berliner aristokratisch-elitärer Herrenclubs mit Kontakten zum kaiserlichen Hof angekommen, für die er schon seit längerem eine gewisse Affinität besessen haben mag und die er mit seinem Verein zu umwerben versuchte.⁷⁰

Beim Vergleich der beiden Biografien wird schnell klar, dass man es hier mit zwei völlig unterschiedlichen, ja sogar gegensätzlichen Charakteren zu tun hat. Auf der einen Seite der studierte Jurist Piper, der überkritische bis hin zur Pedanterie reichende Eigenbrötler, dem klare Worte lieber waren als diplomatisches Feingefühl. Auf der anderen Seite Ebhardt, der Architekt, der bei der Frage über das richtige Restaurieren einen gänzlich anderen Standpunkt vertrat und sich in der „besseren Gesellschaft“ Berlins nicht nur wohl fühlte, sondern dem das Dazugehören zu ebenjener eines seiner großen Lebensziele gewesen zu sein scheint. Eines allerdings war ihnen gemein, was bei ihren vorherigen Kollegen, die noch stärker im Geiste der Aufklärung und des Humanismus erzogen worden waren, nicht so stark vertreten war oder zumindest nicht so deutlich zu Tage trat: Dass Denken in nationalen Kategorien⁷¹, worauf später noch Bezug genommen wird.

⁶⁵ EBHARDT Bodo, *Einige Bemerkungen über deutsche Burgen*, Hannover 1898 (Sonderdruck).

⁶⁶ EBHARDT Bodo, *Deutsche Burgen*. Bd. 1 – 9, Berlin 1898 – 1908.

⁶⁷ BISCHOFF Malte, Initiator der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, in: *Burgenromantik*, S. 35.

⁶⁸ EBD., S. 39.

⁶⁹ EBD., S. 35.

⁷⁰ LINK Fabian, *Burgen und Burgenforschung im Nationalsozialismus. Wissenschaft und Weltanschauung 1933 – 1945*, Köln u.a. 2014, S. 158ff.

⁷¹ EBD., S. 184f.

Kehren wir nun aber ins Jahr 1899 zurück, und zwar ins Elsass, genauer gesagt nach Schlettstadt, wo die Kontroverse Piper – Ehardt ihren Ausgangspunkt nehmen sollte. Das kleine Städtchen war seit 1865 Besitzerin der nahe gelegenen Ruine Hohkönigsburg (Abb. 004 – 006) und entweder nicht willens oder in der Lage, für das immer stärker verfallende Bauwerk finanziell aufzukommen. So kam man auf die kluge Idee, die Ruine dem deutschen Kaiser Wilhelm II. als Geschenk anzubieten.⁷² Dieser wiederum nahm das Geschenk begeistert entgegen, nicht nur weil er persönlich an Archäologie und historischen Baudenkmalern interessiert war⁷³, sondern weil der Wiederaufbau historischer Wehranlagen wie die der Hohkönigsburg hervorragend in seine deutschnationale Kulturpolitik passte.⁷⁴ Bei der Wiedereröffnung der Burg sagte Wilhelm II. über ihre Bedeutung:

„Nun ist die Burg wieder Eigentum des deutschen Kaisers geworden und wird es – wills Gott – auch immer bleiben. Dies zum Zeichen soll neben dem Wappen Karls V. mein kaiserliches Wappen hier am Haupttor prangen. Möge die Hohkönigsburg hier im Westen des Reiches wie die Marienburg im Osten als ein Wahrzeichen deutscher Kultur und Macht bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben und allen den Tausenden und Abertausenden, die nach uns zu diesem Kaisersitz herauspilgern, in pietätvollem Rückblick auf die Vergangenheit zur Freude und Belehrung dienen!“⁷⁵

Die Hohkönigsburg also als Bollwerk deutschnationaler Kultur und Macht gegenüber dem „Erbfeind Frankreich“. Noch im Herbst des Jahres 1899 wurden unter anderem sowohl Otto Piper als auch Bodo Ehardt, als die beiden führenden Burgenforscher des Reiches, vom Kaiser beauftragt, ein Gutachten für einen möglichen Wiederaufbau der Hohkönigsburg zu erarbeiten und diese schließlich am 21. März 1900 in einer Geheimkonferenz im Berliner Schloss Wilhelm II. und einem Fachkollegium vorzustellen.⁷⁶

Dieser scheint allerdings zu diesem Zeitpunkt sein Urteil bereits gefällt zu haben. Als Otto Piper, der nach gewohnt akribischer Recherche zu dem Schluss kommt, dass eine vollständige

⁷² FUCHS Monique, Die Hohkönigsburg – Beispiel einer Restaurierung um 1900, in: Burgenromantik, S. 48f.

⁷³ SIMON Christian, Kaiser Wilhelm II. und die deutsche Wissenschaft, in: Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 17), München 1991, S. 97f.

⁷⁴ STEIN Günter, Trifles und Hohkönigsburg. Zitate und Gedanken zum Wiederaufbau zweier Burgruinen, in: Oberrheinische Studien. Band 3. Festschrift für Günther Haselier aus Anlaß seines 60. Geburtstages am 19. April 1974, Bretten 1975, S. 374f.

⁷⁵ EBHARDT Bodo, Der Kaiser auf der Hohkönigsburg, in: Der Burgwart. Band 9, Nummer 5, Berlin 1908, S. 109. Weiterhin sprach er von der Hohkönigsburg als „[...] Denkmal des glanzvoll auferstandenen Reiches [...] das Wesen deutscher Ritterlichkeit aus längst vergangenen Zeiten zu verkünden.“, siehe: KORN Werner, Die Hohkönigsburg. Eine Attraktion für Touristen oder mehr?, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, 1968, S. 51.

⁷⁶ ZEUNE, Burgen, S. 30.

Restaurierung der Anlage nicht möglich sei und deshalb lediglich die vorhandene Ruine so gut wie möglich konserviert werden sollte, zusammen mit anderen Gegnern eines Wiederaufbaus der Burg referierte, zeigte der Kaiser demonstratives Desinteresse, steckte sich eine Zigarre an und blättert nebenbei in diversen Büchern und unterhielt sich mit seinen Sitznachbarn.⁷⁷ Bodo Ehardt hingegen hatte die einmalige Chance, die sich ihm hier eröffnete, erkannt und zielsicher genutzt. Er sprach sich nicht nur für einen vollständigen Wiederaufbau der Ruine aus, sondern präsentierte, medial ganz auf der Höhe seiner Zeit, extra für diesen Zweck angefertigte Modelle sowohl der Burgruine als auch der vermeintlichen Anlage aus dem 16. Jahrhundert sowie ein Rekonstruktionsgemälde. Als er dann noch dem Kaiser und der Jury einen Kostenvoranschlag von genau 1.015.369 Reichsmark vorlegte, bekam er den Auftrag zugesprochen.⁷⁸

Piper ist über die Entscheidung des Kaisers bestürzt und erzürnt zugleich. Er veröffentlicht in schneller Folge mehrere Beiträge, die sich vor allem gegen Ehardt sowie seine Wiederaufbaupläne der Hohkönigsburg richten⁷⁹ und ihm darin zahlreiche Fehler, Irrtümer, ja sogar Lügen nachweist.⁸⁰ Der vorläufige Höhepunkt dieser Kanonade bildet der 1905 publizierte Aufsatz *Wie man nicht restaurieren soll. Die neue Hohkönigsburg*⁸¹. Ist der Titel nicht schon Provokation genug, stellt Piper gleich am Beginn des Aufsatzes fest:

⁷⁷ ZEUNE Joachim, Die Kontroverse Piper – Ehardt, in: Burgenromantik, S. 68.

⁷⁸ ZEUNE, Burgen, S. 30f. Die hier deutlich werdende Kontroverse um den richtigen denkmalpflegerischen Umgang von architektonischen Anlagen setzte sich später am Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses fort. Während Georg Dehio vehement für ein Konservieren des bestehenden Baues eintrat, plädierte Carl Schäfer für eine Restaurierung, siehe: OSTENECK Volker, Die Debatte um das Heidelberger Schloss, in: ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland, Berlin 2005, S. 108 – 113 & FALSER Michael, Denkmalpflege der deutschen Kaiserzeit um 1900: Das Heidelberger Schloss, ›Denkmalwuth‹ und die Kontroverse zwischen Georg Dehio und Alois Riegl, in: Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland, Dresden 2008, S. 43–70.

⁷⁹ Bereits 1899 veröffentlichte Piper einen Aufsatz, in dem er sich kritisch über die zahlreichen Wiederaufbauten von Burgruinen äußert, siehe: PIPER Otto, Was zur Wiederherstellung und Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist, in: Die Denkmalpflege. Band 1 Nummer 10, Berlin 1899, S. 79 – 92. Es folgten zwei weitere Schriften, siehe: PIPER Otto, Soll die Hohkönigsburg wieder aufgebaut werden? Eine kritische Studie, München 1900; PIPER Otto, Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg, München 1902.

⁸⁰ ZEUNE, Kontroverse, S. 69. Selbst der von Ehardt präsentierte Kostenvoranschlag stellte sich im Nachhinein als völlig illusorisch heraus, die Gesamtkosten beliefen sich letztendlich auf 2.350.000 Mark, siehe: FUCHS, Die Hohkönigsburg, S. 49.

⁸¹ PIPER Otto, Wie an nicht restaurieren soll. Die neue Hohkönigsburg, in: Revue alsacienne illustrée. Band 7 Heft 3, Strassburg 1905, S. 89 – 100.

„Leider scheint jedoch für die tatsächliche „Wiederherstellung“ leitender Grundsatz geradezu der geworden zu sein, den Besuchern möglichst zu zeigen, wie die Hohkönigsburg jedenfalls niemals ausgesehen haben könne.“⁸²

Ebhardt wiederum war zwar über Pipers Attacken nicht gerade erfreut, er hat sein Privatexemplar des Aufsatzes mit Rotstift markiert und kommentiert⁸³, widmete sich aber fortan ganz dem Aufbau der Hohkönigsburg, wobei er vom Kaiser tatkräftig protegiert und unterstützt wurde.⁸⁴ Anerkennung und Kritik von verschiedenen Seiten führte zu einem Popularitätsschub des Projekts und verhalf Ebhardt zu reichsweiter Bekanntheit⁸⁵, die er geschickt publizistisch auszunutzen verstand. Einerseits versuchte er durch regelmäßige Vorträge die Bekanntheit und die Mitgliederzahl seiner Burgenvereinigung auszubauen, was ihm aber trotz mehrmaliger Anwesenheit des Kaisers (die so genannten „Kaiservorträge“) nicht so recht gelingen wollte.⁸⁶ Andererseits trat er seinen zahlreichen Kritikern auf zweierlei Weise entgegen: Durch eigene Schriften und Veröffentlichungen seiner *famuli* startete Ebhardt eine Pro-Wiederaufbau-Kampagne.⁸⁷ Parallel dazu begann er eine Anti-Piper-Kampagne, für die er ebenfalls auf seine Mithelfer und seine „Hauszeitung“, den *Burgwart*, zurückgriff. Hatte Ebhardt früher Pipers Burgenkunde noch mehrfach lobend erwähnt⁸⁸, lässt

⁸² EBD., S. 89.

⁸³ Pipers Vorwurf, Ebhardt hätte angeblich einen Grundriss gefälscht kommentiert er mit dem Wort „unerhört!“, siehe: ZEUNE, Kontroverse, S. 69.

⁸⁴ Der Kaiser bezahlte nicht nur die Anschubfinanzierung von 100.000 Mark aus eigener Tasche, sondern finanzierte auch die aufwendigen Rechercharbeiten Ebhardts zur Baugeschichte der Hohkönigsburg und mehrere ausgedehnte Forschungsreisen, u.a. nach Italien. Des Weiteren verlieh Wilhelm II. Ebhardt einen Professorentitel und ernannte ihn zum Geheimen Hofbaurat. Fabian Link spricht deshalb von einem klientelistischen Verhältnis zwischen einem einflussreichen Patron (der Kaiser) und seinem Klienten (Ebhardt) zum gegenseitigen Nutzen durch Leistung und Gegenleistung, siehe: LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 162f.

⁸⁵ EBD., S. 162.

⁸⁶ BISCHOFF Malte, „Eure Majestät, Hochgeehrte Versammlung!“ Die Kaiservorträge, in: Burgenromantik, S. 40 – 47.

⁸⁷ EBHARDT Bodo, Denkschriftüber die Wiederherstellung der Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß, Berlin 1900; EBHARDT Bodo, Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen (Vortrag auf dem ersten Tag für Denkmalpflege in Dresden im September 1900), Berlin 1901; EBHARDT Bodo, Die Burgen im Elsaß (Manuskript eines Vortrages vor Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II. am 26. Februar 1904), Berlin 1904; EBHARDT Bodo, Über Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen, Berlin 1905; EBHARDT Bodo, Die Hohkönigsburg im Elsaß. Baugeschichtliche Untersuchungen und Bericht über die Wiederherstellung, Berlin 1908; Schriften von Anhängern Ebhardts die für einen Wiederaufbau der Hohkönigsburg eintraten siehe: KROLLMANN Christian, Die Zukunft der Hohkönigsburg: ein Beitrag zur Klärung der Wiederherstellungsfrage, Berlin 1901; HAUVILLER Ernst, Bausteine zur Geschichte der Hohkönigsburg. Urkunden, Akten und Regesten aus der Zeit XV. bis XVII. Jahrhunderts, Straßburg 1908; BOLL Leon, Hohkönigsburg und rationelle Organisation der Fremdenindustrie in den Vogesen, Straßburg 1902.

⁸⁸ So etwa 1896: „In einem starken Bande vereinigt, bietet der Verfasser eine grosse Summe von gewissenhafter Forschung über Alter, Bauweise, Benutzung und Zerstörung deutscher Burgen. Es dürfte in der gesamten Literatur über diesen Gegenstand ein so reichhaltiges, auf örtlicher, bezw. Quellenforschung beruhendes Material kaum vorhanden sein.“, siehe: EBHARDT Bodo, Rezension zu Pipers Burgenkunde, in: Deutsche

er von einem seiner Gewährsmänner im Jahr 1906 einen Verriss der gerade erschienenen zweiten Auflage im *Burgwart* abdrucken.⁸⁹ Auch sonst werden Piper nun alle möglichen Steine in den Weg gelegt. Bei der Inventarisierung der staatlichen Kunstdenkmale wird Piper nicht berücksichtigt und aus einer Fachkommission zur Restaurierung des Schlosses Tirol nachträglich wieder herausgedrängt. Trotzdem vollendet jener 1912 die vielbeachtete dritte Auflage seiner *Burgenkunde*, die, noch einmal vielfach nachgebessert und überarbeitet, als Höhepunkt von Pipers Karriere als Burgenforscher gesehen werden darf. Obwohl er inzwischen die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock erhalten hat, zieht sich Piper 1912 von der Burgenforschung zurück, um sich einem neuen Forschungsthema zu widmen: Der Geister- und Gespensterforschung.⁹⁰

Ebhardts weitere Karriere verlief hingegen vielversprechend. Inzwischen ein persönlicher Freund des Kaisers, bekam er zahlreiche spektakuläre Restaurierungsaufträge, die ihn zu einem der gefragtesten Baumeister seiner Zeit im Reich machten. Dabei ging er nur allzu oft auf die Wünsche und Vorstellungen Wilhelms II. ein, was ihm von vielen Seiten harsche Kritik einbrachte. Darauf musste Ehardt aber keinerlei Rücksicht nehmen, solange er unter der Patronage des Kaisers stand und so mag es kaum verwundern, dass Pipers Kritik und die der restlichen Zeitgenossen im Nachhinein mehrfach bestätigt wurden.⁹¹ Vor allem an seinem Prestigeobjekt, der Hohkönigsburg, wurden später mehrfach Fehler nachgewiesen sowie Korrekturen vorgeschlagen.⁹²

Zum Abschluss muss noch die Frage beantwortet werden, warum an dieser Stelle überhaupt derart ausführlich auf diesen, inzwischen über einhundert Jahre alten Streit eingegangen worden ist. Mag er heute als überzogen und zugleich etwas belustigend erscheinen, hat er doch die beiden Protagonisten zu Höchstleistungen angespornt und zwei Werke⁹³

Bauzeitung. 30. Jahrgang, Berlin 1896, S. 519. Drei Jahre später gratulierte Ehardt brieflich Piper persönlich zu seinem Werk, siehe: Otto Piper in seinen Lebenserinnerungen (S. 228), zitiert bei ZEUNE, Kontroverse, S. 68.

⁸⁹ KÖPP H., Pipers neue Burgenkunde, in: Der Burgwart, Band 8, Nummer 2, Berlin 1906, S. 37ff.

⁹⁰ ZEUNE, Burgen, S. 31f. 1917 erschien Pipers Arbeit zur Geisterkunde, siehe: PIPER Otto, Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Übersinnlichen, Köln 1917. Eine zweite Auflage erschien posthum 1922.

⁹¹ EBD., S. 32f.

⁹² Zum Beispiel LEISTIKOW Dankwart, Die romanischen Architekturteile der Hohkönigsburg, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, Braubach 1977, 121 – 128; ZUMSTEIN Hans, Die Hohkönigsburg im Lichte neuerer archäologischer Betrachtung, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, Braubach 1974, S. 115 – 122; BILLER Thomas, Bemerkungen zum Bestand und Entwicklung der Hohkönigsburg im 12. und 13. Jahrhundert, in: Burgen und Schlösser. Nummer I, Braubach 1979, S. 2 – 10; KORN, Die Hohkönigsburg, S. 50 – 54.

⁹³ Siehe Fußnote 47 und 48.

hinterlassen, die das Bild der Burg in Deutschland geprägt haben wie kein anderes zuvor oder danach. Wenn Tomas Biller einmal geschrieben hat, wir wüssten alle was ein „Bergfried“ oder eine „Zwingermauer“ sei, weil es damals von Piper in seiner Burgenkunde so definiert wurde, mag er damit den Nagel nur allzu sehr auf den Kopf treffen.⁹⁴ Selbst heute wird ein Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin, die sich mit der mittelalterlichen Burg beschäftigt, kaum an den beiden Grundlagenwerken vorbeikommen, von populären Burgendarstellungen ganz zu schweigen.

Einen eindeutigen Gewinner des Streites wird man auch heute nicht ausmachen können, man wird vielmehr Zeune in seiner Ansicht folgen und sich je nach persönlicher Neigung für den einen oder anderen entscheiden müssen.⁹⁵ Wenn die Wissenschaft heute eher dazu geneigt ist Otto Piper zu folgen, wird das sicherlich damit zusammenhängen, dass sein Grundsatz „konservieren statt restaurieren“ heute allgemeiner Standard in der Denkmalpflege geworden ist. Schaut man sich aber Ebhardts Arbeit an der Hohkönigsburg etwas genauer an, kann man sich durchaus die Frage stellen, ob Piper mit seinen Beiträgen gegen Ebhardts Arbeitsweise nicht das ein oder andere Mal über das Ziel hinausgeschossen ist. Bei aller berechtigten Kritik, wie sie oben bereits aufgezeigt wurde, ist Ebhardt zuzugestehen, dass auch er durchaus akribisch an seinen Projekten gearbeitet hat. Seine Forschungsreisen nach Italien und das dabei entstandene sechsbändige Burgenbuch⁹⁶ wurden im Zusammenhang des Wiederaufbaus der Hohkönigsburg unternommen, um Material zu sammeln. Diese Reisen wurden generalstabsmäßig von ihm geplant. Zuerst knüpfte er Kontakte zu allen für ihn in Frage kommenden staatlichen Stellen in Italien und schickte an diese einen Fragebogen zu all jenen Burganlagen, die er zu besuchen beabsichtigte. In Venedig und anderen Städten suchte er in den Archiven nach archivalischen Quellen zu den Burganlagen und reiste dann, zuerst mit der Bahn, später mit einem persönlichen Chauffeur systematisch von Bauwerk zu Bauwerk. Vor Ort wurden die Anlagen dann vermessen, skizziert und fotografiert.⁹⁷ Ähnlich sorgsam ging Ebhardt bei der Restaurierung der Hohkönigsburg vor. Auch hier sammelte er nicht nur alte Ansichten und sämtliche auffindbaren Archivalien, erstellte Fotoserien und Skizzen während der gesamten Arbeitszeit und nahm etliche Messungen vor, sondern sammelte ebenso alle archäologischen Funde wie Ofenkacheln und Schlüssel, die bei den

⁹⁴ BILLER, Burgenforschung, S. 10.

⁹⁵ ZEUNE, Burgen, S. 34.

⁹⁶ EBHARDT, Burgen Italiens.

⁹⁷ TRAGBAR Klaus, Burgenstudien in Italien, in: Burgenromantik, S. 72 – 80.

Arbeiten zutage traten, um sie als Vorlagen für die Restaurierung der Burganlage zu nutzen. Um einen schnellen Arbeitsablauf zu garantieren, ließ er elektrische Strom- und Wasserleitungen verlegen, nutzte zwei Kräne und verlegte Schienen, damit das Baumaterial bestmöglich zur Burgruine transportiert werden konnte.⁹⁸ Zuletzt muss auch noch einmal auf den Deutschen Burgenverein e. V. hingewiesen werden, dessen Gründung auf Ehardt zurückgeht.

Zwischenbilanz

Bei den hier vorgestellten Burgenforschern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat es sich ausnahmslos um Laien gehandelt, Biller hat sie einst als „*Dilettanten im besten Sinne*“⁹⁹ bezeichnet. Oft entstammten sie dem Adel und hatten beim Militär Karriere gemacht oder waren diesem zumindest zugeneigt. Im Ingenieursberuf oder Festungsbau ausgebildet, studierten sie die alten Burganlagen somit lediglich unter militärischen Gesichtspunkten. Die im 19. Jahrhundert aufkommenden Strömungen des Nationalismus, Historismus und der Romantik vermittelten ein ganz bestimmtes Bild von Burg und Adel, dem sich die damaligen Laienforscher nicht zu entziehen vermochten. Auch der darauffolgenden Generation, vertreten durch Bodo Ehardt und Otto Piper fehlte eine akademische Ausbildung. Zwar ging vor allem Piper mit seinen Vorgängern hart ins Gericht und konnte einige Ansichten, wie den römischen Ursprung der Burgen, korrigieren, doch blieben auch seine und Ehardts Arbeiten größtenteils auf das bloße Beschreiben von Anlagen beschränkt. Dies ist letztlich der Grund, weshalb diese frühen Werke unhistorisch geblieben sind. Eine Einordnung in den historischen Kontext findet bei ihnen nicht statt. Nichtsdestoweniger sind es aber genau jene Arbeiten, die das Bild der mittelalterlichen Burg bis heute stark geprägt haben! Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil auch viele heutige Burgenforscher keine historische Ausbildung genossen haben.

1.1.3. Die Burgenforschung erreicht die Universität

Wurden frühe Burgenforscher nun bereits mehrfach als Laien angesprochen, soll das nicht bedeuten, sie oder ihre Arbeit damit diskreditieren zu wollen. Im Gegenteil: Das Beispiel

⁹⁸ FUCHS, Die Hohkönigsburg, S. 48 - 67.

⁹⁹ BILLER, Burgenforschung, S. 9.

Cohausen (s. S. 8ff.) zeigt deutlich, wie sehr man damals bemüht war, sich außerhalb der Universität in historischen Vereinen und Museen zu organisieren. Es war eher die universitäre Seite, die sich lange damit schwertat, die mittelalterliche Burgenforschung in ihr *Curriculum* zu integrieren. Hierfür bedurfte es erst eines solchen Ausnahmewissenschaftlers wie Georg Dehio. Sein außergewöhnliches Verständnis von Forschung und Methodik war der damaligen Zeit voraus und darin mag auch der Grund zu suchen sein, weshalb es sich über seinen Tod hinaus nicht an den Universitäten etablieren konnte.

Georg Dehio, der heute vor allem durch sein *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler* bekannt ist, wurde am 22. November 1850 in Reval, dem heutigen Tallinn, geboren. Nach einem Semester Studium in Dorpat wechselte er nach Göttingen, wo er sich 1872 bei Georg Waitz mit einer Arbeit über den Hamburg-Bremer Bischof Hartwich von Stade promovierte und 1877 in München bei Wilhelm von Giesebrecht über die Geschichte des Bistums Hamburg-Bremen habilitierte.¹⁰⁰ 1883 wurde Dehio als außerplanmäßiger Professor für Kunstgeschichte nach Königsberg berufen und übernahm schließlich ab 1892 den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Universität Straßburg.¹⁰¹ Dort wirkte er bis 1918, als aber das Elsass nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrag an Frankreich fiel, wurde er und andere deutsche Universitätsangehörige aus der Stadt gewiesen, da seine „*présence en territoire alsacien-lorrain paraît indésirable*.“¹⁰² Von Straßburg übersiedelte er nach Tübingen, wo er bis zu seinem Tod am 19. März 1932 gelebt hat.¹⁰³ Dehios akademische Laufbahn und sein kunsthistorisches Verständnis war vor allem in drei Punkten bemerkenswert.

1. Sein Versuch, die Forschung einem möglichst breitem Publikum öffentlich zu machen.
2. Sein Interesse und Einsatz für den (vermeintlich) richtigen Umgang mit Denkmälern.

¹⁰⁰ GREULICH Andreas, Dehio Georg (Georg Gottfried Julius), in: Saur. Allgemeines Künstlerlexikon. Band 25 Dayan – Delvoye, München/Leipzig 2000, S. 255.

¹⁰¹ GALL, Ernst, Dehio Georg Gottfried Julius, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 563 f. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn11852433X.html>

¹⁰² Strasbourg, Archives du Bas-Rhin, 121 Al-956, zitiert nach: BETTHAUSEN Peter, Georg Dehio. Ein deutscher Kunsthistoriker, München/Berlin 2004, S.274f.

¹⁰³ GREULICH, Dehio, S. 255.

3. Sein wissenschaftlicher Ansatz, Kunstgeschichte mit der Geschichtswissenschaft zu verknüpfen.

Georg Dehio schien kein allzu großer Freund des wissenschaftlichen Elfenbeinturms gewesen zu sein. Zu eng und zu begrenzt erschienen ihm die akademischen Fächer und so bemühte er sich früh, auch eine nicht-akademische Leserschaft anzusprechen. Nirgendwo wird dieser Gedanke wohl deutlicher als in seinem *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*.

„[...] es will ein Nachschlagebuch für die Arbeit am Schreibtisch und zugleich ein bequemes Reisehandbuch sein, durch billigen Preis jedermann zugänglich. Diesen leitenden Gesichtspunkten wurden alle anderen, mögen sie auch an sich vielleicht sehr berechtigt sein, untergeordnet.“¹⁰⁴

Den Wunsch, ein breites Publikum zu erreichen äußerte Dehio bereits 1877 im Vorwort seiner Habilitationsschrift¹⁰⁵, in der er aus demselben Grund auch auf einen Anmerkungsapparat verzichtet hat¹⁰⁶, aber auch noch einmal 1919 in seinem Spätwerk *Geschichte der deutschen Kunst*¹⁰⁷.

Auf Dehios Wirken in der Denkmalpflege ist bereits oben kurz eingegangen worden (siehe FN 78). Sein Grundsatz „*Konservieren, nicht restaurieren*“¹⁰⁸ ist heute fester Bestandteil der Denkmalpflege¹⁰⁹ und ließ ihn zu einem der einflussreichsten Akteure auf diesem Feld um die Jahrhundertwende werden. Am 27. Januar 1905 hielt Dehio zu Ehren des Geburtstages Kaiser Wilhelms II. eine Festrede an der Universität Straßburg über den Denkmalschutz im 19. Jahrhundert. Anstatt allerdings, wie bei solchen Anlässen üblich, von erbrachten Leistungen und Erfolgen zu dozieren, zeichnete er dabei ein düsteres Bild von begangenen Misserfolgen und eingeschlagenen Fehlentwicklungen. Vermutlich wollte Dehio die Gelegenheit nutzen, seine Vorstellungen von Denkmalschutz und –pflege einem außeruniversitären, aber politisch

¹⁰⁴ DEHIO Georg, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*. Band 1 Mitteldeutschland, Berlin 1905, S. VI. Zur Entstehung des Handbuchs siehe: WEIS Markus, *Zur Geschichte des >>Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler<<*, in: *ZeitSchichten*, S. 60 – 68.

¹⁰⁵ DEHIO Georg, *Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen*. Band 1, Berlin 1877, S. VII.

¹⁰⁶ SCHEURMANN Ingrid, *Vom Konservieren und Restaurieren. Anmerkungen zur Rezeption Georg Dehios*, in: *ZeitSchichten*, S. 54.

¹⁰⁷ DEHIO Georg, *Geschichte der deutschen Kunst*. Des Textes erster Band, Berlin Leipzig 1919, Vorwort.

¹⁰⁸ ...der in Wahrheit auf John Ruskin zurückgeht, als dessen Anhänger sich Dehio dadurch indirekt zu erkennen gab, siehe: WOHLLEBEN Marion, *Georg Dehio, Alois Riegl. Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900*, mit einem Kommentar von Marion Wohlleben und einem Nachwort von Georg Mörsch, Braunschweig/Wiesbaden 1988, S. 23.

¹⁰⁹ Einen guten Überblick über die Entwicklung der Denkmalpflege bis 1933 bietet: SPEITKAMP Winfried, *Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871 – 1933 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Band 114)*, Göttingen 1996.

einflussreichen Publikum vorzustellen und gleichzeitig für eine Verankerung der Denkmalpflege im universitären Bereich zu werben.¹¹⁰ In diesem Vortrag wird aber auch sein Verständnis vom Wert eines Denkmals deutlich:

„Wir konservieren ein Denkmal nicht, weil wir es fürs schön halten, sondern, weil es ein Stück unseres nationalen Daseins ist. [...] Der Historismus des 19. Jahrhunderts hat aber außer seiner echten Tochter, der Denkmalpflege, auch ein illegitimes Kind gezeugt, das Restaurationswesen. [...] Die Denkmalpflege will Bestehendes erhalten, die Restauration will Nichtbestehendes wiederherstellen. Der Unterschied ist durchschlagend. Auf der einen Seite, die vielleicht verkürzte, verblaßte Wirklichkeit, aber immer Wirklichkeit — auf der andern die Fiktion.“¹¹¹

Für ihn ist das Denkmal eine historische Quelle, die Denkmalpflege somit Teil der Geschichtswissenschaft und eben nicht, wie bis dato üblich, Teil eines dem Historismus verpflichteten Architektur- und Kunstgedankens.¹¹² Ein Denkmal in Teilen abzureißen und neu nach den Vorstellungen der Gegenwart zu errichten, bedeutete für Dehio nichts anderes als eine Quelle zu verfälschen oder gar zu zerstören. Hier zeigt sich deutlich der von Georg Waitz promovierte Historiker Dehio, der den kritischen Umgang mit (schriftlichen) Quellen von der Pike auf gelernt hatte. Und genauso verstand er auch die Kunstgeschichte.

Dehios Wandel vom „Historiker“ zum „Kunsthistoriker“ wird nach wie vor¹¹³ gerne mit einem ganz bestimmten Datum in Verbindung gebracht, nämlich mit der Betrachtung der vatikanischen Fresken Rafaels auf seiner ersten Italienreise im Jahr 1876.¹¹⁴ Tatsächlich lassen sich aber Dehios kunsthistorische Anfänge bis ins Jahr 1872 bei einem Besuch in Hildesheim und einem daraus resultierenden Aufsatz¹¹⁵ zurückverfolgen. Seit diesem Zeitpunkt hat er sich beiden Disziplinen gleichermaßen zugewandt.¹¹⁶ Genau wie bei der Denkmalpflege war auch hier seine Absicht, die Kunstgeschichte als festen Bestandteil der Geschichtswissenschaft an den Universitäten zu etablieren. Dehio war der Überzeugung, dass dadurch beide Disziplinen voneinander profitieren könnten. Historiker sollten ihre Blicke nicht nur auf die „großen Männer“, die Geschichte geschrieben haben, werfen, sondern auch Kunstwerke und

¹¹⁰ WOHLLEBEN, Georg Dehio, S. 19.

¹¹¹ DEHIO Georg, Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Festrede an der kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg, den 27. Januar 1905, in: Kunsthistorische Aufsätze, München/Berlin 1914, S. 268, 274.

¹¹² WOHLLEBEN, Georg Dehio, S. 14.

¹¹³ So jüngst bei Betthausen, siehe: BETTHAUSEN, Georg Dehio, S. 65.

¹¹⁴ SCHEURMANN, Vom Konservieren, S. 52.

¹¹⁵ DEHIO Georg, Die angebliche Theoderichsstatue in Aachen, in: Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Band 5, Leipzig 1873, S. 176–186.

¹¹⁶ SCHEURMANN, Vom Konservieren, S. 52.

Baudenkmäler als historische Quellen wahrnehmen. Die Kunsthistoriker wiederum sollten die historisch-kritische Methode der Geschichtswissenschaft auf ihre Untersuchungsgegenstände anwenden.¹¹⁷ Diese Absicht bekräftigte Dehio nochmals im Vorwort seines letzten großen Werkes, der *Geschichte der Deutschen Kunst*:

„Es ist also durchaus ein historisches Buch, das zu schreiben war. [...] Freilich ist zuzugeben, daß Kunstgeschichte in rein historischem, d.h. epischem Stil nicht vorgetragen werden kann; die Ursachenforschung wie die Werturteile werden neben der Erzählung einen nicht unbeträchtlichen Raum erhalten müssen. Aber weder jene noch diese darf rein ästhetisch umgrenzt werden. Ein Kunstwerk, wie alt es auch sei, wirkt in dem Augenblick, in dem wir es in uns aufnehmen, als Gegenwart. Es ist aber eine große, gleichwohl sehr verbreitete Täuschung, daß es zur Zeit seiner Entstehung ebenso gewirkt habe, wie heute auf uns. Nicht nur das hat Wert, worin die Menschen zu allen Zeiten sich gleich bleiben, es gibt auch psychologische Voraussetzungen, die so nie wiederkehren, und auch diese hat, wie schwierig es sei, das historische Werturteil zu berücksichtigen.“¹¹⁸

Kennt man diese Ansichten Dehios, verwundert es nicht, dass er sich als Kunsthistoriker nicht nur den Sakralbauten zugewandt hat, sondern sich auch für Profanbauten interessierte. Diesem Umstand trägt Dehio dahingehend Rechnung, dass er in seinem eben zitierten Werk, der *Geschichte der Deutschen Kunst* den Profanbau nicht nur angemessen gewürdigt, sondern ihm sogar einen eigenen Platz in der Systematik¹¹⁹ eingeräumt hat – bis dahin ein absoluter Ausnahmefall.¹²⁰ In dieser Systematik hat auch die Burg ihren Platz gefunden.¹²¹ Für Dehio lag der künstlerische Wert der Burg nicht in ihrer Architektur, sondern im malerischen Charakter:

„Auch das ist unsere Meinung nicht. Wir glauben, daß die Burgenbauer wirklich Künstler waren und in aller Bindung an den wehrbaulichen Zweck immer auch – und sicher nicht umsonst – das künstlerische Gefühl der Beschauer anriefen. [...] Um es kurz zu sagen: warum sehen die mittelalterlichen Burgen so gänzlich anders aus als die Befestigungen der Gegenwart, anders als die streng rationellen Fortifikationen der Römer, anders auch als die Ringwälle der Vorzeit? Hierauf kann die Antwort nur lauten: Weil sie gar nicht reine Zweckbauten sind, sondern zugleich auf die Phantasie einwirken wollen. Sie wollen nicht nur stark sein,

¹¹⁷ HUBALA Erich, Georg Dehio: *Geschichte der Deutschen Kunst*. Überlegungen zu einer fünften Auflage, in: Georg Dehio. Drei kunsthistorische Aufsätze. Zur Erinnerung an den 50. Todestag des großen deutschbaltischen Gelehrten 1982 (Schriften der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V. Band 9), Siegen 1982, S. XXX.

¹¹⁸ DEHIO, *Geschichte*, S. Vf.

¹¹⁹ EBD. S. 297 – 307.

¹²⁰ BILLER, *Die Adelsburg*, S. 11.

¹²¹ DEHIO Georg, *Geschichte der deutschen Kunst*. Des Textes zweiter Band, Berlin Leipzig 1921, S. 292 – 310.

sondern auch stark scheinen. Darum wurde eine Übersteigerung der Formen nach dem Wichtigen und dem Dräuenden gewählt. [...] Als Symbole der Macht wollen sie sich weithin sichtbar machen; Auch diese Nebenbedeutung hat die bevorzugte Lage auf Bergspitzen und Felsmassen. Das sind Eigenschaften, die in die Kategorien des Architektonischen und Malerischen nicht eingehen, die aber dennoch ästhetischer Natur sind und zugleich auf praktische Wirkungen hinüberführen.“¹²²

Der hier von Dehio grundsätzlich formulierte Gedanke, hat sich in den wissenschaftlichen Disziplinen seiner Zeit leider nicht durchgesetzt, obwohl hier bereits ein Aspekt genannt wird, der die letzten Jahrzehnte die Burgenforschung geprägt hat wie kein anderer – derjenige der Machtsymbolik. Dass Gegenteil ist der Fall. Heute ist Dehio weitestgehend in Vergessenheit geraten. Woran mag das liegen? Seinen Zeitgenossen galt er zweifelslos als einer der Größten seiner Zunft – er wurde 1924 mit dem Orden *Pour le mérite* ausgezeichnet – und als er 1918 Straßburg verlassen musste, veranlasste dies seine Fachkollegen dazu, eine Spendenaktion ins Leben zu rufen, damit Dehio seine *Geschichte der Deutschen Kunst* fertigstellen konnte.¹²³ Panofsky sprach voller Bewunderung über ihn. Nach 1945 gerieten Dehios Werke jedoch unter Ideologieverdacht und tatsächlich kann man eine gewisse Nähe zum deutschen Kaiserreich und eine anfängliche Kriegsbegeisterung 1914 nicht verleugnen. Aber wer sich mit Dehios Œuvre und Werdegang genauer auseinandersetzt, wird feststellen, dass trotz einiger heute anrühlich erscheinender Formulierungen und Gedanken eine Nähe zum Nationalsozialismus nicht sehr wahrscheinlich scheint. Im Gegenteil: die Burgenforschung hatte im Dritten Reich einen eher schweren Stand.

1.1.4. Die deutsche Burgenforschung in der Zeit des Nationalsozialismus

Um dies zu verdeutlichen, kehren wir noch einmal zu Bodo Ehardt zurück. Es wurde oben bereits beschrieben, wie Ehardt beim Streit um den Wiederaufbau der Hohkönigsburg seinen Konkurrenten Piper austach und im Zuge der Auseinandersetzung zu einem der führenden Burgenforscher im Kaiserreich avancierte (s. S. 24). Ähnlich wie bei Dehio lassen sich auch bei

¹²² EBD. S. 296f.

¹²³ SCHEURMANN, Vom Konservieren, S. 48f.

Ebhardt bereits früh patriotische Töne¹²⁴ sowie eine gewisse Affinität zu Kaiser Wilhelm II. erkennen.¹²⁵

In seinem ersten Band der *Burgen Italiens* erläutert Ebhardt, welche Elemente für die Form und Ausgestaltung einer Burganlage zugrunde liegen: Neben Baumaterial sind dies vor allem Volk und Rasse, Landschaft und Boden.¹²⁶ Je ethnisch homogener ein Volk in einem abgegrenzten geografischen Raum gelebt habe, desto klarer komme dessen Kunstaussdruck bei Bauwerken zur Geltung. Eine „durchmischte“ Rasse sei lediglich zu minderwertigen Kunstformen in der Lage. Konsequenterweise ist dann auch Ebhardts Versuch, verschiedene Kunst- und Baustile völkisch-rassistisch zu definieren und somit unterschiedliche Kunst- und Kulturlandschaften, respektive Burgenlandschaften zu konstruieren.¹²⁷ So waren für ihn zum Beispiel unregelmäßige Grundrisse und malerische Umrisse typische Merkmale germanischer Baukunst¹²⁸, Schwalbenschwanzzinnen und Dossierungen hingegen seien eindeutig „italienischem Geschmack“ zuzurechnen.¹²⁹ Weiterhin war es natürlich der Germanen¹³⁰ mit seiner Neigung zum Einzelwohnen und der daraus resultierenden geistigen Veranlagung, der überhaupt erst dazu fähig war, Burgen zu errichten, lediglich die Technik des Steinbaus habe man von den Römern übernommen. Vom germanischen Kernland in Norddeutschland, wo man laut Ebhardt die „reinste Form“ des Burgenbaus vorfinde, habe sich durch die Völkerwanderungszeit der Burgenbau nach ganz Europa ausgebreitet. Seit der Ottonenzeit hätten alle romanischen Völker unter einer germanischen Kulturhegemonie gestanden und höherwertige deutsch-germanische Bauelemente seien dadurch in den romanischen Burgenbau eingeflossen. Zu einer Vermengung italienischer und germanischer Baustile sei es deshalb nicht gekommen, da sich die germanischen Herrscher als Herrschicht nicht mit der

¹²⁴ Fabian Link verortet ihn im norddeutschen Bildungsbürgertum, in dem nationalkonservative und preußisch-protestantische Werte die Norm darstellten, siehe: LINK, *Burgen und Burgenforschung*, S.157.

¹²⁵ Seine monografische Serie *Deutsche Burgen*, dessen erster Band 1898 erschien hat Ebhardt dem Kaiser gewidmet, siehe: EBHARDT, *Burgen*. Auch im Burgwart betont er mehrfach, dass er vom Kaiser gefördert wird, siehe: *Der Burgwart*. Band 1, Nummer 2, Berlin 1900, S. 86. & *Der Burgwart*. Band 2, Nummer 7, Berlin 1901, S. 57 – 66. Ganz allgemein zur Beziehung zwischen Ebhardt und Wilhelm II. siehe: LINK, *Burgen und Burgenforschung*, S.160 – 163.

¹²⁶ EBHARDT, *Burgen Italiens*, S. 5.

¹²⁷ LINK, *Burgen und Burgenforschung*, S.181f.

¹²⁸ EBHARDT, *Burgen Italiens*, S. 10.

¹²⁹ EBD. S. 14.

¹³⁰ Aber selbstverständlich nicht jeder Germanen, sondern lediglich die aristokratische Führungsschicht, also genau jenes Milieu, in dem Ebhardt immer versucht hat Fuß zu fassen, siehe: JUSTUS (Ebhardt Bodo), *Etwas vom Überdruß*, in: *Der Burgwart*. Band 13, Nummer 1, Berlin 1912, S. 1 – 3.

romanischen Bevölkerung vermischt hätten. Glanzvoller Höhepunkt dieser Entwicklung war für Ehardt natürlich der Stauferkaiser Friedrich II.¹³¹

Wenig verwunderlich ist auch, dass dieser „Kulturtransfer“ für ihn immer nur in eine Richtung funktionierte. Der Germane beeinflusst durch „gesundes Blut“ und „Volkskraft“ das restliche Europa. Eine gegensätzliche Entwicklung ist für Ehardt undenkbar.

„Der sonnige Himmel des Südens, der seine Anziehungskraft durch Jahrtausende bewahrt hat, führte dem absterbenden Römerreich immer neue Ströme gesunden Blutes aus dem unerschöpflichen Schatze germanischer Volkskraft zu.“¹³²

Ehardt gehörte zu jenen Menschen, die im deutschen Kaiserreich des 19. Jahrhunderts die folgerichtige Fortführung des hochmittelalterlichen römischen Reiches, das mit den Stauern untergegangen sei, gesehen haben. Wilhelm II. stellte für ihn den legitimen Nachfolger des Staufergeschlechts dar und genau wie Kaiser Friedrich II. war auch Kaiser Wilhelm II. für Ehardt ein großer Burgenbauer.

Diese Ansichten erfuhren seit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges eine Steigerung. Das Titelbild der 6. Nummer des Burgwartes aus dem Jahr 1914 zeigt eine Burgruine, die von einem Drachen angegriffen wird. Die Bildunterschrift lautet: „Krieg“. Link interpretiert die Burg auf dem Titelbild als das Deutsche Reich, das von feindlichen Staaten, die durch den Drachen symbolisiert werden, bedroht wird.¹³³ Der erste Aufsatz dieser Ausgabe trägt den programmatischen Titel *Das Land der Schlachtfelder*¹³⁴. In der folgenden Nummer schlägt Ehardt anhand der Burg von Cesena in Italien eine gedankliche Brücke zwischen den historischen Eroberungsfeldzügen deutscher Kaiser in Italien und dem aktuellen Kriegsgeschehen.¹³⁵ Den Höhepunkt dieser Annahmen beschrieb Ehardt im folgenden Jahr.

¹³¹ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.183.

¹³² EBHARDT, Burgen Italiens, S. 89.

¹³³ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.187 (Dort findet man auch eine Abbildung des Titelbildes auf S. 365).

¹³⁴ EBHARDT Bodo, Das Land der Schlachtfelder, in: Der Burgwart. Band 15, Nummer 6, Berlin 1914, S. 114. Gleich zu Beginn heißt es dort: „Plötzlich brechen die Furien lange aufgedämmten Hasses los, um das seit tausend Jahren immer wieder von den umwohnenden niederen Rassen aller Art angefallene Deutsche Reich der wohlverdienten Früchte seiner Arbeit und Friedensliebe zu berauben. – Es ist ein Trost – der alte Kampf der Slawen, der Gallier und Genossen hat uns noch nie vernichten können, so schwer wir jeden Augenblick der Uneinigkeit und Schwäche büßen mussten. Er wird uns auch diesmal nicht niederwerfen, wo wir auf der Höhe unserer Kraft einig und opferbereit das Schwert – gezwungen –, aber ohne zu zögern, entblößen, um es, wie unser Kaiser dem ganzen deutschen Volke aus der Seele gesprochen hat, nur mit Ehren wieder einzustecken.“, siehe: EBD.

¹³⁵ EBHARDT Bodo, Cesena, in: Der Burgwart. Band 15, Nummer 7, Berlin 1914, S. 145 – 150.

Von Kaiser Wilhelm II. in die besetzten Gebiete Frankreichs und Belgiens geschickt, um dort die vom Krieg bedrohten Denkmäler zu dokumentieren, nutzte er die daraus resultierende Publikation¹³⁶, um seine rassenaristokratischen Theorien darzulegen. Die Überlegenheit Deutschlands sei in der Verschmelzung von Adel und Volk zu einer gemeinsamen Ethnie zu finden. Der Krieg habe dazu geführt, dass die soziale Ungleichheit zwischen Volk und Aristokratie, obwohl zur selben Rasse gehörig, keine Bedeutung mehr aufweise, sich nun eine einheitliche Identität herausbildet habe, mit einem Volkskaiser an der Spitze.¹³⁷ Ehardt schließt mit den Worten:

*„Fürst und Bauer, Arbeiter und Adel, Reich und Arm, alle mischen ihr Blut in einer in der Weltgeschichte einzig dastehende Einigkeit, und das bis zum letzten Ende. Bis Frankreich geschlagen, Rußland erschöpft ist, bis vor allem England im eigenen Lande die eiserne Faust gespürt hat. Eher kein Friede! Dann aber halten wir Deutschen den Tag des Gerichts. Das walte Gott.“*¹³⁸

Man kann sich daher leicht vorstellen, dass der Ausgang des 1. Weltkrieges für Ehardt einer persönlichen Katastrophe gleichkam. Mit der Abdankung des Kaisers verlor er auch dessen Patronage und Ehardt konstatierte für sich, dass ein weiteres deutsches Kaiserreich wieder einmal versagt hatte. Eine Reaktion Ehardts darauf war, dass er sich noch mehr als bisher auf die Betonung seiner völkisch-rassistisch konstruierten Burgenlandschaften und einer mittelalterlichen deutschen Kulturhegemonie versteifte.¹³⁹ Die Weimarer Republik und die Demokratie waren ihm ein Graus, er sprach von einer Zeit „[...] schwatzhafte[r] [...] diätenfreudiger Redehelden.“¹⁴⁰ und der Revolution „[...] der großen Worte, der Feigheit und der kleinen Taten.“¹⁴¹ Vom Kaiser, aber vor allem vom Adel war Ehardt enttäuscht, hatte dieser doch im Krieg versagt und die Weimarer Republik nicht verhindert.¹⁴² In der Folgezeit wandte er sich daher mehr und mehr vom Aristokratismus zugunsten eines diffusen

¹³⁶ EBHARD Bodo, Krieg und Baukunst in Frankreich und Belgien, Berlin-Grunewald, 1915.

¹³⁷ LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 187.

¹³⁸ EBHARDT, Krieg, S. 153.

¹³⁹ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.188. Lag der Fokus Ehardts früher vor allem auf Italien, war der neue deutsche Feind seit 1915 auch im Westen und Osten Europas zu suchen.

¹⁴⁰ WENDLANDT W., Feier des 25-jährigen Jubiläums der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen e.V., in: Der Burgwart. Band 25, Berlin 1924, S. 30.

¹⁴¹ EBHARDT Bodo, Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte, Berlin 1925, S. 259.

¹⁴² LINK, Burgen und Burgenforschung, S.189.

Naturverständnisses als Grundlage der deutschen Volkskraft ab.¹⁴³ Als weiteren Schuldigen meinte Ehardt jetzt auch das Judentum zu erkennen, das vor 1918 keinerlei Erwähnung in seinen Schriften fand. Sie seien die „*Drahtzieher*“¹⁴⁴ des deutschen Unglücks, eine Rolle, die sie bereits seit dem Mittelalter spielen würden.¹⁴⁵

Da die alten Eliten 1918 ausgeschaltet oder nicht mehr vertrauenswürdig genug erschienen, feierte Ehardt begeistert die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Besonders in Hitler als neue „heldische“ Führungsfigur setzte er große Hoffnung. In seiner Rede auf der Hauptversammlung des Burgenvereins 1933 sagte er über ihn:

„Denn strahlend stieg das Bild eines hinreißenden Mannes über Deutschland auf, im jähen Fluge die tatendurstige Jugend, wie der Komet seinen feurigen Schweif, hinter sich herreißend. Sein Licht leuchtet dem jungen Deutschland, dem neuen Reich glühend voran. [...] Zu diesem strahlenden Kometen über der alten Burg deutschen Glaubens schauen wir erwartungsvoll empor und begeistert stimmen wir ein in den neuen Ruf: Heil Deutschland! Heil Hitler!“¹⁴⁶

Noch im selben Jahr versuchte Ehardt, seine Burgenvereinigung den neuen Machthabern schmackhaft zu machen. In seiner *Denkschrift* zählte er die Vorteile auf, welche die Nationalsozialisten durch eine Unterstützung der Burgenforschung und Denkmalpflege – selbstverständlich unter leitender Position der Burgenvereinigung – für ihre Sache gewinnen konnten. Neben einer Steigerung des Tourismus und somit der Wirtschaft, würden sie gezielte Forschungen und Restaurierungen aber auch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur deutschen Volks- und Rassenkunde liefern, da es sich bei Burgen um herausragende deutsche Kultur- und Volkskunstdenkmäler handele.¹⁴⁷ Wie bei so vielen anderen bürgerlichen Vereinen war dies Ehardts Versuch, sich und die Burgenvereinigung in den Dienst der

¹⁴³ EBD. Ehardt schreibt 1926: „in Natur und Kunst, in Wald und Feld, im Dorf und in der abgelegenen Kleinstadt [...] mahnen die uralten Eichen, die Sinnbilder echten Deutschtums, an die Kraft, die unzerstörbar in unserem Volke wohnt, solange solange es wie die von tausend Stürmen zerrissenen Baumriesen ewig neue Frühlingskräfte aus seinem eigenen deutschen Heimatboden, aus der Tiefe des eigenen deutschen Geistes und aus der deutschen Seele, kurz aus der deutschen Eigenart saugt.“, siehe: EBHARDT Bodo, Die Salaburg und der Reinhardswald, in: Der Burgwart. Band 27, Nummer 3/4, Berlin 1926, S. 41.

¹⁴⁴ EBHARDT, Deutsche Burgen, S. 60.

¹⁴⁵ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.189.

¹⁴⁶ EBHARDT Bodo, Schlusswort des Vorsitzenden der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen Prof. Bodo Ehardt, in: Der Burgwart. Band 34, Berlin 1933, S. 12.

¹⁴⁷ EBHARDT Bodo, Denkschrift über eine Reichshilfe zur Erhaltung deutscher Burgen und Burgruinen, in: EBD., S. 35 – 37.

Nationalsozialisten zu stellen, bzw. ein neues klientelistisches Verhältnis wie unter Kaiser Wilhelm II. aufzubauen.¹⁴⁸

Letzten Endes hatte er damit aber keinen Erfolg. Zu groß waren inzwischen die Unterschiede in Weltanschauung und wissenschaftlicher Methodik. Zwar gab es anfangs durchaus einige Parteigrößen, die Ebhardt und dem Verein wohlwollend gegenüberstanden, doch eine angemessene Förderung sprang dabei nicht heraus, sie blieb eher symbolischer Natur. Auch auf der wissenschaftlichen und kulturellen Ebene wurde Ebhardt immer mehr an den Rand gedrängt. Viele aufstrebende Forscher (v.a. aus der Heimatschutzbewegung) sahen in ihm und seinen Methoden den Geist des 19. Jahrhunderts, dem sie kritisch gegenüberstanden. Diese Art Kritiker hatte es gegenüber Ebhardt und seiner Arbeitsweise schon immer gegeben, aber erst jetzt, nachdem die Patronage des Kaisers entfallen war, konnten sie ihm ernsthaft zusetzen. Schwerwiegender dürfte für Ebhardt aber gewesen sein, dass er dem neuen nationalsozialistischen Forschungsparadigma „Raum und Volk“ nicht folgte. Junge Burgenforscher fragten nun nach raumordnenden Sozialstrukturen, worin die mittelalterliche Burg lediglich ein Punkt unter vielen war. Für Ebhardt war die Burg selbst jedoch stets Hauptforschungsobjekt und Mittelpunkt geblieben.¹⁴⁹ Zudem ist zu konstatieren, dass er die NS-Ideologie nie vollständig übernommen hatte. Seine nationalistischen Töne und rassistischen sowie antisemitischen Theorien wurden oben bereits aufgezeigt, allerdings war Ebhardt nie ein so drastischer Antisemit wie es viele Eliten und Parteifunktionäre der Nationalsozialisten gewesen waren. Bis zu seinem Tod 1945 ist Ebhardt stets überzeugter Monarchist geblieben, für den Hitler vermutlich das kleinere Übel oder nützliches Werkzeug zur Beseitigung der von ihm noch mehr verachteten Weimarer Republik darstellte. Seiner antiwilhelminischen Massenpolitik stand er aber stets ablehnend gegenüber.¹⁵⁰ Am deutlichsten zeigt dies vermutlich die Tatsache, dass Ebhardt mit dem Kaiser noch weit bis in die 1930er Jahre in Briefkontakt gestanden hat.¹⁵¹

Eine weitere Person, die das Bild der mittelalterlichen Burg in Deutschland bis in die letzten Jahrzehnte stark geprägt hat (und immer noch prägt), war Walter Hotz. Seine *Kleine*

¹⁴⁸ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.170.

¹⁴⁹ EBD. S. 177 – 179.

¹⁵⁰ EBD. S. 173f.

¹⁵¹ EBD. S. 173 & FN 74.

*Kunstgeschichte der deutschen Burg*¹⁵² gilt nach wie vor als Standardwerk und bietet einen knappen Überblick über die verschiedenen Bauformen und deren Entwicklungen für die Burgen des deutschen Raumes, des Weiteren stellt sein *Pfalzen und Burgen der Stauferzeit*¹⁵³ den bisher letzten Versuch dar, den klassischen Burgenbau des 12. und 13. Jahrhunderts in seiner Gesamtheit zu beschreiben.¹⁵⁴

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht in Deutschland übernahmen, befand sich Walter Hotz gerade am Ende seines Studiums der Theologie und der Kunstgeschichte, das er im darauffolgenden Jahr mit seiner Promotion in Gießen bei Christian Rauch abschloss.¹⁵⁵ Das Thema seiner Dissertation war eine kunsthistorische Untersuchung der Burg Wildenberg (Abb. 007) bei Amorbach im Odenwald.¹⁵⁶ Walter Hotz, der sich selbst als burgenforschender Kunsthistoriker sah, war sich durchaus darüber im Klaren, dass er mit dieser Thematik zu den Exoten seines Faches zählte.¹⁵⁷ Denn nach wie vor orientierte sich die akademische Kunstgeschichte am Ästhetikbegriff von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und dessen Weiterentwicklung durch Carl Schnaase und Friedrich Theodor Vischer zur absoluten Schönheitskategorie.¹⁵⁸ Dies hatte zur Folge, dass vor allem Sakralbauten als geeignete Forschungsobjekte betrachtet wurden, bei Profanbauten hingegen waren es allenfalls noch die Schloss- und Palastanlagen, die als geeignet angesehen wurden – für Burgen war hier kein Platz.

Beschäftigt man sich mit Hotz' Werken, fällt schnell auf, dass es vor allem zwei Punkte sind, die sein wissenschaftliches Denken geprägt haben und die sich wie ein roter Faden durch seine Arbeiten zieht: Der Reichsgedanke sowie die beiden Stauferkaiser Friedrich I. und II. Der Reichsgedanke und das Staufergeschlecht als dessen höchste „Führer“ wurden bei Hotz' derart stark ausgeprägt und propagiert, dass bei ihm eine Vermischung zwischen politischer

¹⁵² **HOTZ** Walter, *Kleine Kunstgeschichte der deutschen Burg*, Darmstadt 1966. Die Popularität des Werkes zeigt sich auch daran, dass 2011 bereits eine 6. Auflage herausgegeben wurde.

¹⁵³ **HOTZ** Walter, *Pfalzen und Burgen der Stauferzeit*, Darmstadt 1981.

¹⁵⁴ **BILLER**, *Adelsburg*, S. 26.

¹⁵⁵ **BÖCHER** Otto, *Walter Hotz. Leben und Werk*, in: *Der Wormsgau*. Band 16, Worms 1992, S. 29. Hotz hatte neben Gießen auch in Wien, Marburg, Jena und Bonn studiert.

¹⁵⁶ **EBD.**, S. 26.

¹⁵⁷ **LINK**, *Burgen und Burgenforschung*, S.260.

¹⁵⁸ Für Hegel wurde die höchste Kunst in der Vergangenheit geschaffen, für ihn war das Schöne bzw. die Kunst lediglich eine andere Form des Historischen. Die post-hegelianische Ästhetik erweiterte diese historische Sichtweise durch eine immanente Komponente: Kunst war zu allen Zeiten allen Menschen eigen, die jeweiligen Kunstformen waren allerdings historisch bestimmt, dem Schönen wurde nun also eine autonome Entwicklung, unabhängig von der Geschichte zugestanden, siehe: **HALBERTSMA** Marlite, *Wilhelm Pinder und die deutsche Kunstwissenschaft*, Worms 1992, S. 35. Somit war es Kunsthistorikern nun möglich, anhand der Formensprache eine „deutsche Kunst“ herauszuarbeiten.

Weltanschauung und methodischen Wissen unübersehbar ist. Kunst war für Hotz lediglich Ausdruck des politischen Willens des Herrschers des germanischen Reiches – und unter diesem Aspekt hat er auch seine Burgen untersucht.¹⁵⁹ Um zu verstehen, weshalb diese Gedanken bei Hotz derart stark ausgeprägt waren, muss man seine Biografie bis in seine Kindheitstage zurückverfolgen:

Walter Hotz wurde am 30. Mai 1912 als Sohn des Architekten und Malers Philipp Hotz und Maria Hotz, geborene Walter, in Worms geboren.¹⁶⁰ Seine Eltern pflegten ausgeprägte lutherisch-protestantische sowie nationalkonservative Ansichten und erzogen ihre Kinder von klein auf zur Heimatverbundenheit. Philipp Hotz war Mitglied in zahlreichen Heimat- und Kulturvereinen und unterrichtete seine Söhne Walter, Rudolf und Lothar in regionaler Geschichte und Kultur. Ein anschauliches Beispiel hierfür zeigt den jungen Walter Hotz auf einer Fotografie des Vaters oder Großvaters, auf der er mit Notizblock und Bleistift seine Beobachtungen über ein Bauernhaus notiert.¹⁶¹ Zwar hat es auch an Hotz' Schule in Worms durchaus Lehrer gegeben, die sich dem Nationalsozialismus zugewandt hatten, allerdings sind diese in der Minderheit gewesen – zumal der Direktor der Schule rechtsextremes Gedankengut ablehnte. Diese kompromisslose Haltung des Schuldirektors mag auch der Grund gewesen sein, weshalb Walter Hotz einen Artikel über die Sonnenwendfeier, den er 1929 für die Wormser Zeitung geschrieben hatte, lediglich unter dem Pseudonym Hanswalter Lutz veröffentlichte.¹⁶² Wenn Walter Hotz in diesem Artikel über die Liebe zur Heimat und den „Heldentot“ deutscher Soldaten, die sich im Ersten Weltkrieg für das Vaterland geopfert haben, schreibt, passt dies durchaus zu den für die damalige Zeit typischen Floskeln, die in rechtsorientierten Jugendbünden „angesagt“ waren. Einer dieser Jugendbünde war die evangelische *Christliche Pfadfinderschaft Deutschlands* (im Folgenden CP). Diese sollte die Gesinnung des jungen Walter Hotz deutlich stärker prägen, als es Elternhaus und Schule vermutlich getan haben.¹⁶³ Wie wichtig ihm diese Gemeinschaft und deren Ideale waren,

¹⁵⁹ LINK, Burgen und Burgenforschung, S.244, 279, 281f.

¹⁶⁰ BÖCHER, Walter Hotz, S. 28.

¹⁶¹ LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 245. Dort ist auch besagtes Foto auf Seite 372 abgebildet.

¹⁶² BÖCHER, Walter Hotz, S. 28. Der Artikel wurde in der Wormser Zeitung vom 21.06.1929 veröffentlicht.

¹⁶³ Zur Geschichte, Struktur und Ideologie der Christlichen Pfadfinderschaft siehe: KINDT Werner, Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933: Die bündische Zeit. Quellenschriften (Dokumentation der Jugendbewegung III), Düsseldorf 1974; SEIDELMANN Karl, Die Pfadfinder in der deutschen Jugendgeschichte. 3 Bände, Hannover 1977 – 1991; KRAETER Dieter, Lohnes Hanns-Dieter, Aus der Arbeit und Gemeinschaft der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands. Berichte, Rundbriefe, Zeitschriftenartikel, Bilder, Dokumente, Kassel 1960.

verdeutlicht ein Brief, den Hotz 1965 an den jungen Bundesbruder Til Schrecker schrieb, der sich in einem Aufsatz kritisch über die CP in der Weimarer Zeit geäußert hatte.¹⁶⁴

Die CP war eine „Kampfgemeinschaft“ die auf strenger, elitärer Auslese ihrer Mitglieder – selbstverständlich nur Männer – beruhte, in der das Individuum zugunsten der Gemeinschaft zurückzutreten hatte. Desillusioniert nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges propagierte man eine neue Weltanschauung und Werte, die es sowohl gegen Innen als auch nach außen zu verteidigen galt. Walter Hotz hat in der CP, die in Sippen, Stämme und Gaue gegliedert war, schnell Karriere gemacht. Zunächst war er Anführer der Sippe „Rüdiger“ und übernahm 1931 die Führung des Stamms „Nibelungen“. Zwei Jahre später stieg er zum „Gauführer Rheinhessen“ auf und wurde 1933 „Jungbannpressewart“, bis im selben Jahr die CP in die *Hitlerjugend* bzw. *Deutsche Jugend* assimiliert wurde. Während dieser Zeit arbeitete Walter Hotz immer wieder mit anderen rechtsnationalen Gruppen aus der bündischen Jugendbewegung wie dem Jungnationalen *Bund/Freischar junger Nation* zusammen, deren Ideologien größtenteils übereinstimmten.¹⁶⁵ Für die Bündischen war klar, dass man sich Ende der 1920er, Anfang der 1930er an einer Zeitenwende befand, die alte Gesellschaft durch eine neue ersetzt werden musste und man sich daran als elitärer Kreis, als den man sich verstand, aktiv beteiligen wollte – ja sich sogar geradezu dazu verpflichtet fühlte. Die neue Gesellschaft, das war der Bund, die alte Gesellschaft, die es abzuschaffen galt, die Weimarer Republik. Hotz' Vorstellungen dieser neuen Gesellschaft und ihrer Werte war Erhalt des Deutschtums und der deutschen Heimat.¹⁶⁶ Dafür galt es zu kämpfen – und zwar ständig.¹⁶⁷ Im Inneren gegen Kriegsgewinnler, Schieber, Kommunisten und Juden und im so genannten „Grenzkampf“ gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages und die darauf beruhenden Besetzungen der westlichen Grenzlande durch die Franzosen. Hierfür war eine strenge hierarchisch-militärische Ordnung, wie sie in der CP propagiert und gelebt wurde, in ihren Augen unabdingbar. Dass in einem solchen Gesellschaftsentwurf das Gemeinwesen letztlich nur von einem großen Führer beherrscht werden konnte, liegt auf der Hand. Das Volk also eine Schicksalsgemeinschaft, die denselben biologischen, geografischen, kulturellen und religiösen

¹⁶⁴ Der Originalbrief befindet sich heute im Stadtarchiv Worms: StA Wo, Abt. 170/21, Nr. 113 und wird von Fabian Link in Auszügen wiedergegeben: LINK, *Burgen und Burgenforschung*, S. 247f.

¹⁶⁵ LINK, *Burgen und Burgenforschung*, S. 247f.

¹⁶⁶ EBD., S. 248.

¹⁶⁷ Nicht zuletzt dürften die Schriften von Ernst Jünger und deren Idealisierung von Männlichkeit und Gewalt einen gewichtigen Einfluss gehabt haben, siehe: MÖRCHEN Helmut, *Schriftsteller in der Massengesellschaft. Zur politischen Essayistik u. Publizistik Heinrich und Thomas Manns, Kurt Tucholskys u. Ernst Jüngers während der zwanziger Jahre*, Stuttgart 1973, S. 76 – 96.

Ursprung teilt und sich ständig in einem existenziellen Kampf gegen feindliche Kräfte verteidigen muss und der Staat sich als Hüter der Volksordnung versteht.

Führer, Staat, Volk und Bund waren somit die Glieder, die sich zu einem neuen christlichen Reichskörper vereinigen sollten, als Fortsetzung jenes mittelalterlichen deutschen Kaiserreiches, das mit den Staufern trotz eines gewaltigen Abwehrkampfes untergegangen war. Diese Sichtweise hat sich stark auf Hotz' Interpretation mittelalterlicher Burgen ausgewirkt. Während seiner Zeit bei der CP hat er diese Vorstellungen von einem neuen Reich und einem starken Führer immer wieder propagiert¹⁶⁸ und dabei auch mehrere „Grenzlandfahrten“ durchgeführt. So unternahm er 1932 und 1933 mit seiner Pfadfindergruppe unter dem bezeichnenden Namen „Fähnlein Schlageter“¹⁶⁹ Ausfahrten zu diversen Soldatenfriedhöfen des Ersten Weltkrieges in Belgien und Frankreich. Auf diesen Reisen präsentierte Hotz auch immer wieder mittelalterliche Burgen als monumentalen Ausdruck deutscher Kultur. Burgen waren für ihn und die CP vorrangig mythisch verklärte Symbole deutscher Vergangenheit wie dem mittelalterlichen Kaiserreich oder dem Rittertum, die als große Vorbilder für die neu entstehende Gesellschaft dienen sollten. Burgen wurden als Führerlager der CP genutzt, um dort rituelle Handlungen wie Initiationsriten und Sonnenwendfeiern für die Pfadfinderjugend abzuhalten.¹⁷⁰

Hotz' wissenschaftliches Interesse an Burgen und Pfalzen war also seit frühester Jugend durch die ideologischen Weltanschauungen der CP und der bündischen Jugend korrumpiert, von der er sich Zeit seines Lebens nicht mehr hat befreien können oder wollen. Nichts verdeutlicht dies so sehr wie die Auswahl des Gegenstandes seiner Dissertation: Burg Wildenberg im Odenwald. Diese Anlage hat Walter Hotz früh in seinen Bann gezogen. Denn hier hatte Wolfram von Eschenbach angeblich große Teile seines Parzival verfasst, in welchem der Gralsmythos eine zentrale Bedeutung einnimmt.¹⁷¹ Dieser wiederum hat eine große Rolle in der Ideologie der völkischen Bewegung gespielt.¹⁷²

¹⁶⁸ Z.B. **HOTZ** Walter, Christus im deutschen Volk, in: Auf neuem Pfad. Band 11, Nummer 3, 1932; **HOTZ** Walter, Jungmannschaft und Reich, in: Auf neuem Pfad. Band 11, Nummer 2, 1932; **HOTZ** Walter, Hessenland, in: Auf der Spur. Band 9, Nummer 8, Dresden 1933. Weitere Beispiele bei **LINK**, Burgen und Burgenforschung, S. 247 – 252.

¹⁶⁹ Zu Leo Schlageter siehe: **ZWICKER** Stefan, Albert Leo Schlageter - eine Symbolfigur des deutschen Nationalismus zwischen den Weltkriegen, in: Nationalismus und nationale Identität in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, Marburg/Opole 2000, S. 199 – 214.

¹⁷⁰ **LINK**, Burgen und Burgenforschung, S. 252.

¹⁷¹ **EBD.**, S. 252.

¹⁷² **FRANZ** Sandra, Die Religion des Grals. Entwürfe arteigener Religiosität im Spektrum von völkischer Bewegung, Lebensreform, Okkultismus, Neuheidentum und Jugendbewegung (1871 - 1945) (Edition Archiv der Deutschen Jugendbewegung 14), Schwalbach 2009, S. 445 – 481.

Ab 1930 studierte Hotz in Gießen, Wien, Marburg, Jena, Bonn und Montpellier Theologie und Kunstgeschichte¹⁷³ wobei sein Hauptinteresse von Anfang an mehr der letztgenannten Disziplin galt. In Bonn studierte er bei Paul Clemen, der damals nicht nur zu den führenden Köpfen der Denkmalpflege in Deutschland zählte, sondern darüber hinaus in zahlreichen Vereinen, Gremien und Vorständen tätig war.¹⁷⁴ Als Lehrstuhlinhaber am Kunsthistorischen Institut Bonn baute Clemen dieses ab 1920 zum modernsten Forschungsinstitut Deutschlands jener Zeit um und prägte somit die sogenannte Bonner Schule der Kunstgeographie¹⁷⁵, wobei er eng mit dem ebenfalls 1920 gegründeten Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande und deren Protagonisten, Hermann Aubin, Theodor Frings und Franz Steinbach, zusammenarbeitete.¹⁷⁶ Aufgrund der Forschungsschwerpunkte „Volkstum“ und „Kulturraum“ entwickelte sich Bonn rasch zu einem Zentrum der Westforschung, das den Begriff der „Grenzraumforschung“ prägte¹⁷⁷ und dabei das Ziel hatte „[...] *das Deutschtum der westlichen Grenzregionen und der an Frankreich und Belgien verlorenen Gebiete so überzeugend wie möglich aus den Quellen heraus [...]*“¹⁷⁸ darzustellen.

Hotz wissenschaftliche Prägung bestand also aus der kulturräumlich verstandenen Landesgeschichte und der mittelalterlichen Kunstgeschichte, was bei ihm zu einem Verständnis der mittelalterlichen Kunst als eine Quelle zur Belegung und Definition völkischer Kulturkreise und deren Geschichte führte.¹⁷⁹ Als 1931 die *Westdeutsche Forschungsgemeinschaft* gegründet wurde, die sich neben dem Bonner Institut für Landesgeschichte vor allem aus dem Wissenschaftlichen Institut der Elsass-Lothringer im Reich mit Sitz in Frankfurt und dem Alemannischen Institut in Freiburg zusammensetzte, wurde Walter Hotz zwar kein Mitglied, nutzte aber die Möglichkeit, sich dort ein Netzwerk aus akademischen und außerakademischen gleichgesinnten Forschern und Politikern wie

¹⁷³ BÖCHER, Walter Hotz, S. 28.

¹⁷⁴ So z.B. Provinzialkonservator der Rheinprovinz, Vorsitzender des Vereins für Kunstwissenschaft, Vorsitzender des Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz und auch Mitbegründer des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, siehe: LÜTZELER Heinrich, Clemen, Paul in: *Neue Deutsche Biographie*, Berlin 1957, S. 281; Online: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118521187.html#ndbcontent> (abgerufen am 14.06.2021).

¹⁷⁵ HAUSHERR Reiner, Überlegungen zum Stand der Kunstgeographie, in: *Rheinische Vierteljahresblätter*. Band 30, Bonn 1965, S. 354.

¹⁷⁶ DOLL Nikola, „[...] das beste Kunsthistorische Institut Grossdeutschlands.“ Das Kunsthistorische Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn im Nationalsozialismus, in: *Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950*, Weimar 2005, S. 49.

¹⁷⁷ EBD., S. 49.

¹⁷⁸ SCHÖTTLER Peter, Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensive, in: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918 – 1945*, Frankfurt am Main 1997, S. 205.

¹⁷⁹ LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 254.

Friedrich Spieser aufzubauen.¹⁸⁰ Inwieweit Hotz bei seinem Eintritt in die NSDAP 1937 überzeugter Nationalsozialist war, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden, Berührungspunkte mit deren Ideologie hat es jedenfalls genug gegeben.¹⁸¹

Zumindest aus karrieretechnischen Gründen scheint Hotz gegenüber der NS Kultur- und Wissenschaftspolitik positiv eingestellt gewesen zu sein, da dort im Gegensatz zur universitären Kunstgeschichte eher ein Interesse an der kunsthistorischen Erforschung mittelalterlicher Burganlagen vorhanden zu sein schien und er sich generell im akademischen Betrieb nicht allzu sehr integrieren wollte.¹⁸² Zum einen wollte er seine Forschungsschwerpunkte über die mittelalterliche Burg hinaus nicht erweitern – was er als Assistent aber hätte tun müssen, zum anderen schien Hotz als Bündler ein gewisses Autoritätsproblem gegenüber älteren Herren verspürt zu haben, was wiederum eine Unterordnung gegenüber der Professorenschaft zumindest höchst problematisch gemacht hätte.¹⁸³ Es verwundert somit nicht, dass Hotz nach Beendigung seiner Doktorarbeit zunächst keine Universitätskarriere einschlug, sondern stattdessen eine Stelle als Schriftleiter bei der Reichsgeschäftsstelle des evangelischen Bundes in Berlin annahm. Hier hatte er eine sichere Anstellung und arbeitete energisch daran, das Thema Burg durch Publikationen in populären nationalsozialistischen Kulturzeitschriften und Monatsheften in der Öffentlichkeit zu etablieren und auf die Relevanz der Burgenforschung als kunsthistorisches Thema hinzuweisen. Außerdem konnte er in Berlin weitere, für ihn wichtige Kontakte knüpfen. Mit seiner Strategie hatte Hotz durchaus Erfolg. Im Verlauf der 1930er Jahre erarbeitete er sich einen Ruf als Experte für Burgen der Stauferzeit und konnte dadurch einige NS-Wissenschaftspolitiker sowie Forscher auf sich aufmerksam machen. 1939 schien das große Ziel dann doch noch zum Greifen nahe: Der Heidelberger Kunsthistoriker Hubert Schrade, der ebenfalls in der Westforschung aktiv war, vereinbarte mit ihm ein Habilitationsprojekt, das aber der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu verhindern wusste. Als Wehrdienstfreiwilliger wurde Hotz sofort nach Kriegsausbruch zur Wehrmacht eingezogen, was seinen ideologischen Vorstellungen von einem Leben als ständiger Kampf durchaus entgegenkam. Seinem Wunsch, Deutschland als Frontsoldat zu dienen, wurde jedoch durch eine gegnerische Gewehrpatrone ein schnelles Ende beschert. In der Folgezeit sind Hotz dann verschiedene Verwaltungs-,

¹⁸⁰ **EBD.**, S. 255.

¹⁸¹ Hierfür siehe: **EBD.**, S. 256 – 260.

¹⁸² Siehe oben S. 28 & FN 149.

¹⁸³ **LINK**, Burgen und Burgenforschung, S. 265.

Ausbildungs- und Propagandaaufgaben zugeteilt worden. Erst als das „Tausendjährige Reich“ bereits in seinen letzten Atemzügen lag, wurde Hotz noch einmal zu einem Kampfeinsatz nach Italien abgeordnet.¹⁸⁴ Während seiner Zeit als Soldat hinter der Frontlinie fand er immer wieder Zeit, eigenen Forschungen nachzugehen¹⁸⁵, ja er erhielt dadurch sogar erst die Möglichkeit, europäische Länder zu bereisen, die er vorher vermutlich nicht hätte besichtigen können. Die dabei entstandenen Eindrücke wurden in den verschiedenen Kriegszeitungen der Wehrmacht oder als Kunst- und Burgenführer publiziert.¹⁸⁶

Am Ende des Krieges geriet Walter Hotz in Gefangenschaft und kehrte erst 1947 nach Deutschland zurück. Vielleicht aufgrund der Eindrücke der ungeheuerlichen Verbrechen, die während der Zeit der Herrschaft der Nationalsozialisten verübt worden waren, reifte in ihm der Gedanke heran, sich dem Pfarrberuf zuzuwenden. Allerdings muss Hotz auch klar gewesen sein, dass er keine Chance auf eine weitere akademische Laufbahn gehabt haben dürfte: Die wenigen einflussreichen Gönner, welche er von früher kannte, waren inzwischen verstorben und er war in der akademischen Welt nicht ausreichend integriert, um von einem Kollegen einen „Persilschein“ ausgestellt zu bekommen. Aber es gibt noch weitere Hinweise darauf, dass Hotz den Pfarrberuf vor allem deshalb gewählt hatte, um wirtschaftlich abgesichert zu sein. Bereits 1946 hielt er wieder kunsthistorische Vorträge und nahm abermals, nachdem ein erneuter Versuch in den 1950er Jahren sich doch noch zu habilitieren scheiterte, Kontakt zu seinen alten Kollegen aus der Westforschung auf.¹⁸⁷ Diese hatten meist ähnliche Probleme wie Walter Hotz. Sie alle konnten zwar mehr oder weniger als geistige Wegbereiter der NS-Ideologie angesehen werden, unterschieden sich aber in zentralen Punkten von deren Weltanschauung so stark, dass sie bei den Nationalsozialisten keine Karriere gemacht hatten, für den akademischen Beruf nach 1945 aber trotzdem nicht mehr tragbar waren. Auch Walter Hotz hat sich als Opfer der Nationalsozialisten gesehen. Zwar leugnete er keineswegs die Verbrechen, die in der Zeit des Nationalsozialismus begangen wurden, allerdings wurden diese Verbrechen ja, so Hotz, von den Nazis und keineswegs vom deutschen Volk ausgeführt – hier hat Hotz stets „sauber zu unterscheiden gewusst“.¹⁸⁸ Eine neue publizistische Heimat sollten Hotz und seine „Schicksalsgenossen“ in der 1949 von Ernst Arich gegründeten

¹⁸⁴ EBD., S. 265ff.

¹⁸⁵ Inwieweit dies aufgrund von Propagandabefehlen der Wehrmacht geschah oder gesteuert wurde ist heute schwer nachzuvollziehen, da es keine aussagekräftigen Quellen darüber zu geben scheint.

¹⁸⁶ LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 269f.

¹⁸⁷ EBD., S. 270 – 272.

¹⁸⁸ EBD., S. 276f.

Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft, finden.¹⁸⁹ Hier konnten ihre alten Werke der 1920er und 30er Jahre mit nur leichten Überarbeitungen wieder aufgelegt und weiterverarbeitet werden.¹⁹⁰

Man kann zurecht fragen, weshalb an dieser Stelle derart ausführlich auf die Biografie eines Forschers eingegangen wird, der exemplarisch für die Burgenforschung zur Zeit des Nationalsozialismus steht und es nicht vermocht hat, eine große wissenschaftliche Karriere einzuschlagen.

Es wurde oben bereits auf seinen großen Einfluss auf den außeruniversitären Burgenforscherkreis bis in unsere heutige Zeit hingewiesen, was deshalb bedenklich ist, weil Hotz seine Denkfiguren (wie gleich zu zeigen sein wird) in der Nachkriegszeit nicht grundlegend geändert hat. Die sich seit seiner Jugend in der CP und später in der Westforschung entwickelnden Vorstellungen von Volk/Volksordnung, Reich und Kunst als Ausdruck eines Volkes bzw. dessen Herrscher war für Hotz Ausgangspunkt seiner kunsthistorischen Überlegungen zur mittelalterlichen Burg. Burgenbau war für ihn herrschaftliche Strukturierung geografischer Räume und strategischer Ausbau des zu beherrschenden Landes.¹⁹¹ Herzstück dieses geopolitischen Raumes bildete der „Westraum“, also Südwestdeutschland, das Saarland, die Pfalz, Elsass, Lothringen und Burgund sowie die Nordwestschweiz. Hierbei nahm das Gebiet um den Mittelrhein wiederum eine Ausnahmestellung ein, denn *„am Mittelrhein stießen alle Kraftlinien Süd- und Mitteldeutschlands zusammen.“*¹⁹² und hier kreuzten sich *„von Süden kommend die Vogesenlinie und nach Nordwesten verlaufend die Rheintallinie.“*¹⁹³ Die beiden Stauferkaiser Friedrich I. und II. stellten für ihn als Vertreter der *renovatio imperii* den glanzvollen Höhepunkt dieser Entwicklung dar. Allein ihr Wille führte das Volk, sie errichteten Reichsburgen zur planmäßigen Befestigung des Reiches und der Adel wurde zum bloßen Befehlsempfänger degradiert. Raum und Burg standen also für Hotz in einer symbiotischen Beziehung zueinander und Burgen waren lediglich das Ergebnis kaiserlicher Geopolitik – also quasi die Blaupause für das deutsche Kaiserreich von 1871 und deren Befestigungsbollwerke

¹⁸⁹ SCHLOTT René, Die WBG, ein Unikat der Verlagslandschaft. Eine kleine Verlagsgeschichte der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 2009, S. 16ff.

¹⁹⁰ LINK, Burgen und Burgenforschung, S. 273.

¹⁹¹ EBD., S. 282. Auf weitere wichtige Einflüsse wie z.B. Ernst Kantorowicz zweibändiges Werk über Friedrich II. muss an dieser Stelle verzichtet werden, siehe hierzu: BILLER, Burgenforschung, S. 30f.

¹⁹² HOTZ Walter, Staufische Reichsburgen am Mittelrhein, Berlin 1937, S. 6.

¹⁹³ EBD., S. 6.

gegen den „Erbfeind“ Frankreich.¹⁹⁴ Überdeutlich hat er dieses Konzept auf einer Karte 1937 abgebildet (Abb. 008)¹⁹⁵. Sie zeigt das Mittelrheingebiet mit den „staufischen Reichsburgern“, die gleichsam wie „Außenforts“ als Befestigungsgürtel um die kaiserlichen Pfalzen errichtet wurden (und so klangvolle Namen wie „Vogesenlinie“ oder „Rhein-Mainisches Norddreieck“ erhielten). Zwar erklärte Hotz in seinen jüngeren Publikationen ausdrücklich, er untersuche das Phänomen Burg nun unter kunstwissenschaftlicher Methodik¹⁹⁶, doch wird beim aufmerksamen Studieren jener Arbeiten schnell deutlich, dass das Reich nun einfach auf ganz Europa ausgedehnt wird und anstatt vom „Volks- und Kulturboden“ nun vom „Sprach- und Volksgebiet“ die Rede ist. Kein Umdenken also, sondern lediglich alter Wein in neuen Schläuchen. Hotz' Publikationen haben sicherlich grundlegend dazu beigetragen, dass das Phänomen „Burg“ bis heute weitestgehend als ein „staufisches“ wahrgenommen wird und als ob dies nicht schon genügen würde, hat er auch den Grundstein dafür gelegt, dass jeder Buckelquader, der auf oder bei einer Burg gefunden wird, als typisch „staufische Ornamentik“ angesehen wird.¹⁹⁷ Diese Vorstellung durchzieht nach wie vor die Burgenliteratur. Hemmungslos wird hier jede Burg, an der auch nur der Hauch einer Spur von einem Buckelquader vermutet wird, das Prädikat „staufisch“ aufgepfropft.

Es besteht also aller Grund zur Vorsicht, wenn man sich mit Hotz' Werken auseinandersetzt, denn letztlich haben wir es hier mit Vorstellungen zu tun, die auf den völkisch-nationalistischen Ideologien der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gründen und bis heute weit verbreitet sind.

Zwischenbilanz

Die Situation der akademischen Burgenforschung hatte sich nach 1933 nicht grundlegend geändert. Zwar wurde die Wissenschaft in Deutschland in den 1920er Jahren immer stärker von völkischen und rassistischen Vorstellungen geprägt, die durchaus auch von unseren hier vorgestellten Beispielen Ehardt und Hotz geteilt worden sind. Allerdings war die nationalsozialistische Weltanschauung doch diffus und heterogen genug, dass sie nicht auch Platz für abweichende Forschungsmeinungen zugelassen hätte, die dann jedoch einer erfolgreichen Karriere im Dritten Reich im Weg gestanden haben konnten. Bei Bodo Ehardt

¹⁹⁴ BILLER, Burgenforschung, S. 26f.

¹⁹⁵ HOTZ, Reichsburgern, S. 35.

¹⁹⁶ So z.B. im Vorwort seiner Kleinen Kunstgeschichte der deutschen Burg.

¹⁹⁷ BILLER, Burgenforschung, S. 29 – 31.

war dies sicherlich mit seinem Forschungsfokus, der sich vollständig auf das Bauwerk Burg fixierte, der Fall, er war nämlich nicht bereit, sich davon zu lösen. Hotz hat zwar die Burgenforschung gegenüber dem landes- und kunsthistorischen Ansatz der Volks- und Kulturraumforschung geöffnet, letztlich wichen aber auch seine ideologischen Ansichten zu sehr ab, um eine erfolgreiche Karriere zu starten, der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges begrub seine Hoffnungen dann vollends. Sowohl Ehardt als auch Hotz waren sicherlich keine überzeugten Nationalsozialisten; dies muss an dieser Stelle deutlich gesagt werden. Was blieb, war eine deutsche Burgenforschung als eine Disziplin, die sich nach 1945 noch stärker im außerakademischen Feld festgesetzt hatte und sich oftmals nicht kritisch genug mit ihren früheren Protagonisten auseinandergesetzt hat.

1.2. Burgenforschung seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

1.2.1. Hans-Martin Maurer begründet den Take-Off der deutschen universitären Burgenforschung

Als Pfarrerssohn in Hattenhofen geboren, wuchs Hans-Martin Maurer zwar nicht am Fuße, aber immerhin in Sichtweite des Hohenstaufenberges auf, der ihn in seinem beruflichen (und sicherlich auch privaten) Leben immer wieder begleiten sollte.¹⁹⁸ Zwischen 1950 und 1956 studierte Maurer in Tübingen und Göttingen die Fächer Geschichte, Latein und Geographie, was er mit einer Promotion am Tübinger Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften bei Professor Otto Herding abschloss.¹⁹⁹ Schon das Thema seiner Dissertation behandelte das Thema Burg: *Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert. Studien zu den landesherrlichen Burgen, Schlössern und Festungen.*²⁰⁰ Die Publikation der Arbeit war zugleich der erste Band der neuen Reihe „Forschungen“ der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. In den anschließenden zehn Jahren folgten weitere Arbeiten über die Herren von Neuffen²⁰¹, die Burgruinen im

¹⁹⁸ SCHMIERER Wolfgang et al., Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer. Dem Archivar und Historiker zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1994, S. 11.

¹⁹⁹ Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein (Hrsg.), Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Hans-Martin Maurer, in: Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein. Rundbrief Nr. 7 2009, Stuttgart 2009, S. 3.

²⁰⁰ MAURER, landesherrliche Burg.

²⁰¹ MAURER Hans-Martin, Die hochadeligen Herren von Neuffen und von Sperberseck im 12. Jahrhundert, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 25, Stuttgart 1966, S. 59-130.

Landkreis Nürtingen²⁰² sowie seine beiden grundlegenden Aufsätze über Bauformen²⁰³ und Entstehung²⁰⁴ der hochmittelalterlichen Adelsburg, auf die gleich noch näher eingegangen werden soll. Hans-Martin Maurer hatte ein großes Gespür dafür, landesgeschichtliche Forschung und Archivarbeit als Einheit aufzufassen und diese einem breiten Publikum näher zu bringen.²⁰⁵ Dies verdeutlicht nicht zuletzt sein beruflicher Werdegang: Seit 1957 im Archivdienst, kam er nach mehreren Stationen schließlich 1961 ins Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dessen Leitung er 1979 bis zu seiner Pensionierung 1994 übernahm. 1966 wurde er erst 37-jährig in die Kommission für Geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg berufen und von 1981 bis 2001 übernahm er den Vorsitz des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins. Lehrauftrag und Honorarprofessur ab 1981 an der Universität Stuttgart rundeten seine weiteren zahlreichen Tätigkeiten ab.

Hatte sich Maurer in seiner Doktorarbeit noch mit der landesherrlichen Burg im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit auseinandergesetzt, wagte er einige Jahre später mit seinem Aufsatz über die Bauformen der Adelsburg²⁰⁶ den Sprung ins Hochmittelalter. Für einen Mediävisten war dies für die damalige Zeit ein durchaus ungewöhnlicher Schritt, da ja, wie oben bereits gezeigt, der Forschungsgegenstand Burg im Laufe der Zeit immer mehr ins außerakademische Feld abgeglitten war. Dies gibt Maurer dann auch gleich zu Beginn seines Aufsatzes unumwunden zu. Er schreibt:

„Die zweifelhaften Datierungen [der Burganlagen] sind wohl die Ursachen dafür, daß sich die Kunst- und Baugeschichte vergleichsweise wenig mit dem Burgenbau befaßt hat und daß immer wieder unbelegbare Behauptungen und Verallgemeinerungen aufgestellt wurden, deren Fragwürdigkeit und Unkontrollierbarkeit in Fachkreisen geradezu eine Abneigung gegen dieses Forschungsgebiet erzeugt haben.“²⁰⁷

²⁰² MAURER Hans-Martin, Burgruinen im Landkreis Nürtingen als Denkmale schwäbischer Geschichte, Nürtingen 1967

²⁰³ MAURER, Bauformen.

²⁰⁴ MAURER, Entstehung.

²⁰⁵ Einen solchen Höhepunkt stellte unzweifelhaft seine Publikation über den Hohenstaufen im Jahr 1977 anlässlich der großen Stauferausstellung in Baden-Württemberg dar, siehe: MAURER, Der Hohenstaufen.

²⁰⁶ MAURER, Bauformen.

²⁰⁷ EBD., S. 63. Vgl. hierzu auch das Zitat auf Seite 19. Auch Maurer scheint „seinen Piper“ gelesen zu haben!

Maurer hat sich dadurch beholfen, dass er – so gut es ging – auf alle bisherigen gängigen Theorien verzichtete und seine Aussagen lediglich auf die eigens angestellten Quellenstudien stützte²⁰⁸, was seine Aufsätze zur hochmittelalterlichen Burg bis heute so wertvoll machen. Nacheinander arbeitete er verschiedene Bauformen wie Grundriss, Buckelquader, Bergfried, Schildmauer, Wohnturm, Flankenturm und Zwinger ab und verglich diese an verschiedenen halbwegs gut datierbaren südwestdeutschen Anlagen²⁰⁹, um so allgemeine Entwicklungen und Tendenzen aufzeigen zu können – von einer absoluten Gültigkeit seiner Untersuchung nahm er hingegen von Anfang an Abstand, da ihm durchaus bewusst war, dass bei seiner Thematik die Ausnahme eher die Regel darstellt. Dementsprechend allgemein fällt dann auch sein Ergebnis aus: Dass „staufische“ 12. Jahrhundert präge den deutschen Burgenbau für lange Zeit und die in dieser Zeit entstandene Burg stelle ein Statussymbol des Adels dar. Erst im Verlauf des 14. Jahrhunderts flössen zaghafte Veränderungen ein – die Anlage werde nüchterner, kompakter und erst jetzt würden sich fortifikatorische Neuerungen aus dem Orient wie Zwingermauer und Flankentürme vermehrt durchsetzen. Sozialgeschichtlich könne man überhaupt keine Aussagen zu verschiedenen, den einzelnen Ständen zuzuordnenden Anlagentypen treffen, außer dass die niederen Herren mehr schlecht als recht versuchen würden, der Burgenbau der Großen nachzuahmen.²¹⁰

Nach der Erforschung der Bauform mittelalterlicher Adelsburgen folgte zwei Jahre später sein vermutlich wichtigster Aufsatz *Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland*²¹¹ in dem er sich mit der Entwicklung dieses spezifischen Burgentyps auseinandergesetzt hat. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass *die Entstehung der Adelsburg [...] Teil eines umfassenden historischen Prozesses herrschaftlicher, militärischer, rechtlicher und soziologischer Natur*²¹² gewesen ist. Maurer hat hierfür die Schriftquellen aus acht links- und rechtsrheinischen Landkreisen Südwestdeutschlands ausgewertet.²¹³ Auf archäologische Untersuchungen musste er jedoch, sehr zu seinem Bedauern, verzichten, da die Mittelalterarchäologie zu dieser Zeit gerade erst damit begonnen hatte, sich mit Burgen zu beschäftigen. Aufgrund der Auflistung und Interpretation sämtlicher Burgennennungen in den Urkunden und Chroniken des 10. und 11. Jahrhunderts für das o.g. Gebiet stellt die zweite

²⁰⁸ BILLER, Burgenforschung, S. 13.

²⁰⁹ Und darüber hinaus an Burgen in den Vogesen und der Schweiz.

²¹⁰ MAURER, Bauformen, S. 108-111.

²¹¹ MAURER, Entstehung.

²¹² EBD., S. 321.

²¹³ Bruchsal, Karlsruhe, Pforzheim, Rastatt, Calw, Landau, Germersheim und Bergzabern mit angrenzenden Gebieten sowie der Kreis Nürtingen und der Zabergäu.

Hälfte des 11. Jahrhunderts für Maurer einen Wendepunkt im Burgenbau dar:²¹⁴ Bis zu diesem Zeitpunkt hätten Grafen und grafengleiche Adelige auf Herrenhöfen in ihren Dörfern gelebt und das Befestigungsrecht in den Händen des Königs und seiner engsten Amtsträger, den Herzögen und Markgrafen, gelegen. Mit dem frühen Tod Heinrichs III. und der darauffolgenden Krise des Königtums sei es zu einer Stärkung des Adels gekommen. Dieser habe in der Folgezeit immer deutlicher eine dynastisch-aristokratische Selbstwahrnehmung entwickelt und königliche Rechte stärker an sich gebunden, so auch das Befestigungsrecht. Verlierer dieser Entwicklung sei neben dem König der Herzog gewesen.

Bauliches Hauptmerkmal dieser nun in atemberaubender Geschwindigkeit entstehenden Burgen sei neben ihrer Kompaktheit – der Platz musste jetzt nur noch für eine Familie ausreichen – der Turm, der zunächst als Befestigungswerk und Wohnung zugleich gedient habe. Als Vorbild haben vermutlich die Turmburgen Italiens gedient, wo diese Entwicklung bereits früher eingesetzt habe.

Somit war für Maurer der Burgenbau Ausdruck *für die Aufspaltung hoheitlicher Rechte, für die partikularistische Entwicklung, aber auch für die Kraft und den Glanz des hochmittelalterlichen Adels*²¹⁵.

Knapp 20 Jahre später hat Maurer noch einmal den Stand der Burgenforschung resümiert:²¹⁶ Zwar beschreibt er dann seine Ergebnisse zur mittelalterlichen Adelsburg (zurecht) als allgemein anerkannten Forschungsstand, weist aber mit aller Deutlichkeit darauf hin, dass in der Zwischenzeit durch die Mittelalterarchäologie, deren Erkenntniswert er mehrfach als sehr wertvoll anführt, vor allem die Erforschung des vorsalischen und vorstaufischen Burgenbaus erst möglich geworden sei, da für solche Anlagen so gut wie keine Schriftquellen oder aufgehendes Mauerwerk mehr vorhanden seien. Neben der Erforschung dieser frühen Burganlagen würden Motten bzw. Turmburgen das zweite große Betätigungsfeld darstellen, in dem sich die Mittelalterarchäologie äußerst ertragreich betätigen könne. Da dieser Anlagentyp in den schriftlichen Quellen nicht als *castrum* auftauche, könne hier nur die Archäologie zu neuen Erkenntnissen beitragen, was aber umso wichtiger sei, da nach dem aktuellen Stand der Forschung Motten und Turmhügelburgen ein deutlich häufiger auftretendes Phänomen im Mittelalter darstellten, als bis dato angenommen. Zuletzt relativiert Maurer dann doch noch eine seiner alten Thesen. Im Zuge der großen

²¹⁴ MAURER, Entstehung, S. 330f.

²¹⁵ EBD., S. 330.

²¹⁶ MAURER, Burgenforschung.

Salierausstellung 1991 hätten Untersuchungen von frühmittelalterlichen Fluchtburgen gezeigt, dass diese im 11. Jahrhundert teils zu Adelsburgen umgebaut wurden, wie Wolfgang Böhme eindrucksvoll nachgewiesen habe.²¹⁷ Somit sei die Höhenburg des Adels dann doch keine vollkommen neue Erscheinung, sondern habe sehr wohl in manchen Fällen an eine ältere Tradition anknüpfen können.

Soviel in aller Kürze zu den wichtigsten Werken von Hans-Martin Maurer. Obwohl bereits mehrfach in dieser Arbeit angesprochen, soll an dieser Stelle noch einmal auf die Verdienste Maurers für die Burgenforschung hingewiesen werden: Durch seine grundlegenden Arbeiten, bei denen er auf die damals gängigen, populären Theorien verzichtete und lediglich auf seinen eigenen Beobachtungen und Schriftquellenauswertungen beruhten, hat Maurer es geschafft, die Thematik für die Geschichtswissenschaft interessant zu machen.²¹⁸ Diese hat das Thema anschließend begeistert aufgegriffen: Hans Patze veranstaltete in Göttingen mehrere Seminarübungen und der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte veranstaltete in den Jahren 1972/73 gleich drei Tagungen, die sich mit der Verfassungsgeschichte der Burg im deutschen Sprachraum beschäftigten. Für die anschließende zweibändige Publikation²¹⁹ wurden sogar noch ergänzende Abhandlungen hinzugenommen²²⁰, einer davon²²¹ von Hans-Martin Maurer selbst. Des Weiteren hat Maurer als erster überhaupt den „Typ Adelsburg“ erkannt und definiert. Er hat die hochmittelalterliche Höhenburg und ihre Genese als Ausdrucksform einer selbstbewussten, sich gerade neu wahrnehmenden gesellschaftlichen Elite verstanden und eben nicht als Produkt eines willfährigen Adels, der lediglich den verlängerten Arm der staufischen Dynastie darstellte und als bloßer Befehlsempfänger ohne eigene Interessen und Dynamiken gesehen wurde.²²²

Die Idee von einem Adel, der sich als eigene „Klasse“ verstanden hat, stammt allerdings nicht von Maurer selbst. Vielmehr greift er dabei auf die Arbeiten Tellenbachs und vor allem Karl

²¹⁷ **BÖHME** Horst Wolfgang, Burgen der Salierzeit in Hessen, in Rheinland-Pfalz und im Saarland, in: Burgen der Salierzeit. 2. Band, Sigmaringen 1991, S. 79.

²¹⁸ **BILLER**, Burgenforschung, S. 11, 13.

²¹⁹ **PATZE** Hans, Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung Vorträge und Forschungen. Band 19,1 & 19,2), Sigmaringen 1976.

²²⁰ siehe die Beiträge von Bader, Endres und Repp, in: **EBD**.

²²¹ **MAURER** Hans-Martin, Rechtsverhältnisse der hochmittelalterlichen Adelsburg vornehmlich in Südwestdeutschland, in: Burgen Sprachraum, S. 77-190.

²²² Walter Hotz zum Beispiel verblieb bei seiner These von der Burg als Ausdruck des Willens von Kaiser und Reich, obwohl er die Arbeiten Maurers durchaus zur Kenntnis genommen hatte (siehe dazu das Literaturverzeichnis in seiner sechsten Auflage der „Kleinen Kunstgeschichte der deutschen Burg“).

Schmids zurück, wie er mehrfach in seinen Arbeiten betont.²²³ Karl Schmid, der gleichen Generation Hans-Martin Maurers angehörend, ist mit Sicherheit einer derjenigen Wissenschaftler, der die mediävistische Forschung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ganz erheblich mitgeprägt hat. Als Schüler Tellenbachs führte er in dessen „Freiburger Arbeitskreis“ die personengeschichtlichen Studien seines Lehrers weiter fort und nutzte hierfür die bis zu diesem Zeitpunkt von der Forschung stark vernachlässigte Quellengattung der Memorialzeugnisse.²²⁴ Seitdem sind die Begriffe „Gebetsgedenken“ und „adeliges Selbstverständnis“ nicht nur eng mit den Forschungen Karl Schmids verbunden, sondern haben ganz generell zu einer neuen Sicht der mediävistischen Forschung auf dem Gebiet des Adels geführt. Vieles gäbe es zu Schmidts Thesen zu sagen, da dies aber bereits mehrfach an anderer Stelle²²⁵ getan wurde, kann man sich hier auf das Nötigste beschränken. Anhand seiner Erforschung des Selbstverständnisses mittelalterlicher Adelige formuliert Schmid die These, dass es bei diesem zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert zu einem Wandel im Selbstbewusstsein vom kognatischen Sippen- hin zum agnatischen Dynastiedenken gegeben hat. In seinem wegweisenden Aufsatz *Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel*²²⁶ aus dem Jahr 1957 arbeitete Schmid auf eindrucksvolle Weise heraus, dass es sich beim Wechsel von der Einamigkeit hin zur Zweinamigkeit nicht nur um eine verfassungsgeschichtliche Verselbstständigung der Adelherrschaften handelte, sondern dabei vielmehr ein erheblicher Wandel im adeligen Familienverständnis des Hochmittelalters deutlich würde.²²⁷ Tellenbach selbst adelte seinen

²²³ z.B. MAURER, Entstehung, S. 300 & Fußnote 20.

²²⁴ HECHBERGER Werner, Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte. Band 72), München 2004, S. 74.

²²⁵ ALTHOFF Gerd, GEUENICH Dieter, Vorwort, in: Karl Schmid: Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge, Sigmaringen 1983; SCHWARZMAIER Hansmartin, Karl Schmid 1923 – 1993, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 142, Stuttgart 1994, S. 461 – 466; OEXLE Gerhard Otto, Gruppen in der Gesellschaft. Das wissenschaftliche Œuvre von Karl Schmid, in: Frühmittelalterliche Studien. Band 28, Berlin/New York 1994, S. 410 – 435; MERTENS Dieter, ZOTZ Thomas, Einleitung der Herausgeber, in: Karl Schmid: Geblüt, Herrschaft Geschlechterbewusstsein. Grundfragen zum Verständnis des Adels im Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 44), Sigmaringen 1998; SCHWARZ Jörg, Der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 1951 – 2001. Die Mitglieder und ihr Werk, Stuttgart 2001, S. 361 – 369. Jüngere Untersuchungen zur „Schmid-These“ setzen sich durchaus kritischer mit ihr auseinander, siehe: JUSSEN Bernhard, Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundzwanzig Jahre nach Jack Goodys» Entwicklung von Ehe und Familie in Europa«, in: Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters (Vorträge und Forschungen Band 71), Ostfildern 2009, S. 275 – 324; Le Jan Régine et al., Famille et Parenté. De l’histoire de la famille à l’anthropologie de la parenté, in: Les tendances actuelles de l’histoire du Moyen âge en France et en Allemagne, Paris 2002, S. 433–446.

²²⁶ SCHMID Karl, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 105, Karlsruhe 1957, S. 1 – 62.

²²⁷ EBD., S. 14ff.

Schüler, als er 1965 konstatierte, es sei alleine Schmidts Verdienst, diesen Umbruch in der Adelsgeschichte des 11. Jahrhundert verifiziert zu haben.²²⁸

Wenn wir nun wieder zu Hans-Martin Maurer und seinen Adelsburgen zurückkehren, zeigt sich deutlich, wie sehr er Schmidts Thesen aufgesogen und auf seine Überlegungen und Forschungen angewandt hat: Die adelige Höhenburg des 11. Jahrhunderts als sichtbarer Ausdruck eines neuen adeligen Selbstverständnisses! Es gibt aber noch einen weiteren Wissenschaftler, der sich stark von Schmidts Thesen für seine eigenen Forschungen hat beeinflussen lassen und an dieser Stelle erwähnt werden muss, nämlich Georges Duby.²²⁹

Was Duby anbelangt, mag das Gleiche gelten wie für Karl Schmid in Deutschland: Auch er war einer derjenigen Historiker, der nach dem Zweiten Weltkrieg die Mediävistik Frankreichs und weit darüber hinaus stark mitgeprägt, wenn nicht sogar seinen Stempel aufgedrückt hat. Seine Forschungsergebnisse zum „Feudalzeitalter“ haben es inzwischen bis in die Handbücher und Überblickswerke des Mittelalters vieler europäischer Länder geschafft und sind kontrovers diskutiert worden.²³⁰ Auch zu Duby und seiner These gäbe es viel zu sagen, aber auch dies ist bereits an anderer Stelle geschehen²³¹ und somit kann man sich auch hier auf das Nötigste beschränken:

In seiner noch heute beeindruckenden Studie über das Mâconnais²³² aus dem Jahr 1953 kam er zu dem Ergebnis, dass es dort zwischen 980 und 1030 zu einem fundamentalen sozialen Wandel (*changement fondamental*) gekommen sei. Vor allem sei eine Intensivierung adeliger Herrschaft, die s.g. *Seigneurie banale* aufgrund des Rückzuges der öffentlichen Gewalt erkennbar, was wiederum zu einem starken Bedeutungsanstieg der Burg als Herrschaftsmittelpunkt (*Kastellanate*) geführt und die Menschen in deren Umfeld direkt unter ihre Kontrolle gebracht habe (*encellulement*). Diese Entwicklung sei Grundlage für den

²²⁸ TELLENBACH Gerd, Zur Erforschung des mittelalterlichen Adels (9. – 12. Jahrhundert), in: Gerd Tellenbach: Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze. Band 3, Stuttgart 1988, S. 876 (zuerst erschienen in: XII^e Congrès International des Sciences Historiques. Vienne, 29 Août-5 Septembre 1965; Rapports, I: Grands Thèmes, Wien o.J. [1965], S. 318 – 337.). Zur Resonanz von Schmidts Thesen auf die weitere Forschung siehe: MERTENS, ZOTZ, Einleitung, S. XVIII – XXVIII.

²²⁹ Schmidts Einfluss auf Duby siehe: EBD., S. XXf.

²³⁰ Einen hervorragenden kurzen Überblick über Dubys These und deren Rezeption, vor allem in den 1990er Jahren in Frankreich und England bietet jetzt: KOHL Thomas, Konflikt und Wandel um 1100 – Deutschland und Frankreich im Zeitalter von Investiturstreit und société féodale. Habilitationsschrift (Im Druck), Tübingen 2015, S. 1 – 14.

²³¹ Statt vieler sei hier lediglich auf die deutsche Biographie über Georges Duby verwiesen: SEISCHAB Steffen, Georges Duby. Geschichte als Traum. Mit einem Nachwort von Jacques Le Goff und einem Interview mit Pierre Nora, Berlin 2004.

²³² DUBY Georges, La société aux X^e et XII^e siècles dans la région mâconnais (Bibliothèque générale de l'École Pratique des Hautes Études), Paris 1953 [1971].

Aufstieg des Rittertums (*chevalerie*) in einen eigenen erblichen Stand gewesen.²³³ Später weitete Duby seine Überlegungen zu einem Epochenwandel sogar noch aus und sprach von einer *feudalen Revolution* um das Jahr 1000.²³⁴ Wie bereits erwähnt, sind Dubys Thesen in den letzten Jahrzehnten auf internationaler Bühne kontrovers diskutiert worden und als Fazit ist festzuhalten, dass der soziale Wandel um das Jahr 1000 so revolutionär doch nicht ausgefallen sein mag wie noch von Duby und Konsorten postuliert²³⁵, was die vorliegende Fragestellung aber weniger tangiert. Denn wenn auch viel diskutiert und gestritten wurde, dass es eine Veränderung im Selbstverständnis des Adels in diesem Zeitraum gegeben hatte, wurde so gut wie überhaupt nicht bestritten und so bleibt festzuhalten: Auch Duby sieht, sicherlich ebenfalls durch die Arbeiten Karl Schmidts beeinflusst, einen fundamentalen Wandel im Selbstverständnis des Adels. Allerdings setzt er diesen einige Jahrzehnte früher, um das Jahr 1000, an. Diese zeitliche Feststellung ist insoweit von Bedeutung, als auch wir bei den folgenden Fallbeispielen genau diese Frage zu stellen haben: Kann der Beginn dieser Entwicklung in Südwestdeutschland früher als bisher angesetzt werden?

²³³ **EBD.**, S. 639 – 645. In seiner Autobiographie, in der Duby ausführlich über den Entstehungsprozess seiner Thesen berichtet schreibt er dazu: „Und während ich mich dieser Übung hingab, hellte sich plötzlich alles auf. Es bestätigte sich zunächst, daß der soziale Wandel tatsächlich, wie vom äußeren Aspekt der Quellen her vermutet, zwischen 980 und 1030 erfolgt war. Vorher hatte es, was die Zuständigkeit der Richter betrifft, zwei streng unterschiedene Kategorien von Menschen gegeben: die >>Sklaven<<, ganz in der privaten Gewalt ihrer Herren, die sie nach Belieben züchtigen, und die >>Freien<<, die sich vor öffentlichen Gerichten zu verantworten hatten. Seit den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts entdeckte ich nur noch private Gerichtsbarkeiten. In Hinsicht auf deren Zuständigkeit war zwar immer noch sehr deutlich eine ebenso strikte Trennungslinie zu erkennen, die sich aber verschoben hatte. Sie verlief jetzt zwischen denen, die, in den Urkunden Krieger oder Ritter genannt, mit ihren Querelen vor dem Schutzherrn erschienen, dem sie sich als seinen Mannen angelobt hatten und der sich um versöhnliche Schlichtung bemühte, und der Masse der >>Bauern<<, die vom Gesandten eines Grundherren gerichtet und mit Bußen oder körperlichen Züchtigungen nur so überschüttet wurden. [...] Weiter fiel mir auf, daß sich das zweiseitige Rechtssystem im Umkreis der Burgen entfaltete, daß die Burgen, viel weniger zahlreich als ich erwartet hatte, den Drehpunkt der neuen sozialen Organisation darstellten [...] und daß sich von jeder Burg eine bestimmte Herrschaftsform über das Umland erstreckte, die Grundherrschaft, die sich zwischen 980 und 1030 ausgebildet und gefestigt hatte.“ Vgl: **DUBY** Georges, Eine andere Geschichte. Aus dem Französischen von Grete Osterwald, Stuttgart 1992, S. 69f. Originalausgabe: **DUBY** Georges, L’Histoire continue, Paris 1991.

²³⁴ **DUBY** Georges, Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus. Übersetzt von Grete Osterwald, Frankfurt am Main 1981 [31993], S. 223ff. Originalausgabe: **DUBY** Georges, Les trois ordres ou l’imaginaire du féodalisme, Paris 1978.

²³⁵ Statt vieler: **GOETZ** Hans-Werner, Gesellschaftliche Neuformierungen um die erste Jahrtausendwende? Zum Streit um die >>mutation de l’an mil<<, in: Aufbruch ins zweite Jahrtausend. Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters (Mittelalter Forschungen. Band 16), Ostfildern 2004, S. 31 – 50. Goetz fasst in diesem kleinen, aber sehr klugen Aufsatz die Forschungsdiskussion rund um das Thema zusammen und schließt mit einigen grundlegenden Überlegungen zur Thematik. Siehe dort auch die weiteren Literaturangaben.

1.2.2. Neue Impulse durch die Mittelalterarchäologie

Burgengrabungen hat es bereits seit dem 19. Jahrhundert gegeben. Erwähnenswert ist hier mit Sicherheit die Ausgrabung der Burg Tannenbergr in Hessen (Abb. 009) durch Hefner und Wolf im Jahr 1849, die zu Recht zu den Pionierleistungen mittelalterlicher archäologischer Forschung gezählt wird.²³⁶ Allerdings zeichnete sich bereits bei dieser Ausgrabung ein technisches Defizit ab, dass die Mittelalterarchäologie bis weit in das 20. Jahrhundert hinein begleiten sollte. Das Ausgraben lediglich entlang der Mauerreste, um diese freizulegen, ohne dabei Rücksicht auf die Stratigraphie zu nehmen.²³⁷ Dies machte eine Datierung und genauere Interpretation der Bauphasen unmöglich. Ein weiteres Problem – das auch heute bisweilen auftritt – stellt der Umstand dar, dass aus einem eigentlich unzureichenden Befund schnell ein sicherer konstruiert wird, sprich: Wenn man ein bestimmtes Gebäude an einer bestimmten Stelle sehen will, kann man das fast immer aus dem spärlichen Befund herausinterpretieren (ein Problem, das allerdings nicht nur in der Archäologie verbreitet ist, sondern in jeder Geisteswissenschaft, die historische Quellen auswertet). Erst ab den 1950er Jahren entwickelte sich langsam eine moderne Burgenarchäologie, die wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wurde und sich dadurch zu einer der produktivsten und innovativsten Disziplinen innerhalb der Burgenforschung mauserte.²³⁸ Frühe Meilensteine dieser modernen Burgenarchäologie waren die Ausgrabung des Husterknupp in Nordrhein-Westfalen 1949 – 1951 durch Adolf Herrnbrödt²³⁹ und die Forschungen Walter Sages (Bamberg), der den lange Zeit einzigen Lehrstuhl für Mittelalterarchäologie in Deutschland innehatte. Einer seiner Schwerpunkte stellte die Pfalzenforschung und hier insbesondere die Pfalz Ingelheim dar, in der er mehrere Grabungskampagnen durchführte.²⁴⁰

Der endgültige Durchbruch gelang der Mittelalterarchäologie allerdings erst in den 1960er Jahren und zwar in der Schweiz. Deren Burgenforschung ist seither im deutschsprachigen Raum auf deutlich höherem Niveau als in den übrigen Regionen und Länder vertreten und es

²³⁶ **HEFNER-ALTENECK** Jacob Heinrich von, **WOLF** Johann Wilhelm, Die Burg Tannenbergr und ihre Ausgrabungen, Frankfurt am Main 1850.

²³⁷ **BILLER** Thomas, **GROßMANN** Ulrich, Burg und Schloss. Der Adelssitz im deutschsprachigen Raum, Darmstadt 2002, S. 24.

²³⁸ **EBD.**, S. 24.

²³⁹ **HERRNBRODT** Adolf, Der Husterknupp. Eine niederrheinische Burganlage des frühen Mittelalters, Köln/Graz 1958.

²⁴⁰ Statt vieler: **SAGE** Walter u.a., Die Ausgrabungen in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein in den Jahren 1963 und 1965, in: Germania. Band 46, Mainz 1968, S. 291 -312.

war kurioserweise ein fachfremder Wissenschaftler, der maßgeblich zu ihrem Erfolg beigetragen hat: Werner Meyer (1937), von seinen Kollegen und Anhängern liebevoll nur "Burgen-Meyer"²⁴¹ genannt, studierte an der Basler Universität Schweizer Geschichte, Allgemeine Geschichte und Volkskunde und schloss im Jahr 1965 seine Promotion ab. Schon das Thema seiner Dissertation über die Löwenburg²⁴² weist die Richtung seines wissenschaftlichen Interesses auf, die seine weitere akademische Laufbahn bestimmen sollte.²⁴³ Dieser Tatsache ist es zu verdanken, dass Meyer bei seinen archäologischen Forschungen und der Publikation seiner Ergebnisse neue Standards in der schweizerischen Burgenforschung gesetzt hat.²⁴⁴ So war es folgerichtig und nur eine Frage der Zeit, bis der Schweizerische Burgenverein auf ihn aufmerksam wurde. Bereits 1961 wurde Werner Meyer in den Vorstand gewählt und 1972 zum Präsidenten ernannt. Werner Meyer lenkte den Verein 25 Jahre lang bis 1997 und in seiner Amtszeit führte er ihn, der bis dato eher gesellschaftlich ausgerichtet war, hin zu einer wissenschaftlichen Institution. Unter anderen erreichte er 1974 die Aufnahme in die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.²⁴⁵ Im selben Jahr erschien zum ersten Mal die hauseigene Buchreihe *Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters*, eine der bis heute renommiertesten Publikationsreihen der Mediävistik, in der viele wichtige und richtungsweisende Beiträge zur Burgenforschung erschienen sind. Auch die bereits existierende Zeitschriftenreihe des Vereins, *Nachrichten des Burgenvereins* wurde unter Werner Meyer zu einem zentralen Publikationsorgan für die schweizerische Burgenforschung umgestaltet und im Jahre 1996 in *Mittelalter – Moyen Age – Medioevo – Temp medieval* umbenannt.²⁴⁶

Sein umfangreiches Wissen über Burgen, Burgenbau und das Leben im Mittelalter erlangte Werner Meyer durch zahlreiche Ausgrabungen einzelner Burganlagen wie Grenchen²⁴⁷, Alt-

²⁴¹ Statt vieler: **MAISE** Felix, «Burgen-Meyer» gräbt in Bhutan eine Festung aus, in: Tagesanzeiger, 28. April 2010.

²⁴² **MEYER** Werner, Die Löwenburg im Berner Jura. Geschichte der Burg, Herrschaft und ihrer Bewohner, Basel 1968.

²⁴³ **BOXLER** Heinrich, Vorwort. Werner Meyer als Forscher und Vereinspräsident, in: Wider das „finstere Mittelalter“. Festschrift für Werner Meyer zum 65. Geburtstag (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 29), Basel 2002, S. 7. Seine erste Veröffentlichung, die sich mit einem Burgenthema beschäftigte stammt bereits aus dem Jahr 1960 und war seine zweite Publikation überhaupt. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Erscheinen seiner Dissertation 1968 hatte Meyer nicht weniger als 21 weitere Aufsätze und Artikel, die sich mit Burgen beschäftigen veröffentlicht. Eine vollständige Publikationsliste bis ins Jahr 2002 findet sich in: **EBD.**, S. 246 – 252.

²⁴⁴ **EBD.**, S. 7.

²⁴⁵ **EBD.**, S. 7.

²⁴⁶ **EBD.**, S. 7.

²⁴⁷ **MEYER** Werner, Die Burg Grenchen. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Burgenforschung, in: Jahrbuch für solothurnische Geschichte. Band 36, Solothurn 1963, S. 142 – 219.

Wartburg²⁴⁸, Castel Grande in Bellinzona²⁴⁹, Schiedberg²⁵⁰, Bümpliz²⁵¹, Frohburg²⁵², Zwing-Uri²⁵³, Attinghausen²⁵⁴, Seedorf²⁵⁵, Salbüel²⁵⁶ und Altenberg²⁵⁷. Neben dieser bereits beeindruckenden Zahl von Publikationen über Einzelanlagen kommen noch einige Burgenlexika hinzu, die er selbst verfasste oder an denen er federführend beteiligt war.²⁵⁸ Von Anfang an war ihm dabei bewusst und ein Anliegen, interdisziplinär zu arbeiten. Im Geleitwort zum ersten Band der Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters²⁵⁹ schreibt er:

„Selbstverständlich kann man die Bodenforschung für die Epoche des Mittelalters nicht isoliert betreiben. Ausgrabungsergebnisse sind in die vielfältige schriftliche Überlieferung einzubauen, und auch Zeugnisse der Kunst und der Architektur dürfen nicht außer Acht gelassen werden. In unserer Reihe sollen deshalb keineswegs nur archäologische Befunde dargestellt werden. Wir möchten vielmehr den Themenkreis auf allgemeine kulturgeschichtliche Zusammenhänge ausgedehnt wissen, wobei gemäß der Zweckbestimmung des Schweizerischen

²⁴⁸ MEYER Werner, Die Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau. Bericht über die Forschungen 1966/67 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 1), Olten 1974.

²⁴⁹ MEYER Werner, Das Castel Grande in Bellinzona. Bericht über die Ausgrabungen von 1967 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 3), Olten 1976.

²⁵⁰ MEYER Werner et al., Burgenforschung in Graubünden (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 4), Olten 1977.

²⁵¹ MEYER Werner, Das alte Schloß Bümpliz. Bericht über die Grabungen von 1966 – 1970 sowie die Bau- und Besitzgeschichte, Bern/Stuttgart 2002.

²⁵² MEYER Werner, Die Fohburg. Ausgrabungen 1973 – 1977 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 16), Zürich 1989.

²⁵³ MEYER Werner, Die Ausgrabungen auf Zwing Uri, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 63 – 88.

²⁵⁴ MEYER Werner, Die Untersuchungen auf der Burgruine Attinghausen, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 7 – 29.

²⁵⁵ MEYER Werner, Die Sondierungen und Bauuntersuchungen in der Burgruine Seedorf, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 37 – 61.

²⁵⁶ MEYER Werner, Die Erd-Holzburg „Salbüel“ bei Hergiswil, in: Heimatkunde des Wiggertals. Band 40, Buchs 1982, S. 113 – 138.

²⁵⁷ Meyer Werner et al., Der Altenberg bei Füllinsdorf. Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts (Schriften der Archäologie Baselland. Band 50), Basel 2013.

²⁵⁸ MEYER Werner, Die Mittelalterlichen Burgen und Wehranlagen des Kantons Glarus, in: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kanton Glarus. Heft 65, Glarus 1974; Meyer Werner, Burgen von A bis Z. Burgenlexikon der Regio, Basel 1981; MEYER Werner et al, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984; MEYER Werner, Burgen der Schweiz. 9 Bände, Zürich 1981 – 1983.

²⁵⁹ MEYER, Burgruine Alt-Wartburg.

*Burgenvereins die Welt des mittelalterlichen Adels und seiner Burgen im Zentrum stehen soll.*²⁶⁰

Seine archäologischen Untersuchungen verknüpfte Meyer in seinen Publikationen stets mit Erkenntnissen aus den Schriftquellen, der Kunst- und Baugeschichte.

Werner Meyer hat sich aber nicht nur mit einer großen Zahl von Burganlagen auseinandergesetzt, sondern auch mehrere Theorien vorgelegt, um die Burg und den Burgenbau aus unterschiedlichen Perspektiven neu zu betrachten und im historischen Kontext verankern zu können. Diese Thesen haben die heutige Burgenforschung stark geprägt und sollen hier kurz vorgestellt werden.

Zwar wird bis heute kontrovers diskutiert, wie stark die so genannte hochmittelalterliche Wärmephase denn tatsächlich in Europa ausgefallen ist oder inwieweit nicht doch andere Faktoren wie beispielsweise Fortschritte in der Agrartechnik und Bodennutzung eine Rolle gespielt haben, das Ergebnis ist jedenfalls unstrittig: Zwischen dem 11. und dem frühen 14. Jahrhundert kam es in Mitteleuropa zu einem enormen Bevölkerungswachstum.²⁶¹ Dies führte dazu, dass neue Siedlungsflächen notwendig wurden, die den bis dato noch weit verbreiteten (Ur)wäldern erst in mühevoller Arbeit entrissen werden mussten. Aus Wildnis wurde Kulturland.²⁶² Große Waldflächen wurden durch Schwenden²⁶³ oder Niederbrennen gerodet und urbar gemacht, wobei den Menschen nur einfache Mittel zur Verfügung standen. Diese Vorgänge haben sich unmittelbar in Orts- und Flurnamen wie Rüti, Stock, Brand oder Schwand/Schwend Gschwend niedergeschlagen.²⁶⁴ Diese Erschließung von Neuland war aber nicht nur ein siedlungsgeographisches Phänomen, sondern führte auch zu sozialen, politischen und herrschaftlichen Veränderungen, bei denen Burgen eine zentrale Rolle einnehmen konnten.²⁶⁵ Rodungsland, das zunächst der Hochadel durch seine Ministerialen, aber spätestens ab der Mitte des 12. Jahrhunderts auch verstärkt der Niederadel okkupierte,

²⁶⁰ **EBD.**, S. 7.

²⁶¹ **RÖSENER** Werner, Landwirtschaft und Klimawandel in historischer Perspektive, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2010, Nr. 5/6, S. 31ff.

²⁶² **MEYER** Werner, Rodung, Burg und Herrschaft. Ein burgenkundlicher Beitrag zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte, in: Burgen aus Holz und Stein. Burgenkundliches Kolloquium in Basel 1977 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 5), Olten/Freiburg im Breisgau 1979, S. 43.

²⁶³ Gewinnung von neuem Ackerland durch absterben lassen des Baumbewuchses, siehe: **SEEBOLD** Elmar, Schwende, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York ²⁴2002, S. 834.

²⁶⁴ **EBD.**, S. 43.

²⁶⁵ **MEYER** Werner, Rodungsburgen, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins. Band 47, Heft 5, Zürich 1974, S. 89.

konnte als Allodialbesitz der eigenen Herrschaft einverleibt werden und somit die Machtbasis einer Familie deutlich steigern.²⁶⁶ Als Zentrum einer solchen Rodungsinsel wurde nicht selten eine Burg errichtet, die als Verwaltungs-, Militär- und Wirtschaftsmittelpunkt diente.²⁶⁷

Die These der Rodungsburg als Zentrum des Landesausbaus führt unmittelbar zur nächsten Theorie Meyers und ist eng mit dieser verbunden, nämlich von der Burg als Wirtschaftszentrum.²⁶⁸ Zu den Rodungs- und Kleinstadelsburgen der Schweiz gehörte immer auch der so genannte Umschwung, eine wirtschaftlich genutzte Fläche, die direkt an die Burganlage herum anschloss²⁶⁹ und nicht von den zinspflichtigen Untertanen der Herrschaft, sondern von den Burgsassen selbst genutzt wurde. In den Schriftquellen wurden sie, wenn überhaupt, nur sehr selten erwähnt, da sie zur typischen Burgausstattung gezählt wurden. Erst in den Schriftquellen des Spätmittelalters ist die Fläche vermehrt greifbar.²⁷⁰ Dass sich der Umschwung in der langen Zeit vom Hoch- zum Spätmittelalter oder gar Frühen Neuzeit mehrfach verändert haben kann, braucht hier nicht eigens ausgeführt werden. Trotzdem mag das Beispiel der Burg Wädenswil, Kanton Zürich, einen guten Eindruck vermitteln, wie ein solcher Umschwung ausgesehen haben könnte.

Als im Jahr 1550 der Johanniterorden die Burg an die Stadt Zürich verkaufte, verzeichnete man nicht nur den Hausrat, sondern auch die zur Burg gehörigen Liegenschaften: Weiden für ungefähr 35 Kühe, 89 Jauchert Acker sowie einen größeren Krautgarten. Im Stall befanden sich 33 Rinder und acht Ochsen sowie ein Schwein. Im Keller waren 52 Käse eingelagert. Auf dem Gelände befanden sich mehrere Scheunen, Speicher und Heuschober sowie zwei Sennhütten, die auf der Sommerweide standen und mit allerlei landwirtschaftlichem Gerät ausgestattet waren. Weitere Wirtschaftsgegenstände waren zwei Leiterwagen, ein Pflug, fünf Joche, acht Sensen und diverse Werkzeuge für die Waldarbeit, der Schwerpunkt der Wirtschaft lag also auf der Viehhaltung und Milchproduktion.²⁷¹ Doch natürlich ist bei den einzelnen Burganlagen mit einer großen Varietät hinsichtlich Qualität und Quantität zu

²⁶⁶ **EBD.**, S. 92.

²⁶⁷ **EBD.**, S. 89.

²⁶⁸ So verwundert es kaum, dass diese Thematik bereits in seinen Publikationen zu den Rodungsburgen auftaucht, wie z.B.: **EBD.**, S. 90.

²⁶⁹ **ROETHE** Gustav, Umschwung (3), in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 23, München 1984, Sp. 1139f.

²⁷⁰ **MEYER** Werner, Landwirtschafts- und Handwerksbetriebe auf mittelalterlichen Burgen der Schweiz, in: Burg und Schloß als Lebensorte in Mittelalter und Renaissance (Studia humaniora. Band 26), Düsseldorf 1995, S. 22.

²⁷¹ **ZIEGLER** Peter, Die Ofenkeramik der Burg Wädenswil (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band 43/3), Zürich 1968, S. 121f.

rechnen weswegen nicht von einer, einzigen Quelle auf allgemeine Erkenntnis geschlossen werden kann. Meyer kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass meist nur für den Eigenbedarf produziert wurde, lediglich bei großen Burganlagen des Hochadels mit einem landesherrlichen Machtanspruch zeigt sich ein anderes Bild:²⁷²

Die von Meyer in den Jahren 1973 bis 1977 ergrabene Frohburg²⁷³ im Kanton Solothurn (Abb. 010) vermittelt eine intensive gewerbliche und handwerkliche Tätigkeit, die von eigens dafür spezialisierten Handwerksgruppen in eigens dafür aufgebauten Handwerkshütten in der Vorburg der Anlage durchgeführt wurden. Vor allem Eisen und Knochenbearbeitung sind dort nachgewiesen worden: Eisen durch Schlackeabfälle und einen Schmelzofen, Knochen insbesondere durch Splitter, Fehlprodukte und Halbfabrikate. Bei den Knochen war Hirschgeweih das bevorzugte Arbeitsmaterial. Mit Eisen und Hirschgeweih haben wir auf der Frohburg zwei Rohstoffe vor uns, auf die der hochmittelalterliche Adel einen Monopolanspruch besaß, den er bitter verteidigte. Man denke nur an die adeligen Jagdprivilegien und welche prominente Stellung der Hirsch dort meist einnimmt. Noch eifersüchtiger schien der Adel sein Monopol auf Eisengewinnung zu verteidigen. Als wahrscheinlich im Jahr 1240²⁷⁴ Heinrich von Kienberg auf eigene Rechnung eine Erzgrube²⁷⁵ betrieb, setzte Graf Hermann von Frohburg diesen gefangen, schleifte vermutlich seine Burg und zwang ihn, den Erzabbau einzustellen, da dieses Recht lediglich ihm zustehe. Weiterhin mussten sich Heinrich von Kienberg und dessen Kinder verpflichten, im Umkreis von einer Meile um ihre ehemalige Burg herum für die nächsten 20 Jahre keine weitere Befestigung (*munitio*) zu errichten und auf das Lehen sowie das Burglehen Homberg, die er von Otto von Furlon bzw. von Hermann von Frohburg selbst erhalten hatte, zu verzichten. Abgerundet

²⁷² MEYER Werner, Die mittelalterliche Burg als Wirtschaftszentrum, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 13, Caen 1987, S. 134.

²⁷³ MEYER, Die Frohburg, S. 105 – 114.

²⁷⁴ „[...] *Dictus Heinricus de Chienberg et eiusdem liberi omne ius, quod eis in fossa, que vulgariter dicitur Erzgrûba, competebat vel competere videbatu, in manibus nobilis viri Hermannii comitis de Froburg resignare debebunt nec in locum in loco, ubi castrum fuit Chienberg, et infra miliar circa eundem locum in viginti annorum spatio aliquam edificabunt munitioem. Idem Heinricus et liberi sui feodum, quod habent de Ottone de Furlon, ipsi Ottoni resignabunt. Debet etiam predictus Heinricus una cum liberis suis castrense feodum, quod habet apud Homberg a nobili viro comite Hermannno de Froburg, ipsi comiti Hermannno resignare. Preterea predictus Heinricus, cum primo captivitate exierit, premissa adimplere ac observare iurabit. [...]* Et sciendum, quod nos ad iam dictum obsidatum per iuramentum prestitum obligati [...] prestitimus iuramentum corporaliter, quod vulgo dicitur urfechte [...].“ Vgl: KOCHER Ambras, Solothurner Urkundenbuch 1, Solothurn 1952, S. 229ff. (Nr. 403).

²⁷⁵ Oder vielleicht sogar ein Steinbruch? Der lateinische Begriff *fossa*, der in der Urkunde verwendet wurde, kann durchaus beides bedeuten. Dies würde zumindest die heftige Reaktion seitens der Frohburger verständlicher erscheinen lassen. Zur Übersetzungsmöglichkeit von *fossa*, siehe: NIERMEYER Jan Frederik, *fossa*, in: *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*. Vol. I A – L, Leiden 2002, S. 589.

wurde das Rechtsgeschäft durch Urfehde seitens Heinrichs von Kienberg sowie der Androhung von Geiselhafte einiger seiner Getreuen, falls er vertragsbrüchig werden sollte. Ob die Burg Kienberg direkt in den Bergbau miteinbezogen war und somit als ein Beispiel für eine Burg als Wirtschaftsbetrieb gelten kann, die deshalb geschleift wurde, oder dies generell mit den Fehdehandlungen zusammengehängt, geht aus der Urkunde leider nicht hervor.

Der dritte Aspekt, mit dem sich Meyer auseinandergesetzt hat, ist die Burg als repräsentatives Statussymbol.²⁷⁶ Hier hat Meyer schon früh ein Feld betreten, das vermutlich wie kein zweites in den letzten Jahren die Burgenforschung beschäftigt hat, doch dazu später mehr (siehe Kapitel 1.3.3). Während die Wohn-, Wehr- und Wirtschaftsfunktion von Burgen mehr oder weniger handfest anhand archäologischer Quellen herausgearbeitet werden können, ist dies für den Symbolwert einer solchen Anlage mit archäologischen Mitteln nur schwer möglich.²⁷⁷ Meyer greift deshalb, wohlwissend um die Problematik der Quelleninterpretation, auf Chroniken und Gedichte des Spätmittelalters zurück, um zu zeigen, dass dort neben den bisher bekannten Funktionen eben durchaus auch die Burg als Statussymbol von großer Bedeutung für die Verfasser und ihr Publikum angesehen wird, mehr noch, manchmal sogar als treibender Grund für die Errichtung einer Burg dargestellt wird.²⁷⁸ Meyer sieht bei seiner Untersuchung ein krasses Missverhältnis zwischen praktischer und theoretischer Wehrhaftigkeit einer Burganlage und interpretiert deshalb die unterschiedlichen fortifikatorischen Elemente einer Burg in erster Linie als repräsentativen Ausdruck adeliger Selbstdarstellung. Diese habe sich selbst wiederum an Wehrhaftigkeit orientiert, man denke in diesem Zusammenhang nur an das ritterliche Schwert.²⁷⁹ Darüber hinaus stelle eine Burg auch ein Herrschaftssymbol dar, indem sich der Adel bewusst auf die Höhe von seinen Untertanen zurückzog, sich also von ihnen separierte, um sie von dort aus zu beherrschen.²⁸⁰

Zu guter Letzt hat Meyer immer wieder Standortbestimmungen zur Entwicklung der schweizerischen Burgenforschung vorgelegt.²⁸¹ Was die frühe Burgenkunde in der Schweiz bis

²⁷⁶ MEYER Werner, Die Burg als repräsentatives Statussymbol. Ein Beitrag zum Verständnis des mittelalterlichen Burgenbaus, in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Band 33, Heft 3, Zürich 1976, S. 173 – 181.

²⁷⁷ EBD., S. 174

²⁷⁸ EBD., S. 173.

²⁷⁹ EBD., S. 176.

²⁸⁰ EBD., S. 179.

²⁸¹ MEYER Werner, Burgenforschung und Burgenpflege: Versuch einer Standortbestimmung, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins. Band 46. Heft 1, Basel 1973, S. 2 -5. MEYER Werner, Burgenforschung in

in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts anbelangt, kommt er zu erstaunlich ähnlichen Ergebnissen wie für den deutschen Raum: Kein Interesse seitens der Archäologie, Geschichts- und Kunstwissenschaft, keine Verankerung im universitären Umfeld und Gründung von Privatvereinen. Auch in der Schweiz setzten sich erst in den 1950er Jahren vermehrt moderne Grabungsmethoden auf Burgen durch sowie verbindliche rechtliche Standards der Denkmalpflege, wie mit baulichen Denkmälern zu verfahren sei. Meyers Bemühungen als langjähriger Präsident des schweizerischen Burgenvereins ist es sicherlich zu einem großen Teil zu verdanken, dass sich die Burgenforschung in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer der führenden in ganz Europa entwickelte und gerade im Bereich der interdisziplinären Forschung immer wieder neue Maßstäbe gesetzt hat, die im Ausland allerdings nur langsam rezipiert worden sind.

Mit wachsender Bedeutung der Mittelalterarchäologie ist dann auch tatsächlich die Frage nach präziseren Datierungen von Burganlagen und deren möglichen Vorgängerbauten bzw. die Erforschung von Anlagen, deren Überreste nicht mehr als sichtbare Geländedenkmäler in der Landschaft zu erkennen sind, in den Fokus des Interesses gerückt. Einen wichtigen Forschungsbeitrag hierzu hat 1981 Hermann Hinz mit seiner Untersuchung zu *Motte und Donjon*²⁸² in Europa geliefert, der den damals aktuellen Stand der archäologischen Forschung und Grabungstätigkeit zusammengefasst und ausgewertet hat. Bei aller Vorsicht und unter Abwägung der Widrigkeiten, die bei der Interpretation archäologischer Befunde und deren Verknüpfung mit historischen Quellen dem Forscher das Leben schwer machen, kommt Hinz bei den Motten zu dem Ergebnis, dass es sich bei ihnen in Südwestdeutschland um ein Phänomen handelt, das ungefähr um die Jahrtausendwende einsetzt, dann aber vermehrt ab dem 12. und 13. Jahrhundert greifbar wird.²⁸³ Den Donjon sieht Hinz zwar als eigenen Typus, der allerdings stark mit der Motte in Verbindung stehe und bei dem immer im Einzelfall zu untersuchen sei, ob er einen vorherigen Holzturm auf einem Mottenhügel abgelöst, neben einer Motte auf ebenem Boden neu errichtet wurde oder eben überhaupt nicht mit einer Motte in einer Verbindung – welcher Art auch immer – stehe.²⁸⁴ Für eine mögliche Datierung

der Schweiz. Ein kritischer Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in: Zeitschrift des schweizerischen Burgenvereins. Band 7. Heft 1, Basel 2002, S. 3 – 10.

²⁸² HINZ Hermann, *Motte und Donjon*. Zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Adelsburg (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Beiheft 1), Köln 1981.

²⁸³ EBD., S. 63ff.

²⁸⁴ EBD., S. 74ff.

von einzelnen Donjons böten sich benachbarte Wehrkirchen an, die, wiederum bei aller nötigen Quellenkritik, einen stilistischen Vergleich der Turmbauten ab und an zuließen.²⁸⁵ Auch beim Donjon nimmt Hinze eine Entstehungszeit etwa um das Jahr 1000 an, vielleicht gar etwas früher. Im Laufe des 11., 12. und 13. Jahrhunderts habe er sich dann weiter ausgebreitet.²⁸⁶ Weder Motte noch Donjon sind für Hinz mit römischen Bauten in Verbindung zu bringen, im Gegenteil – *Motte wie Turmburg verkörpern einen völlig neuen Burgentyp, den befestigten Wohnsitz einer adeligen Familie*²⁸⁷.

Der anlässlich der Salierausstellung 1991 von Wolfgang Böhme herausgegebene zweibändige Katalog mit dem Titel *Burgen der Salierzeit*²⁸⁸ stellt noch heute das umfangreichste Werk zum frühen Burgenbau in Mitteleuropa dar. Für Baden-Württemberg wäre Dietrich Lutz, damals Leiter des Referats Archäologie des Mittelalters in der Abteilung Karlsruhe des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, die geeignete Person gewesen, einen Beitrag zu verfassen, leider kam dieser aber unter „unglücklichen Umständen“ nicht zustande.²⁸⁹ Stellvertretend für die vielen Artikel der beiden Bände sei hier lediglich auf den Aufsatz von Horst Wolfgang Böhme verwiesen, der sich mit den Burgen in Hessen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland beschäftigt hat. Böhme kommt für das Untersuchungsgebiet zu dem Ergebnis, dass es sich bei seinen Beispielburgen des 11. Jahrhunderts überwiegend um Kleinstanlagen bis max. 0,3 ha handelt, die mit einem Wohnturm ausgestattet waren. Palas und Bergfried kämen erst am Ende der Salierzeit auf und seien ein Charakteristikum der staufischen Burgen. Trotzdem sei bereits in den angeführten Beispielen klar der Trend hin zur Adelsburg erkennbar, lediglich die Trennung in Wohn- bzw. Repräsentationsgebäude und Verteidigungsanlagen sei noch nicht vollzogen worden.²⁹⁰ Für ungefähr ein Drittel der untersuchten Anlagen sei zudem festzuhalten, dass sie bei oder direkt innerhalb älterer Anlagen errichtet worden seien und die private Adelsburg somit mitnichten ein Phänomen des 11. Jahrhunderts darstelle, sondern bereits früher anzusetzen sei. Aufgrund der anzunehmenden Holzbauweise könne man sogar von erheblich mehr Anlagen, auch bei

²⁸⁵ EBD., S. 109.

²⁸⁶ EBD., S. 120.

²⁸⁷ EBD., S. 121.

²⁸⁸ BÖHME Horst Wolfgang, *Burgen der Salierzeit*. Zwei Bände (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien. Band 25, 26), Sigmaringen 1991.

²⁸⁹ RADT Timm, *Bauformen früher Adelsburgen in Baden-Württemberg*, in: *Die Pfalz Wimpfen und der Burgenbau in Südwestdeutschland (Forschungen zu Burgen und Schlösser. Band 15)*, Petersberg 2013, S. 106, FN 2.

²⁹⁰ BÖHME, *Burgen*, S. 78.

weniger mächtigen Adelsfamilien, ausgehen, die bis in das 9. Jahrhundert zurückreichen könnten.²⁹¹

Im Jahr 2011 war es das Land Rheinland Pfalz, das den Saliern erneut eine große Ausstellung gewidmet hat, und wieder war es Horst Wolfgang Böhme, der in der dazugehörigen Begleitpublikation einen Aufsatz über die Burgen der Salierzeit veröffentlichte.²⁹² Zum einen bestätigte er darin, durch den aktuellen Forschungsstand ergänzt, diejenigen Aussagen, die er bereits 20 Jahre zuvor bei der ersten großen Salierausstellung publiziert hatte.²⁹³ Zum anderen weist er ausdrücklich darauf hin, dass die mittelalterliche Adelsburg als ein Multifunktionsbau wahrzunehmen sei, der verschiedene Zwecke in sich vereine. Bei einem dieser Zwecke handele es sich um das gesteigerte Repräsentationsbedürfnis des Adels und der Ministerialität im Salierreich, das sich unter anderem dadurch ausdrücke, dass sich der Adel von seinem unbefestigten Herrenhof am Rande des Dorfes auf die ferne Höhe zurückgezogen habe, um dort eine wehrhafte Anlage mit steinernem Wohnturm zu errichten – Böhme hat hier also inzwischen Maurers zentrale These von der Entstehung der adeligen Höhenburg aufgegriffen.²⁹⁴

1.2.3. Ein neuer Blick auf alte Burgen

Die (verbesserte) Datierung von Burganlagen – der Zug in die Höhe – Repräsentation – Symbolik. Diese Fragestellungen, die eng miteinander in Verbindung stehen, sind die beherrschenden Themen in der heutigen Burgenforschung und haben den Blick auf das „Bauwerk Burg“, wie wir ihn noch aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennen, nachhaltig verändert.

Das Phänomen vom „*Prozeß der allmählichen Loslösung der Burg vom Siedlungs- und Gutsverband*“²⁹⁵, von Gerhard Seebach zunächst noch als „Burgenspringen“, dann als „Vertikalverschiebung“ bezeichnet²⁹⁶, wurde von Martin Bitschnau in seiner gewichtigen

²⁹¹ **EBD.**, S. 79.

²⁹² **BÖHME** Horst Wolfgang, Burgenbau der Salierzeit, in: Sie Salier. Macht im Wandel, Speyer 2011, S. 119 – 127.

²⁹³ Z.B. durch die Anlangen Sulzbach, Querfurt, Weißenstein, siehe: **EBD.**, S. 124.

²⁹⁴ **EBD.**, S. 119.

²⁹⁵ **POESCHEL** Erwin, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 40.

²⁹⁶ **PONGRATZ** Walter, **SEEBACH** Gerhard, Burgen und Schlösser Ysper – Pöggstall – Weiten (Niederösterreichs Burgen und Schlösser III,2), Wien 1972, S. 10.

Dissertation²⁹⁷ aus dem Jahr 1980 grundlegend für den Tiroler Raum untersucht. Quellengrundlage seiner Untersuchung zur Entstehung der Höhenburg in Tirol waren jedoch nicht die Anlagen selbst – denn zu oft lieferten diese nur unzureichende archäologische und schriftliche Hinweise darauf – sondern die *„quellenmäßige Erfassung sämtlicher Adelsgeschlechter und ihrer Sitze innerhalb eines geografisch abgesteckten Gebietes“*²⁹⁸, um so auf eine allgemeine, quantitativ abgesicherte Aussage zu gelangen, wann die Herkunftsbezeichnung des Adels in Alt-Tirol vom herkömmlichen Ortsnamen hin zur Höhenburg wechselte. Letztlich also derselbe Ansatz wie Maurer, lediglich in einem anderen geographischen Untersuchungsgebiet! Der hierfür erarbeitete Katalog bildet den zweiten Teil Bitschnaus Doktorarbeit und zeichnet sich durch eine schier unglaubliche Fleißarbeit des Autors aus, die einen auch heute noch Erstaunen lässt. Es sind nicht weniger als 624 Adelige und deren Burgen, die im Katalog nach folgendem Muster aufgenommen wurden: Zuerst werden die wichtigsten Namensvarianten der einzelnen Adelligen und der Burgen aufgeführt, gefolgt von der Erstnennung des Adelsgeschlechts und/oder der Burganlage. Falls darüber divergierende Meinungen in der Forschungsliteratur bestehen, werden diese in einem eigenen Absatz kritisch überprüft. Es folgen Quellenbelege über genealogische Zusammenhänge, die Standesqualität, verschiedene Abhängigkeiten sowie der Nachweis rechtlicher Pertinenzen. Abschließend folgen eine Lokalisierung des Adelsgeschlechts und die Identifikation des Sitzes.²⁹⁹ Das Beispiel Eppan (Katalog Nummer 169) mag hierbei am besten verdeutlichen, welche philologische Detektivarbeit zuweilen nötig war, um das Urkundenmaterial zu sammeln und zu interpretieren, dann aber auch zu reichem Ertrag geführt hat. Erschwerend kam für Bitschnau hinzu, dass zum damaligen Zeitpunkt lediglich der erste Band des Tiroler Urkundenbuchs vorgelegen hat, was für ihn bedeutete, sein Urkundenmaterial aus insgesamt 32 verschiedenen Tiroler Staats- und Privatarchiven zusammensuchen zu müssen.

Als Ergebnis seiner Untersuchungen lassen sich drei Gründungswellen ausmachen. Es beginnen der gräfliche Adel und die Edelfreien in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, gefolgt um 1145 von den Ministerialen der weltlichen und geistlichen Fürsten und der Grafen,

²⁹⁷ **BITSCHNAU** Martin, Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung, Innsbruck 1980.

²⁹⁸ **EBD.**, S. 5f.

²⁹⁹ **PALME** Rudolf, Rezension zu: Burg und Adel, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 100, Wien u.a. 1984, S. 328.

sowie ab 1225/30 die Ministerialen weniger bedeutender Adelsgeschlechter.³⁰⁰ Der Grund der Vertikalverschiebung, so Bitschnau, sei weniger im geografisch-strategischen Standortvorteil der neuen Lage zu suchen, als in der neuen sozialen Selbstwahrnehmung des Adels, der sich von seinen Untergebenen abgrenzen und gleichsam erhöhen wollte.³⁰¹ Ob indes dieses Untersuchungsmodell für alle anderen Regionen, in denen das deutsche Recht mit den Verfassungseinrichtungen des fränkischen Reiches³⁰² gegolten habe, problemlos übertragbar wäre, müssten weitere Untersuchungen erst noch nachweisen.

Bitschnau bringt also ebenfalls die Lage der Burg mit einer gewissen Symbolhaftigkeit in Verbindung – auch wenn er diese nicht explizit erwähnt. Im Folgenden soll die Theorie von der Burg als Symbol gründlich dargelegt und bewertet werden. Wenn das Thema auch nicht gerade neu sein mag³⁰³, so hat doch Joachim Zeune in seinem Werk mit dem programmatischen Titel *Burgen. Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg*³⁰⁴ eine der wirkmächtigsten Arbeiten zur Burgenkunde der letzten zwanzig Jahre vorgelegt, sodass bis heute dieser Aspekt die Burgenforschung zu dominieren scheint.³⁰⁵ Zeunes Ambition liegt vor allem darin, den, seiner Meinung nach, veralteten und monokausalen Blick auf die Burg als bloßes Militärojekt ohne jeglichen künstlerischen Anspruch, wie er bis dahin die Burgenforschung dominiert habe, auf neue Aspekte zu lenken, eben ein neues Bild der mittelalterlichen Burg anzubieten.³⁰⁶ Um seinen Lesern verständlich zu machen, weshalb der traditionelle Blick auf Burgen derart einseitig auf das Militärische fokussiert war, hat er einen sehr lesenswerten und ausführlichen Forschungsüberblick an den Anfang gestellt.³⁰⁷ Es folgt sozusagen das Herzstück der Arbeit über die Funktionen der Burg.³⁰⁸ Anhand der Lage, Bergfriede, Torbauten, Schießscharten, Zinnen und die Rolle von Burgen im Kriegsfall versucht Zeune darzulegen, dass der militärische Nutzen von Burgen eher marginal gewesen sein müsse und besagte Funktionen vielmehr symbolisch verstanden

³⁰⁰ BITSCHNAU, Burg und Adel, S. 33f.

³⁰¹ EBD., S. 35 – 37. Bitschnau folgt damit der bereits oben mehrfach besprochenen gängigen Erklärung zur Vertikalverschiebung, wie sie von Maurer und Meyer vertreten wurde.

³⁰² EBD., S. 35.

³⁰³ So zum Beispiel DEHIO 1921 oder MEYER 1976.

³⁰⁴ ZEUNE, Burgen.

³⁰⁵ Obwohl genau das Zeune nach eigener Aussage gerade nicht wollte: „Das hier vorliegende Buch will keinen Anspruch darauf erheben, ein neues Standardwerk der Burgenforschung zu werden; es will kein neuer >>Piper<< (siehe Einführung) sein, keine neue >>Burgenkunde<<, kein >>unentbehrlicher Begleiter für Burgenliebhaber<<.“, siehe: EBD., S. 11 (Vorwort).

³⁰⁶ EBD., S. 11.

³⁰⁷ EBD., S. 13 – 34.

³⁰⁸ EBD., S. 34 – 57.

werden sollten. In den beiden folgenden Kapiteln beschäftigt er sich mit der modernen Burgenforschung (zu der er die Bauforschung und die Mittelalterarchäologie zählt) und dem Leben bzw. dem Alltag auf einer mittelalterlichen Burg.³⁰⁹ Zeune beschließt seine Arbeit mit einigen Gedanken zum heutigen Umgang mit Burg(-ruinen).³¹⁰ Zusammenfassend lassen sich seine Positionen folgendermaßen beschreiben: Wie sollen wir heute mit unseren Baudenkmalern umgehen? Die bereits oben genannten Schlagworte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts „konservieren statt restaurieren“ (s. FN 108) scheinen heute aktueller als je zuvor. Auch wenn heute vermutlich keiner mehr ernsthaft auf die Idee kommen würde, originale Bausubstanzen durch historistisch geartete Anschauungen verschlimmbessern zu wollen, sind es die heute (vermeintlich) klammen Kassen der öffentlichen Hand, die durch ihr Nichtstun dafür sorgen, dass es bald nichts mehr zu verschlimmbessern geben wird.

Neben Zeunes *Symbole der Macht* ist *Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Bedeutung*³¹¹ von Thomas Biller mit Sicherheit das zweite große Werk, das die Burgenforschung, speziell auf dem Gebiet der Adelsburg, in den letzten beiden Jahrzehnten entscheidend mitgeprägt hat. Auch Biller beginnt mit einem ebenfalls lesenswerten Forschungsüberblick, der den Fokus allerdings auf die Burg als Gegenstand in der Kunstgeschichte legt.³¹² Neben der, uns bereits bekannten, Feststellung, dass die Burg in der akademischen Kunstgeschichte eher eine Randerscheinung geblieben ist, ist es vor allem das Thema Ikonologie des Bauwerks Burg, dessen sich Biller annimmt.³¹³ Seine Aussagen hierzu werden uns später im Zusammenhang mit Zeunes Symbolthese noch beschäftigen. Eng damit verbunden sind die weiteren Überlegungen zu der bereits vorgestellten These Walter Hotz' zu den Stauferburgen (s. S. 47f.). In den beiden folgenden Kapiteln beschäftigt sich Biller ausführlich mit dem hochmittelalterlichen Adel, dessen Entstehung und Entwicklung vom beginnenden 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts in Frankreich und im Heiligen Römischen Reich, wobei er sich stark auf die Arbeiten von Duby und LeGoff, aber auch Fleckenstein und Borst bezieht.³¹⁴ Der zweite Aspekt beschäftigt sich mit dem hochmittelalterlichen Adel als Kulturträger und wie er uns dabei in den Quellen zu Wirtschaft, Alltag, höfischer Dichtung,

³⁰⁹ EBD., S. 109 – 157, 171 – 216.

³¹⁰ EBD., S. 217 – 226.

³¹¹ BILLER, Die Adelsburg.

³¹² ZEUNE, Burgen, S. 11 – 42.

³¹³ EBD., S. 18 – 25.

³¹⁴ EBD., S. 45 – 72.

Turnieren und Festen durch Rituale und Symbolik entgegnet.³¹⁵ Nach diesem Exkurs, in dem Biller die Erbauer und Protagonisten der hochmittelalterlichen Adelsburg vorstellt, kehrt er zum Bauwerk selbst und dessen Entwicklungsgeschichte zurück. Eines seiner zentralen Ergebnisse hierzu ist die Feststellung, dass dank archäologischer Forschungen heute vereinzelt Höhenburgen bereits für die späte Karolingerzeit nachweisbar sind.³¹⁶ Dabei scheint sich eine zeitliche Entwicklungslinie, beginnend im heutigen Luxemburg, über das westliche Oberrheingebiet im 10. Jh. hinweg bis nach Südwestdeutschland abzuzeichnen. Biller lässt dabei offen, ob sich hier ein Kulturtransfer von West nach Ost andeutet, auffällig sei allerdings, dass die von ihm genannten frühen Anlagen alle ein Trocken- oder sogar Mörtelmauerwerk besessen haben.³¹⁷ Natürlich müsse man bei solch frühen Anlagen immer die Problematik der Datierung im Auge behalten, die sich fast immer auf Keramikfunde stütze, deren Bestimmung und zeitliche Einordnung oft erheblichen Schwankungen unterliege.³¹⁸ Auf diese frühen Anlagen folgten ab der Zeit um das Jahr 1000 Motte und Turmburg. Biller sieht hier, ganz den Ergebnissen von Hinz folgend, zwei verschiedene Varianten eines Bautyps, welcher den befestigten Herrenhof einer sich langsam neu herauskristallisierenden sozialen Elite des ländlichen Milieus ablöst und diese baulich repräsentiert.³¹⁹ Ebenfalls ins 11. Jahrhundert falle die Entstehung der Höhenburg. Für diese frühe Zeit seien die Anlagen aber noch sehr unterschiedlich in ihrer Bauweise, teilweise gäbe es sogar Hinweise darauf, dass ehemalige große Fliehburgen in kleinere Anlagen umgebaut wurden.³²⁰ Als dominante Architekturform sei der Torturm und eben nicht der Bergfried anzusehen, wie es das Beispiel Baldenstein zeige.³²¹ Somit bestehe der Fortschritt im 11. Jahrhundert nicht in der wachsenden Bedeutung der Burg für den Adel als Befestigung, sondern eher in dem Privatcharakter jener Bauten: Burgen sind nun kleine Anlagen, die dem Schutz der Adelsfamilie dienen und nicht mehr der Bevölkerung wie bei den älteren Fliehburgen. Darauf aufbauend spielt die Statussymbolik eine immer wichtigere Rolle.³²² Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts wird die Unvereinbarkeit von Verteidigung und repräsentativem Wohnen in ein und demselben Gebäude endgültig erkannt bzw. zur Tatsache und deshalb in jeweils eigene

³¹⁵ EBD., S. 75 – 98.

³¹⁶ EBD., S. 108f.

³¹⁷ EBD., S. 110f.

³¹⁸ EBD., S. 112.

³¹⁹ EBD., S. 125.

³²⁰ EBD., S. 127f, 133.

³²¹ EBD., S. 130.

³²² EBD., S. 133.

Gebäude ausgelagert: Turm (Bergfried) und Palas.³²³ Biller schließt daraus, dass aus Sicht der Architektur die Adelsburg der klassischen Phase (12./13. Jahrhundert) das vollständig entwickelte Herrschaftssymbol einer endgültig etablierten gesellschaftlichen Schicht ist.³²⁴ Bevor Biller seine Arbeit mit einem Kapitel über die Spätphase der Adelsburg abschließt, widmet er sich noch dem Phänomen Buckelquader. Dieser ist in der deutschsprachigen Burgenforschung bereits zu oft für alle möglichen fantasievollen Erklärungen herangezogen worden, insbesondere aber zu Datierungszwecken. Biller erläutert stichhaltig, dass eine Stilgeschichte des Buckelquaders, welcher dann zur Datierung herangezogen werden könnte, nicht möglich sei. Da nach dem Erstellen einer Buckelquadertypologie die Burganlagen wiederum mit anderen, unabhängigen Methoden datiert werden müssten, um die typologische Reihe der Buckelquader bestätigen zu können – ansonsten unterliege man der Gefahr eines Zirkelschlusses.³²⁵ Trotz allem sei zumindest eine Entwicklung des Buckelquaders in groben Zügen erkennbar, vorausgesetzt man erstelle einen sorgfältig dokumentierten Überblick einer gesamten Region, wie es Dankwart Leistikow³²⁶ getan hat, um zu halbwegs vernünftigen regionalen Orientierungswerten zu gelangen.³²⁷

Haben wir bisher das Augenmerk in unserem Forschungsüberblick auf einzelne Personen und deren Verdienste für die Burgenforschung gelegt, soll im Folgenden der Blick auf einen Forschungsansatz geworfen werden, der zumeist in Gemeinschaftsarbeit entsteht, und vor allem in den letzten Jahren immer häufiger in Erscheinung tritt. Ziel dieser Projekte ist die Erstellung und Publikation eines vollständigen Burgeninventars in einem bestimmten Raum bzw. einer Region. Eine einheitliche Bezeichnung hat sich naturgemäß bis heute nicht durchgesetzt, allerdings erfreuen sich die Termini *Burgenbuch* und *Burgenlexikon* höchster Beliebtheit, wie eines der ältesten und auch umfangreichsten Arbeiten, das *Tiroler Burgenbuch*³²⁸ von Oswald Trapp verdeutlicht. Weitere wichtige Publikationen liegen für das

³²³ EBD., S. 135.

³²⁴ EBD., S. 148.

³²⁵ EBD., S. 186f.

³²⁶ LEISTIKOW Dankwart, Romanische Mauerwerkstechnik auf fränkischen Burgen, in: Burgen und Schlösser. 1960/2, S. 16 – 18; 1961/2, S. 45 – 48; 1962/2, S. 55 – 60; 1964/1, S. 5 – 9, 1966/1, S. 16 – 20.

³²⁷ BILLER, Die Adelsburg, S. 194.

³²⁸ TRAPP Oswald Graf von, HÖRMANN-WEINGARTNER Magdalena, Tiroler Burgenbuch. 10 Bände, Bozen 1972 – 2011.

Elsass³²⁹, die Pfalz³³⁰ und dem Niederrhein³³¹ vor, aber auch für (vermeintlich) unbedeutendere Regionen wie für die Schwäbische Alb³³², den Landkreis Ravensburg³³³ oder Esslingen³³⁴ sind in den letzten Jahren wertvolle und inzwischen für viele Forscher unverzichtbare Grundlagenwerke erschienen oder sind gerade in Arbeit. Zuletzt soll noch das Breisgauer Burgenbuch³³⁵ und vor allem dessen Entstehung vorgestellt werden, um beispielhaft zu verdeutlichen, worin der Nutzen solcher Projekte, aber auch die Grenzen und Schwierigkeiten derselben liegen.

Laut Alfons Zettler³³⁶ waren es vor allem zwei Umstände, die den Anstoß für das Projekt im Breisgau gegeben haben. Der erste Grund bestand in einer offensichtlichen Notlage, die an der Landesgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Universität Freiburg und dem Freiburger Stadtarchiv im Jahr 1985 diagnostiziert wurde. Damals erarbeitete Karl Schmid mit seinen Mitarbeitern eine große Ausstellung zur Geschichte der Zähringer³³⁷ und musste dabei feststellen, dass ein zentrales Thema für die Ausstellung, nämlich die Zähringerburgen und deren Funktion der Herrschaftsausübung einen weißen Fleck auf der Forschungslandkarte darstellten und man sich außerstande sah, etwas Substantielles hierzu in der Ausstellung zu präsentieren.³³⁸ Karl Schmid aber verstand es, aus der Not eine Tugend zu machen, was zu unserem zweiten Umstand führt. Kurz zuvor hatte an der Freiburger Universität eine Neubesetzung der archäologischen Professuren in der Ur- und Frühgeschichte sowie der provinzialrömischen Archäologie stattgefunden, die dann zusammen mit der

³²⁹ **BILLER** Thomas, **METZ** Bernhard, Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte. 3 Bände, München/Berlin 1995 – 2018.

³³⁰ **KEDDIGKEIT** Jürgen u.a., Pfälzisches Burgenlexikon (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 12, 1 – 4), Kaiserslautern 1999 – 2007 (4 Bände).

³³¹ **FRANKEWITZ** Stefan, Der Niederrhein und seine Burgen, Schlösser, Herrenhäuser an der Niers (Geldrisches Archiv 11 = Rheinischer Burgenatlas 2), Geldern 2011.

³³² **SCHMITT** Günter, Burgenführer Schwäbische Alb, Biberach a. d. Riss 1988 – 1995 (6 Bände).

³³³ **RUDOLF** Hans Ulrich, Stätten der Herrschaft und Macht: Burgen und Schlösser im Landkreis Ravensburg (Oberschwaben. Ansichten und Aussichten 9), Ostfildern 2013.

³³⁴ Manfred fragen

³³⁵ **ZETTLER** Alfons, Zetz Thomas, Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 14 – 16), Ostfildern 2003 – 2009 (Drei Bände, zwei bisher publiziert).

³³⁶ **ZETTLER** Alfons, >>Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau<< Bemerkungen zum Freiburg-Dortmunder Burgenprojekt, in: Burgen im Breisgau, S. 1 – 16.

³³⁷ **SCHMID** Karl, Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 1), Sigmaringen 1986; **SCHMIDT** Karl, **SCHADEK** Hans, Die Zähringer. Anstoß und Wirkung: Katalog zur Ausstellung Freiburg i. Br. 1986 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 2), Sigmaringen 1986; **SCHMIDT** Karl, **SCHADEK** Hans, Die Zähringer. Schweizer Vorträge und Forschungen (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 3), Sigmaringen 1990.

³³⁸ **ZETTLER**, Burgen mittelalterlichen Breisgau, S. 6.

Landesgeschichte den Forschungsverbund *Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland* ins Leben gerufen hatte.³³⁹ Die thematische Ausrichtung und auch (vermutlich) einmalige Fächerkombination des Forschungsverbundes bildeten die perfekte Voraussetzung, um das Projekt „Breisgauer Burgenbuch“ dort zu verankern. Zudem hatte man durch den Fächerzusammenschluss stets genug Studierende, Absolventen und weitere Interessierte, die an dem Projekt mitwirkten und ohne die eine Umsetzung vermutlich gar nicht möglich gewesen wäre. Dies wird nicht zuletzt auch durch die hohe Anzahl an Autoren deutlich, die an den einzelnen Bänden mitgewirkt haben: Beim ersten Band waren es 17, beim zweiten eine ähnlich hohe Zahl und beim dritten Band sogar knapp 30 Personen.³⁴⁰ Zwischen 1991 und 2009 wurde das Projekt zudem von der Gerda-Henkel-Stiftung unterstützt.³⁴¹ Nachdem die finanziellen und personellen Fragen geklärt waren, konnte mit den Arbeiten begonnen werden. Zuerst mussten Grundlagen geschaffen werden. Der erste Schritt bestand darin, ein flächendeckendes Burgeninventar für den Breisgau zu erstellen, das von Anfang an durch die Archäologie, Bau- und Kunstgeschichte sowie der Landesgeschichte bewusst multidisziplinär angelegt worden ist. Zusätzlich arbeitete man eng mit dem Landesdenkmalamt Freiburg zusammen, das zum damaligen Zeitpunkt mit der Bestandaufnahme der mittelalterlichen Bodendenkmäler beschäftigt war.³⁴² Mit den gesammelten Informationen wurden Dossiers zu den einzelnen Orten erstellt, die als Ausgangspunkt für die späteren Artikel der einzelnen Burgenanlagen dienten.³⁴³ Die Burgenartikel selbst wurden lediglich in zwei Rubriken untergliedert – Beschreibung und Geschichte. Dies war einerseits der schwierigen Ausgangslage im Forschungsgebiet geschuldet, der einem detaillierten Abfrageschema entgegengestanden wäre. Andererseits hatte diese Vorgehensweise den Vorteil, möglichst individuell auf die einzelnen Burgen und die dazu vorhandenen Informationen eingehen zu können.³⁴⁴ Diese Art der Präsentation bedeutete aber auch zugleich eine Absage an ein populäres Burgenhandbuch, das ein breites Publikum hätte erreichen können. Diese Frage – entweder populärwissenschaftlich oder

³³⁹ **EBD.**, S. 5; **BRATHER** Sebastian, *Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland*. 25 Jahre Forschungsverbund 1984 – 2009 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends, Sonderbd.), Rahden/Westfalen 2010.

³⁴⁰ **ZETTLER**, Burgen mittelalterlicher Breisgau, S. 5.

³⁴¹ Siehe dazu die Informationen über das Projekt auf der Homepage der Gerda-Henkel-Stiftung: http://www.gerda-henkel-stiftung.de/?page_id=78578 (abgerufen am 14.06.2021. Das Abrufdatum gilt für alle folgenden Onlinelinks).

³⁴² **ZETTLER** Alfons, *Burgen mittelalterlicher Breisgau*, S. 8f.

³⁴³ **EBD.**, S. 9.

³⁴⁴ **EBD.**, S. 10.

wissenschaftliches Grundlagenwerk – ist letztlich die Gretchenfrage, die sich jedes „Burgenbuch“ stellen muss und auch in Freiburg kontrovers diskutiert wurde.³⁴⁵ Eng damit zusammen hängt die Frage der Finanzierung. Abbildungen, zumal in Farbe und natürlich die Mitarbeiter und das Material kosten oft mehr Geld, als zur Verfügung steht. Somit sind Abstriche unvermeidbar, was wiederum zwangsläufig zu Lasten der Qualität geht. Gerade das Breisgauer Burgenbuch zeigt dies ganz deutlich: Auf farbige Abbildungen wurde komplett verzichtet und nachdem die Gerda-Henkel-Stiftung nach 2009 entschieden hat, ihre Förderung einzustellen, steht die Publikation des letzten, vierten Bandes bis heute aus. Wenn also Zettler am Ende seiner Ausführungen die Frage stellt, ob sich die Mühen gelohnt haben³⁴⁶ und dies zugleich bejaht, da er doch ein erhöhtes Interesse für die Breisgauer Burgen in der Öffentlichkeit feststellen möchte, woran das Projekt einen nicht unerheblichen Anteil gehabt habe, so ist ihm zumindest von unserer Seite unbedingt und ganz bestimmt zuzustimmen. Allen Widrigkeiten zum Trotz, die sich in Form von Dauer, Finanzierung, Personal usw. zeigen mögen, steht am Ende ein gewaltiger Erkenntnisgewinn, dessen Wert man erst dann richtig zu schätzen lernt, wenn man sich über Burgen in einer Region informieren möchte, für die eben kein Burgenbuch vorliegt!

Zwischenbilanz

Durch die Forschungen Hans-Martin Maurers hat die Burgenforschung in Deutschland Ende der 1950er Jahre endlich den Sprung an die Universitäten geschafft. Im Fahrwasser der Adelforschungen von Karl Schmid und Georges Duby hat Maurer die Burg als Ausdruck adeligen Selbstverständnisses gedeutet und erforscht. Gute zehn Jahre später konnte sich die Mittelalterarchäologie als eigenständiges Fach an den Universitäten etablieren und sich fortan zu einer der wichtigsten Disziplinen innerhalb der Burgenforschung entwickeln. Werner Meyer hat in jahrzehntelanger Forschung die Schweiz als Burgenforschungsgebiet an der Spitze etabliert und Burganlagen unter den Gesichtspunkten der Raumerschließung und als Wirtschaftsstandort untersucht. Der wichtigste Beitrag der Archäologie mag aber in der besseren Datierbarkeit von Burganlagen zu finden sein. Hier hat sie deutlich gemacht, dass viele Anlagen im Kern älter sind als noch von Maurer angenommen und nicht zuletzt die Forschungen von Bitschnau, Horst Wolfgang Böhme und Thomas Biller zur Entstehung der

³⁴⁵ EBD., S. 11.

³⁴⁶ EBD., S. 14.

adeligen Höhenburg angestoßen. Reichlich Quellenmaterial liefert die Mittelalterarchäologie auch für Burgenbücher bzw. Burgenlexika, die versuchen, ein vollständiges Burgeninventar einer bestimmten Region zu erstellen. Mit seinen Aussagen zur mittelalterlichen Burg als Machtsymbol hat Joachim Zeune vermutlich einen der wirkmächtigsten Aspekte der Burgenforschung der letzten Jahre ins Zentrum seines Werkes gestellt.

1.3. Die Kritik an den Kritikern – neue Erkenntnisse der jüngsten Burgenforschung

In den letzten Jahren haben mit Peter Ettl und Thomas Kühtreiber vor allem zwei Archäologen der deutschsprachigen Burgenforschung ihren Stempel aufgedrückt und sind dabei auf interessante Erkenntnisse gestoßen, die mit Sicherheit maßgeblich auf die künftige Forschung einwirken werden. Beide haben die Forschungsansätze der jüngeren Burgenforschung (siehe vorherige Zwischenbilanz) aufgegriffen und weiterentwickelt. Zugleich aber auch berechtigte Kritik gegenüber diesen Ergebnissen jener neuen Generation Burgenforscher geäußert, die selbst wiederum vermutlich etwas zu harsch mit ihren Vorgängern ins Gericht gegangen sind.

1.3.1. Zentralorte, Ungarnrefugien und der frühmittelalterliche Burgenbau

Peter Ettl³⁴⁷, wurde 1989 an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit einem frühgeschichtlichen Thema promoviert³⁴⁸ und sieben Jahre später in Würzburg mit einer archäologischen Arbeit über die Burgen Karlburg und Roßtal in Nordbayern habilitiert.³⁴⁹ Im Rahmen des Projektes „Reiterkrieger, Burgenbauer. Die frühen Ungarn und das >>Deutsche Reich<< vom 9. bis zum 11. Jahrhundert“ beim RGZM Mainz³⁵⁰ seit 2009 hat sich Ettl intensiv mit dem Burgenbau des frühen Mittelalters auseinandergesetzt und dabei einen wohl

³⁴⁷ Zum Lebenslauf siehe: http://www.ufg.uni-jena.de/ufg_jena_personal_ettel_lebenslauf.html

³⁴⁸ ETTTEL Peter, Gräberfelder der Hallstattzeit aus Oberfranken (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte. Reihe A. Fundinventare und Ausgrabungsbefunde. Band 72), Kallmünz 1996.

³⁴⁹ ETTTEL Peter, Karlburg - Roßtal - Oberammerthal. Studien zum frühmittelalterlichen Burgenbau in Nordbayern (Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie. Band 5), Rahden/Westf. 2001.

³⁵⁰ Zum Teilprojekt von Peter Ettl siehe: <http://www.ufg.uni-jena.de/Projekte/Abgeschlossene+Projekte/Fr%C3%BChgeschichte/Reiterkrieger+%E2%80%93+Burgenbauer.html>

quantitativ als auch erkenntnisreichen beachtlichen schriftlichen Output produziert.³⁵¹ Fasst man diesen zusammen, sind es vor allem zwei Aspekte, die von Ettel hervorgehoben werden und die eng miteinander verzahnt sind: Zum einen die chronologische Entwicklung des Burgenbaus in mehreren Phasen vom siebten bis ins zehnte Jahrhundert, zum anderen der multifunktionale Charakter dieser frühen Anlagen, die von Ettel größtenteils eher als Befestigungen denn als Burgen im „klassischen Sinne“ aufgefasst werden und von ihm in den größeren Zusammenhang der frühmittelalterlichen Zentralorte gestellt werden.

Bei der chronologischen Entwicklung beschränkt sich Ettel auf den von ihm definierten „fränkischen Burgenkreis“, dessen Ausdehnung sich ungefähr mit dem Reich Karls des Großen nördlich der Alpen deckt und im Nordosten vom „slawischen Burgenkreis“, im Nordwesten vom „sächsischen Burgenkreis“ begrenzt wird. Diese „Kreise“ waren zwar laut Ettel eigenständige Gebilde, standen aber nicht isoliert nebeneinander, sondern waren durchaus durchlässig und beeinflussten sich somit mehr oder weniger wechselseitig.³⁵² Während im 4. und 5. Jahrhundert vor allem alte Höhenburgen weitergenutzt werden, beginnt eine erste Phase des Burgenbaus im „fränkischen Kreis“ in spätmerowingischer Zeit ab der zweiten

³⁵¹ **ETTEL** Peter, **WERTHER** Lukas, Ungarnburgen und Herrschaftszentren des 10. Jahrhunderts in Bayern, in: Burgen und Schlösser. Band 51, Braubach 2010, S. 144 – 161; **ETTEL** Peter, Burgenbau unter den Franken, Karolingern und Ottonen, in: Die Burg, Dresden 2010, S. 34 – 49; **ETTEL** Peter, Ungarnburgen – Ungarnrefugien – Ungarnwälle. Zum Stand der Forschung, in: Zwischen Kreuz und Zinne. Festschrift für Barbara Schock-Werner (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung Reihe A: Forschungen Band 15), Braubach 2012, S. 45 – 66; **ETTEL** Peter, Burgen und Befestigungen in Süddeutschland im 10. Jahrhundert, in: Vorträge des 30. Niederbayerischen Archäologentages, Rahden 2012, S. 111 – 146; **ETTEL** Peter, Die Entwicklung des frühmittelalterlichen Burgenbaus in Süddeutschland bis zur Errichtung von Ungarnburgen und Herrschaftszentren im 10. Jahrhundert, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 25, Caen 2012, S. 139 – 157; **ETTEL** Peter, Der kirchliche Burgenbau im frühen Mittelalter (7. bis 11. Jahrhundert) aus archäologischer Sicht, in: Burg und Kirche: Herrschaftsbau im Spannungsfeld zwischen Politik und Religion (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung: Reihe B, Schriften; 13), Braubach 2013, S. 95 – 113; **ETTEL** Peter, Zentralorte und Zentralräume des Frühmittelalters in Süddeutschland. Ein Forschungsüberblick, in: Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland, Mainz 2013, S. 1 – 46; **ETTEL** Peter, Sicherung der Verkehrswege durch Burgen und Herrschaftszentren, in: Großbaustelle 793. Das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau, Mainz 2014, S. 67 – 72; **ETTEL** Peter, Burgen der Karolinger – Typen, Konstruktionsweise, Funktionen, in: Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs (Veröffentlichung des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg, Stadtmuseum Harburg Nr. 107), Hamburg 2014, S. 324 – 345; **ETTEL** Peter, Grundstrukturen adeliger Zentralorte in Süddeutschland. Repräsentationsformen und Raumerschließung, in: Das lange 10. Jahrhundert. Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äusserem Druck und innere Krise, Mainz 2014, S. 91 – 135; **ETTEL** Peter, Ungarnburgen in Süddeutschland im 10. Jahrhundert, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 26, Caen 2014, S. 159 – 165; **ETTEL** Peter, Ungarnzeitliche Wehrelemente, in: „Dem Feind zum Trutz“. Wehrelemente an mittelalterlichen Burgen (Veröffentlichungen der deutschen Burgenvereinigung e.V: Reihe B, Schriften; 14), Braubach 2014, S. 23 – 37; **ETTEL** Peter, Befestigungen, Burgen und ihre Rolle im Rahmen der Erschließung des Wasserverkehrsweges zwischen Rhein und Donau im Frühmittelalter, in: Castellum, civitas, urbs. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Castellum pannonicum pelsonense, 6), Budapest 2015, S. 135 – 154.

³⁵² **ETTEL**, Burgenbau Franken, S. 34.

Hälfte des 7. Jahrhunderts.³⁵³ In den ehemals römischen Gebieten an Rhein, Main und Donau wurden alte römische Befestigungssysteme teilweise in unterschiedlichem Umfang weitergenutzt, wie z.B. in Miltenberg am Main. Dort wurde im ehemaligen Kastell eckseits eine eher kleine Befestigung von 25 m x 25 m errichtet, die vermutlich zur Kontrolle der Land- und Wasserwege gedient haben wird und bereits in der frühen Karolingerzeit wieder aufgegeben wurde.³⁵⁴ Weitere wichtige Beispiele für Anlagen aus der späten Merowingerzeit innerhalb des ehemaligen römischen Siedlungsgebietes stellen für Ettel Regensburg und Mainz dar. Außerhalb des ehemaligen römischen Gebietes werden zum einen die alten Höhenbefestigungen weitergenutzt, zum anderen einige Burgen neu errichtet wie z.B. die Büraburg, der Glauberg oder der Christenberg in Hessen, der Schwanberg und der Judenhügel in Nordbayern.³⁵⁵ Auch für Würzburg ist archäologisch eine zweiteilige Höhenburg mit darunter liegender, befestigter Talsiedlung nachgewiesen, die mit ca. 6 ha eine beachtliche Größe aufweist³⁵⁶ und durch die ältere Kilianslegende für das Jahr 686³⁵⁷ mit einem schriftlichen Beleg aufwarten kann.

Auf diese erste Phase folgt nach Ettel ab der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts der karolingische Burgenbau bei dem, wenig überraschend, der König als Burgenbauer deutlich in Erscheinung tritt.³⁵⁸ Auch die Zahl der für uns archäologisch greifbar werdenden Anlagen steigt nun deutlich an. Als das eben erwähnte Würzburg 741/42 zum Bistum erhoben wurde, bekam es vom König als Ausstattung unter anderem die Burgen Eltmann, Stöckenburg, Homburg und etwas später noch die Karlburg geschenkt. Für die kurz zuvor gegründeten Bistümer Passau und Freising werden ebenfalls Befestigungen genannt, die zu deren Grundausrüstung gehörten. Zu guter Letzt können mit Unterregenbach, Ladenburg, Großreicholzheim, Salzburg und Donzdorf weitere Burganlagen durch archäologische Untersuchungen in diese Zeit verortet werden.³⁵⁹ Um 800 entstehen mit Roßtal und Oberammerthal, um nur die wichtigsten zu nennen, weitere Burgen.³⁶⁰

³⁵³ ETTTEL, Burgen Karolinger, S. 324.

³⁵⁴ ETTTEL, Entwicklung, S. 143.

³⁵⁵ ETTTEL, Burgen Karolinger, S. 324.

³⁵⁶ ETTTEL, Entwicklung, S. 144.

³⁵⁷ „[...] patria relicta, in Australium partem ad castellum quod nominatur Wirziburc venit.“, siehe: MGH. SS rer. Merov. 5, S. 713.

³⁵⁸ ETTTEL, Entwicklung, S. 145.

³⁵⁹ EBD., S. 145.

³⁶⁰ EBD., S. 146. Weitere Burgen die in dieser Zeit entstehen: Bamberg, Burgkunstadt, Cham, Michelsberg bei Neustadt am Main, Weißenburg, Kappelrangen, Grabfeldburg, Vogelsburg und Vordereggelburg.

Die bisher genannten Burgen wurden alle im fränkischen und karolingischen Altsiedelland, bzw. ab dem 9. Jahrhundert im karolingischen Ausbauland errichtet und aufgrund ihrer Größe von Ettel als administrative Mittelpunktzentren interpretiert.³⁶¹ Daneben sind ebenfalls ab dem 9. Jahrhundert immer mehr flächenmäßig kleine Burganlagen zu finden, die genau in jenen Räumen entstehen, die von den großen „Landesburgen“ ausgespart wurden. Diese Anlagen weisen relativ geometrische Grundformen auf, liegen oft in Hanglage und mit der Eiringsburg an der fränkischen Saale kennen wir einen prominenten Vertreter dieses Burgentyps. Die trapezförmige Anlage hatte eine Größe von 120 m x 65 m, besaß ein Zangentor und gehörte vermutlich einem freien Franken (oder Adeligen?) namens Iring. Aus den Schriftquellen wiederum ist uns ein Iring bekannt, der 822 Besitz, welcher sich unterhalb der Eiringsburg befand an Fulda schenkte. Vermutlich handelte es sich dabei um die Wüstung Lullebach und den für das Jahr 950 belegte Ort Iringshausen.³⁶² Das Beispiel Eiringsburg oder auch die Burganlage von Sulzbach-Rosenberg könnten ein Hinweis darauf sein, dass die Wurzel der hochmittelalterlichen Adelsburg deutlich weiter zurückreicht und vielschichtiger ist, als z.B. noch von Thomas Biller angenommen.³⁶³

Eine dritte und letzte Phase des Burgenbaus stellt für Ettel das 10. Jahrhundert dar. Hier habe der Burgenbau einerseits einen vorläufigen Höhepunkt erreicht, sei aber zugleich auch Zäsur gewesen.³⁶⁴ Das endende 9. Jahrhundert und die erste Hälfte des 10. Jahrhundert war für Mitteleuropa eine Zeit der Krisen. Die letzten Karolinger waren nicht mehr in der Lage, die Ordnung im fränkischen Reich aufrecht zu erhalten, was faktisch eine deutliche Schwächung der Königsmacht bedeutete. Dieses Machtvakuum versuchten verschiedene, teils untereinander konkurrierende „Adelsclans“ zu füllen. Dieser krisenhafte Zustand verstärkte sich noch durch die nun regelmäßigen Einfälle von Normannen, Sarazenen und Ungarn, welche ebenfalls die Schwächeperiode im Karolingerreich erkannten und für sich auszunutzen versuchten. Die karolingischen Könige – zu schwach dieser Bedrohung entgegenzutreten – beauftragten für die Abwehr dieser Gefahr den Adel, oder mussten zähneknirschend hinnehmen, dass dieser die Aufgabe (notgedrungen?) selbst in die Hand nahm. Dies führte

³⁶¹ EBD., S. 148.

³⁶² EBD., S. 148. In der Edition der Traditionsurkunde ist von Iringshausen allerdings nicht die Rede, wohl aber von Bad Kissingen: „[...] quod trado in pago Grapfeld in uilla Chizzinge et in ipsa marca et in uilla Lullubach et in ipsa marca [...], siehe: **DRONKE** Ernst Friedrich Johann, Codex Diplomaticus Fuldensis (Neudruck der Ausgabe 1850), Aalen 1962, S. 181 (Uk 401).

³⁶³ EBD., S. 150.

³⁶⁴ ETTTEL, Burgen und Befestigungen, S. 115.

letztlich zu einer Destabilisierung der Zentralgewalt und zum Erstarren der regionalen Machthaber, was teilweise zur Entstehung früher landesherrschaftlicher Strukturen führte.³⁶⁵ Ettl konstatiert, dass diese Situation im Burgenbau vor allem die Entstehung früher Adelsburgen und den „Ungarnburgen“ bzw. -refugien förderte.

Bereits in den 860er Jahren kam es zu ersten Scharmützeln mit ungarischen Gruppen an den Südostgrenzen des ostfränkischen Reiches. Nach der Schlacht von Pressburg musste die ostfränkische Grenze an die Enns zurückverlegt werden und die Ungarn wurden direkte Nachbarn. Dies ermöglichte den Ungarn von nun an jährlich Raubzüge in die ostfränkischen Gebiete, von denen vor allem Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen betroffen waren. Diese fanden erst dann ein vorläufiges Ende, nachdem es Heinrich I. 926 gelang, gegen hohe Tributzahlungen einen neunjährigen Waffenstillstand auszuhandeln. Diesen nutzte er, um das Heer zu reorganisieren und stellte daraufhin bereits 932 die Zahlungen wieder ein. Auf die in diesem Zusammenhang entstandene so genannte „Burgenordnung“ Heinrichs I. wird später noch zurückzukommen sein. Nachdem die Zahlungen des ostfränkischen Königs ausblieben, nahmen die Ungarn im darauffolgenden Jahr ihre Plünderungszüge wieder auf. Zwar konnten einige der Überfälle nun erfolgreich abgewehrt werden, trotzdem sollte es bis zur berühmten Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955 dauern, bis die Ungarn endgültig gestoppt werden konnten.³⁶⁶ Archäologisch sind die ungarischen Plünderungszüge vor allem durch Gräber ungarischer Krieger und deren Opfer sowie Brandhorizonte wie im Kloster Benediktbeuren dokumentiert. Inzwischen wurden aber auch immer mehr Kleinfunde von Bewaffnung und Ausrüstung wie Zaumzeug, Trense und Stegbügel ergraben.³⁶⁷

Was hat es aber nun mit den bereits erwähnten Ungarnwällen und -refugien oder gar den so genannten „Heinrichsburgen“ auf sich? Wie sahen diese aus und worauf stießen die ungarischen Trupps bei ihren Streifzügen durch das ostfränkische Reich? In der St. Galler Chronik hat der Mönch Ekkehard IV. einen ungarischen Überfall auf sein Kloster beschrieben und dabei auch von den Abwehrmaßnahmen der Mönche berichtet:

„Eligitur tamen locus velud a deo in promptu oblatas ad arcem parandam circa fluvium Sinttriaunum. [...] Premunitur in artissimo collo vallo et silva excisis locus

³⁶⁵ ETTL, Grundstrukturen, S. 91.

³⁶⁶ ETTL, Ungarnburgen – Ungarnrefugien, S. 46.

³⁶⁷ EBD., S. 46.

fitque castellum , ut sancte trinitati decuit, fortissimum. [...] Capella citata fit oratorium, in quod invehuntur cruces et cum diptitiis capse, nec non et pene omnis praeter libros repositorios ecclesie thesaurus. [...] Ibant exploratores per nota sibi loca nocte dieque, adventum hostium fratribus, sanctum gallum unquam a barbaris invadi nimis incredulis, ut ad castellum fugerent, praedicturi. [...] Audita autem castelli natura, quod obsideri non possit, locum autem longo collo et artissimo impugnantibus maximo damno certoque periculo adibilem, tutores eius sue multitudini, dum victualia habeant [...] numquam cessuros [...] abeunt. [...] Dein, quoniam reverti eos interdum solere didicerant, arbores silve iterato contra castelli aditum latius succidunt fossaque altius fodiunt. Puteum, ubi scirpus ante crescere solebat, altissime fodientes certi aque, ourissimam inveniunt.“³⁶⁸

Wir haben es hier also mit einer Wall-Graben-Anlage auf einem Bergsporn zu tun, die von den Mönchen angelegt wurde, damit sie und die umliegende Bevölkerung sich dorthin im Ernstfall zurückziehen und verschanzen konnten. Ein Brunnen für die notwendige Wasserversorgung wurde ebenfalls angelegt, genauso wie eine Kapelle, die als Bethaus und Aufbewahrungsort des Klosterschatzes diente. Falls man Ekkehard glauben mag, hat die Befestigung ihren Zweck erfüllt und wurde von den Ungarn nicht angegriffen, wohl aber das ungeschützte Kloster. Die von Ekkehard beschriebene Fluchtburg kann vermutlich mit der Waldburg bei Häggenschwil (Abb. 011), ungefähr 6 Kilometer nördlich von St. Gallen an der Sitter gelegen, identifiziert werden. Zwar haben dort keine Ausgrabungen stattgefunden, der Platz passt aber zur Beschreibung Ekkehards und ist am südlichen Hang mit einem Abschnittswall und vorgelagertem Graben geschützt.³⁶⁹ Dies passt auch zur Burgenbauordnung Heinrichs I., die neben Neubauten eben auch die Verstärkung bereits existierender Anlagen vorschreibt, die mit genügend Proviant und Besatzung ausgestattet werden sollten. Dies bedeutet aber auch, dass es sicherlich keine „Heinrichsburgen“ mit genormter Bauart und Grundriss gegeben haben wird, ebenso wenig dürften die sächsischen Rundwälle damit in Verbindung zu bringen sein. Diese sind einerseits eher ein Merkmal des slawischen Burgenbaus, kommen dafür aber in Süddeutschland überhaupt nicht vor, also genau in jenem Gebiet, das von den Ungarneinfällen am stärksten betroffen gewesen ist.³⁷⁰ Vielmehr hat sich durch die Arbeiten Paul Reineckes in den 1930er Jahren³⁷¹ der hohe Wall als typisches Befestigungsmerkmal als Reaktion auf die Ungarneinfälle in der Forschung durchgesetzt. Neben den Wällen, die

³⁶⁸ **EKKEHARD IV.**, St. Galler Klostergeschichten. Übersetzt von Hans F. Haefele (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 10), Darmstadt 1980, S. 114ff. (Kapitel 51 – 56).

³⁶⁹ **ETTEL**, Ungarnburgen – Ungarnrefugien, S. 47.

³⁷⁰ **EBD.**, S. 47.

³⁷¹ **REINECKE** Paul, Spätkeltische Oppida im rechtsrheinischen Bayern, in: Bayerischer Vorgeschichtsfreund. Band 9, 1930, S. 29 – 52.

manchmal ältere Anlagen überlagerten, gibt es weitere topografische Merkmale, die zur Definition der Ungarnrefugien herangezogen werden. Dies sind einerseits die den Wällen vorgelagerten Gräben, die mit einer durchschnittlichen Breite von zehn bis zwölf Meter ebenfalls als sehr groß anzusprechen sind, andererseits Massivmauern und Türme, die teilweise auf den Wällen angelegt wurden. Tore waren einfache Durchlässe oder Zangentore am Rande der Befestigung oder am Steilhang gelegen. Komplettiert werden die Anlagen oft durch weitere, vorgelagerte Wall-Graben-Systeme, die die Spornlage ins Hinterland abriegelten, sowie weitere Annäherungshindernisse wie Grubenfelder und Erdriegel.³⁷²

Eine der am besten ergrabenen Anlagen hat Ettel in seiner Habilitationsschrift³⁷³ ausgewertet: Die Karlburg am Main, ungefähr 25 Kilometer nordwestlich von Würzburg gelegen. Die Burg ist in den Schriftquellen zum ersten Mal in den 740er Jahren erwähnt. 750 oder 753 wird sie dann von Pippin III. als Grundausstattung Bischof Burkhardts für das neu gegründete Bistum Würzburg geschenkt. Danach liegen erst wieder schriftliche Nachweise für das Jahr 1286 vor. In insgesamt fünf stattgefundenen Grabungskampagnen (1971, 1972, 1974, 1975 und 1994) konnte die Anlage archäologisch sehr gut erforscht und in mehrere Bauphasen eingeordnet werden.

Eine erste karolingische Befestigung war ca. 1,3 ha groß und besaß eine Ausdehnung von ungefähr 120 m x 125 m. Sie war durch einen 5,3 m breiten und 1,9 m tiefen Graben bogenförmig zum Plateau hin abgesichert, in dem in einer dort erhaltenen Einschwemmschicht dichter Steinversturz mit Mörtel- und Holzkohleresten sowie Keramik, die in die Karolingerzeit datiert, gefunden wurde. Man wird daher von einer Mörtelmauer, die sich direkt an die innere Grabenkante anschloss, ausgehen können. Wir hätten es in Karlburg demnach mit einer der am frühesten nachweisbaren Mörtelmauern in Süddeutschland zu tun. Im Innenraum wurden in einem kleinen Sondageschnitt Pfostenstellungen und Siedlungsgruben erfasst. Somit kann man von einer intensiven Bebauung und Nutzung der Anlage in der Karolingerzeit ausgehen.³⁷⁴

Die zweite Phase, die von Ettel aufgrund der Keramikfunde und Einbeziehung des allgemeinen Forschungsstandes zu den Ungarnwällen in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts gezählt

³⁷² ETTTEL, Ungarnburgen – Ungarnrefugien, S. 53.

³⁷³ Siehe FN 349.

³⁷⁴ ETTTEL, Ungarnburgen – Ungarnrefugien, S. 55.

wird³⁷⁵, hatte eine Vergrößerung der Anlage zur Folge. Der bisherige Graben wurde verfüllt und die Gesamtfläche auf 1,7 ha erweitert. Die Ausdehnung betrug nun ca. 120 m x 170 m. Auch diesmal wurde die Burg durch einen bogenförmigen, aus Steinen und Erdreich bestehenden, neun bis zehn Meter breiten Wall mit vorgelagertem Graben zur Plateauseite hin abgesichert. Ihm waren etwa 100 m und 200 m weiter nördlich zwei weitere Wall-Graben-Anlagen von ähnlicher Bauweise, allerdings kleineren Ausmaßes vorgelagert. Diese Wallanlagen sind zwar nicht datiert, sind aber sicherlich als Annäherungshindernis für Reitertrupps dieser Bauphase anzusehen. Pfostengruben, Feuerstellen und ein direkt am Wall gelegenes Pfostenhaus mit Steinbegrenzung, Bretterboden und Feuerstelle belegen die wiederholt starke Bebauung und Nutzung des Innenraumes.³⁷⁶

In der dritten Phase wurde die Größe der Vorgängeranlage beibehalten. Auf dem Wall wurde nun eine Mörtelmauer mit, teils in den Graben hineinreichenden, vorgelagerten Türmen errichtet. Die drei ergrabenen Türme standen in einem ziemlich gleichmäßigen Abstand von 32 m bis 35 m voneinander, besaßen eine durchschnittliche Frontmauerbreite von 1,6 m und waren 7,2 m lang. Für den südwestlichen Teil der Befestigung ist mit zwei weiteren Türmen sowie einer Toranlage zu rechnen. Die Wallinnenseite wurde auf ca. 13 m erweitert, der Graben auf 10 m bis 12 m verbreitert sowie auf 3,5 m bis 4,5 m eingetieft. Zahlreiche Keramik und Eisenfunde bezeugen die intensive und mehrphasige Nutzung der Anlage, die zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert bestanden hat.³⁷⁷

Das sehr gut erforschte Beispiel Karlburg kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein Gesamtfazit zu den Ungarnwällen deutlich nüchterner auszufallen hat. Von den bisher in der Literatur postulierten 50 Anlagen sind nur sehr wenige ergraben, noch weniger davon in befriedigendem Umfang. Eine Datierung der unergrabenen Anlagen in die Ungarnzeit ist somit oft überhaupt nicht möglich, bei den ergrabenen Anlagen hingegen ist häufig der Innenbereich ausgeklammert worden. Neben der Karlburg kann man höchstens bei den Anlagen Veitsberg und Wolfgangswall bei Weltenburg von einer Erbauungszeit während der Zeit der Ungarneinfälle annähernd verlässlich ausgehen. Somit dürfte aber auch die alte These von den

³⁷⁵ Ettl verwirft dabei die ältere C14 Datierung in die zweite Hälfte 9. Jahrhundert jener Bauphase.

³⁷⁶ EBD., S. 55.

³⁷⁷ EBD. S. 55f.

Ungarnburgen als planmäßig, neu angelegtes Verteidigungsnetz von Anlagen zur Verteidigung gegen die Plünderungszüge endgültig *ad acta* gelegt werden.

Selbst die Interpretation als Ungarnrefugien steht auf tönernen Füßen, obwohl hierfür immerhin mit Ekkehard IV. von St. Gallen ein durch die Schriftquellen gestütztes Beispiel vorhanden ist. Dass Beispiel Karlburg (aber auch Veitsberg und Weltenburg) hat durch die archäologische Auswertung des Innenraumes der Anlage und deren Befunde deutlich gezeigt, dass dieser intensiv genutzt wurde – und eben nicht nur als Rückzugsort in Notzeiten gedient hat. Hohe Wallanlagen im Analogieschluss an das St. Galler Beispiel alleine reichen aber sicherlich nicht aus, einzelne Anlagen als Ungarnrefugien anzusprechen. Hierzu bräuchte es deutlich mehr archäologische Untersuchungen, vor allem was den Innenbereich einzelner Anlagen und deren Annäherungshindernisse anbelangt. Wall-Graben-Anlagen und Annäherungshindernisse sollten daher eher als befestigungstechnische Elemente, die als Reaktion auf die Ungarneinfälle entstanden sind, gewertet werden. Diese konnten schnell und ohne großen Aufwand gebaut werden und somit bereits bestehende Anlagen verstärken.³⁷⁸ Diese Interpretation wird nicht nur durch das Beispiel Karlburg gestützt, sondern korreliert auch mit den Bestimmungen der „Burgenordnung“ Heinrichs I. Diese vergleichsweise „primitiven“ Elemente der Befestigungstechnik stehen allerdings im Widerspruch zu dem anderen Befestigungstyp, der im 10. Jahrhundert neben den „Ungarnwällen“ entsteht – der frühen Adelsburg.

Mit der Eiringsburg (S. 78) haben wir bereits eine vermeintlich frühe Adelsburg des 9. Jahrhunderts kennen gelernt. Die Ebersburg (Oberpfalz) kann als weiteres frühes Beispiel im selben Kontext verordnet werden. Sie wurde laut Ebersberger Chronik zwischen 876 und 880 während der Regierungszeit König Karlmanns von einem Grafen Sieghart von Sempt gegründet.³⁷⁹ Die dort erwähnte erste Holzbefestigung (*flexa silva*) der Burg (*oppidum*)

³⁷⁸ EBD., S. 64.

³⁷⁹ „Tempore Karolomanni caesaris in Norica regione quidam preses erat nomine Sigihardus, qui fiscale forum habuit secus emporia fluvii Semnaha, unde locus equivocum nomen sortitus est. [...] Post haec ipse locus eruncatur, lignis oppidum construitur, quod Eberesperch vocatur et flexa silva munitur.“, siehe: MGH. SS 20, S. 10. Störmer möchte in den Erbauern der Burg Ebersberg eher frühe Vorfahren der späteren Ebersberger Grafen sehen, die über einen Grafen Ratolt und einer frühen Adelsgruppe rund um einen Mann namens Starcholf angeblich bis hin zur „Uradelsfamilie“ der Huosi, die bereits in der *lex baiuvariorum* namentlich genannt werden, zurückzuverfolgen seien, siehe: STÖRMER Wilhelm, Adelsgruppen im früh- und hochmittelalterlichen Bayern (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte. Band IV.), München 1972, S. 165 – 175. Für unser Beispiel ist die Frage, welcher Adelige letztlich die Burg gegründet hat weniger wichtig als die Tatsache, dass es sich bei dem Erbauer der Burg um einen Adeligen gehandelt hat.

sowie die angeblich von Sieghart darin erbaute Kirche wurden bei Ausgrabungen 1978/79 ebenso bestätigt³⁸⁰ wie die Errichtung einer Steinmauer und die Vergrößerung des Grabens als Reaktion auf die Einfälle ungarischer Reitertruppen.³⁸¹ Diese Erkenntnisse decken sich bestens mit den oben (S. 79ff.) beschriebenen fortifikatorischen Maßnahmen zur Ungarnabwehr. Zwischen Holzbefestigung und Steinmauer wurde eine Brandschicht ergraben, welche die Vermutung stärkt, dass ein erster Ungarnangriff erfolgreich gewesen sein dürfte, bei dem die Burganlage, zumindest in Teilen, zerstört wurde. Wahrscheinlich nach dem Neubau der Steinumwehrung wurde in der Burganlage ein Kanonikerstift mit eigener Kirche angesiedelt³⁸², dem allerdings nach dem Aussterben der Ebersberger Grafen um die Mitte des 11. Jahrhunderts nur ein bescheidenes Dasein vergönnt war. Ob es sich beim Runden Berg bei Bad Urach, für den wir leider keinerlei schriftliche Quellenzeugnisse vorliegen haben, ebenfalls um einen Typus der frühen Adelsburg handelt, wird uns später noch ausführlich beschäftigen.

Deutlich günstiger als bei den bisherigen beschriebenen Beispielen stellt sich die schriftliche und archäologische Quellenüberlieferung für die Burgen der Grafen von Schweinfurt dar. Jene legen ein beredtes Zeugnis davon ab, wie wichtig diese Anlagen für die Herrschaftsausübung lokaler Amtsträger und Herrschaftsdynastien im 10. Jahrhundert sein konnten. Die Schweinfurter Grafen schafften es in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts durch ein Netz von Burgen, die sich in ihrer Hand befanden, eine frühe Territorialherrschaft in Nordostbayern aufzubauen (Abb. 012). Dabei nutzen sie ihre Burgen als militärische, administrative, ökonomische und kirchlich-politische Mittelpunkte.³⁸³ Allerdings wird auch deutlich, wie stark die Schweinfurter Grafen vom Kaiser abhängig waren – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne.

Entgegen seinem Vater Heinrich I., dessen Verhältnis zum Adel man mit einem *primus inter pares* recht gut beschreiben kann, hatte Otto I. ein geradezu diametrales Verständnis von seinem Königtum. Ihm ging es weniger um Freundschaftsbündnisse und konsensuale Herrschaft als vielmehr um die Durchsetzung und Anerkennung seiner „von Gott gegebenen“

³⁸⁰ SAGE Walter, Ausgrabungen in der ehemaligen Grafenburg zu Ebersberg, Oberbayern, im Jahr 1978, in: Jahresbericht der bayerischen Bodendenkmalpflege. Band 21, München 1980, S. 219f.

³⁸¹ „Hoc tempore Hunis, qui et Ungri, orientales terminos devastantibus, Eberhardus castrum muro circumdare, fossas ampliare caepit; [...]“, siehe: MGH. SS 20, S. 10.

³⁸² SAGE, Ausgrabungen, S. 221ff.

³⁸³ ETTTEL, Grundstrukturen, S. 118, 121.

herrscherlichen Entscheidungsgewalt gegenüber den restlichen Großen des Reiches.³⁸⁴ Seine Betonung des Amtscharakters der herzoglichen und gräflichen Gewalt führte zu einer ganzen Reihe von Aufständen. So auch nach dem Tod des luitpoldingischen Herzoges Arnulf am 14. Juli 937. Dessen Söhne gerieten mit Otto über die zukünftige Stellung des Herzogamtes in Streit und verweigerten ihm die Huldigung. Nach zwei Feldzügen brachte Otto ein Jahr später das Herzogtum Bayern unter seine Kontrolle und machte sich sofort daran, die herzogliche Gewalt zu beschneiden. Eine der Maßnahmen bestand darin, den Luitpoldingern 939 den Nordgau (zwischen den Flüssen Altmühl, Naab und Regen) zu entziehen und unter die Amtsgewalt des Grafen Berthold von Schweinfurt, vermutlich ein Nachfahre der Babenberger, zu unterstellen.³⁸⁵ Ebenso erhielt Berthold um diese Zeit, vielleicht teilweise auch noch von Heinrich I., die Grafschaften Volkfeldgau und Radenzgau verliehen. Durch die drei aneinander angrenzenden Grafschaften erhielt Graf Berthold also ein Einflussgebiet zugesprochen, das sich im Norden vom Obermain, nach Westen bis zur Altmühl und im Süden bis an die Donau erstreckte. Das vermutlich dahinter stehende Kalkül König Ottos war, ein Gegengewicht zum luitpoldingischen Machtkomplex südlich der Donau zu schaffen.³⁸⁶ Graf Berthold verwaltete sein Territorium als Stellvertreter des Königs in einer herzogähnlichen Position und war für Friedenswahrung, Rechtsprechung und militärische Aufgaben zuständig.³⁸⁷ Neben diesen Rechten, die ihnen als Grafen zufielen, waren es sechs weitere Grundlagen, die den Schweinfurter Grafen ihre Herrschaftssicherung in dem großräumigen Gebiet zwischen Obermain und Donau ermöglichte: Landesausbau, Rodung, Eigenkirchen, Gefolgschaft, Besitz- sowie Forstrechte und vor allem Burgen.³⁸⁸

Von den insgesamt 13 Burgen der Schweinfurter Grafen, meist an wichtigen Verkehrswegen gelegen und militärisch ausgebaut, waren mindestens drei – Bamberg, Nabburg und Cham –

³⁸⁴ SEIBERT Hubertus, Adlige Herrschaft und königliche Gefolgschaft. Die Grafen von Schweinfurt im ottonischen Reich, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Band 65, Heft 3, München 2002, S. 839. Dort ist auch die maßgebliche Literatur zu Ottos I. Herrschaftsverständnis zusammengetragen.

³⁸⁵ EBD., S. 840f.

³⁸⁶ EBD., S. 844f.

³⁸⁷ Die von Seibert (EBD., S. 846) anhand der s.g. *indculus loricatorum* getroffenen Aussage über die militärische Stärke der Schweinfurter Grafen hängt tatsächlich stark von deren Interpretation bzw. Datierung ab. Zwar steht der Graf von Schweinfurt mit 40 zu stellenden Panzerreitern für das Heer Ottos II. an erster Stelle der weltlichen Großen, da wir aber bei dem Verzeichnis von einer kaiserlichen Anforderung für die Verstärkung des sich bereits in Italien befindlichen Heeres ausgehen müssen, könnte es auch genau das Gegenteil bedeuten: Beim Heeresaufgebot zum Italienzug musste der Schweinfurter Graf sehr wenige Panzerreiter stellen, dementsprechend mehr musste er nun zur Truppenverstärkung liefern. Siehe zur *indculus loricatorum*; HOFFMANN Hartmut, VI. 2. Theologische Sammelhandschrift mit dem *indculus loricatorum*, in: Otto der Grosse, Magdeburg und Europa. Band 2 Katalog, Mainz 2001, S. 395f.

³⁸⁸ SEIBERT, Adlige Herrschaft, S. 852.

im Besitz des Reiches und wurden den Schweinfurter Grafen als Stellvertreter königlicher Interessen vor Ort übertragen.³⁸⁹ Dies trifft vermutlich auch für Burg Sulzbach zu, die in jüngster Zeit als Amtssitz der Nordgaugrafen interpretiert wird.³⁹⁰ Somit bleibt eine beachtenswerte Anzahl von neun Burgen übrig, die den Schweinfurtern als *Allod* gehört haben dürften. Vier davon – Oberammerthal, Banz, Burgkunstadt und vermutlich Hersbruck – waren ältere, bereits existierende Anlagen, die jetzt von Grund auf erneuert wurden. Oberammerthal und vielleicht auch Burgkunstadt sind sogar als zweiteilige Anlagen, bestehend aus Haupt- und Vorburg sowie Abschnittswällen ausgebaut worden.³⁹¹ Die restlichen fünf Burgen – Kronach, Weingarten bei Banz, Schweinfurt, Laineck bei Bayreuth und Creußen – erbauten die Schweinfurter Grafen zur Sicherung ihres ausgedehnten Besitzes in Nordostbayern an strategisch wichtigen Verkehrswegen bzw. -punkten wie der „*Hohen Straße*“ (Würzburg-Bamberg-Böhmen) oder „*Hezilostraße*“ (Kronach-Creußen).³⁹² Betrachtet man all diese Burganlagen auf einer Karte, stellt man fest, dass sie sich wie ein Kranz um den Schweinfurter Besitz legten.

Pflegten die Schweinfurter Grafen zu den ersten drei ottonischen Herrschern noch ein besonders enges Verhältnis, welches letztlich für ihren schnellen Aufstieg nicht unwichtig gewesen sein dürfte, kehrte sich dieses Verhältnis unter Otto III. geradezu ins Gegenteil.³⁹³ Der bisherigen Königsnähe folgte nun eine auffällige Königsferne, denn mit dem Bistum Würzburg förderte Otto III. ausgerechnet den direkten territorialen Konkurrenten der Schweinfurter im östlichen Franken. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, weshalb Bertholds Sohn Hezilo von Schweinfurt intensiv den bayrischen Herzog Heinrich den Zänker bei dessen Bemühungen um die Erlangung der Königswürde unterstützte. So vermittelte er im Jahr 1002 ein Treffen zwischen dem Zänker und den sächsischen Großen (mit denen er verwandt war) in Bamberg.³⁹⁴ Darüber hinaus hatte er aber noch ein weiteres Motiv. Laut Thietmar von Merseburg hatte Heinrich ihm wohl im Falle einer erfolgreichen Königserhebung als Lohn das bayerische Herzogtum in Aussicht gestellt. Als Hezilo ihn während des Schwabenfeldzuges gegen Herzog Hermann II. im selben Jahr daran erinnerte, wollte dieser davon aber nichts

³⁸⁹ EBD., S. 853.

³⁹⁰ EBD., S. 854f. Leider ist lediglich die Burg Oberammerthal großflächig ergraben.

³⁹¹ EBD., S. 856.

³⁹² EBD., S. 857.

³⁹³ Zum Konflikt siehe: ALTHOFF Gerd, Spielregeln der Politik im Mittelalter - Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 2014, S. 21 – 56.

³⁹⁴ SEIBERT, Adlige Herrschaft, S. 869.

mehr wissen und verwies auf das uralte Vorrecht der bayerischen Großen, ihren Herzog in freier Wahl bestimmen zu dürfen. Hezilo, darüber verstimmt, habe sich daraufhin von Heinrich entfernt und wandte sich demonstrativ dessen Konkurrenten zu: dem polnischen Herzog Boleslaw Chrobry und dem sächsischen Herzogshaus.³⁹⁵

An eine friedliche Konfliktlösung war nicht mehr zu denken. Hezilo, der sich um seinen *honor* betrogen sah, rebellierte nun offen gegen den König.³⁹⁶ Ihm schlossen sich weitere unzufriedene Große wie der polnische Herzog Boleslaw Chrobry, Ernst von der Ostmark, der sächsische Graf Siegfried II. von Northeim und der Bruder des Königs, Bruno, an. Dieser Personenkreis konnte dem König und für den Frieden im Reich durchaus gefährlich werden. Daher reagierte Heinrich ohne zu zögern mit einem eigenen Heeresaufgebot und fiel bereits drei Monate später, Ende Juli 1003, in Hezilos Herrschaftsgebiet ein.³⁹⁷ Über den Kriegszug berichtet Thietmar ausführlich in seiner Chronik: Demnach erzielte der König anfangs rasche Erfolge und verwüstete die Güter des Grafen, sodass dieser gezwungen war, sich außerhalb

³⁹⁵ „*Et ecce, Heinricus comes, Bertholdi amiteque meae filius, ad regni apicem acquirendam regi usque huc fidelis adiutor, animadvertens senioris sui mentem sibi paululum alienam, per optimos exercitus eiusdem viros diu firmiterque promissum Bawarii regni ducatum dari postulavit. Quibus rex tale fertur dedisse responsum: Nonne scitis, haec in hac expeditione nequaquam fieri posse, Bawarios ab initio ducem eligendi liberam habere potestam, non decere tam subito eos abicere neque constitutionis antique ius absque consensu eorum frangere? Si voluisset exspectare, usque dum ipse ad has regiones venire, cum communi consilio principum eorundem ac voluntate sibi libenter in hoc satisfacerem. Quod ubi Heinricus ab internuntiis accepit, in maiorem promissi muneris desperationem veniens, paulatim se ab regis substraxit familiaritate; comitaturque tamen regem ab Alemannia proficiscentem in Franciam, postea ad Thuringiam.*“, siehe: MGH SS rer. Germ. N. S., 9, V, 14. Von Thietmar abschreibend, ihm aber widersprechend und die Schuld alleine auf Hezilos Unvernunft schiebend: Adalbold von Utrecht: „*Pretereundemnon extimo, quod, antequam rex ab Alemannia exiret, Hezelo, Bertoldi filius, quem tempore ducatus sui ultra omnes comites regni huius dita verat, legatos, quos in ipso exercitu meliores eligere poterat, ad ipsum transmisit, ut Bavariensem ducatum sibi concederet, inconsulte rogavit. Sed inconsultae quaestioni consulta paratur responsio et festinanti petitioni ponderata monstartur deliberatio. Patienter enim audita legatione ait: Quos semper precipuos inter omnes gentes habui, quosque semper toto mentis affectu amavi, hos, adepta benedictione regali, in lege sua nec deteriorare volo, nec deteriorari patiar dum vixero. Legem habent et ducem eligendi potestatem ex lege tenent; hanc nedum ego frangam, quicumque frangere tentaverit, me inimicum habebit. In hac etiam expeditione male promeruerunt, ut cuilibet eos absque eorundem electione concedam. Adhuc mecum sub ancipiti fine militant, et ego eos nolentes cuilibet mortalium traderem? Expectet, ut in Bavariam redeant; ibi si illum elegerint, eligo et laudo; si renuerint, renuo. Nec etiam existimo, illum tantae esse insipientiae, ut ex meo dedecore honorem suum querat amplificare. Hezelo recepto huiusmodi responso, fomitem rebellionis concepit, quem post annum monstarndo in dolorem sui peperit.*“, siehe: MGH. SS 4, IX. Zu Thietmars *chronicon* als Vorlage für Adalbold von Utrecht siehe: SCHÜTZ Markus, Adalbold von Utrecht: Vita Heinrici II imperatoris – Übersetzung und Einleitung, in: Historischer Verein Bamberg. Bericht 135, Bamberg 1999, S. 139. Zur *causa scribendi* in Thietmars und Adalbolds Darstellungen der Königserhebung Heinrichs II. siehe: PATZOLD Steffen, Königserhebungen zwischen Erbrecht und Wahlrecht? Thronfolge und Rechtsmentalität um das Jahr 1000, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 58, Köln 2002, S. 480 – 501.

³⁹⁶ SEIBERT, Adlige Herrschaft, S. 871ff. Zum *honor* als Handlungsmotiv mittelalterlicher Politik siehe: GÖRICH Knut, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2001, S. 2 – 11.

³⁹⁷ SEIBERT, Adlige Herrschaft, S. 875.

seiner Burgen an anderen Orten zu verschanzen. Als Heinrich dann aber auf dem Weiterzug nach Hersbruck seinem gesamten Schatz an einen bewaffneten Gefolgsmann Hezilos namens Magnus verlor, der sich damit in die Burg Oberammerthal zurückzog, wurde diese vom König kurzerhand belagert. Nach schneller Verhandlung wurde ihm die Burg übergeben und die sich darin befindlichen polnischen Hilfstruppen in das königliche Heer aufgenommen. Heinrich ließ die Burg bis auf die Grundmauern schleifen und machte sich sofort daran, die Burg Creußen zu belagern, in der sich Hezilos Gemahlin Gerberga und ihre Kinder sowie ein Bruder namens Bukko aufhielten. Nach erfolglosem Entsatz seitens Hezilos wurde auch Creußen übergeben und geschleift. Das gleiche Schicksal ereilte die Stammburg Schweinfurt. Zwar konnte die sich zum damaligen Zeitpunkt dort aufhaltende Mutter Hezilos namens Eila das Niederbrennen, nicht aber das Schleifen der Anlage verhindern. Spätestens zu diesem Zeitpunkt musste Hezilo bewusst gewesen sein, dass sein Aufstand gescheitert war. Daraufhin steckte er seine Burg Kronach, vermutlich auch Burgkunstadt, Banz und Sulzbach eigenhändig in Brand und floh zu seinem Verbündeten Herzog Chrobry nach Böhmen. Dies bedeutete das Ende der Schweinfurter Grafen. Freilich konnte sich Hezilo 1005 mit dem König durch seine *deditio* aussöhnen, ging aber fast allen seiner Güter verlustig, die von Heinrich zerstückelt und an andere Gefolgsleute vergeben wurden.³⁹⁸

³⁹⁸ „*Post haec rogationum dies a Christi fidelibus iugiter colendas Merseburg celebrans, de aperta Bolizlavi ducis et Heinrici marchionis rebellionem intimatum est. Proximum pentecostes festum in Halverstidi a rege celebratur. Post haec ad Bawariam tendens Heinricum auxilio Bolizlavi resistentem primo devincere posteaque positas a longe insidias amovere conatur. Comperit etiam ad hoc, quod Ernastus ab eo nuper honoratus et dominus Bruno, frater suus, cum eo iniuste conspiraverant, ignorantes quod scriptum est: Virtus consilii expers mole ruit sua. Rex autem ob sedandam horum arrogantiam familiares suos undique secus colligens intrante Augusto bona prefati comitis invadendo vastavit eumque, ubicumque extra urbem potuit, invitum latitare compulit. [...] Venienti autem tunc regi ad locum, qui Hatheresburgdi dicitur, omnem thesaurum suum se precedentem Maganus, comitis predicti miles, cum suis corripit ac tum intra se dividentes ad Amardelam civitatem letus revertitur. Quos rex pone insecutus possessit compositisque bellorum instrumentis eos vitam solum reddita urbe et preda fidis intercessoribus postulare compulit. Tunc destructa penitus eadem divisaque inter suos Poleniorum multitudine rex inde ad Crusni castellum, in quo frater comitis Heinrici, Bucco nomine, dominam suam Gerbergam cum filiis custodire debebat, proficiscitur. Exercitum autem midiquesecus circumsedentem Heinricus comes cum suis exterius inpugnabat quosdam vulnerans aliosque incaute frumentum equis congregantes perimit. Quod ne amplius fieri potuisset, rex curiose previdit positos militibus quadringentis hostemque secretiora cuiusdam vallis petere loca coegit. [...] Heinricus vero comes se iam defecisse animadvertens ad urbem Crana dictam properat ibique Sifridum, filium comitis Sigifridi iuvenem, auxilio se expectantem collato inveniens nec sibi neque huic ullam in rebellionem spem in his partibus promisit. Tandem cum eo multa locutus eandem incendit seque ad Boemiae tunc invasorem Bolizlavum cum domno Brunone residuisque fautoribus concessit. Sifridus vero spe palam resistendi frustrata non eos comitatur, sed de futura commisi emendatione certus revertitur. Rex autem ad Cranam hostem insecutus fugientem, lenivit in hoc suimet animum, quod agnovit se inimicum in destruendis preoccupasse. Misit tunc Heinricum, Wirciburgiensem episcopum, et Erkanbaldum, Fuldensem coenobii abbatem, ut Suinvordi castellum incenderent atque diruerent. Quos adventantes Heinrici comitis inclita mater, Eila nomine, ut talibus decebat personis, suscipiens et salutans, ut precepta intellexit regalia, perturbatur concitoque cursu ad aeclesiam properans ibidem ignis concremationem prius sustinere, quam hac comburente viva vellet exire, testatur. Unde seniores prefati ob Christi amorem*

Die Burg Sulzbach-Rosenberg wurde von Mathias Hensch in seiner Dissertation³⁹⁹ sorgfältig ausgewertet und gibt ein beeindruckendes Zeugnis davon ab, wie die Burgen der Schweinfurter Grafen ausgesehen haben können (Abb. 013).

Für die Zeit bis in das 11. Jahrhundert sind insgesamt drei Bauperioden festzustellen. Bauperiode I reicht bis in das frühe 8. Jahrhundert zurück und ist von einer intensiven Holzbebauung geprägt. Neben diversen Wirtschaftsgebäuden stand im zentralen Bereich auf dem Burghügel ein 16 m langer Pfostenbau, der vielleicht mit einem Mörtelstrich ausgestattet war, des Weiteren gibt es Hinweise auf eine hölzerne Befestigung des Burghügels. Bauperiode II (9. und frühes 10. Jahrhundert) weist bereits diverse Steinbauten auf. Am Nordwesthang befand sich ein 21,5 m x 7,5 m großes Steingebäude, dem südwestlich ein weiterer Holzbau vorgelagert oder angeschlossen war. Darin konnten Reste einer Kanalheizung nachgewiesen werden. Im Zentrum der Kernburg wurde spätestens im 9. Jahrhundert eine Steinkirche errichtet. Bei dem Gebäude handelt es sich um eine 15 m x 7,5 m große Saalkirche mit stark eingezogener Apsis. Gleichzeitig entstand neben dem Kirchengebäude ein Friedhof, auf dem bis ins frühe 11. Jahrhundert die Familienangehörigen der Burgherren beerdigt wurden. Die Gräber dieses Friedhofes waren unter Umständen in ein hölzernes Gebäude integriert. Sowohl für das Steingebäude als auch für die Kirche konnten Fragmente von teils sogar bemaltem Fensterglas festgestellt werden. In Bauperiode III (10. Jahrhundert) wurde das Gebäude mit der Kanalheizung wieder abgerissen und durch zwei neue, massive Wohnbauten ersetzt. Das größere der beiden Gebäude war nun sogar mit einer Unterbodenheizung ausgestattet.⁴⁰⁰

Bereits vor dem Jahr 1000 wurde die Burg mit einer gemörtelten Bruchsteinmauer umwehrt, die im nördlichen und östlichen Teil der Anlage sicher nachgewiesen, im südlichen Teil angenommen werden kann. Der Zugang zum Burghügel wurde durch ein Zangentor gesichert, dem ein von Nord nach Süd verlaufender 11 m breiter und 2,5 m tiefer Sohlgraben vorgelagert war. Auf einem der Kernburg im Südwesten vorgelagerten Felsplateau befand sich im 9. und

seculares postponendo timores decretam mutabant sententiam; murosque urbis ac aedificia solotenus frangentes tristem matronam his mulcebant promissis, si quando cum gratia regis id fieri potuisset, hoc totum ex sua parte se prenovaturos. Rex autem devastata omni comitis proprietate et cum beneficio late divisa ad Bavanberg venit ibique exercitu suo bona cum pace dimisso nativitatem Dei genitricis sollempnibus Qelebravit gaudiis.“; siehe: MGH SS rer. Germ. N. S., 9, V, 32, 34, 38.

³⁹⁹ HENSCH Mathias, Burg Sulzbach in der Oberpfalz. Archäologisch-historische Forschungen zur Entwicklung eines Herrschaftszentrums des 8. bis 14. Jahrhunderts in Nordbayern. 3 Bände, Büchenbach 2005.

⁴⁰⁰ EBD., S. 113f.

10. Jahrhundert eine Metallwerkstatt, in der sechs Öfen nachgewiesen werden konnten. Dort wurden Buntmetalle und Eisen verarbeitet. Gefunden wurden z.B. Ringe, die für das Anfertigen oder Ausbessern von Kettenhemden gebraucht wurden.⁴⁰¹ Der insgesamt 1,5 ha großen Kernburg war eine ca. 3 ha große Burgsiedlung vorgelagert, deren älteste Befestigung ebenfalls aus einer Mörtelmauer bestand, die bereits in die erste Bauperiode eingeordnet werden kann und durch weitere vorgelagerte Grabensysteme geschützt wurde.⁴⁰²

Lässt man die (zugegebenermaßen etwas ausführlichere) Zusammenfassung von Ettel chronologischer Entwicklung des frühmittelalterlichen Burgenbaues Revue passieren und ruft sich die eben genannten Beispiele – Würzburg, Karlburg, Sulzbach-Rosenberg – noch einmal ins Gedächtnis, wird schnell ersichtlich, dass die Wurzeln der hochmittelalterlichen Adelsburg einerseits deutlich früher anzusetzen sind, diese frühen Burganlagen aber ebenso aufgrund ihres multifunktionalen Charakters als Teil der frühmittelalterlichen Zentralorte und -landschaften zu verstehen sind, die auf vielfältige Art und Weise den frühmittelalterlichen Raum geprägt haben dürften. Dies ist der zweite Aspekt, den Ettel in den letzten Jahren intensiv untersucht hat.

Bei seiner Definition von „Zentralort“ und „Zentralraum“, orientiert sich Ettel stark an den Arbeiten von Dietrich Denecke⁴⁰³ und Eike Gringmuth-Dallmer⁴⁰⁴. Zentralorte sind für Ettel demnach Orte, die aufgrund verschiedener zentralörtlicher Einrichtungen eine Mittelpunktfunktion einnehmen. Welche zentralörtlichen Funktionen allerdings von Bedeutung waren, ist jeweils epochen- und ortsabhängig zu untersuchen und zu definieren. Für das Frühmittelalter sind vor allem die Kriterien (Abb. 014):

- Herrschaft

⁴⁰¹ EBD., S. 115.

⁴⁰² HENSCH Mathias, Urbs Sulcpah. Archäologische Grabungen im Zuge der Neustadt-Sanierung. Zur Genese des früh- und hochmittelalterlichen Burgzentrums Sulzbach, in: Das Neustadt-Viertel. Festschrift zur Sanierung der Sulzbacher „Neustadt“ 2010 (Schriftenreihe des Stadtmuseums Sulzbach-Rosenberg. Band 25), Sulzbach-Rosenberg 2010, S. 15, 18, 32ff. Zur Ausstellung "Byzanz - Europas östliches Erbe" der Archäologischen Staatssammlung München 2004 wurde ein animierter Rundgang durch die Kernburg von Sulzbach für die Zeit um 1150 erstellt, der auf Youtube besichtigt werden kann: <https://www.youtube.com/watch?v=FHnukhL5lkk>.

⁴⁰³ DENECKE Dietrich, Historische Siedlungsgeographie und Siedlungsarchäologie des Mittelalters, Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse unter dem Gesichtspunkt interdisziplinärer Zusammenarbeit, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Band 3, Bonn 1975, S. 7 – 36.

⁴⁰⁴ GRINGMUTH-DALLMER Eike, Methodische Überlegungen zur Erforschung zentraler Orte im ur- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Centrum i zaplecze we wczesnośredniowiecznej Europie środkowej, Spotkania Bytomskie 3, Wrocław 1999, S. 9 – 20; GRINGMUTH-DALLMER Eike, Kulturlandschaftsmuster und Siedlungssysteme, in: Siedlungsforschung. Band 14, Bonn 1996, S. 7 – 31; GRINGMUTH-DALLMER Eike, Zentren unterschiedlichen Ranges im nordwestslawischen Gebiet, in: Frühgeschichtliche Zentralorte in Mitteleuropa (Studien zur Archäologie Europas. Band 14), Bonn 2011, S. 431 – 440.

- Schutz
- Kult
- Handel und Verkehr
- Handwerk und Gewerbe

von Bedeutung. Dass Rechtswesen wird sicherlich eine ebenso wichtige Stellung eingenommen haben, ist in den (archäologischen) Quellen allerdings nur sehr schwer zu greifen und deshalb in Ettels Definition ausgeklammert. Die Anzahl der genannten Kriterien kann von Ort zu Ort variieren und unterschiedlich stark ausgeprägt gewesen sein. Dadurch wird eine hierarchische Einordnung der Orte möglich. Ein *Oberzentrum* vereinigt alle genannten Kriterien entweder direkt am Ort oder in nur sehr kurzer Distanz. Ein *Mittelzentrum* hingegen vereinigt nur wenige der Kriterien direkt vor Ort und wird durch weitere Plätze in der näheren Umgebung ergänzt. Ein *Unterszentrum* besteht lediglich aus dem Kriterium Handwerk und Gewerbe, das wiederum auf nur einen Funktionsbereich wie Salz-, Eisen- oder Keramikherstellung eingegrenzt wird. Wichtig ist bei dieser Definition also, dass ein Zentralort immer einen Mittelpunkt von etwas ausmacht. Dies unterscheidet ihn dann schließlich vom Gros der ländlichen Siedlungen, die nicht über den autarken Eigenbedarf hinaus produzierten und keine Fernwirkung erzielten.⁴⁰⁵ Diese Definition ist bewusst offen und unverbindlich und bietet somit viel Raum zum Anwenden an konkreten archäologischen Befunden. Peter Ettl hat versucht, eine Grundstruktur für die Zentralorte Süddeutschlands zu erstellen, indem er mehrere Fallbeispiele in fünf Kategorien eingeteilt hat:

- Städte
- Pfalzen und pfalzenähnliche Burgen
- Bistumssitze
- Königshöfe und Klösterhöfe
- Adelsburgen und frühterritoriale Landesherrschaft

Städte:

Eigentlich muss man nicht extra erwähnen, dass es sich bei Städten um Zentralorte par excellence handelt, allerdings liegt der Schwerpunkt der Betrachtung quantitativ auf der hoch-

⁴⁰⁵ ETTTEL, Zentralorte, S. 4f; zu den Zentralorten zusammenfassend: STEUER Heiko, Zentralorte, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 35, Berlin ²2007, S. 878 – 914.

und vor allem spätmittelalterlichen Städtelandschaft, bzw. auf den rheinischen Bischofsstädten. Deshalb soll hier Regensburg als Beispiel einer frühmittelalterlichen Stadt mit Zentralfunktion vorgestellt werden. Spätestens in der Römerzeit war Regensburg ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, an dem sich die wichtigsten Verkehrswege, die Mitteleuropa miteinander verbanden, kreuzten. Die Umfassungsmauern des dort 179 n. Chr. angelegten Legionslagers prägten das Stadtbild bis ins Hochmittelalter. Seit der Merowingerzeit wurde Regensburg als königliche und herzogliche Pfalz genutzt. Im Laufe des 8. Jahrhunderts sind dort das Bistum Regensburg sowie das Kloster St. Emmeram gegründet worden. Somit sind alle fünf oben aufgezählten Kriterien, die ein Oberzentrum auszeichnen, bereits im 8. Jahrhundert vorhanden. Um das Jahr 920 wurde die s.g. Arnulf-Mauer errichtet, vermutlich als Schutz vor den plündernden Ungarn. Die Doppelgrabenanlage bestand vermutlich aus Holz und schützte nicht nur den alten Stadtkern, sondern auch die westlich davon gelegene Vorstadt sowie das Kloster St. Emmeram. Neben großen Profanbauten entstanden im Verlaufe des 10. Jahrhunderts ein Neubau des Domes als dreischiffige Pfeilerbasilika und die ebenfalls dreischiffige Stiftskirche in Niedermünster.⁴⁰⁶

Pfalzen und pfalzenähnliche Burgen:

Für Ettel stellen die Pfalzen im 10. Jahrhundert nicht nur den beeindruckendsten Typ der Zentralorte dar, sie haben sich in dieser Zeit auch baulich stark geändert. Von den beeindruckenden Anlagen am Rhein einmal abgesehen, waren Pfalzen in den beiden Jahrhunderten davor eher unsystematisch angelegte Komplexe, die sich auf ein gewisses Areal verstreuten. Im 10. Jahrhundert wandelten sie sich zu befestigten, multifunktionalen Anlagen, die oft auf einer Anhöhe angelegt wurden. Eine der am besten archäologisch untersuchten Anlagen befindet sich in Tilleda unterhalb des Kyffhäusers, in dem angeblich heute noch der Rotbart ruht, um darauf zu warten, bei seinem Erwachen das Reich zu retten. Die Pfalz Tilleda wurde zwischen 1935 und 1939 von Heinrich Butschkow und 1958 – 1979 von Paul Grimm vollständig ergraben.⁴⁰⁷ Die Anlage war im Osten in eine 1 ha große Hauptburg und im Westen in eine 4 ha große zweigeteilte, später dreigeteilte Vorburg gegliedert. In der Hauptburg konnten mit einer Pfalzkapelle, einer Aula sowie Unterkunftsräumen für den König mehrere repräsentative Gebäude, die auf Steinfundamenten errichtet wurden, nachgewiesen

⁴⁰⁶ ETTTEL, Zentralorte, S. 9.

⁴⁰⁷ DAPPER Michael, Tilleda, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 35, Berlin ²2007, S. 167 – 169.

werden. Die zweigeteilte Vorburg war mit ungefähr 200 Grubenhäusern dicht bebaut. Haben diese in der südlichen Vorburg eher der Vorratshaltung gedient, wurden sie in der westlichen Vorburg als Wachhäuser und Werkstätten genutzt. Neben der obligatorischen Töpferei sind auch Elfenbein-, Knochen- und Metallverarbeitung nachgewiesen.⁴⁰⁸

Mit 6 ha Fläche war die Burg Roßtal bei Nürnberg sogar noch größer als die Pfalz in Tilleda. Sie war von drei Seiten durch abfallendes Gelände auf natürliche Weise geschützt, lediglich auf der Nordseite, zur Hochfläche hin, musste durch eine künstliche Verteidigungsanlage Abhilfe geschaffen werden. In der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts wurde die dort errichtete Holz-Erde-Stein Konstruktion mit vorgeblendeter Trockenmauer, Berme (flacher Streifen an einer Böschung oder Hang, um ein Abrutschen zu verhindern) und Spitzgraben durch eine ca. 1m breite Mörtelmauer, einem Turm und weiteren Graben verstärkt (auch hier vielleicht als Reaktion auf die Ungarn?). Der Innenraum der Burg war bereits in karolingischer Zeit intensiv genutzt und wurde durch Zaungräbchen in funktionale Bereiche untergliedert. Die sich dort befindenden Grubenhäuser und ebenerdigen Pfostenbauten wurden als Speicher, Wohnhäuser und Ställe genutzt. Diese Bebauung wurde in allen drei Phasen bis zur Aufgabe der Burg in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts beibehalten. Vermutlich wird es auch in Roßtal eine Hauptburg mit repräsentativen Steinbauten gegeben haben, da der dafür in Frage kommende Bereich allerdings stark neuzeitlich überbaut ist, können hierzu keine Aussagen getroffen werden.⁴⁰⁹ Roßtal wird bei Widukind von Corvey bereits für das Jahr 954 erwähnt. Bei der Verfolgung seines Sohnes Liudolf nach Regensburg belagerte Otto I. die Burg. Der Kampf soll dermaßen heftig getobt haben, dass bis in die Dunkelheit hinein keiner der beiden Seiten als Sieger daraus hervorgehen konnte und der König unverrichteter Dinge weiterzog. Aufgrund der eben beschriebenen Architektur der Anlage mag es nicht verwundern, dass Widukind in seinen *libri* Roßtal als *urbs* bezeichnet hat.⁴¹⁰ Das hier aufgezeigte Problem der unterschiedlichen lateinischen Bezeichnungen mittelalterlicher Autoren für vermeintlich ein und dieselbe Architektur- bzw. Siedlungsform, wird später noch ausführlich zu erörtern sein.

⁴⁰⁸ ETTTEL, Zentralorte, S. 10 – 12.

⁴⁰⁹ EBD., S. 12.

⁴¹⁰ „*Proxima nocte Liudulfus cum suis a rege discedens urbem Rainesburg cum exercitu intravit. Rex autem sequens filium, urbem offendens quae dicitur Horsadal, obsedit eam. Facta autem pugna, durius certanem circa murum nemo umquam viderat mortalium. Multi ibi ex utraque parte caesi, plures sauciati; noctis tenebrae prelium dirimere. Saucius ancipiti bello postera luce dicitur inde exercitus, diutius ibi non morari visum ad graviora tendentibus.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 60, III, 34, 35.

Bistumssitze:

Allein die Tatsache, dass das oben bereits behandelte Beispiel Regensburg ohne weiteres an dieser Stelle noch einmal als Beispiel für einen Bistumssitz mit zentralörtlicher Funktion hätte genutzt werden können macht deutlich, wie fließend die Übergänge bei der Definition von Zentralorten sind. Das Beispiel Würzburg wurde oben ebenfalls bereits erwähnt.

Ein weiterer Bistumssitz ist die Büraburg bei Fritzlar. An der *Porta Hassiaca* gelegen handelt es sich nach Ettl um eine der bedeutendsten fränkisch-karolingischen Anlagen. Die Büraburg lag nicht nur verkehrsgünstig an einer Fernstraße, sondern auch im Grenzland zu den heidnischen Sachsen. Somit diente die Burganlage nicht nur als Grenzverteidigung in den Sachsenkriegen Karls des Großen, sondern auch als Operationsbasis eines Missionsbistum, das dort 742 von Bonifatius eingerichtet wurde. Unterhalb der Burg befand sich der Ort Geismar, in dem Bonifatius 721 die Donar-Eiche fällen ließ. Die Burg, die ungefähr zwei Drittel des Bergspornes einnahm, stellte eine gewaltige Befestigungsanlage dar. Drei hintereinander gestaffelte Spitzgräben trennten das restliche Plateau ab. Die Burg selbst wurde von einer kalkgemörtelte Buntsandsteinmauer, die mit drei Toren und Ecktürmen ausgestattet war, umschlossen, die mehrfach bis ins 9. Jahrhundert hinein ausgebaut wurde. Der Innenbereich hatte eine Größe von 8 ha, dem sich östlich noch eine unbefestigte Vorburg von 4 ha anschloss. Sowohl in der Vorburg als auch in der Hauptburg wurden Grubenhäuser und ebenerdige Pfostenanlagen nachgewiesen, von denen heute einige als Wirtschaftsgebäude interpretiert werden. Auf dem höchsten Punkt der Anlage stand die so genannte Brigidiakirche, eine steinerne Saalkirche von 24 m x 9 m. Eventuell schlossen sich daran ein Kreuzgang, mehrere Konventsbauten sowie ein Baptisterium an.⁴¹¹ Zwar bestand das Bistum nur eine kurze Zeit – bereits 755 wurde es dem Bistum Mainz einverleibt – an der zentralörtlichen Funktion der Büraburg und besonders an ihrer führenden Rolle bei der Besiedelung des gesamten Fritzlar-Wabener Beckens wurde jedoch nicht gezweifelt. Fehring postulierte gar den frühstädtischen Charakter der Anlage.⁴¹² Dieser Aussage hat jüngst Thomas Sonnemann entschieden widersprochen. Durch eine erneute Auswertung der Keramik, einigen Sondageschnitten und einer geomagnetischen Prospektion der östlichen Vorburg kommt er zu dem Ergebnis, dass lediglich die aus den Schriftquellen (sic!) bekannten

⁴¹¹ ETTL, Zentralorte, S. 13.

⁴¹² FEHRING Günter, Einführung in die Archäologie des Mittelalters, Darmstadt 1987, S. 97.

zentralörtlichen Funktionen Fluchtburg und Bischofssitz haltbar seien. Eine intensive Bebauung der östlichen Vorburg kann nicht nachgewiesen werden, ebenso wenig ein intensiver Siedlungsausbau des Fritzlar-Wabener Beckens in der Karolingerzeit. Auch die Datierung der einzelnen Bebauungsphasen auf der Büraburg selbst sind durchaus diskussionswürdig, eine Nutzung der Anlage zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert ist jedoch wahrscheinlich. Dass die Büraburg allerdings eine wichtige Stellung in der Region eingenommen haben muss, legt die große Menge an gefundener Keramik durchaus nahe.⁴¹³

Königshöfe und Klösterhöfe:⁴¹⁴

Die bereits oben (S. 81f.) im Zusammenhang mit den Ungarnrefugien vorgestellte Karlburg bietet darüber hinaus ein hervorragendes Beispiel für einen Königsgutkomplex des frühen Mittelalters. Im Gegensatz zu einer Pfalzanlage wie Tilleda sind die zentralörtlichen Elemente bei Karlburg nicht an einen Ort konzentriert, sondern weiträumiger verteilt. Unterhalb der Höhenburg befand sich eine Talsiedlung mit Königshof⁴¹⁵, Kloster und einer Hafenanlage. Die Talsiedlung existierte bereits seit dem 7. Jahrhundert, wurde im 10. Jahrhundert befestigt und verlor erst im Laufe des 11. bis Mitte des 13. Jahrhunderts seine Bedeutung. Die 741/42 als *villa Karloburg* bezeugte Talsiedlung befand sich an einer äußerst verkehrsgünstigen Lage im mainfränkischen Altsiedelland. Hier kreuzten sich zwei wichtige Handelsstraßen entlang des Mains sowie in Ost-West Richtung. Die beiden zugehörigen Furten befanden sich ebenfalls in nur zwei Kilometer Entfernung und an der südlichen der beiden schloss sich die Siedlung an. Eine Tagesreise mainaufwärts lag Würzburg, eine Tagesreise mainabwärts das Kloster Neustadt am Main, welches ebenfalls um die Mitte des 8. Jahrhunderts gegründet worden war. Die archäologischen Untersuchungen haben gezeigt, dass sich die *villa* über eine Länge von 1 km und einer Breite von 200 m auf einem flachen, hochwassergeschützten Geländerücken erstreckte und mit einer Fläche von ungefähr 20 ha über die Grenzen des heutigen Ortes hinausreichte. Neben Keramikfunden beweisen die zahlreichen Metallfunde wie Waffenzubehör, Tracht- und Schmuckgegenstände sowie

⁴¹³ SONNEMANN Thomas, Die frühmittelalterliche Büraburg und das Fritzlar-Wabener Becken im Lichte aktueller Untersuchungen zur Zentralort-Umfeld-Problematik, in: Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland, Mainz 2013, S. 351. Ausführlicher: SONNEMANN Thomas, Die Büraburg und das Fritzlar-Wabener Becken im frühen Mittelalter. Siedlungsarchäologische Untersuchungen zur Zentralort-Umfeld-Problematik (Studien zur Archäologie Europas. Band 12), Bonn 2013.

⁴¹⁴ Zum folgenden Beispiel siehe: ETTTEL, Zentralorte, S. 16 – 24.

⁴¹⁵ „[...] *castellum quod Karloburg vocatur cum fisco regali cunctisque illo pertinentibus redivibus.*“, siehe: MGH SS rer. Germ., 76, II, 3.

Werkzeuge, aber auch eine Gussform, Halbfabrikate und Schlackereste als Nachweis für Handwerk vor Ort die intensive Nutzung der Siedlung bereits ab dem 7. Jahrhundert. Qualitativ hochwertige Gegenstände lassen darauf schließen, dass es eine soziale Elite in der Siedlung gegeben haben könnte, die wahrscheinlich Verbindungen über das Rheinland bis nach Friesland und den Ostseeraum gepflegt hat. Das Zentrum der Siedlung, das sich ungefähr mit dem heutigen Ort deckt, wurde spätestens im 7. Jahrhundert bebaut und auch die sich daran anschließenden Gebiete nördlich und südlich davon wurden um diese Zeit erstmals genutzt. Im südlichen Außenbereich befand sich im östlichen Teil zum Main hin ein Handwerksbereich, im Westteil eine Wohnsiedlung mit Häusern, Ställen und Speichern. Die beiden Viertel wurden durch eine Nord-Süd verlaufende Straße voneinander getrennt, die durch das Zentrum der Siedlung direkt an die Furt führte. Für den nördlichen Außenbereich lässt sich eine beinahe identische Aufteilung des Geländes feststellen. Im dortigen östlichen Bereich wurden ca. 30 Grubenhäuser gefunden, die in Reihenform standen, sowie Zaungräbchen, die einzelne Hofanlagen voneinander abgrenzten. Dies alles deutet auf eine planmäßige Anlage der Siedlung. Ebenfalls in karolingischer Zeit wurde im Zentrum ein Marienkloster gegründet, das allerdings nur durch die archivalischen Quellen belegt ist. Vermutlich befand sich das Kloster an derselben Stelle, an der heute noch die Pfarrkirche von Karlburg steht. Zur gleichen Zeit dürfte auch die am Ostrand der Kernsiedlung gelegene Hafenanlage mit einer Ausdehnung von 400 m x 75 m angelegt worden sein, die die Bedeutung des Königsgutkomplexes als Wirtschafts- und Verkehrsknotenpunkt noch stärker hervortreten lässt.⁴¹⁶ Für das 10. und frühe 11. Jahrhundert fehlen schriftliche Zeugnisse aus Karlburg, aus dem archäologischen Befund kann allerdings geschlossen werden, dass die Verhältnisse vor Ort relativ konstant blieben, auch wenn es einige gravierende Veränderungen gegeben hatte. Gleichzeitig mit der Burg wurde auch das ca. 6 ha große Zentrum der Talsiedlung mit einem 7 m – 8 m breiten und 3 m tiefen Spitzgraben und vielleicht einem einfachen Erdwall befestigt. Dass diese Maßnahmen im Zusammenhang mit den Ungarneinfällen zu sehen ist, wurde oben bereits dargelegt. Dazu passt der Rückgang der Importgüter, sowohl bei der Keramik als auch bei den Metallgegenständen und ein durch paläozoologische quantitative Auswertung festgestellter Rückgang der Bevölkerung in der nördlichen und südlichen Außensiedlung, welche nicht durch die neu entstandene Umwehrung geschützt war.

⁴¹⁶ Zur Bedeutung von Burgen bei der Erschließung der Wasserwege siehe: **ETTEL**, Befestigungen, Burgen, S. 135 – 154.

Da die Adelsburgen und die damit verbundene frühterritoriale Landesherrschaft bereits oben mit den Schweinfurter Grafen (S. 84ff.) ausführlich beschrieben wurde, kann an dieser Stelle auf ein weiteres Beispiel verzichtet werden.

Ettels Arbeiten stützen und erweitern auf beeindruckende Art und Weise die Erkenntnisse der letzten Jahre über die heterogenen Wurzeln des adeligen Burgenbaus im Frühmittelalter und verdeutlichen darüber hinaus, wie ertragreich Mikrostudien in diesem Bereich sein können. Auch verdeutlichen sie, wie ertragreich das Thema Zentralorte für die Burgenforschung sein kann, nicht zuletzt deshalb, da Ettel sich nicht nur auf einen Siedlungstyp beschränkt. Die Erwähnung von Burgen im Zusammenhang mit anderen Siedlungsformen wie Pfalzen, Bistumssitze, Städte etc., erlaubt es, ihre Stellung in der historischen (Siedlungs-) Landschaft noch deutlicher herauszuarbeiten und mögliche Interaktionen mit dem historischen Umfeld zu rekonstruieren. Ein wichtiger Schritt, um sich vom letztlich ahistorischen bloßen Beschreiben der Anlage zu lösen!

Natürlich ist der nordbayerische Raum auch deshalb ein so herausragendes Untersuchungsgebiet, da es einerseits in den Werken Thietmars von Merseburg und Widukinds von Corvey, also zwei der bedeutsamsten Chronisten der ottonischen und frühsalischen Zeit, vergleichsweise gut dokumentiert ist. Zumindest was die Ereignisgeschichte des ostfränkisch-deutschen Reiches anbelangt. Zum anderen sind aber einige der Burgen, die dort lediglich beiläufig oder nur kurz erwähnt sind, archäologisch gut erforscht. Die Beispiele Karlburg und Sulzbach ergänzen die schriftlichen Quellen nicht nur, sondern zeigen im Gegenteil, wie durch jahrzehntelange mühevollen und teure Ausgrabungen aber auch exzellente wissenschaftliche Aufarbeitungen derselben unser Bild, das durch die Schriftquellen entstanden ist, in vielen Facetten erweitern und bereichern kann. Das Beispiel Büraburg zeigt allerdings auch deutlich die Problematiken auf, die bei archäologischen Auswertungen entstehen. Der Interpretationsspielraum ist oft recht hoch und kann im schlimmsten Fall sogar zu genau gegenteiligen Ergebnissen führen, je nachdem, wie die Befunde und Funde eben gewichtet und interpretiert werden. Trotzdem sind auch wir der festen Überzeugung, dass die Vorteile gegenüber den Nachteilen deutlich überwiegen: Je mehr regionale Studien es geben wird, in denen alle zur Verfügung stehenden Quellen für eine bestimmte Fragestellung ausgewertet worden sind und miteinander verglichen werden können, umso vielschichtiger wird unser Bild von der Vergangenheit gemalt werden können.

Gerade beim Thema Burgen stehen wir hier noch ganz am Anfang wie Ralf Gröninger an einem zwar simplen, aber umso erstaunlicheren Rechenbeispiel aufgezeigt hat.

Im Rahmen seines Dissertationsprojektes mit dem Arbeitstitel „*Archäologische Forschungen zu hoch- und spätmittelalterlichen Burgen in Süddeutschland*“ versucht Gröninger, einen Gesamtüberblick der archäologisch untersuchten Adelsburgen in Baden-Württemberg, Bayern, Hessen, Rheinland-Pfalz, und dem Saarland zu erstellen.⁴¹⁷ Berücksichtigt werden dabei von ihm lediglich solche Anlagen, die *hinlänglich publiziert*⁴¹⁸ bzw. *in ausreichendem Maße in der Sekundärliteratur dargestellt worden sind*⁴¹⁹. In einer Bestandsaufnahme mittelalterlicher Burgen in der Bundesrepublik aus dem Jahr 1979 haben Meckseper u.a.⁴²⁰ für den süddeutschen Raum insgesamt 11.630 Burgen ermittelt. Die von Gröninger nach seinen Kriterien ausreichend publizierten Burggrabungen belaufen sich auf 350 Stück – also *lediglich* 3%. In Baden-Württemberg sieht es mit 133 publizierten Burggrabungen bei insgesamt 2860 bekannten Anlagen ähnlich düster aus. Hier sind es dann immerhin 4%. Doch es kommt noch schlimmer. In Baden-Württemberg bestehen ca. ein Drittel der Grabungen aus Altgrabungen. Als Altgrabungen definiert Gröninger alle vor 1950 getätigten Untersuchungen, die keine moderne Grabungstechnik kannten und sich lediglich darauf konzentrierten, den Grundriss der Burg zu rekonstruieren. Neben Altgrabung und moderner Grabung unterscheidet Gröninger auch noch in *umfangreiche Untersuchungen*⁴²¹ und *Untersuchungen mit Sondagecharakter*⁴²². In Baden-Württemberg bestehen dreiviertel der 133 publizierten Grabungen aus letzterer Kategorie und sind somit nicht sonderlich aussagekräftig. Dies lässt den ohnehin schon recht mageren Wert von 4% noch weiter nach unten auf ungefähr 2 – 3% schrumpfen. Da das Interesse der Forschung in den letzten Jahren allerdings zugenommen zu haben scheint, werden sich die Publikationen zu einzelnen Burgen seit 2008 zwar erhöht haben, allerdings fallen bei der Auflistung von Meckseper, und damit auch bei Gröninger all jene Burgen wiederum weg, die überhaupt nicht mehr bekannt sind. Gerade im Bereich der

⁴¹⁷ GRÖNINGER Ralf, Burgenarchäologie in Süddeutschland. Ein Überblick, in: Archäologie mittelalterlicher Burgen (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Band 20), Paderborn 2008, S. 185.

⁴¹⁸ EBD., S. 185.

⁴¹⁹ EBD., S. 185.

⁴²⁰ MECKSEPER Cord u.a., Bestandsaufnahme mittelalterlicher Adelssitze (Burgen) in der Bundesrepublik Deutschland – Voruntersuchungen (Schriften des Instituts für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover. Band 3), Hannover 1979.

⁴²¹ GRÖNINGER, Burgenarchäologie, S. 186.

⁴²² EBD., S. 186.

Motten bzw. überhaupt aller Anlagen, die nicht oder nur zu einem sehr kleinen Teil aus Stein errichtet waren, ist hier mit einer hohen Dunkelziffer zu rechnen. Lässt man sich diese Zahlen noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen, wird man zu der Einsicht gelangen, dass man gut daran tut, nicht vorschnell verallgemeinernde Aussagen zu treffen, dafür scheint der prozentuale Anteil gut erforschter Burganlagen doch etwas zu niedrig zu sein. Ähnlich kritisch hat sich jüngst auch Thomas Kühnreiber in diese Richtung geäußert. Er ist neben Peter Ettl die zweite Person, die der Burgenforschung in den letzten Jahren wichtige Impulse gegeben hat.

1.3.2. Die mittelalterliche Adelsburg als Wirtschaftsstandort

Thomas Kühnreiber⁴²³ hat in Wien Ur- und Frühgeschichte, sowie Erdwissenschaften, Geschichte und Volkskunde studiert und 1996 mit einer Diplomarbeit über eine Grabungsauswertung der Niederungsburg Lanzenkirchen sein Studium abgeschlossen. Seit 1997 ist er Mitarbeiter am Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, dessen Geschäftsführung er momentan innehat. 2006 schloss er seine Dissertation mit dem Thema *Ausgrabungen in der Alten Universität in Wien* ab. Neben seinen Forschungsschwerpunkten Landschafts- und Umweltarchäologie sowie der materiellen Kultur ist er an diversen Projekten, welche die Burg aus zahlreichen unterschiedlichen Perspektiven betrachtet, beteiligt.⁴²⁴ Die für unser Thema interessanteste Arbeit von Kühnreiber ist seine Zusammenfassung und Anmerkung zum Forschungsstand von Handwerk und Gewerbe auf Burgen. Ein Aspekt, der auch in Ettels Zentralorttheorie einen wichtigen Punkt darstellt.⁴²⁵ Darin geht er vor allem den beiden Fragen nach, inwieweit der Adel in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschaftsprozessen wissenschaftlich überhaupt greifbar ist und wie

⁴²³ Zur *Curriculum vitae* siehe: <http://www.imareal.sbg.ac.at/home/team/thomas-kuehnreiber/>.

⁴²⁴ Adelige Raumwahrnehmung und Raumgestaltung in Mittelalter und früher Neuzeit. Ein Teilprojekt des IMAREAL-Forschungsschwerpunkts „Der domestizierte Raum“.

Niederösterreichische Burgendatenbank: In Zusammenarbeit mit der Abteilung Wissenschaft und Forschung des Amtes der NÖ Landesregierung, dem Wien-Museum – Stadtarchäologie und dem Vienna Institute for Archaeological Sciences (VIAS).

Wehrbauten und Adelsitze Niederösterreichs: In Zusammenarbeit mit dem NÖ Landesarchiv und dem NÖ Institut für Landeskunde.

Landschaft, Burg und Herrschaft im Unteren Mühlviertel: In Zusammenarbeit mit den Oberösterreichischen Landesmuseen und dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung.

⁴²⁵ KÜHNREIBER Thomas, HERDICK Michael, Burgen, Handwerk und Gewerbe – Anmerkungen zum Forschungsstand, in: Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung (Soester Beiträge zur Archäologie. Band 9), Soest 2008, S. 37 – 59.

er sich dabei gegenüber dem Rest der Gesellschaft einordnen lässt.⁴²⁶ Er fasst zunächst den Forschungsstand von Walter Jansen und Werner Meyer⁴²⁷ zusammen. Vor allem Meyer ist es zu verdanken, diesen wichtigen Punkt der Burgenforschung erkannt und als erster eingehend untersucht zu haben. Er galt lange als einzige Autorität auf diesem Gebiet. Meyer vertritt die These, dass der hochmittelalterliche Adel bei der regionalen Rohstoffgewinnung, vor allem bei Eisen, Silber und Salz, eine Monopolstellung innegehabt hätte, da deren Abbaugelände zumeist bei Burgen lagen (oder: die Burgen wurden dort errichtet), die sich dadurch zu einem wichtigen Eckpfeiler früher adeliger Landesherrschaft entwickelt hätten. Nichtsdestoweniger müsse man aus dem gefundenen fragmentarischen archäologischen Material der adeligen Burgen auf einen autarken Eigenbetrieb für die Güter des alltäglichen Gebrauchs schließen; lediglich Luxusgüter seien importiert worden. Alle darüberhinausgehenden Fragen wie zum Beispiel zu Produzenten und Abnehmern, aber auch zur Quantität und Qualität der Rohstoffe seien nur schwer zu beantworten.⁴²⁸

Gegenüber diesen Thesen Meyers hat Kührtreiber ernstzunehmende Bedenken angemeldet. Zum einen kritisiert er – und hier schließt sich der Kreis zu Gröningers gerade vorgestelltem Rechenbeispiel – dass Meyer sich trotz der vergleichsweise sehr hohen Anzahl an Burgengrabungen in der Schweiz fast immer auf die gleichen Beispiele beruft: Über allem thront die Frohburg, die als Paradebeispiel *par excellence* selbst heute noch immer wieder als Beispiel adeligen Handwerks auf Burgen herangezogen wird, ergänzt höchstens noch durch die Burgen Bischofsstein, Scheidegg und Marmels. Verallgemeinerungen scheinen somit gewagt und müssen mehr hinterfragt werden. Das angebliche Monopol zur Rohstoffgewinnung steht streng genommen im direkten Gegensatz zur postulierten Eigenwirtschaft der adeligen Burgen, davon einmal abgesehen, dass die Vergabe des königlichen Bergbauregals (siehe dazu auch unten, S. 280ff.) nach wie vor eine höchst umstrittene und ungeklärte Frage darstellt. Dass Verhütten von Erz in Extremlagen und die damit verbundene Versorgungslogistik wie zum Beispiel die nötige Wasserkraft, oder auch die Funktion, der auf adeligen Burgen gefundenen Öfen seien, so Kührtreiber, noch einmal zu überdenken.⁴²⁹ Kührtreiber attestiert deshalb, dass es nicht ausreicht, lediglich die bloße Katalogisierung und Kategorisierung von Befunden und Funden auf Burgen und somit letztlich

⁴²⁶ EBD., S. 37.

⁴²⁷ Siehe oben Seite 57ff.

⁴²⁸ KÜHTREIBER, Burgen, Handwerk, S. 39.

⁴²⁹ EBD., S. 39f.

Publikation an Publikation weiter voranzutreiben. Wichtiger seien vielmehr ausgewählte Publikationen, die das Forschungsthema aus unterschiedlichsten, bisher wenig beachteten Perspektiven, sowie mit neuen methodischen Fragen behandeln und diese in einen größeren wirtschaftsgeografischen Zusammenhang setzen.⁴³⁰ Eine aus seiner Sicht hervorragende Arbeit für sein Plädoyer stellt die von uns bereits oben vorgestellte Auswertung der Burg Sulzbach (S. 89) durch Mathias Hensch dar. Die ausführliche Publikation und Diskussion der archäometallischen Gutachten und Befunddetails anhand ausführlicher Pläne, Abbildungen und Fotos ermöglichen eine fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Befunden und stellt leider nach wie vor eine Seltenheit im Publikationsbereich dar. Henschs Publikation und die durch ihn vorbildlich publizierten Quellen haben einen nicht unwichtigen Beitrag zur Bedeutung der Montanwirtschaft für den frühen Herrschaftsaufbau bzw. -ausbau in der mittleren Oberpfalz geliefert.⁴³¹ Am Beispiel von Burg Kanstein illustriert Kühtreiber, dass bei handwerklich-gewerblichen Funden auf Burgen immer auch sozialgeschichtliche Überlegungen miteinbezogen werden müssen. Auf Kanstein, einem Königshof mit lokaler Bedeutung, wurde neben anderen Gegenständen auch Pottwalelfenbein gefunden. Neben einem unbearbeiteten Zahn fand man auch zwei Schachfiguren, die vom selben Material stammen. Dies lässt jedoch nicht zwingend auf eine ständige Niederlassung von hochspezialisierten Handwerkern auf dem Kanstein schließen, vielmehr werden sich diese im Gefolge der Eliten befunden haben, die sich temporär dort aufgehalten haben.⁴³² Das soziale Milieu eines Herrschaftssitzes spielt also eine ebenso wichtige Rolle, genauso wie der Fundkontext. Viele Burgen sind lediglich partiell ergraben und oft bedeutet der Fundort solcher Gegenstände nicht automatisch, dass es sich um den Herstellungsort handelt. Die für das Handwerk aber wichtigsten Bereiche einer Burganlage, die Vorburgen, sind nach wie vor sehr schlecht untersucht.⁴³³ Aber selbst gut ergrabene Vorburgareale mit darin gefundenen Ökonomiegebäuden reichen für eine wirtschaftshistorische Einordnung noch nicht aus. Hierfür müsste noch das weitere Umfeld des adeligen Burgbesitzers, also weitere Burganlagen, ländliche Siedlungen und die Beziehungen zu den nächstgelegenen Städten ins Visier genommen werden.⁴³⁴ Am Ende seiner Untersuchung kommt Kühtreiber zu dem Schluss, dass nur durch einen noch stärkeren interdisziplinären Austausch neue, wichtige

⁴³⁰ EBD., S. 41.

⁴³¹ EBD., S. 45.

⁴³² EBD., S. 49.

⁴³³ EBD., S. 50.

⁴³⁴ EBD., S. 51.

Erkenntnisse zum Handwerk auf mittelalterlichen Herrschaftssitzen gewonnen werden können.⁴³⁵ Mit den gerade angesprochenen Vorburgarealen und dem wirtschaftlichen Umfeld mittelalterlichen Burgen hat sich Kühntreiber anhand ausgewählter Beispiele im ostösterreichischen Raum ebenfalls beschäftigt.⁴³⁶ Auch hier liegt das Hauptaugenmerk auf den archäologischen und bauhistorischen Aussagemöglichkeiten bei ergrabenen Wirtschaftsgebäuden in Vorburgen und deren Umfeld.

Die ältesten Spuren reichen bis ins 12. Jahrhundert zurück und zeugen eher von einfachen Wohn- und Wirtschaftsbauten, in denen teilweise auch Metall verarbeitet wurde. Auch hier ist Kühntreiber in der Interpretation vorsichtig. Die Analyse der Schlackenfunde deutet auf unterschiedliche metallurgische Arbeiten hin und eine temporäre Nutzung der Gebäude für Metallarbeiten dürfte eher die Regel als die Ausnahme dargestellt haben. Die Lage der metallverarbeitenden Gebäude in den Vorburgen oder sogar vor den Burganlagen darf in der erhöhten Brandgefahr vermutet werden, die von ihnen ausgingen. Die zeitliche Konzentration von Funden und Befunden, die auf Metallverarbeitung auf Burgen hinweisen, beschränken sich bis dato auffällig auf das Hochmittelalter und zeigen einerseits die autarke Wirtschaftsweise der hochmittelalterlichen Adelsburg, andererseits verdeutlichen sie aber auch deren Bedeutungsverlust und die veränderten wirtschaftlichen und ökonomischen Zustände im Spätmittelalter.⁴³⁷ Einige der aus dem Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit erhaltenen Gebäude können entweder als Speicherbauten oder als eine Kombination aus Speicher/Stall- und Wohngebäuden aufgefasst werden, die Kühntreiber als Burgmeierhöfe interpretiert. Diese werden in der Neuzeit oftmals vergrößert oder vermutlich aus Platzgründen verlegt. Einige dieser Burgmeierhöfe besaßen Repräsentationselemente wie Saalgeschosse oder überwölbte Treppen und verdeutlichen die Wichtigkeit, die diesen Wirtschaftsgebäuden bei der Repräsentation des adeligen Haushaltes zukamen.⁴³⁸

Des Weiteren wurden bei vielen Burgen Wildgehege gefunden. Diese werden in den Schriftquellen als „Brühl“ bezeichnet, die aber nicht mit dem *Brühl* als Wiese bzw. Weideteil eines Herrenhofes zu verwechseln sind. Zwar wurden darin Tiere gehalten, doch

⁴³⁵ EBD., S. 55.

⁴³⁶ KÜHNTREIBER Thomas, Wirtschaft im Schatten der Burg. Zur Bedeutung herrschaftlicher Strukturen im unmittelbaren topographischen Kontext mittelalterlicher Burgen, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 21, Caen 2004, S. 163 - 177.

⁴³⁷ EBD., S. 164 - 167.

⁴³⁸ EBD., S. 168 - 172.

wildbiologische und archäozoologische Untersuchungen haben gezeigt, dass diese Tiere dort nicht für den Verzehr gehalten wurden, dafür sind die Areale zu klein und der Anteil an Wildtierknochen im Fundgut der Burggrabungen mit 3 - 7% zu dürftig. Somit dürften die Gehege eher zur Jagd genutzt worden sein, in die man zuvor die Wildtiere hineintrieb, damit auch die Damen gefahrlos von außen zuschauen konnten. Der Brühl einer Burganlage wurde also Teil der adeligen Landschaftsinszenierung.

Zusätzlich zu den Wildgehegen finden sich auch immer wieder Fischweiher, die wohl auch zum Ausdruck adeliger Selbstinszenierung gehört haben dürften, darüber hinaus jedoch im Gegensatz zu den Gehegen sicherlich auch zur Nahrungsmittelbeschaffung herangezogen wurden.⁴³⁹

Neben der Wirtschaft auf und um Adelsburgen herum ist ein zweites Hauptthema Kührtreibers die Erschließung, Durchdringung und Gestaltung des ländlichen Raumes durch den Adel in Österreich. Die Mittelalterarchäologie hat sich in diesem Bereich neben der Wüstungsforschung vor allem auf den Burgenbau konzentriert.⁴⁴⁰ Für den niederösterreichischen Raum haben Historiker zwei Hauptbesiedlungsphasen ausgemacht. Eine erste in der Karolingerzeit, die durch die Schriftquellen recht gut südlich und entlang der Donau verortet werden kann. Die zweite folgte zur Zeit der Babenberger in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Sie orientierte sich einerseits wieder an der früheren, während der Karolingerzeit erfolgten Besiedlung, griff aber nun deutlich darüber hinaus. Dass ein bereits besiedeltes Gebiet überhaupt noch einmal besiedelt werden musste, ist dem Umstand geschuldet, dass in der Zwischenzeit nach der Schlacht von Preßburg 907 besagtes Gebiet unter ungarische Kontrolle geriet und erst nach der Lechfeldschlacht zurück an das Römische Reich fiel. Die österreichische Mittelalterarchäologie hat sich vor allem der Frage gewidmet, inwieweit man bei diesem Landesausbau tatsächlich in so genanntes „Jungsiedelland“, also in einen bevölkerungsleeren Raum vorstieß, oder inwieweit hier bereits ältere Bevölkerungsschichten vorhanden waren.⁴⁴¹ Befunde von Gräberfeldern und Siedlungen, von denen es allerdings nur sehr wenige gibt, lassen den vorsichtigen Schluss zu, dass besagtes Altsiedelland entlang der Donau spätestens in der Karolingerzeit erschlossen wurde und dabei

⁴³⁹ EBD., S. 172 – 174.

⁴⁴⁰ FELGENHAUER-SCHMIEDT Sabine, KÜHTREIBER Thomas, Der ländliche Raum im Mittelalter. Zugänge und Perspektiven der österreichischen Mittelalterarchäologie, in: Mittelalterarchäologie in Österreich. Eine Bilanz (Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich. Band 29), Wien 2013, S. 219.

⁴⁴¹ EBD., S. 220f.

auch auf den „Personenverband“ der Awaren gestoßen ist. Am Beispiel der Kastralgemeinde Unterradlberg (Stadtteil von St. Pölten), kann aus dem ebenfalls nur in Vorberichten publizierten archäologischen Befund wenigstens schlaglichtartig auf mehrere Siedlungsverlagerungen auf engstem Raum bis ins Spätmittelalter hinein geschlossen werden. Mehrere Siedlungen des Frühmittelalters sowie eine vermutlich dazugehörige Burg wurden noch vor der ersten Erwähnung in den Schriftquellen 1070/75 aufgegeben bzw. verlagert. Aus dem Spätmittelalter sind dann mehrere Wüstungsvorgänge bekannt.⁴⁴² Im Waldviertel, das im Frühmittelalter offenbar tatsächlich weitestgehend unerschlossen war, zeigen die Entdeckungen der beiden Burgen Gars-Thunau im Kamptal (9./10. Jahrhundert) und Sand (Kastralgemeinde Oberpfaffendorf bei Raabs an der Thaya; 10. Jahrhundert) überdeutlich das sehr frühe Interesse des Adels an den beiden Regionen. In Gars-Thunau ist am Fuß der Burganlage eine Talsiedlung mit deutlichen Hinweisen auf Handel und Handwerk gefunden worden, die ebenfalls bis ins frühe Mittelalter zurückzureichen scheint.⁴⁴³ Die österreichische Mittelalterarchäologie ist sich der evidenten Bedeutung von Burgen zur Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte bewusst, hafteten doch an der Anlage alle grundherrschaftlichen Rechte und waren somit unabdingbare Voraussetzung für die herrschaftliche Durchdringung eines Raumes. Zwar scheinen diese kleinflächigen privaten Adelsburgen nach heutigem Forschungsstand erst vermehrt in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu entstehen, also zwei bis drei Generationen nachdem der bayerische und fränkische Adel damit begonnen hatte, die bayerische Ostmark zu erschließen. Dies kann aber auch mit dem schlechten archäologischen Forschungsstand zusammenhängen, da nur wenige Burgen archäologisch ergraben sind und die chronologische Kenntnis von Funden aus dem 10. und 11. Jahrhundert nach wie vor sehr lückenhaft ist.⁴⁴⁴

Diese Theorie wird durch die Erforschung weiterer Burganlagen an der damaligen ostmärkischen – ungarischen Grenze am niederösterreichischen Alpenostrand sowie der „Buckligen Welt“ (zwischen dem Wiener Becken und Westpannonien⁴⁴⁵) bestätigt. Im dort gelegenen Pittener Gebiet können bisher sieben Burgen verortet werden, von denen zwei, der Schafkogel bei Gloggnitz und der Hausstein bei Grünbach am Schneeberg, archäologisch

⁴⁴² EBD., S. 222.

⁴⁴³ EBD., S. 223.

⁴⁴⁴ EBD., S. 227.

⁴⁴⁵ Südlich des Flusses Piesting mit dem Ort Pitten als Zentralort, seit dem Frühmittelalter zur Karantanischen Mark im heutigen Kärnten zugerechnet).

untersucht werden konnten. Beide Anlagen werden ins 11. Jahrhundert datiert und wurden an Alpaufstiegen auf Spornrücken erbaut, in deren Nähe Altwege nachgewiesen werden konnten, welche eine Verbindung in den inneralpinen Raum herstellten. Allerdings – und dies ist eine wichtige Beobachtung für uns – wurden diese Anlagen gleichzeitig oder bereits vor den Siedlungen im Tal errichtet. Zumindest hier kann die These Bitschnaus von der „Vertikalverschiebung“, die ja eine Talsiedlung zwingend voraussetzt, nicht untermauert werden.⁴⁴⁶

Kühtreiber sticht nicht zuletzt deshalb aus der aktuellen Burgenforschung heraus, da er einer der wenigen ist, der Interdisziplinarität nicht einfach nur predigt, sondern tatsächlich verfolgt. Neben der bereits obligatorischen Ortsnamenforschung und der Auswertung der historischen Quellen nutzt er, wann immer möglich, moderne Techniken wie GIS und LIDAR Daten und schließt bei seinen Untersuchungen immer das Umland einer Burganlage und deren Auswirkungen auf diese mit ein:

„Um allerdings Burgen als Indikator für kleine und großräumige Siedlungsprozesse heranziehen zu können, bedarf es einer Erhebung der Bestandsdaten auf Basis schriftlicher, bauhistorischer und archäologischer Quellen. Nur deren Zusammenschau vermag die Lückenhaftigkeit der Überlieferung aller drei Quellengattungen im Hinblick auf die Fragestellungen zu relativieren, wobei Fehler in der Bestimmung der Bestandszeit einzelner Adelssitze durch die große Menge an Belegen marginalisiert werden können.“⁴⁴⁷

Diese Arbeitsweise setzt Kühtreiber auch bei weiteren Feldern der Burgenforschung ein, wie zum Beispiel beim Thema der Burg als (Herrschafts-)symbol⁴⁴⁸ und kommt dort ebenso zu interessanten Ergebnissen, die gleich noch zusammenfassend vorgestellt werden sollen. Mit seinem Beitrag zur Ikonologie von Burgen gesellt sich Kühtreiber zu einer Reihe von Wissenschaftlern, die das von Zeune Mitte der 1990er Jahre populär gemachte Thema Symbolik und Burg aufgegriffen, jedoch zugleich vielfach kritisiert und weiterentwickelt

⁴⁴⁶ KÜHTREIBER Karin, KÜHTREIBER Thomas, Frühe Herrschaftsbildung und Burgenbau im südöstlichen Niederösterreich, in: Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értésítője. Band 31, Szombathely 2007, S. 269 – 272.

⁴⁴⁷ KRAUSE Heike, KÜHTREIBER Thomas, Hochmittelalterliche Transformationsprozesse und ihre Wirkung auf das Siedlungsbild Ostösterreichs, in: Tradition - Umgestaltung - Innovation. Transformationsprozesse im hohen Mittelalter (Praehistorica. Band 32,2), Praha 2014, S. 237.

⁴⁴⁸ KÜHTREIBER Thomas, Die Ikonologie der Burgenarchitektur, in: Die imaginäre Burg (Beihefte zur Mediaevistik. Band 11), Frankfurt am Main 2009, S. 53 – 92.

haben. Diese Kritik an Zeunes doch recht pauschaler Aussage über Burgen als *Symbole der Macht* soll als letzter Punkt dieses Kapitels noch gewürdigt werden.

1.3.3. Die mittelalterliche Burg – kein Symbol der Macht

Für seine Aussage, die mittelalterliche Burg habe eher bescheidene militärische Wirkung erzielt und sei vielmehr von symbolischem Wert, hat Zeune in seinem Werk *Burgen – Symbole der Macht* einige Indizien zusammengetragen:

- Höhenburgen können aufgrund ihrer abseitigen Lage keine Sperr- und Kontrollfunktion wahrgenommen haben.⁴⁴⁹
- Aufgrund der Höhenlage konnten sie so gut wie keine schützende, verwaltende oder wirtschaftliche Funktion ausüben.⁴⁵⁰
- Burgen an verkehrswichtigen und strategisch zentralen Stellen hätten keine große Besatzung beherbergt und waren deshalb schlechter zu verteidigen, sie wurden eher für Verwaltungs- oder Repräsentationszwecken genutzt.⁴⁵¹
- Allgemein sei der militärische Wert von Burgen eher marginal einzuschätzen. Wenn Belagerungen einmal gescheitert sein sollten, lag dies an der Unfähigkeit der Belagerer.⁴⁵²
- Bergfriede sind militärisch gesehen eher passiver Natur, Hocheingänge hindern die Verteidiger an einem plötzlichen Ausfall.⁴⁵³
- Die größten militärischen Schwachstellen von Burgen stellen die Tore dar. Trotzdem waren diese oft nur unzureichend geschützt, dafür aber architektonisch ausgestaltet. Tore stellen zusammen mit dem Bergfried ein repräsentatives Statussymbol dar.⁴⁵⁴
- Zinnen und Schießscharten verkommen zu einem reinen Dekorationselement da sie oft an funktional völlig sinnlosen Stellen einer Burg angebracht wurden.⁴⁵⁵

⁴⁴⁹ ZEUNE, Burgen, S. 35.

⁴⁵⁰ EBD., S. 36.

⁴⁵¹ EBD., S. 40f.

⁴⁵² EBD., S. 41.

⁴⁵³ EBD., S. 42.

⁴⁵⁴ EBD., S. 46.

⁴⁵⁵ EBD., S. 50f.

- Allgemeinaussagen zur Wehrhaftigkeit von Burgen können nicht getroffen werden, da Erfolg oder Niederlage weniger von kriegstechnischen Aspekten, sondern vielmehr von der Psyche der beteiligten Personen abhing.⁴⁵⁶
- Höhenburgen wurden von Verteidigern eher als Isolation oder Falle denn als sicherer Rückzugsort wahrgenommen.⁴⁵⁷

Zeunes Publikation bringt allerdings einige Schwierigkeiten mit sich: Primär fehlt ihr die These als Grundlage der gesamten Argumentationskette. Es wird lediglich festgestellt, dass Burgen lange zu einseitig als militärischer Bau betrachtet wurden und dies zu relativieren sei. Unglücklicherweise unterbleibt dann allerdings eine Definition der Begriffe „Symbol“ und „Macht“, zwei Kernbegriffe seiner nicht vorhandenen These.

Fast alle oben aufgezählten Argumente stehen mehr oder weniger in einem militärischen Kontext, also genau demjenigen, den Zeune eigentlich widerlegen möchte. Auch ist hier dasselbe Problem festzustellen, dem wir nun bereits häufiger begegnet sind: Die Anzahl der genannten Burgenbeispiele für seine Argumente sind äußerst rar gesät. Dies mag bei einer Thematik, die geografisch auf einen bestimmten Raum begrenzt ist, weniger problematisch erscheinen. Wenn man aber ein Thema wählt, das den Anspruch hat, die Burg im gesamteuropäischen Kontext zu beschreiben, wird es da schon schwieriger.

Somit bleibt festzuhalten, dass die Idee Zeunes, die Burg aus einem anderen Blickwinkel her zu betrachten, richtig und wichtig, die Umsetzung jedoch ausbaufähig ist. Dies ist nicht weiter problematisch; im Gegenteil: Einen neuen Forschungsgedanken in die Welt zu setzen, der dann von anderen Wissenschaftlern aufgegriffen und weiterentwickelt wird, ist eine höchst ehrenvolle Sache. Leider ist letzteres in diesem Falle nicht oder doch zu wenig passiert. Zeunes *Symbole der Macht* wurde zwar reichlich rezipiert, richtig gelesen oder verstanden scheint es aber kaum jemand zu haben. Doch hat es in den letzten Jahren durchaus auch kritische Stimmen gegeben, die sich der Thematik angenommen und diese weiterentwickelt haben. Bereits ein paar Jahre vor Zeunes Publikation hat sich Biller in seiner Arbeit über die Entstehung der Adelsburg (s. S. 69f.) ebenfalls Gedanken zur Symbolik von Burgen gemacht. Er stellt dabei die Frage, inwieweit die Symbolik von Adelsburgen kunsthistorisch untersucht

⁴⁵⁶ EBD., S. 52.

⁴⁵⁷ EBD., S. 53.

werden kann.⁴⁵⁸ Hierfür ist zunächst eine Unterscheidung in *Ikonographie* und *Ikonologie* nötig. Günter Bandmann hat Ikonographie mit Inhaltskunde, Ikonologie mit Bedeutungskunde übersetzt⁴⁵⁹, er erklärt:

„Das heißt, die Ikonologie versucht die Frage zu beantworten: Was hat den Menschen damals diese oder jene Form bedeutet und welche Folgen sind für das Kunstwerk damit verbunden? Dagegen fragt die Ikonographie: Was stellt dieses oder jenes dar, was bildet es ab? [...] Wenn Christus z. B. als hellenistischer Herrscher dargestellt wurde, so sollte er zweifelslos nicht das Abbild eines hellenistischen Herrschers sein, sondern man wollte mit der Fixierung der antiken Attribute einen übergeordneten Rang und Anspruch andeuten, der durch die geschichtliche Verwendung den Zeichen zugewachsen war und den sie anschaulich machten [...].“⁴⁶⁰

Die hier sehr stark verkürzte kunsthistorische Theoriedebatte kann für unsere Zwecke in einem Satz auf den Punkt gebracht werden: Welche Vorstellungen bzw. Assoziationen weckte ein mittelalterlicher Profanbau (z.B. eine Burg) bei den Zeitgenossen, die ihn betrachteten?⁴⁶¹ Billers Antwort hierauf: Wir können es nicht beantworten. Warum? Es mangelt schlichtweg an Schriftquellen. Ohne normative Schriftquellen, die uns darüber Auskunft geben könnten, tappen wir im Dunkeln. Dies soll nicht bedeuten, dass es keine Ikonologie der Adelsburg gegeben hat, es ist für uns nur sehr schwierig und extrem zeitaufwendig, aussagekräftige Informationen zu gewinnen.⁴⁶²

Etwas besser sieht es bei der mittelalterlichen Sakralarchitektur aus. Hier gibt es Anknüpfungspunkte an Bibelstellen und weitere religiöse Texte, die sich direkt mit der sakralen Architektur der Romanik und Gotik in Verbindung bringen lassen.⁴⁶³ Doch auch hier besteht das zentrale Problem, dass ganz allgemein in der Architektur Form zum Träger unterschiedlichster Symbolik werden kann.⁴⁶⁴ Nur weil ein so brillanter Kopf wie Suger von Saint-Denis genau beschreibt, was die Architektur der Kathedrale symbolisch ausdrücken soll, heißt das noch lange nicht, dass es von seiner Umwelt auch genauso wahrgenommen worden

⁴⁵⁸ BILLER, Die Adelsburg, S. 18.

⁴⁵⁹ BANDMANN Günter, Ikonologie der Architektur, Darmstadt 1969, S. 7.

⁴⁶⁰ EBD., S. 6 & 8.

⁴⁶¹ Ausführlicher zur Ikonologie in der Kunstgeschichte und die mannigfaltigen Probleme, die damit verbunden sind, besonders im Bereich der Mehrdeutigkeit des Objekts durch das rezipierende Subjekt siehe: BILLER, Die Adelsburg, S. 18 - 25, sowie: CROSSLEY Paul, Medieval Architecture and Meaning: The Limits of Iconography, in: The Burlington Magazine. Vol. 130, No. 1019, London 1988, S. 116 – 121; KÄMMERLING Ekkehard, Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme (Bildende Kunst als Zeichensystem. Band 1), Köln 1979.

⁴⁶² EBD., S. 20.

⁴⁶³ EBD., S. 20.

⁴⁶⁴ EBD., S. 22.

ist. Architektonische Form ist abhängig von den jeweiligen kulturellen und gesellschaftlichen Kräften, von Zeit und Raum und kann nur aus ihnen heraus erklärt werden.⁴⁶⁵

Biller hat mit seinen Ausführungen deutlich gemacht, dass, wenn man die Symbolik der Burg verstehen möchte, der Weg über die Ikonologie von Architektur gehen muss. Dies wiederum bedeutet, dass es letztlich auf den historischen Rezipienten eben jener historischen Gebilde ankommt, den der Historiker über die Schriftquellen versuchen muss, greifbar zu machen. Doch auch hierbei steht das Symbol im Zentrum der Betrachtung und Biller hat ebenfalls nicht definiert, was darunter zu verstehen ist.

Cord Meckseper hat sich in ähnlicher Weise dem Problem genähert. Auch er versteht die pauschale Aussage *Burgen – Symbole der Macht?* mit einem Fragezeichen und versucht die Problematik der Ikonologie von Architektur aufzuzeigen und zu differenzieren. Grundlegend definiert er Ikonologie als *die Lehre von der inhaltlichen Bedeutung sinnlich wahrnehmbarer Form*⁴⁶⁶. Die Ikonologie erhalte ihre Berechtigung aus dem mittelalterlichen Denken, genauer aus der spätantiken christlichen Lehre vom mehrfachen Schriftsinn. Dies bedeutet, so Meckseper, dass ein Bauwerk neben der physischen Nutzungsfunktion über seine Gestalt auch eine Verweisfunktion ausübt, die sich wiederum auf die Nutzungsfunktion, aber auch auf immaterielle Inhalte beziehen kann. Diese Verweisfunktion kann durch Übernahme der gesamten Gestalt eines Bauwerks entweder als Kopie oder nur durch einen charakteristischen Aspekt des Bauwerks als Zitat und noch weiteren Abstufungen angewendet werden, an dessen Ende das Symbol steht. Ein großes Problem bei der Anwendung besteht für Meckseper darin, dass die genutzten Begrifflichkeiten wie Kopie, Abbild, Zitat, Symbol usw. von der heutigen Forschung selten in ihrer ursprünglichen präzisen antiken Bedeutung genutzt werden, was zu einer unreflektierten und divergierender Nutzung jener Begriffe führt.⁴⁶⁷ Meckseper behilft sich damit, dass er all jene Begrifflichkeiten unter dem neutralen Oberbegriff des *Zeichens* zusammenführt, dessen Definition er als *mit den Sinnen wahrgenommene Form, die stellvertretend für einen Inhalt eintritt oder verwendet wird*⁴⁶⁸ aus dem Brockhaus übernimmt. Aus ikonologischer Sicht ist die Burg also eine Ansammlung von

⁴⁶⁵ EBD., S. 22.

⁴⁶⁶ MECKSEPER Cord, *Burgen – Symbole der Macht? Zur Ikonologie der Burg*, in: *Burgen im Breisgau*, S. 403.

⁴⁶⁷ EBD., S. 404.

⁴⁶⁸ Dtv-Brockhaus-Lexikon 20, Mannheim/München 1986, S. 223.

Zeichen, ein Zeichensystem, das aus seiner architektonischen Formenzusammensetzung heraus verstanden und interpretiert werden muss.

Dies führt den Historiker allerdings zu eben jenen Problemen der Quellenkritik, die bereits von Biller angeführt wurden: Hauptquelle ist zunächst einmal das Bauwerk selbst. Dies ist bereits insofern problematisch, dass sich das Bauwerk nicht auf die Architektur beschränkte, sondern auch eine Ausstattung besessen hat, die heutzutage für uns meist nicht mehr greifbar ist.⁴⁶⁹ Ein eindrückliches Beispiel hierfür stellen sicherlich Wandmalereien auf Burgen dar, die früher ganz bestimmt weit häufiger verbreitet waren als die wenigen heute noch erhaltenen Beispiele es erkennen lassen. Wer aber einmal die beeindruckenden Fresken auf Schloss Rodenegg⁴⁷⁰ oder Schloss Runkelstein⁴⁷¹ in Südtirol betrachtet hat, weiß, welche starke Strahlkraft von ihnen ausgeht.⁴⁷² Das heißt, ein Großteil des ikonologischen Zeichensystems einer Burg ist vermutlich bereits unwiederbringlich verloren gegangen, bevor die heutige Forschung sich damit auseinanderzusetzen begann.

Das Problem der Entschlüsselbarkeit der architektonischen Formenwelt durch die Zeitgenossen wurde bereits erwähnt. Meckseper verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die in der Forschung weit verbreitete Meinung, ein bauliches *Zitat* einer Einzelform zeige eine Vorbildfunktion ebenjener, lediglich grenzenlose Spekulation sei.⁴⁷³ Es sind also weitere Quellengattungen notwendig, namentlich die Schriftquellen, um auf diesem Gebiet weiter voranzukommen. Selbstverständlich muss zudem die Schriftquelle kritisch betrachtet werden. Normalerweise stellt sie eine nachträgliche Aufzeichnung dar, weswegen oft nur sehr eingeschränkt geklärt werden kann, ob sie den originären Gedanken einer Baugestalt wiedergibt. Vielmehr könnte es sich dabei bereits um eine nachträgliche Interpretation des Verfassers handeln, die bereits der entstehungsgeschichtlichen Intention diametral

⁴⁶⁹ MECKSEPER, Burgen, S. 404f.

⁴⁷⁰ STAMPFER Helmut, EMMENEGGER Oskar, Die Yvain-Fresken von Schloss Rodenegg. Maltechnik und kunsthistorische Bedeutung (Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes. Band 9), Bozen 2016.

⁴⁷¹ BECHTOLD André, RUDARI Maria Maddalena, Schloss Runkelstein. Die Bilderburg, Bozen 2000, S. 49 – 442.

⁴⁷² Während Runkelstein und Rodenegg mit Darstellungen aus der hochmittelalterlichen höfischen Epik vermeintlich „typisch ritterliche“ Motive zeigen, verdeutlicht ein kleiner Anstich, südlich von Bozen in Eppan, dass durchaus auch deutlich profanere Motive an die Wände gemalt worden sind. Neben der bekannten Szene aus dem „Katzen - Mäusekrieg“, der sich als Wandmalerei nur höchst selten erhalten hat und auf eine ägyptische Sage zurückgeht, findet sich dort auch eine Wandmalerei die einen Baum zeigt, dessen Früchte Phallussymbole sind, die von Frauen aufgesammelt und in Körben abtransportiert werden, siehe: STAMPFER Helmut, Moos: ein Eppaner Adelssitz mit spätgotischen Malereien (Burgen. Band 14), Regensburg 2016.

⁴⁷³ MECKSEPER, Burgen, S. 405.

entgegensteht.⁴⁷⁴ Im Anschluss an die theoriegeschichtliche Einleitung versucht Meckseper *den trivialen Topos „Burgen – Symbole der Macht“*⁴⁷⁵ anhand einer kritischen Analyse mehrerer ikonologischer Aspekte der Burg auszudifferenzieren, um das Verständnis für das mehrschichtige Zeichensystem Burg zu schärfen. Der Aspekt der Macht, um hier nur eines der Beispiele vorzustellen, beruht im Mittelalter auf einem Kriterienbündel unterschiedlichster Aspekte der, in jedem Einzelfall individuell zusammengesetzt werden konnte und auch im Laufe der Zeit seine Bedeutung änderte. Somit könne jede Burg den Aspekt des Machtsymbols durch die jeweils individuelle Ausgestaltung unterschiedlich definieren.⁴⁷⁶ Meckseper betont, dass immer bei denjenigen Fällen der größte Interpretationsspielraum vorliegt, bei denen am wenigsten Schriftquellen zur Verfügung stehen.⁴⁷⁷ Er schließt seine Ausführungen mit der Feststellung, dass die ikonologische Zeichensprache einer Burg zweifelsohne dazu diene, ein bestimmtes Selbstverständnis der Burgherrschaft auszudrücken und dies nach außen hin sichtbar zu machen.⁴⁷⁸ Für die heutige Forschung besteht die Problematik deshalb in der Mehrdeutigkeit dieser Zeichensprache, die es erschwert, bestimmten Zeichen bestimmte Aussagen zuzuordnen.

Einen Schritt weiter geht Matthias Untermann.⁴⁷⁹ Er setzt sich mit der Methodik und dem Sprachgebrauch innerhalb der symbolorientierten Architekturforschung auseinander.⁴⁸⁰ Wie Meckseper beschäftigt sich auch Untermann kritisch mit den grundlegenden Begriffen der Ikonologie. Beispielhaft nutzt er die Architektur der Aachener Pfalzkapelle, um die Problematik der Begriffe Abbild, Zitat und Symbol zu verdeutlichen. Die Aachener Pfalzkirche lässt sich am besten als Abbild, nicht aber als Architekturkopie – dieser Begriff suggeriere heutzutage eher Genauigkeit der Nachbildung – verstehen. Abbild sei sie deshalb, da sie eine Nachbildung der von Kaiser Justinian in Konstantinopel erbauten Hauptkirche des byzantinischen Reiches, der Hagia Sophia, darstellt.⁴⁸¹ Diese Aussage mag erstaunen, haben

⁴⁷⁴ EBD., S. 405.

⁴⁷⁵ EBD., S. 405.

⁴⁷⁶ EBD., S. 407.

⁴⁷⁷ EBD., S. 409.

⁴⁷⁸ EBD., S. 418.

⁴⁷⁹ UNTERMANN Matthias, *Abbild, Symbol, Repräsentation – Funktionen mittelalterlicher Architektur?*, in: *Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur* (Beihefte zur Mediaevistik. Band 17), Frankfurt am Main u.a. 2012, S. 15 – 32.

⁴⁸⁰ HERRMANN Christofer: Rezension von: Olaf Wagener (Hg.): *Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur*, Bern / Frankfurt a.M. [u.a.]: Peter Lang 2012, in: *sehepunkte* 13 (2013), Nr. 4 [15.04.2013], URL: <http://www.sehepunkte.de/2013/04/22491.html>.

⁴⁸¹ UNTERMANN, *Abbild*, S. 16f.

die Hagia Sophia und die Aachener Pfalzkapelle auf den ersten Blick architektonisch nur sehr wenig gemeinsam. Die Hagia Sophia besitzt eine riesige Kuppel, keinen achteckigen Grundriss und hat – im Gegensatz wiederum zur Aachener Kirche – eine klar definierte Raumhierarchie. Untermann nutzt deshalb den Begriff eines partiellen bzw. missverstandenen Zitates.⁴⁸² Worin auch immer genau die spitzfindigen Unterschiede der eben genutzten Begriffe auch liegen mögen, wir möchten dies an dieser Stelle⁴⁸³ gerne den Experten – Kunst- und Bauhistorikern – überlassen, stellt sich trotzdem, oder gerade deswegen die Frage, wie ein Bauwerk als architektonisches Vorbild für ein anderes dienen kann, obwohl es keine oder nur sehr wenige architektonische Gemeinsamkeiten aufzuweisen hat? Die Antwort ist in den Überlieferungswegen zu finden. Karl der Große hat die Hagia Sophia nie mit eigenen Augen gesehen und war also auf mündliche, schriftliche und zeichnerische Kommunikation angewiesen. Dem irischen Pilger und gallischen Bischof Arculf⁴⁸⁴ verdanken wir eine schriftliche Beschreibung der Hagia Sophia aus dem späten siebten Jahrhundert.⁴⁸⁵ Wenn man diese liest, könnte sie einerseits genauso gut zur Aachener Pfalzkapelle passen. Andererseits wird dadurch deutlich vermittelt, wie schwierig es ist, solche Bauwerke angemessen in Worten zu beschreiben.⁴⁸⁶ Wenn man solcherlei Informationen als Grundlage für den Wunsch Karls des Großen zugrunde legt, mit der Aachener Pfalzkirche ein Abbild der Residenz des oströmischen Kaisers zu schaffen, mag das ausreichend und gelungen sein. Denn die Lesbarkeit des Abbildes setzt mindestens eine grobe Kenntnis des Vorbildes voraus, einer modernen Vorstellung von einer angemessenen Abbildungsqualität kann sie natürlich nicht entsprechen.⁴⁸⁷

Kann ein solches Abbild aber auch als Symbol gewirkt haben? Diese Frage ist für Architektur nur sehr schwer zu beantworten. Letztlich geht Untermann über die allgemeine Definition Mecksepers hinaus und charakterisiert Symbol als eine hinter den Bauten stehende Idee, die über diese hinausgeht, aber zugleich mit der architektonischen Form des Baus verbunden

⁴⁸² **EBD.**, S. 17.

⁴⁸³ Nach wie vor grundlegend für die Thematik: **KRAUTHEIMER** Richard, Introduction to an „Iconography of Medieval Architecture“, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes. Vol. 5, London 1942, p. 1 – 33. Auf Deutsch nachgedruckt und mit einem Nachwort erweitert: **KRAUTHEIMER** Richard, Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur, in: Richard Krautheimer. Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 142 – 197.

⁴⁸⁴ **BINDING** Günther, Arculf, in: Lexikon des Mittelalters. Band 1, München 1980, Sp. 911f.

⁴⁸⁵ **ADAMNANUS HIENSIS**, Adamnani De locis sanctis libri tres, in: Itineraria et alia geographica (CCSL 175), Brepols 1965, p. 175-234.

⁴⁸⁶ **UNTERMANN**, Abbild, S. 17f.

⁴⁸⁷ **EBD.**, S. 19f.

sei⁴⁸⁸, die Aachener Pfalz zum Beispiel als Symbol für die römische Kaiserherrschaft. Diese Abbildfunktion scheint sich im Mittelalter aber auf sakrale Bauten beschränkt zu haben: Neben der nun schon so oft zitierten Aachener Pfalzkapelle wären die Nachbildungen des Heiligen Grabs in Jerusalem – zum Beispiel in Denkendorf – zu nennen. Ein Abbild setzt immer ein Vorbild mit großer eigener Autorität voraus. Für den nach der Kaiserwürde strebenden Karl kann dies deshalb sicherlich für Konstantinopel und Rom angenommen werden. Im Profanbau des hohen und späten Mittelalters hingegen besteht der Wunsch nach möglichst großer Individualität durch das immer wieder neue kombinieren bekannter, alter Elemente.⁴⁸⁹ Diese profanen Architekturformen sollten deshalb weniger als Ausdruck von Ideen verstanden werden, sondern vielmehr als Elemente sozialer Unterscheidung, die sowohl den Rang und den Status der Erbauer widerspiegeln, gleichzeitig aber auch als Streben nach Unverwechselbarkeit und künstlerischer Individualität eine wichtige Rolle Rechnung zu tragen hatten. Untermann schließt daraus, dass Burgtypen und bestimmte architektonische Bauformen als Ausdruck der Ranghöhe ihrer Erbauer gedient haben könnten.⁴⁹⁰ Damit steht außer Frage, dass diese Bauformen „bedeutungstragend“ waren, aber diese Bedeutung ist weder zeitlos, noch ist sie als Idee unmittelbar an der Form selbst ablesbar. Sie ist nur im Kontext der historischen und politischen Situation zum Erbauungszeitpunkt zu verstehen und somit genau das Gegenteil eines Symbols.⁴⁹¹

In unserem speziellen Fall, in dem die mittelalterliche Burg pauschal als Symbol der Macht beschrieben wird, kommt noch ein weiteres Problem hinzu, nämlich dass Burgen dann genau das symbolisieren würden, was sie eigentlich sind: Burgen sind Bauten, die zur Machtausübung (was auch immer genau unter Macht zu verstehen ist) genutzt wurden, ergo können sie nach der Untermann'schen Definition nicht zugleich ein Symbol dafür darstellen; es fehlt die darüber hinausweisende Idee. Dies würde jedoch zugleich bedeuten, dass die architekturgeschichtliche Forschung seit Zeune mit keinerlei Erkenntnisgewinn aufwarten kann.⁴⁹²

⁴⁸⁸ EBD., S. 20.

⁴⁸⁹ EBD., S. 22.

⁴⁹⁰ EBD., S. 25 & 28.

⁴⁹¹ EBD., S. 25.

⁴⁹² EBD., S. 26f.

Noch größer ist die Skepsis gegenüber symbolischen Interpretationsmodellen an mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur bei Bernd Carqué.⁴⁹³ In seinem Beitrag zum Thema zählt er einleitend die gängigen Argumentationsfiguren der symbolisch interpretierenden Architekturliteratur auf. Die erste Argumentationsfigur argumentiert streng genommen überhaupt nicht, sondern versucht vielmehr im *Brustton der Überzeugung*⁴⁹⁴ diverse Bauteile ohne jeglichen Quellenbeleg oder weiterführenden Überlegungen zu Symbolen der Macht und der Herrschaft zu erklären. So würde der Donjon am Château du Louvre zum Beispiel bei Uwe Albrecht⁴⁹⁵ als *das französische Hoheitszeichen par excellence*⁴⁹⁶ stilisiert, der durch seine *hochragende, weithin sichtbare Gestalt*⁴⁹⁷ die *Macht der Krone* verkörpere und die *Spitze der feudalen Hierarchie*⁴⁹⁸ markiere.⁴⁹⁹ Beispiele hierfür gibt es zuhauf, nicht zuletzt in demselben Band, indem auch Carqué seinen Aufsatz veröffentlicht hat. Peter Sachenbacher behauptet in seinem Beitrag über mittelalterliche Backsteinbauten in Thüringen, dass der dort verwendete rote Backstein ein Symbol für kaiserliche Macht darstelle.⁵⁰⁰ Begründungen hierfür führt Sachenbacher aber nicht an, er geht schlicht davon aus, dass die Farbe Rot eine herrschaftliche Farbe sei und somit zum Herrschaftssymbol taue. Fachliteratur zur mittelalterlichen Farbdeutung zeigen aber klar auf, dass es für diese steile These keinerlei Quellenbelege gibt.⁵⁰¹ Carqué rügt an dieser Stelle die zu schnelle und unkritische Übernahme moderner symbolischer Architekturvorstellungen durch die Wissenschaft, die nicht zwangsläufig mit dem historischen Verständnis übereinstimmen muss, ohne die Quellen ordentlich hierauf zu überprüfen.⁵⁰²

Die zweite Argumentationsfigur bezieht sich auf die Spolienverwendung und das Architekturzitat. Dass bewusste integrieren von alten Bauteilen in jüngere Bausubstanz stelle *das Neue in einen sinnstiftenden Kontinuitätsbezug zum Alten*⁵⁰³. So stelle der durch Matthias

⁴⁹³ CARQUÉ Bernd, Bauten des Mittelalters in frühneuzeitlicher Wahrnehmung. Französische Architekturdarstellungen der Dezennien um 1600, in: *Symbole der Macht?*, S. 269 – 288.

⁴⁹⁴ EBD., S. 271.

⁴⁹⁵ ALBRECHT Uwe, Von der Burg zum Schloß. Französische Schloßbaukunst im Spätmittelalter, Worms 1986.

⁴⁹⁶ EBD., S. 36.

⁴⁹⁷ EBD., S. 7.

⁴⁹⁸ EBD., S. 7.

⁴⁹⁹ CARQUÉ, Bauten, S. 271.

⁵⁰⁰ SACHENBACHER Peter, Baumaterial und Farbe – Symbole der Macht? Zu mittelalterlichen Backsteinbauten in Thüringen östlich der Saale, in: *Symbole der Macht?*, S. 380.

⁵⁰¹ Darauf hat Christofer Herrmann in seiner Rezension hingewiesen (siehe Anm. 477). Im besagten Lexikon sind für die Farbe Rot tatsächlich nur theologische Interpretationen nachweisbar, siehe: MEIER-STAUBACH Christel, SUNTRUP Rudolf, *Lexikon der Farbenbedeutungen im Mittelalter*, Köln 2013, S. 640 – 748 (CD-Rom Ausgabe).

⁵⁰² CARQUÉ, Bauten, S. 272.

⁵⁰³ EBD., S. 272.

Müller⁵⁰⁴ prominent gewordene „große alte Turm“ ein dynastisches Memorialwerk dar, der als weit verbreitetes Symbol der Macht wahrgenommen worden sei.⁵⁰⁵ Inwieweit hier Einzelfälle generalisiert oder gar andere Motive für die Erhaltung älterer Bausubstanz wie zum Beispiel Kostengründe außer Acht gelassen werden, stellt für Carqué ein weiteres Problem dar.⁵⁰⁶

Die dritte Argumentationsfigur bezieht sich auf die Einzelformen und Bauteile von Burgen, die zwar längst ihren originären militärischen Zweck eingebüßt hätten und somit nicht mehr funktional sinnvoll gewesen wären, trotzdem aber aufgrund von herrschaftsmetaphorischen Vorzeichen weiter genutzt wurden. Als Beispiel sei hier lediglich auf die Zinnen hingewiesen. Doch auch hier muss man sich die Frage stellen, inwieweit baukünstlerische Gewohnheiten oder ästhetische Vorlieben gegenüber bewusster Zeichensetzung zu berücksichtigen sind.⁵⁰⁷

Will die Wissenschaft eine politische Ikonografie der Burgen und Schlösser, denn nichts anderes bedeutet „Symbol der Macht“ in diesem Zusammenhang, erarbeiten, muss sie sich also fragen, ob für die Wahl einer bestimmten architektonischen Form ein zeichenhaft-symbolischer oder eben ein ganz anderer Beweggrund zugrunde liegen könnte oder vielleicht beides!? Der hierfür nötige Versuch, einzelne Bauteile als Zeichensystem lexikalisch zu erfassen und den jeweiligen konkreten symbolischen Gehalt zu definieren, kann aus historischer Sicht nicht gelingen, weil dazu die nötigen Quellen mit konkreten Aussagen über die Beweggründe der Bauherren zu dieser Thematik fehlen.⁵⁰⁸ Somit ist man auf möglichst zeitnahe bildliche und schriftliche Rezeptionsquellen angewiesen, denn wenn es eine allgemein anerkannte politische Ikonografie gegeben hätte, denen bestimmte Bauformen zugrunde gelegen haben, müssten sich diese in den zeitnahen Rezeptionsquellen nachweisen

⁵⁰⁴ Matthias Müller hat das zweite große einflussreiche Werk zur Architektursymbolik verfasst, siehe: **MÜLLER** Matthias, *Das Schloß als Bild des Fürsten. Herrschaftliche Metaphorik in der Residenzarchitektur des Alten Reiches (1470 – 1618)*, Göttingen 2004. Hier S. 151 – 188.

⁵⁰⁵ Ein weiteres wichtiges Beispiel hierfür die Trierer hochmittelalterlichen Turmhäuser dar, bei denen bewusst die römische Architektur nachgeahmt wurde, von der in Trier im Mittelalter noch so reichlich vorhanden war, siehe: **CLEMENS** Lukas, *Hochmittelalterliche Turmhäuser in Trier*, in: *Zur Sozial- und Kulturgeschichte der mittelalterlichen Burg. Archäologie und Geschichte (Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte. Band 1)*, Trier 2009, S. 71 – 87.

⁵⁰⁶ **CARQUÉ**, *Bauten*, S. 272.

⁵⁰⁷ **EBD.**, S. 272f.

⁵⁰⁸ **EBD.**, S. 273.

lassen. Allerdings ist auch hier zu beachten, dass der damalige Rezipient die originäre Intention nicht mehr unbedingt richtig verstanden haben könnte.⁵⁰⁹

Zur Überprüfung seiner These nutzt Carqué das eingangs bereits vorgestellte Beispiel des Louvres: Weder in den historischen Bilddarstellungen in der *Galerie des Cerfs* und *Merians* Anfang des 17. Jahrhunderts, sowie älterer Werke wie den *Très Riches Heures* aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, dem *Retable du Parlement de Paris* (um 1455) oder der *Piétà de Saint-Germain-des-Prés* (um 1500) lassen sich Anzeichen dafür erkennen, dass der Donjon des Louvres als besonders herausragendes Element der Machtsymbolik angesehen und prominent in Szene gesetzt worden ist. Die Baugeschichte des Louvres bestätigt diesen Verdacht, denn besagter Donjon wurde bereits im Vorfeld der Neubaumaßnahmen von Franz I. vollständig abgerissen.⁵¹⁰ Um zu überprüfen, ob es sich beim Donjon des Louvres um einen „prominenten Ausrutscher“ handelt oder nicht, analysiert Carqué anschließend die etwa 500 Abbildungen von Burgen, Schlössern, Festungen und Städten der *Topographie françoise*, die um etwa 1600 entstanden sind.⁵¹¹ Obwohl die dortigen Abbildungen sehr detailliert wiedergegeben worden sind, warnt Carqué davor, diese als wirklichkeitsgetreue Abbilder zu verstehen.⁵¹² Zum gleichen Ergebnis kommt auch Eva-Maria Butz in ihrer Untersuchung über Bildquellen zu mittelalterlichen Burgen im Breisgau.⁵¹³ Dort gibt es erhebliche Abweichungen zwischen bildlichen Darstellungen, archäologischen Grabungen, baukundlichen Untersuchungen und schriftlichen Quellen.⁵¹⁴ In der *Topographie françoise* lassen sich ebenfalls nur wenige Beispiele für die Integration alter Bauteile in jüngere Anlagen ausmachen. Vielmehr scheint das Gegenteil der Fall zu sein: Neue Anlagen werden direkt neben alte, meist schon ruinöse Bauten gesetzt, ohne auf diese direkt Bezug zu nehmen.⁵¹⁵ Als Fazit kommt Carqué deshalb zu dem Schluss:

„[...] dass es kaum tragfähige Anhaltspunkte für eine symbolische Bedeutungsdimension gibt, die den Weg in die Bilder gefunden hat. Wenn eine herrschaftliche Semantik der Bauten je in der von der politischen Ikonografie unterstellten Weise intendiert war und rezipiert wurde, muss sie den spätmittelalterlichen Buch- und Tafelmalern etwa am Louvre entgangen sein; und

⁵⁰⁹ EBD., S. 273 & 275.

⁵¹⁰ EBD., S. 275.

⁵¹¹ EBD., S. 277.

⁵¹² EBD., S. 278.

⁵¹³ BUTZ Eva-Maria, Die <<vorgestellte Wirklichkeit>>: Bildquellen in der Burgenforschung, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 24, Caen 2010, S. 9 - 16.

⁵¹⁴ EBD., S. 16.

⁵¹⁵ CARQUÉ, Bauten, S. 279.

*auch danach scheint sie weder eindringlich noch nachhaltig genug gewesen zu sein, um Spuren in der neuzeitlichen Auseinandersetzung mit den Bauten zu hinterlassen.*⁵¹⁶

Im Gegensatz zu Untermann und Carqué ist Kühreiber bei seinen oben ausgeführten Ausführungen zur mittelalterlichen *Ikonologie der Burgenarchitektur*⁵¹⁷ sehr viel weniger pessimistisch. Sich auf den Altmeister Bandmann⁵¹⁸, aber vor allem Matthias Müller⁵¹⁹ beziehend, will auch er Architektur als Bedeutungsträger, präziser die mittelalterliche Burg als Herrschaftsarchitektur verstanden wissen und stellt die Frage, welche baulichen Elemente der Burg als Ausdruck von Herrschaft für die zeitgenössischen Betrachter lesbar und verständlich waren. Weiterhin Müller folgend, identifiziert Kühreiber diese Elemente als:

1. Der Turm
2. Das Tor
3. Zinnen
4. Quadermauerwerk
5. Schießscharten bzw. schartenähnliche Fensteröffnungen

Zwar ist ihm durchaus die Gefahr bewusst, bei einem solchen Ansatz andere zeitgenössische Elemente mit symbolhafter Bedeutung zu übersehen. Die Chancen, Bauphänomene besser ausdeuten zu können, seien aber höher einzuschätzen, vor allem dann, wenn man Quellen heranziehen könne, die vom Baugeschehen nicht allzu weit entfernt sind.⁵²⁰ Bei der Aufzählung möglicher Quellengattungen zeigt sich wieder Kühreibers Hang zur Interdisziplinarität: Neben dem Bauwerk als Hauptquelle sind es vor allem Rechtsquellen, Urkunden, Inventare, höfische Literatur und zeitgenössische Bilder. Räumlich bewegt sich Kühreiber auf bekanntem Terrain, seine Hauptquellen beschränkt er auf Ostösterreich.⁵²¹

Eine erste Feststellung lautet dahingehend, dass sich im Früh- und Hochmittelalter Burgen von Städten weder bildlich noch philologisch unterscheiden lassen. Erst im Spätmittelalter sind durch detailreichere Buch- und Tafelmalereien Unterscheidungen möglich, wie zum Beispiel das Umrittbild im *liber fundatorum*, auch Bärenhaut genannt, der Stifterchronik der Abtei

⁵¹⁶ EBD., S. 287f.

⁵¹⁷ KÜHREIBER, Ikonologie.

⁵¹⁸ Bandmann Günther, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951.

⁵¹⁹ MÜLLER, Schloß.

⁵²⁰ KÜHREIBER, Ikonologie, S. 53f.

⁵²¹ EBD., S. 54.

Zwettl in Niederösterreich veranschaulicht.⁵²² Diese und weitere Abbildungen aus dem Spätmittelalter legen den Schluss nahe, dass der Turm stellvertretend für die gesamte Burg stehen kann. Diese Beobachtung lassen sich durch die Bestimmungen in den Landrechten erhärten, in denen die Burg ausschließlich über Höhenkriterien definiert werden. Außerdem besteht eine etymologische Nähe zum Wort Berg. Dass Burgabbreviatur im Inneren der Burgkapelle von Oberdürenbach in Niederösterreich aus dem Jahre 1339 zeigt auf der Südseite die Stifterfigur mitsamt seiner Burg. Ihm gegenüber auf der Nordseite befindet sich eine Szene der Anbetung der Könige mit Darbietung von Geschenken. Diese Gegenüberstellung ist für Kühnreiter nicht willkürlich, sondern bilden vielmehr ein Bezugssystem, in dem die Burg *pars pro toto* ein Symbol für die adelige Herrschaft darstellt, der adelige Stifter wiederum sich in einen religiösen Kontext als *vicarius christi* setzt.⁵²³

Seine These von der Burg als Symbol der Adelherrschaft unterstreicht Kühnreiter durch die darauffolgende Beschreibung von Burgendarstellungen in der höfischen Literatur, kommt dabei aber auch auf die Frage zu sprechen, ob es sich hierbei wirklich nur um höfische Statussymbole handelt oder sich noch eine weitere Semiotik dahinter verbirgt.⁵²⁴ Deshalb untersucht er, ob sich die zeichenhafte Überhöhung der funktionalen Bauelemente aus der höfischen Literatur auch an der realen Architektur wiederfinden lassen und ob sich daraus weitere Deutungsmöglichkeiten ergeben. Problematisch dabei ist, dass der mittelalterliche Burgenbau derart variantenreich ausfällt, sodass es durchaus legitim zu hinterfragen ist, ob eine Typologie im Burgenbau überhaupt möglich ist.⁵²⁵

Trotzdem startet Kühnreiter den Versuch, an den bereits als für die Symbolik wichtig herausgearbeiteten Bauelementen Behring, Palas, Bergfried und Kapelle charakteristische Baudetails zu identifizieren, die mit konkreten Eigenschaften verbunden sind.⁵²⁶ Bei der Betrachtung der Bauqualität der Burgen kann man an denjenigen Anlagen mit romanischer Bausubstanz bemerkenswerterweise einen Qualitätsunterschied in Bezug auf die Mauerwerkstechnik feststellen. Nicht etwa die Mauer, wie in der älteren Literatur größtenteils zu lesen, sondern Turm und Kapelle – manchmal auch Palas – sind aus aufwändigen Großquadermauerwerk errichtet und hatten vermutlich den Zweck, ebenjene Gebäude, die

⁵²² EBD., S. 58.

⁵²³ EBD., S. 64f.

⁵²⁴ EBD., S. 69.

⁵²⁵ EBD., S. 69.

⁵²⁶ EBD., S. 70f.

von Kühltreiber als Herrschaftssymbole gedeutet werden, architektonisch hervorzuheben.⁵²⁷ Warum aber ausgerechnet Quader? Quadermauerwerk imitiert römische Bautechniken, die durchaus noch in einigen Teilen des Reiches bekannt waren. Großquadermauerwerk war in der Antike allerdings repräsentativen Gebäuden vorbehalten und wurde bereits in der mittelalterlichen Historiografie als Untermauerung altehrwürdiger Rechte herangezogen. Durch die Integration alter römischer Kastellmauern in hochmittelalterliche Stadtmauern wurde ein Bezug über Rom hin zum himmlischen Jerusalem hergestellt.⁵²⁸ Somit kommt den bereits als Herrschaftssymbol gedeuteten Bauelementen eine weitere Komponente, nämlich die des Gottesgnadentums, hinzu.⁵²⁹ Darüber hinaus wird das Argument der Herrschaftslegitimation noch weiter präzisiert. Das Quadermauerwerk, welches römische Bautechnik imitieren soll, steht somit auch für *Altehrwürdigkeit* – im Mittelalter ein gewichtiges Argument für Herrschaftslegitimierung.⁵³⁰

Kühltreibers Ergebnis geht somit über das von Zeune also sogar noch hinaus. Mittelalterliche Burgenarchitektur besteht für ihn nicht nur aus profaner Status- und Herrschaftssymbolik, sondern besitzt darüber hinaus auch noch symbolisch-sakralen Charakter. Die Burgenarchitektur kann als Bedeutungsträger des adeligen Selbstverständnisses vom Vollzieher des christlichen Heilsgeschehens interpretiert werden.⁵³¹

Wie sind Kühltreibers Interpretationen zu bewerten? Einerseits übernimmt er nicht einfach Zeunes Aussagen von DER Burg als DEM Symbol, sondern weiß durchaus zu differenzieren, indem er unterschiedlichen Bauelementen verschiedene semiotische Bedeutungen zuweist. Andererseits hat auch Kühltreiber das bereits erörterte Problem der Quellensituation. Zwar sieht er diese bei weitem nicht so pessimistisch wie es Biller getan hat – Kühltreiber führt eine Menge Quellen an. Allerdings sind diese allesamt keine Selbstzeugnisse der Bauherren und somit bleiben Kühltreibers Interpretationen zwangsläufig seine eigenen. Wir treffen hier also erneut auf genau jene Problematik, die Caqué so deutlich in seinem Aufsatz aufgezeigt hat und zurecht kritisiert. Ob aber die Zeitgenossen die Symbolik genauso oder wenigstens ähnlich empfunden haben mögen, bleibt somit meist im Dunkeln der Geschichte.

⁵²⁷ EBD., S. 71f.

⁵²⁸ EBD., S. 72 – 75.

⁵²⁹ EBD., S. 79.

⁵³⁰ EBD., S. 82.

⁵³¹ EBD., S. 86.

Dabei hat Kühnreiter einen sehr interessanten und wichtigen Punkt in seinen Ausführungen angeschnitten, den es sich weiterzuverfolgen durchaus lohnen würde: Nämlich die Vermutung, dass am Turm einer Burganlage juristisch die Rechte und die Liegenschaften einer Burgherrschaft „kleben“.⁵³² Dies würde wunderbar erklären, weshalb Türme niemals bei Burgenteilungen geteilt wurden und teils so verbissen um Burgen gekämpft wurde: Wer den Turm besitzt, ist juristisch der Inhaber der Burgherrschaft mit allem Zubehör und zugehörigen Rechten.

Einen weiteren Ansatz, Burg und Symbol zu erläutern und für die Forschung zu nutzen bietet Sigrid Hirbodian.⁵³³ Auch sie stellt sich die Frage, was man überhaupt unter „Symbolen der Macht“ verstehen kann und wendet dies dann unter einem speziellen Gesichtspunkt auf den Burgenbau hochmittelalterlicher Ministerialer an. Hirbodian setzt an den Anfang eine Definition von Symbol und Macht. Beim Begriff Macht verweist sie auf die antagonistische Theorie Max Webers, der Macht bewusst gegenüber Herrschaft abgrenzte. Gleichzeitig weist sie aber auch darauf hin, dass sich vor allem die neuere sozialhistorisch orientierte Geschichtsforschung weg von der klassischen institutionenorientierten Verfassungsgeschichte, hin zu den der Herrschaftsbildung vorausgehenden und begleitenden Prozessen bewegt hat.⁵³⁴ Bei der Definition des Symbolbegriffes orientiert sich Hirbodian ähnlich wie Meckseper an einer allgemeingültigen Begriffserklärung, die ein Symbol als *Zeichen bzw. Sinnbild..., das stellvertretend für etwas nicht Wahrnehmbares, einen Sinngehalt, oft einen Komplex von Sinnbezügen steht*⁵³⁵ erklärt. Auf Burgen bezogen bedeutet dies die nonverbale Wirkung öffentlicher Darstellung und Legitimation von Macht und Herrschaft.⁵³⁶

Für Hirbodian führt dies zu der Frage, was die Symbolwirkung von Burgen ausmachte und von wem sie wissentlich oder unwissentlich zu welchem Zweck eingesetzt wurde und wie der Rezipient darauf reagierte.⁵³⁷ Richtigerweise erkennt Hirbodian, dass eine solch gewaltige, allgemeine Fragestellung schlecht zu beantworten ist und präzisiert diese deshalb auf einen kleineren Aspekt: Die Bedeutung der Burgen für die Herrschaftsbildung und Sicherung der neu

⁵³² EBD., S. 57 & 86.

⁵³³ SCHMITT Sigrid [jetzt Hirbodian], Symbole der Macht? Beobachtungen zum Burgenbau von Ministerialen im Hochmittelalter, in: Zur Sozial- und Kulturgeschichte der mittelalterlichen Burg. Archäologie und Geschichte (Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte. Band 1), Trier 2009, S. 59 - 70.

⁵³⁴ EBD., S. 59.

⁵³⁵ EBD., S. 59.

⁵³⁶ EBD., S. 59.

⁵³⁷ EBD., S. 60.

erworbenen Adelsstellung von Ministerialengeschlechtern. Sie können unter anderem ein Symbol für die soziale Stellung ministerialer Burgherren darstellen.⁵³⁸ Zunächst gibt Hirbodian allerdings einen knappen Abriss über die Periodisierung des ministerialen Burgenbaus, der sich seit Hans-Martin Maurer vor allem dank der sich inzwischen etablierten Mittelalterarchäologie verändert hat. Ging Maurer noch davon aus, der ministeriale Burgenbau habe erst am Ende des 13. Jahrhunderts eingesetzt, kann man heute nachweisen, dass die Verfügung über Burgen durch Ministeriale bereits deutlich früher eingesetzt hat und somit ein entscheidendes Element bei der Formierung der Ministerialität gewesen sein könnte.⁵³⁹ Burgen konnten in der Frühzeit der Ministerialität, als diese noch unfreie Dienstleute waren, von ihrem Herrn als Dienstlehen übertragen werden, damit diese ihren Herren besser unterstützen konnten. Dies führte zu einer Verbesserung ihres Status in gesellschaftlicher, wie in materieller Weise, an deren Ende der Wunsch nach persönlicher Freiheit und eigener, adeliger Herrschaft stand.

Zwei Merkmale seien nach Thomas Zotz dabei besonders häufig zu beobachten: Das Streben nach Reichtum und eben einer Burg.⁵⁴⁰ Herrschaftsausübung allein macht aber noch keinen Adligen, die historische Forschung hat verschiedene Faktoren herausgearbeitet, die neben Herrschaft von besonderer Bedeutung waren: Vernetzung mit anderen wichtigen Personen und die Auffassung von Rittertum als ein kulturelles Phänomen.

Es stellt sich nun die Frage, inwieweit hierfür Burgen, deren architektonische Gestaltung und Ausstattung als Symbole des sozialen Aufstiegs eingesetzt und rezipiert wurden.⁵⁴¹ Hirbodian greift dabei auf die Theorie der Kapitalsorten Pierre Bourdieus zurück (Abb. 15). Bourdieu definiert drei Kapitalformen, das ökonomische, das soziale und das kulturelle Kapital. Letzteres noch einmal untergliedert in objektiviertes kulturelles Kapital, institutionalisiertes kulturelles Kapital sowie inkorporiertes kulturelles Kapital.⁵⁴² All diese Kapitalsorten versucht der Burgbesitzer symbolisch an seiner Burg anzuwenden, um seine Zugehörigkeit zum Adel und seine Distanz zum unfreien Bauern zu demonstrieren.⁵⁴³

⁵³⁸ EBD., S. 60.

⁵³⁹ EBD., S. 62.

⁵⁴⁰ EBD., S. 62.

⁵⁴¹ EBD., S. 65f.

⁵⁴² BOURDIEU Pierre (übersetzt durch Reinhard Kreckel), Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt. Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183 – 198.

⁵⁴³ SCHMITT, Symbole, S. 66.

Betrachtet man den ersten Aspekt, das ökonomische Kapital, könnte die symbolische Wirkung der Burg in den vielen Umbaumaßnahmen zum Ausdruck kommen, mit denen der Burgenbesitzer seine wirtschaftliche Potenz suggeriert.⁵⁴⁴ Schwieriger wird es bei der zweiten Kapitalsorte, dem sozialen Kapital. Hier könnten Darstellungen von Lehens- und Familienbeziehungen auf Wappen an der Burg wichtige Hinweise sein. Eindeutiger ist es bei der Benennung eines Burgenbesitzers nach seiner Burg.⁵⁴⁵ Das dritte, das kulturelle Kapital ist für Hirbodians These das vielversprechendste. Bei der objektivierten Form des kulturellen Kapitals kann man auf die Bauform einer Burganlage verweisen. Nach Biller entwickelt sich die klassische Form der Adelsburg, bestehend aus Turm und Wohnbau, im 12. Jahrhundert; er bezeichnet diese als *vollständig entwickeltes Statussymbol einer endgültig etablierten Schicht*⁵⁴⁶. Daneben kann man noch auf die besonderen exponierten Höhenlagen sowie die Steinbauweise, insbesondere Buckelquader, Kapellenbauten und besonders dekorative Eingangstore verweisen, all dies versuchten Ministeriale an ihren Burgen ebenfalls zu verwirklichen.⁵⁴⁷ Die institutionalisierte Form kulturellen Kapitals kann am Burgenbau nicht nachgewiesen werden, hier ist auf die Erlangung des Rittertitels zu verweisen.⁵⁴⁸ Die dritte Form, das inkorporierte kulturelle Kapital bezeichnet die vom Einzelnen jeweils erworbenen Kompetenzen, die seine Position im sozialen Umfeld bestimmen. Für Ministeriale galt es natürlich, sich im Ritterstand zu behaupten. Dazu zählte neben den körperlichen Voraussetzungen auch ein Verhalten und Kenntnisse, die dem höfischen Ideal entsprachen.

Die Namensgebung von Burgen, zum Beispiel Minneberg oder Stolzeneck, könnten ein Hinweis darauf sein, dass man die Kenntnis des höfischen Tugendideals durch diese Benennung demonstrieren wollte. Ähnlich, aber sehr viel offensichtlicher zeigen dies die heute noch erhaltenen Iweinfresken auf Burg Roddenegg in Südtirol. Hier zeigte ein Ministeriale überdeutlich, dass er die aktuelle Ritterepik kannte und befürwortete.⁵⁴⁹ Hirbodians Resümee fällt dahingehend aus, dass Burgen für die Ministerialität nicht nur ein Instrument für den Aufbau und die Sicherung einer Adels Herrschaft darstellten, sondern – bewusst oder unbewusst – auch ein Mittel zur sozialen Distinktion sein konnten.⁵⁵⁰

⁵⁴⁴ EBD., S. 66.

⁵⁴⁵ EBD., S. 66f.

⁵⁴⁶ BILLER, Die Adelsburg, S. 148.

⁵⁴⁷ SCHMITT, Symbole, S. 67f.

⁵⁴⁸ EBD., S. 68.

⁵⁴⁹ EBD., S. 68.

⁵⁵⁰ EBD., S. 70.

Wir möchten den Ausführungen Hirbodians an dieser Stelle grundsätzlich zustimmen. Weg von pauschalen Aussagen über Symbol und Macht hin zu einer konkreten, eingegrenzten Fragestellung und einer Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten sind absolute Voraussetzungen, um kulturhistorische Fragestellungen überhaupt bearbeiten zu können. Auch die Anwendung soziologischer Theorien kann durchaus von Vorteil sein. Trotzdem schützt dies alles nicht vor etwaigen Unschärfen in der Argumentation (aber wo gibt es diese in der Geschichtswissenschaft nicht?), auf die noch kurz eingegangen werden soll.

Wie Hirbodian bereits selbst festgestellt hat, gibt es auch bei ihrer Fragestellung das alte Problem, welches bereits Biller und Untermann angesprochen haben: Wenn wir die vermeintliche Wirkung historischer Symbolik von Burgen verstehen möchten, benötigen wir aussagekräftige Quellen des zeitgenössischen Betrachters. Diese sind auch in Hirbodians Fall leider nicht gegeben.

Ein weiterer Punkt betrifft die Nutzung moderner, soziologischer Theorien. Diese sind sicherlich dafür geeignet, neuen Wind in alte Thesen zu bringen, sind aber nicht ganz risikofrei in der historischen Anwendung und deshalb mit Vorsicht zu genießen, wie eben das Beispiel Bourdieu zeigt. Seine drei Kapitalsorten wurden gerade im Zusammenhang mit der symbolischen Bedeutung des Burgenbaus erwähnt. Bourdieus Konzept der Kapitalsorten ist eng verknüpft mit seiner Habitus- und Feldtheorie, die alle untereinander in Beziehung stehen.⁵⁵¹ Zum Habitus: Der Habitus einer Person bildet sich aus den individuell erfahrenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Vergangenheit, die wiederum bestimmen, wie eine Person seine Umwelt wahrnimmt, welche Normen und Maßstäbe sie entwickelt und welche individuellen und kollektiven Praktiken die Person jeweils hervorbringt. Die Entwicklung des Habitus hängt davon ab, in welchem sozialen Umfeld die jeweilige Person aufwächst und schreibt ihr keine festdefinierten Handlungsaktionen vor, sondern lässt ihr die Wahlfreiheit, mit welchen Aktionen sie aus seinem Habitusrepertoire agiert. Der Habitus bedeutet bei Bourdieu somit das gesamte Auftreten einer Person.⁵⁵² Nun ist ein Mensch in der Regel aber nicht allein auf weiter Flur, sondern sieht sich ständig seinen Mitmenschen gegenüber ausgesetzt. Hier kommt die Feld- oder Raumtheorie zum Einsatz: In den sozialen Feldern, in denen sich die Menschen begegnen, wird der Habitus in die Praxis umgesetzt. Diese

⁵⁵¹ SCHWINGEL Markus, Pierre Bourdieu zur Einführung, Dresden ⁴2003, S.85.

⁵⁵² REHBEIN Boike, SAALMANN Gernot, Habitus (habitus), in: Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2009, S. 111 – 115.

Felder bilden also einen strukturierten Rahmen, der mehr oder weniger ein (relatives) Eigenleben besitzt und somit die tatsächliche Praxismöglichkeit der Akteure einschränkt. Man kann diese Räume auch mit Spielfeldern, zum Beispiel einem Fußballfeld vergleichen. Auf einem Fußballfeld gelten ganz bestimmte Regeln, an die sich jeder Spieler (Akteur) zu halten hat und die er auch kennt (Habitus). Die Spielzüge, die aber in einem solchen Spiel ausgeführt werden, liegen wiederum im strategischen Ermessen (Kosten-Nutzen Bilanz) der einzelnen Akteure. Je nachdem, wieviel von seinen physischen und taktischen Ressourcen (Kapitalsorten) er auf dem Spielfeld einsetzen kann oder möchte, entscheidet über Sieg oder Niederlage. Somit könnte man statt von Spielfeldern auch von Kampffeldern sprechen.⁵⁵³

Neben den drei schon vorgestellten Kapitalsorten gibt es noch eine vierte, die manchmal als eigenständige Kapitalart genannt wird, aber meist ebenfalls mit den anderen Kapitalsorten in Wechselwirkung liegt: Das symbolische Kapital. Man könnte es umgangssprachlich als „Ansehen“ oder „Prestige“ bezeichnen, das einer Person aufgrund ihrer anderen Kapitalsorten von anderen Personen zugebilligt wird. Dieses symbolische Kapital lässt sich wiederum leicht in ökonomisches Kapital umwandeln, beispielsweise in Form von Krediten, die man aufgrund seines Renommees erhält.⁵⁵⁴

Beziehen wir diese Ausführungen nun wieder auf Hirbodians Burgenbeispiel: Burgen SIND als architektonischer Bau also ganz konkret Kapitalsorten. Zugleich sind oder können sie aber darüber hinaus durch das damit verbundene „Prestige“ symbolisches Kapital bedeuten. Nun sind wir aber wieder genau bei der bereits beschriebenen Definition von Ikonologie (S. 108) angelangt, mit genau derselben Problematik, die damit verbunden ist: Wie wird symbolisches Kapital vom zeitgenössischen Rezipienten aufgenommen und interpretiert? Wir sehen also, eigentlich ist in diesem Falle das Gerüst einer soziologischen Gesellschafts- und Kulturtheorie nicht notwendig, am Ende landet man als Historiker immer wieder beim Problem der Quellenfrage.

Zu diesem Ergebnis kommt auch Sven Reichardt.⁵⁵⁵ Auch für ihn stellt der Mangel geeigneter Quellen das größte Problem für die historische Forschung bei der Anwendung moderner soziologischer Theorien dar – obwohl er sich in seiner Arbeit dezidiert mit zeithistorischen

⁵⁵³ SCHWINGEL, Pierre Bourdieu, S. 82 – 86.

⁵⁵⁴ EBD., S. 92f.

⁵⁵⁵ REICHARDT Sven, Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 71 – 93.

(sic!) Beispielen behilft.⁵⁵⁶ Daneben stellt er fest, dass bisher über Bourdieus Theorie mehr theoretisiert wurde, als mit ihr zu arbeiten.⁵⁵⁷ Problematisch ist zudem, dass Bourdieu statische Gesellschaften beschreibt, die durch einen nur sehr stark veränderbaren Habitus starre Sozialgefüge formen. Man kann bei ihm den Eindruck gewinnen, die Menschen richten ihr ganzes Sein, ihre Handlungen und Urteile lediglich nach dem Habitus aus, der dazu dient, sich die eigene Distinktion auf dem Schlachtfeld zu erkämpfen.⁵⁵⁸ Dies engt den Spielraum enorm ein und wird dem komplexen Wesen Mensch sicherlich nicht gerecht.

Und wenn man trotz aller gerade aufgezeigter Problematik trotzdem versuchen möchte, mit Bourdieus Theorie zu experimentieren, was natürlich vollkommen legitim und wünschenswert ist⁵⁵⁹, sollte man eine Sache aber nicht außer Acht lassen. Soweit wir sehen, wird bei den Kapitalsorten von Bourdieu nirgendwo der Aspekt Religion berücksichtigt. Ist diese aber nicht eine der entschiedensten Faktoren, wenn es darum geht, kollektive oder individuelle Lebensführung des mittelalterlichen Menschen zu verstehen? Natürlich kann man diesen Aspekt als Teil des Habitus ansehen, der in der Feld- bzw. Raumtheorie eingesetzt wird. Allerdings ist dieser Aspekt für eine moderne, säkularisierte Gesellschaft nur sehr schwer nachvollziehbar und sollte – wie vielleicht generell die Kapitalsorten – nicht nur als Kosten-Nutzen-Faktor im Kampf um den möglichst besten Platz in einer Gesellschaft verstanden werden.

Wir möchten an dieser Stelle unsere Ausführungen zu Symbolik beschließen, auch wenn hier nur an der Oberfläche gekratzt wurde, und wenden uns nun noch dem zweiten großen Problem von Zeunes *Symbol der Macht* zu, dem Begriff „Macht“. Da sich dabei, um das Ergebnis bereits an dieser Stelle vorwegzunehmen, letztendlich die gleiche Problematik aufwirft, wie gerade am Beispiel der Symbolik gezeigt, nämlich das der adäquaten Übertragung moderner Theorie auf mittelalterliche Quellen, können wir uns diesmal deutlich kürzer fassen.⁵⁶⁰ Auch wenn der Machtbegriff in sich vielschichtig ist und im Laufe der

⁵⁵⁶ EBD., S. 89.

⁵⁵⁷ EBD., S. 82.

⁵⁵⁸ EBD., S. 86 – 88.

⁵⁵⁹ Siehe hierzu den Mut machenden Aufsatzband: **OHNACKER** Elke, **SCHULTHEIS** Franz, Pierre Bourdieu. Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, Münster 2004.

⁵⁶⁰ Verwiesen sei hier auf zwei Aufsatzbände, die jüngst erschienen sind und sich mit dem Begriff Macht auseinandersetzen. **KROL** Martin et al., Macht – Herrschaft – Gewalt. Gesellschaftswissenschaftliche Debatten am Beginn des 21. Jahrhunderts (Verhandlungen mit der Gegenwart. Band 1), Münster 2005; **KRAUSE** Ralf, **RÖLLI** Marc, Macht. Begriff und Wirkung in der politischen Philosophie der Gegenwart, Bielefeld 2008.

Jahrhunderte immer wieder unter verschiedenen Gesichtspunkten interpretiert wurde, scheint sich in der heutigen Mediävistik mehrheitlich die berühmte Definition Max Webers durchgesetzt zu haben. Weber untersucht in seinem 1922 posthum veröffentlichten Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* den Zusammenhang zwischen Macht und Herrschaft und deren Bedeutung für die Legitimierung eines Herrschaftsverhältnisses bzw. eines Staates. Er definiert dabei „Macht“ wie folgt:

„Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“⁵⁶¹

„Herrschaft soll heißen die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden; [...].“⁵⁶²

„Der Begriff Macht ist soziologisch amorph. Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemand in die Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen. Der soziologische Begriff der Herrschaft muss daher ein präziser sein und kann die Chance bedeuten: Für einen Befehl Fügsamkeit zu finden.“⁵⁶³

Webers Definition von Macht und Herrschaft ist also als eine antagonistische zu verstehen. Einerseits Herrschaft als etwas Positives, das auf gegenseitigem Konsens, bzw. Zustimmung durch das Volk beruht, andererseits die Macht als etwas Negatives, das sich nicht um einen Konsens bemüht. Die wichtigste Stütze zwischen Herrscher und Beherrschten ist der Legitimationsglaube.⁵⁶⁴ Deshalb versuchen fast alle Herrschaftsverhältnisse, ihre Legitimität gegenüber den Beherrschten zu implementieren, denn je stärker die Legitimation eines Herrschaftsverhältnisses ist, desto stabiler ist die Herrschaft. Insgesamt unterscheidet Weber drei Formen der Legitimationsquellen: Die legale Herrschaft, die sich auf eine Satzung und Bürokratie stützt, die traditionelle Herrschaft, die sich auf den Glauben an die alte

⁵⁶¹ WEBER Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen ⁵1972, S. 28.

⁵⁶² EBD., S. 28.

⁵⁶³ EBD., S. 28f.

⁵⁶⁴ EBD., S. 122f.

patriarchalische Herrschaft stützt, sowie die charismatische Herrschaft, die wiederum von Kriegshelden, Propheten und Demagogen ausgeht.⁵⁶⁵

Die Forschung nach Max Weber ist diesem Gegensatz Macht-Herrschaft nicht gefolgt. Die Akzente haben sich deutlich hin zur Macht und weg vom Herrschaftsbegriff verschoben. Für Hanna Arendt bedeutet Macht das Handeln im Einvernehmen mit anderen. Sie ist ein Selbstzweck, die keiner Rechtfertigung, jedoch Legitimation bedürfe, im Gegensatz zur Gewalt, die durch einen instrumentalen Charakter gekennzeichnet und somit zweckgebunden sei. Gewalt könne man zwar rechtfertigen, jedoch niemals legitimieren.⁵⁶⁶ Niklas Luhmann hat sich in seiner Systemtheorie vom Menschen als Einheit verabschiedet. Er nennt seine Theorie selbst antihumanistisch. Für ihn ist Macht demnach unabhängig vom Menschen ein spezielles Kommunikationsmedium, das einen bestimmten Code zur Verständigung bereitstellt. Innerhalb dieses Codes stellt die Herrschaftstheorie Max Webers nur einen kleinen Ausschnitt dar. Durch das Verwenden anderer Komponenten des Luhmannschen Machtcodes kann sich diese in ganz anderer Art und Weise ausdrücken, wie zum Beispiel Recht oder Wahlen.⁵⁶⁷ Bei Michel Foucault ist Macht ein strategisch – produktives Netz. Auch bei ihm ist Macht nicht personengebunden, sondern existiert im heterogenen Verhältnis der Instanzen, sie sind überall dort anzutreffen, wo es Gesellschaft gibt.⁵⁶⁸ Das antagonistische Begriffspaar Macht – Herrschaft von Max Weber hat sich in den letzten fünfzig Jahren also deutlich verändert hin zu einem antipersonalen, allgemeinen Machtbegriff wie ihn Luhmann und Foucault vertreten haben (und hier natürlich nicht im Ansatz in seiner Komplexität wiedergegeben werden kann). Folgerichtig hat dann auch Jörn Brinkhus die These aufgestellt, dass *es sich bei Herrschaft um einen Idealtyp zur Beschreibung und Analyse von Machtstrukturen [handelt], der sein Potenzial in der Begrenzung entfaltet*.⁵⁶⁹

Doch egal wem man als Historiker bei der Definition von Macht nun eher folgen mag – Max Weber oder seinen Kritikern. Unerbittlich steht für ihn auch hier die Frage im Hintergrund, ob sich die Theorie auch im historischen Quellenmaterial greifen lässt. Wenn man sich mit diesem

⁵⁶⁵ EBD., S. 124.

⁵⁶⁶ ARENDT Hanna, Macht und Gewalt, München 172006, S. 36 – 58.

⁵⁶⁷ BRINKHUS Jörn, Macht – Herrschaft – Gegenmacht. Überlegungen zu Reichweite und Analysetiefe von Max Webers Herrschaftssoziologie, in: Macht – Herrschaft – Gewalt, S. 172.

⁵⁶⁸ FOUCAULT Michel, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Band 1, Frankfurt am Main 1983, S.94 – 96.

⁵⁶⁹ BRINKHUS, Macht, S. 168.

auseinandersetzt, gelangt man zu einem Befund des Begriffes Macht, der der eben zitierten These von Brinkhus sehr nahekommt.

Nähert man sich dem Begriff etymologisch, stellt man fest, dass es bereits in der römischen Antike vor allem zwei Wörter sind, mit denen Macht sprachlich ausgedrückt wird (wir übergehen an dieser Stelle das Griechische, da es als Quellsprache des Mittelalters nur sehr selten nördlich der Alpen vertreten war), nämlich *potentia* und *potestas*. *Potentia*⁵⁷⁰ kann dabei am besten mit Handlungsmacht übersetzt werden, *potestas*⁵⁷¹ hingegen mit der Macht, die einer Person qua Amt zufällt, also Verfügungsgewalt über andere.⁵⁷² Somit entsprechen beide Begriffe durchaus der Definition von Max Weber, allerdings mit dem kleinen, aber feinen Unterschied – und dieser ist entscheidend – dass sie eben nicht im Widerspruch zueinanderstehen. Vielmehr ist Brinkhus zuzustimmen, wenn er davon ausgeht, dass Herrschaft ein Spezialfall von Macht darstellt. Zu behaupten, der antike Mensch teilt ein in Herrschaftsausübung als legitimer Zustand und Machtausübung als illegitimer Zustand, kann etymologisch nicht zugestimmt werden. Vielmehr ist es die *potestas* selbst, die legitim oder illegitim sein kann, wie es in den zahlreichen antiken Verfassungskreisläufen zum Ausdruck kommt. Beide Typen von Macht sind in der Antike im politischen Denken demnach klar voneinander zu unterscheiden. Ist dies aber auch im Mittelalter der Fall gewesen?

Leider fehlen uns hier ausreichende Informationen. Isidor von Sevilla definiert die beiden Wörter *potentia* und *potestas* in seiner *Etymologiae* aus dem 7. Jahrhundert nicht. Augustinus beschäftigt sich zwar in seinen theologischen Arbeiten mit den beiden Machttypen, es kommt allerdings bei ihm zu einer Verwischung der beiden vormals streng getrennten Definitionen.⁵⁷³ Von Augustinus ableitend hat sich erst wieder die Scholastik mit der Thematik auseinandergesetzt. Überlegungen zur (geistlichen) Macht kennen wir von Thomas von Aquin, Wilhelm von Auvergne und Wilhelm von Ockham. Im ausgehenden Hochmittelalter hat sich Marsilius von Padua in seinem *Defensor Pacis* aus dem Jahr 1324 vehement gegen die

⁵⁷⁰ NIERMEYER Jan Frederik, *potentia*, in: *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*. Vol. 2 M – Z, Darmstadt 2002, S. 1067.

⁵⁷¹ BRINKHUS, *Macht*, S. 1067 – 1069.

⁵⁷² Mit den Begrifflichkeiten von Macht und deren Verwendung im Laufe der Geschichte hat sich ausführlich Georg Zenkert beschäftigt, auf dessen Ausführungen hier ausdrücklich verwiesen wird. ZENKERT Georg, *Die Konstitution von Macht. Kompetenz, Ordnung und Integration in der politischen Verfassung*, Tübingen 2004, S. 26 – 141.

⁵⁷³ ZENKERT Georg, *Konstitutive Macht: Hegel zur Verfassung*, in: *Macht. Begriff und Wirkung*, 21.

Legitimation geistlicher Macht ausgesprochen und bis in die Frühe Neuzeit hinein war die Rechtsbegründung von Macht die entscheidende Frage.

Es bleibt uns somit zunächst nichts anderes übrig, als die aus der Antike bekannte Begriffsbedeutung für Machtausübung auch für das Mittelalter zu übernehmen. Betrachtet man mittelalterliche Quellen genauer, fallen aber noch mindestens zwei weitere Begriffe auf, die neben der *potestas* im Sinne von Herrschaft ein Spezialfall der *potentia* darstellen können und als Handlungsmotivation mit dieser sowohl positiv als auch negativ verknüpft sind: Dies ist zum einen die *auctoritas*. *Auctoritas* lässt sich am besten mit Ansehen, Würde oder Autorität wiedergeben und war ein wichtiger Bestandteil der römischen Politik, die immer dann als Entscheidungsgrundlage zum Einsatz kam, wenn keine juristischen Vorschriften vorhanden waren. Sie konnte sowohl Einzelpersonen als auch Gruppen zugesprochen werden, wie zum Beispiel dem römischen Senat. Gab es bei einer politischen Entscheidung keine Rechtsgrundlage, konnten Personen oder Gremien, die über *auctoritas* verfügten, zwar nicht bestimmen, aber eine Empfehlung oder Ratschlag aussprechen, an den man sich in der Regel zu halten hatte, da er als Legitimationsgrund durchaus anerkannt war.⁵⁷⁴ Wir können davon ausgehen, dass das Prinzip der *auctoritas* auch im Mittelalter zur Anwendung kam, zumal eine einheitliche, schriftlich fixierte Gesetzgebung nicht vorhanden war. Bereits eine oberflächliche Recherche scheint dies zu bestätigen. In der Onlineausgabe des Württembergischen Urkundenbuches ergibt eine Suche des Begriffs *auctoritate* eine Trefferzahl von 720 Einträgen. *potent** ergibt 327, *potest** 515 Treffer bei insgesamt 6318 durchsuchten Urkunden.⁵⁷⁵ Diese Recherche sagt natürlich nichts über den Bedeutungsinhalt der gesuchten Wörter aus, aber das quantitative Verhältnis zueinander macht bereits deutlich, dass *auctoritas* gegenüber *potentia* und *potestas* anscheinend ein ebenso starkes Handlungsmotiv dargestellt hat.

Nicht nur „Handlungsmacht“ und „Herrschaft“ schien dem mittelalterlichen Menschen also wichtig zu sein, sondern auch sein Ansehen und seine Autorität.⁵⁷⁶ Damit eng verbunden ist der zweite Begriff, nämlich der des *honor*. Knut Görich hat in den letzten Jahren deutlich gemacht, wie stark der Begriff des *honor*, der Ehre, als Handlungsmotiv gerade von den

⁵⁷⁴ HEINZE Richard, *Auctoritas*, in: *Hermes. Zeitschrift für classische Philologie*. Band 60, Berlin 1925, S. 348 – 366.

⁵⁷⁵ Württembergisches Urkundenbuch. Band 1 – 11, Stuttgart 1849 – 1913 (=WUB). Onlineausgabe: www.wubonline.de.

⁵⁷⁶ Natürlich muss berücksichtigt werden, dass sich auch die Semantik der hier untersuchten Wörter von der Antike bis ins Mittelalter durchaus geändert haben kann.

Staufern genutzt worden ist.⁵⁷⁷ Es gibt aber auch ein deutlich früheres und griffigeres Beispiel, das verdeutlicht, wie stark der Ehrbegriff Personen zum Handeln zwingen konnte, ob sie nun wollten oder nicht. Die Rede ist vom Hildebrandslied aus dem 9. Jahrhundert, das dem Sagenkreis um Dietrich von Bern zugeordnet werden kann. Zum Inhalt: Als Anführer feindlicher Parteien begegnen sich der Vater Hildebrand und dessen Sohn Hadubrand in einer Feldschlacht. Hildebrand gibt sich als Hadubrands Vater zu erkennen und möchte sich mit Geschenken seinem Sohn annähern. Hadubrand weist diese aber schroff von sich. Er glaubt, dass sein Vater schon vor langem gestorben und Hildebrand in Wirklichkeit ein alter listiger Hunnenkrieger sei. Seine und die Ehre seines toten Vaters könne nur durch einen Zweikampf wiederhergestellt werden, da es die alten Sitten so verlangten. Hildebrand geht also mit der Gewissheit in den Zweikampf, dass entweder er oder sein Sohn durch die Hand des jeweils anderen sterben wird.⁵⁷⁸

Ehre, Ansehen, Herrschaft und Handlungsmacht – die Beispiele aus den Quellen verdeutlichen, dass sich Handlungsmotive für den mittelalterlichen Menschen also nicht ohne Weiteres auf die prägnante Formel Max Webers: gute Herrschaft vs. böse Machtausübung reduzieren lassen, sondern vielschichtiger sind.

Was bedeutet dies aber für unsere anfängliche Aussage, der Machtbegriff sei von Zeune durchaus problematisch angewandt worden? Gehen wir von den mittelalterlichen Quellenbegriffen aus, bedeutet Macht bei Zeune Handlungsmacht im Sinne von *potentia*. Nun hat aber bereits Untermann deutlich gemacht, dass die Burg tatsächlich zur Machtausübung genutzt wurde und somit sich nicht selbst symbolisieren kann. Deshalb ist der pauschale Begriff Macht in diesem Zusammenhang nicht anwendbar. Stattdessen müsste ein ausdifferenzierterer Begriff genutzt werden, wie eben verdeutlicht wurde. Burgen oder vielmehr Teile von Burgen können für alles Mögliche stehen, für Adel, für Reichtum, Exklusivität oder eben Herrschaft im Sinne von *potestas*.

Was also bleibt am Ende übrig von Zeunes vielzitierten Werk? Wie die obigen Ausführungen deutlich gemacht haben, hat es **die** Burg als **das Symbol** der **Macht** höchstwahrscheinlich nicht

⁵⁷⁷ GÖRICH, Ehre Barbarossas, S. 2 – 11. Allgemein zum *honor* Begriff in der mediävistischen Forschung: GOETZ Hans Werner, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999, S. 212 – 218, sowie die zahlreichen Arbeiten von Gerd Althoff.

⁵⁷⁸ BORSZINSKI Hartmut, Hiltibraht. Das Hildebrandslied. Faksimile der Kasseler Handschrift (Kasseler Semesterbücher. Pretiosa Cassellana. Band 1), Kassel ³2004.

gegeben, und falls doch, ist es für den Historiker aufgrund der Quellenlage nicht mehr zu rekonstruieren. Man muss aber auch, bei aller berechtigten Kritik, die Kirche im Dorfe lassen. Letztlich ist klar, was Zeune eigentlich ausdrücken wollte, leider besteht wohl ein gewisser Dissens über die verwendeten Begrifflichkeiten. Wenn man überhaupt noch von einem Symbol sprechen möchte, kann dies aber auf gar keinen Fall auf eine komplette Burganlage bezogen werden, dafür ist der Burgenbau zu heterogen. Darüber hinaus ist Untermann unbedingt zuzustimmen, wenn er schreibt, dass der Burg eigentlich die darüber hinaus verweisende Idee fehlt, auf die sie sich symbolisch beziehen soll und deshalb eigentlich mehr repräsentiert als symbolisiert. Die Burg ist also eine Demonstration. Und demonstriert werden kann eine ganze Menge. Sigrid Hirbodian hat dies beispielhaft für die aufsteigende Ministerialität gezeigt.

Gleiches gilt für den von Zeune gewählten Begriff Macht. Der Machtbegriff ist zu allgemein und zu diffus und auch hier wäre eine Konkretisierung wünschenswert. Nochmals soll an dieser Stelle auf den Beitrag von Sigrid Hirbodian verwiesen werden: Macht im Sinne von Adelherrschaft. Somit wäre ein Titel wie *Burgen - Demonstration adeliger Herrschaft* vermutlich treffender für Zeunes Werk gewesen (von der restlichen Problematik einmal abgesehen).

Darüber hinaus haben die obigen Beispiele auch gezeigt, wie schwierig es mitunter für die Mediävistik sein kann, mit modernen soziologischen Theorien zu arbeiten. Sie mögen unserer Meinung nach durchaus ihre Berechtigung in einem hilfswissenschaftlichen Sinne haben, um alte Forschungsfelder mit neuen Fragen zu beackern. Über ihre sicherlich nützliche Verwendung in den modernen Sozialwissenschaften können wir uns selbstverständlich überhaupt kein Urteil anmaßen. Doch letztlich kann das große Problem, welches bereits Sven Reichardt (s. S. 124) konstatiert hat, nicht übersehen, bzw. übergangen werden: Oftmals sind diese Theorien in der Geschichtswissenschaft inzwischen zum reinen Selbstzweck verkommen. Sie bieten in der mediävistischen Forschung nur selten wissenschaftlichen Mehrwert oder kommen nach langatmigen Ausführungen auf Binsenweisheiten, auf die man auch ohne sie gekommen wäre. Ausgenommen hiervon sind Untersuchungen zu Kommunikation und Netzwerken, da diese beiden Aspekte direkt in den historischen Quellen auf uns gekommen sind. Wir verzichten deshalb in der weiteren Untersuchung auf Machtdefinitionen, Habitus und Kapitalsorten und auch die verschiedenen *Turns* werden nicht

weitergehend berücksichtigt. Für die Beantwortung unserer Fragen können sie uns keinerlei Hilfe leisten.

Zwischenbilanz

Die seit langem geforderte interdisziplinäre Zusammenarbeit bei der Erforschung von Burgen scheint in den letzten Jahren ernstlich voranzukommen. Peter Ettel hat mit dem nordöstlichen Bayern einen perfekten Raum für die weitere Erforschung des frühmittelalterlichen Burgenbaus gefunden. Perfekt deshalb, da sich dort einige Burganlagen befinden, die nicht nur exzellent ergraben und publiziert wurden, sondern auch in einigen der wichtigsten Schriftzeugnissen des Frühmittelalters auftauchen. Ettel konnte zeigen, dass die frühmittelalterlichen Wurzeln der hochmittelalterlichen Adelsburg noch sehr viel heterogener ausfielen, als zum Beispiel noch von Böhme und Biller angenommen wurde. Eine weitere wichtige Erkenntnis legt nahe, dass diese frühen Burgen sehr viel mehr in einem zentralörtlichen Kontext betrachtet werden sollten, als bisher geschehen.

Kühtreiber hat an Beispielen aus dem östlichen Österreich überzeugend dargelegt, dass die von Werner Meyer prominent vertretene These von der adeligen Höhenburg als Wirtschaftszentrum deutlich verhaltener betrachtet werden sollte. Gleichzeitig weist er aber auf die Wichtigkeit eben jener Burgen beim herrschaftlichen Landesausbau in dieser Region hin. Kühtreiber ist ein starker Verfechter des interdisziplinären Forschungsansatzes, wie er auch bei seinen Ausführungen zur Burg als Herrschaftssymbol unter Beweis stellt. Nichts desto weniger ist in den letzten Jahren aber auch deutlich geworden, dass der Aspekt der Symbolik, der sich allmählich zum Selbstläufer entwickelt hat, ebenfalls sehr viel verhaltener angegangen werden sollte. Neben einer präziseren Anwendung der einschlägigen Terminologie sind es vor allem moderne kultursoziologische Theorien, die mit mehr Bedacht in der Burgenforschung einzusetzen sind, zumindest was deren Frühphase anbelangt.

Am Ende soll aber ein versöhnliches Plädoyer stehen: Auch in der englischen Burgenforschung tobt ein Kampf um den vermeintlichen Gegensatz, Burgen einseitig entweder als Verteidigungsanlage oder Statussymbol zu betrachten. Oliver Creighton und Robert Liddiard

haben deshalb eindringlich dazu aufgerufen, to stop *fighting yesterday`s battle*.⁵⁷⁹ Man sollte endlich damit aufhören, eine entweder-oder Position in dieser Frage einzunehmen. Dies führt die Burgenforschung sicherlich nicht weiter. Im Gegenteil: Vielmehr sollten wir die große Chance nutzen, die uns interdisziplinäre Forschung heute ermöglicht, und früheren Forschern nicht zur Verfügung standen. Welche Aspekte einer Anlage von Bedeutung sind, hängt sowohl von der Fragestellung des Forschenden als auch der zu untersuchenden Anlage ab. Je mehr unterschiedliche Quellengattungen letztlich für eine Untersuchung zu Verfügung stehen, umso größer ist die Chance, Licht ins Dunkle zu bringen!

Interfatio

Nach einem derart ausführlichen Überblick ist es an der Zeit innezuhalten und ein Zwischenfazit zu ziehen. Auch wollen wir uns noch einmal die zu Beginn aufgeworfene Fragenstellung vor Augen halten: Warum war die Person Hans-Martin Maurers für die universitäre Burgenforschung, präziser – für die Frage nach der Entstehung der adeligen Höhenburg im 11. Jahrhundert so wichtig? Können seine Forschungsergebnisse, die lange Zeit nicht nur in der akademischen Fachwelt als allgemein anerkannt galten, auch heute noch diesen Anspruch erheben?

Wie gezeigt wurde, hat die Burgenforschung einen langen, steinigen Weg zurücklegen müssen, bis sie die Universität erreicht hat; ein Weg, an dem die *Alma Mater* aber nicht ganz unschuldig war und vermutlich mit dazu beigetragen hat, dass die Burgenkunde heute noch ein Feld ist, das eine starke Faszination auf den Laienforscher ausübt. Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die mittelalterlichen Burgen in den Fokus des Interesses gerieten, wäre es die Aufgabe der Kunstgeschichte oder der Archäologie gewesen, das Phänomen Burg an den Universitäten zu verankern. Dies ist aber nicht geschehen. Warum sich auch um halbverfallene, unbedeutende Anlagen in unwirtlichem Gelände kümmern, wenn man sich doch mit so spektakulären Funden im mediterranen Raum wie etwa Pompeji oder den ägyptischen Pyramiden beschäftigen konnte? Die Kunsthistoriker faszinierte zu jener Zeit der

⁵⁷⁹ CREITHON Oliver, LIDIARD Robert, Fighting yesterday`s battle: Beyond war or status in castle studis, in: Medieval Archaeology. Journal of the society for medieval archaeology. Volume 52, Leeds 2008, S. 161 – 169.

monumentale gotische Kathedralbau, Burgen wurden von ihnen als schmucklose Zweckbauten abgetan.

Umso mehr interessierten sich adelige Offiziere gleich aus mehreren Gründen für die alten Burgen. Zum einen war der Festungsbau zu jener Zeit noch fester Bestandteil des Kriegswesens und nicht wenige dieser Offiziere hatten eine Ausbildung als Festungsingenieure. Man konnte also persönliches Interesse mit beruflichem Interesse verbinden und vielleicht auch das ein oder andere Mal seinen Nutzen daraus ziehen. Zum anderen ist die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die Zeit des aufkommenden Nationalismus, der beim Adel auf besonders fruchtbaren Boden fiel. Mittelalterliche Burgen wurden nun von adeligen Familien gerne als Referenz ihrer persönlichen, langen Familientradition angesehen und auch propagiert, sicherlich nicht zuletzt deshalb, da spätestens in jener Zeit die Existenzberechtigung des Adels mit seinen zahlreichen Privilegien immer mehr in Frage gestellt wurde. Gleichzeitig war für die ebenfalls zu jener Zeit entstandene Geistesströmung der Romantik die Burgruine ein starkes Sinnbild, dessen sie sich nur zu gerne bediente. Dass unter diesen Umständen die Burg vor allem unter militärischen Aspekten betrachtet wurde, wird man diesen frühen Burgenpionieren kaum zum Vorwurf machen dürfen.

An dieser Situation hat sich im Grunde lange nichts geändert und so mag es kaum verwundern, wenn es ausgerechnet die Werke der beiden *feindlichen Brüder*⁵⁸⁰ Bodo Ehardt und Otto Pieper zu Beginn des 20. Jahrhunderts sind, die sich heute noch bei Laienforschern größter Beliebtheit erfreuen und die Vorstellungen von dem, was eine Burg ausmacht, stark geprägt haben. Beide haben Burgen aber lediglich beschrieben und nicht oder lediglich sehr marginal versucht, diese in einen historischen Kontext einzubetten. Burgen bleiben bei beiden letztlich unhistorisch, was ihre Aussagen aber umso leichter nachvollziehbar erscheinen lässt.

Auch während der Herrschaft der Nationalsozialisten ist der Burg die Anerkennung in universitären Kreisen größtenteils versagt geblieben. Die NS-Forschung konzentrierte sich auf ihre Blut-und-Boden Ideologie, in der Burgen nur einen kleinen, unwichtigen Randaspekt eingenommen haben. Der Burgenforscher Walter Hotz mag zwar der NS-Ideologie nicht ablehnend gegenübergestanden haben, aber eben auch nicht so nahe, dass er mit seinem

⁵⁸⁰ Die Bezeichnung wählte Zeune als Überschrift in seinem Forschungsüberblick, siehe: ZEUNE, Burgen, S. 27.

Interesse an mittelalterlichen Burgen im Dritten Reich die Chance auf eine akademische Karriere gehabt hätte. Trotzdem galt er nach dem zweiten Weltkrieg als belastet und somit war ihm nach wie vor die wissenschaftliche Laufbahn verwehrt. Publizistisch hat er in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft (WBG) eine neue Heimat gefunden und verfasste dort in der Nachkriegszeit Werke, die in der Öffentlichkeit ebenfalls schnell zu Klassikern der Burgenliteratur avancierten und auch heute noch stark rezipiert werden. Über den wissenschaftlichen Gehalt von Hotz' Werk lässt sich aber durchaus trefflich streiten.

So war es schließlich Hans-Martin Maurer, der Ende der 1950er Jahre endlich die Burg als Untersuchungsgegenstand an den Universitäten etablierte. Geprägt durch die Forschungen Karl Schmidts und Georges Dubys zum mittelalterlichen Adel hat er die Burg unter dem Gesichtspunkt des Ausdrucks adeligen Selbstverständnisses in den Fokus seiner zahlreichen Forschungsinteressen gestellt. Maurers Autorität unter Kollegen beruhte nicht zuletzt auf seiner stringenten und nüchternen Forschungsweise. Maurer hat sich dem Thema Burg vermutlich als einer der ersten vorurteilsfrei lediglich von der Quellenseite her angenommen und interpretiert. Als Quintessenz seiner Bemühungen kann auf seine Definition der hochmittelalterlichen adeligen Höhenburg verwiesen werden. Diese entstand laut Maurer ab der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in rascher Folge und zeichnete sich dadurch aus, dass es sich nun um einen privaten Bau einer adeligen Familie handelte, welcher Wohn- und Verteidigungsfunktion miteinander verband.

Maurer hat unter den Mediävisten einen wahren Burgenboom ausgelöst, die von nun an die Burg vor allem unter verfassungsgeschichtlichen Fragestellungen unter die Lupe genommen haben. Mit der Etablierung der Mittelalterarchäologie als eigenständigem akademischem Fach ab den 1960er Jahren wurde der mittelalterlichen Burg noch mehr Beachtung entgegengebracht. Werner Meyer hat mit seinen zahlreichen Burggrabungen und Untersuchungen nicht nur die Schweiz als wichtigste Region der Burgenforschung etabliert, sondern darüber hinaus die Burgenforschung um viele weitere Aspekte, wie zum Beispiel die Burg als Wirtschaftsfaktor für den Adel erweitert. Einer der vermutlich wichtigsten, wenn nicht sogar der wichtigste Beitrag seitens der Mittelalterarchäologie liegt aber in der Möglichkeit der präziseren Datierungsmöglichkeiten von Burgen. Es hat sich herausgestellt, dass viele Anlagen deutlich früher archäologisch nachweisbar sind als ihre Erstnennung in den Schriftquellen. Aufbauend auf die Anregungen Maurers und der Mittelalterarchäologie haben

Bitschnau und Biller in den 1980er und 1990er Jahren die Genese der Burg weiter untersucht. Bitschnau hat dabei den Begriff der Vertikalverschiebung geprägt, also jenes Phänomen, dass der Adel seinen Herrenhof am Rande einer ländlichen Siedlung aufgibt und auf eine Höhenburg zieht, nach der er sich fortan benennt. Zeune hat mit seiner Interpretation von Burgen als Machtsymbol vermutlich die wirkmächtigste Arbeit der letzten 25 Jahre vorgelegt, auch wenn seine Ergebnisse, wie gerade ausgeführt, inzwischen wieder etwas relativiert werden sollten. Die seit den 1990er Jahren stetig wachsende Zahl von Burgenlexika, von denen das Breisgauer Burgenbuch sicherlich eines der ambitioniertesten darstellt, zeigen uns deutlich, dass es durchaus möglich und sinnvoll ist, bestimmte Burgenlandschaften auf ihren Bestand hin zu untersuchen. Dies hat Peter Ettel zuletzt mit seinen Forschungen im ostbayerischen Raum eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Aufgrund der exzellenten quantitativen, wie qualitativen Quellenlage im historischen und archäologischen Bereich konnte Ettel verdeutlichen, wie lohnend Mikrostudien in einem begrenzten Gebiet sein können. So hat er nicht nur die heterogenen Wurzeln des frühmittelalterlichen Burgenbaus weiter herausgearbeitet, sondern auch exemplarisch an den Schweinfurter Grafen gezeigt, wie diese ihre Burgen nutzten, um sich eine frühe territoriale Herrschaft aufzubauen.

Es ist also deutlich geworden, dass die adelige Höhenburg nicht wie von Maurer noch angenommen schlagartig ab der Mitte des 11. Jahrhunderts entsteht, sondern deren Anfänge vielfältig sind und von Fall zu Fall untersucht werden müssen. Dass dies durchaus fruchtbaren Ertrag bringen kann, haben Ettels Studien klar bewiesen. Sein Ansatz von der Burg als möglichem Ort mit zentralörtlichen Funktionen soll deshalb bei den folgenden Beispielen neben der Frage nach dem Entstehungszeitpunkt im Mittelpunkt stehen. Auch wurden in den letzten Jahren viele neue Aspekte in der Burgenforschung untersucht, die uns zeigen, dass eine Burg als multifunktionales Phänomen zu verstehen und interpretieren ist. Somit ist eines der wichtigsten Untersuchungswerkzeuge die Interdisziplinarität.

Dies sind die Grundlagen, auf denen die nachfolgende Untersuchung fußen soll. Der Ausgangspunkt ist in der Person Hans-Martin Maurer zu sehen, dem es als erstem gelungen ist, in der deutschen Universitätenlandschaft einen wissenschaftlichen Standard in der Burgenforschung zu etablieren, den es zuvor nicht gegeben hat und sich gegenüber der doch oft recht spekulativen außeruniversitären Burgenforschung – die das Feld lange dominiert hat – abgrenzt. Auch der von ihm definierte Burgentyp der „hochmittelalterlichen adeligen

Höhenburg“ soll im Zentrum unserer Untersuchung stehen. Da inzwischen aber dank zahlreicher archäologischer Ausgrabungen und Untersuchungen auf unterschiedlichsten Burgen deutlich gezeigt wurde, dass zumindest die Genese jenes Burgentyps deutlich heterogener ausfällt als von Maurer noch angenommen, soll dieser Aspekt im Zentrum stehen. Ein Blick zurück ins Frühmittelalter ist also unumgänglich, um das Phänomen Adelsburg besser greifen zu können, ebenso wie der Versuch, die Erbauer und Nutznießer jener Anlagen, soweit es möglich ist, zu erfassen und in den historischen Kontext einzubetten. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass sich unsere Beispiele nicht nur auf das bloße Bauwerk beschränken können, sondern vielmehr versucht werden soll, diese und ihre menschlichen Protagonisten in das historische Umfeld einzuordnen. Eine große Hilfe hierbei stellt sicherlich die von Ettl inzwischen etablierte Zentralortstheorie dar, die auf jede einzelne untersuchte Anlage angewendet werden kann und die zweite große Stütze unserer Untersuchung darstellt. Auf weitere theoretische Grundlagen soll aus den eben erörterten Gründen weitestgehend verzichtet werden und stattdessen die Möglichkeit, die wenigen unterschiedlichen Quellengattungen unter interdisziplinären Gesichtspunkten zu erörtern. Somit kann man zu einem höheren Erkenntnisgewinn gelangen, der durch eine isolierte Betrachtung der einzelnen Quellen so nicht möglich ist. Dadurch kann aber auch Maurers Definition vom Typ Adelsburg nicht einfach übernommen werden, sondern benötigt einige kleine Modifikationen. Wir definieren „Adelige Höhenburg“ deshalb als:

Eine auf einer Anhöhe - zumeist aus Stein - errichtete Wehranlage, die meist im Besitz oder dem Zugriff einer Familie lag, neben ihrer Schutzfähigkeit aber auch andere multifunktionale Aufgaben überörtlicher Bedeutung wahrgenommen hat und deshalb von zentralörtlicher Wichtigkeit für ihr Umland war.

Mit dieser Erkenntnis ausgestattet, wollen wir nun unsere eigene Mikrostudie starten, und zwar in einem Raum, der ebenfalls bereits von Maurer in seinen grundlegenden Aufsätzen untersucht wurde, nämlich die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Hier soll der Fokus vor allem auf dem Uracher Raum liegen, der durch seine zahlreichen unterschiedlichen Burgen eine vielversprechende Ausgangslage verspricht. Bevor wir uns diesem aber zuwenden, wollen wir noch einmal zum Hohenstaufen zurückkehren, nicht in die Zeit des jungen Grafen Friedrich, sondern in die Gegenwart, um zu prüfen, inwieweit Maurers Ausführungen zur „Stammburg“ der Staufer auch heute noch Gültigkeit besitzen.

2. Vom Stammsitz eines Kaisergeschlechts: Der Hohenstaufen



Längst ist der Hohenstaufenberg zum schwäbischen Mythos, ja zu einem Erinnerungsort verklärt. So thront seit dem Jahre 2002 an höchster Stelle des Bergplateaus eine oktagonale Marmorsäule mit der Inschrift Abb. 016, 017):

HOEHENSTAU FEN

EIN BERG

EINE BURG

EINE DYNASTIE

EIN ZEITALTER

EIN MYTHOS

Diese und weitere Stelen wurden zum fünfzigjährigen Jubiläum des Bundeslandes Baden-Württemberg an (mehr oder weniger) wichtigen Stauferstätten errichtet⁵⁸¹ und haben inzwischen die stattliche Anzahl von 31 erreicht.⁵⁸² Neuerdings wird sogar die Meinung vertreten, die drei „Kaiserberge“ Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen seien gar keine Berge, sondern von Menschenhand geschaffene Pyramiden, die durch unterirdische Tunnel miteinander verbunden wären.⁵⁸³

Das sind sie natürlich nicht. Vielmehr haben wir es beim Hohenstaufen mit dem geologischen Phänomen eines Zeugenberges zu tun (Abb. 018 – 020). „Zeugenberg“ deshalb, weil er belegt, dass er einstmals Teil der Schwäbischen Alb war.⁵⁸⁴ Aber wie ist der Berg überhaupt entstanden, wenn nicht von Menschenhand? Die Gesteine, aus denen der Hohenstaufen besteht, stammen aus der erdgeschichtlichen Periode des Jura, die ungefähr vor 195 bis 144 Millionen Jahren andauert hat. Zu diesem Zeitpunkt lag der gesamte südwestdeutsche

⁵⁸¹ **KAUL** Camilla, Die Stauferrezeption im 19. und 20. Jahrhundert aus kunsthistorischer Sicht, in: Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Band 1. Essays, Darmstadt 2010, S. 68. Natürlich begann diese Verklärung wie wir im vorherigen Kapitel bereits erläutert haben bereits deutlich früher, im 19. Jahrhundert und auch in der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Berg und die sich darauf befindende Burg als Symbol des ersten deutschen Reiches missbraucht. So schrieb zum Beispiel der Göppinger Stadtarchivar im Jahr 1948 (!) folgende Sätze: *„Nirgendwo tritt uns die erschütternde Tragik des deutschen Schicksals so ins Bewußtsein, als auf dem Berg der Staufer. Wenn wir auf seiner Höhe stehen und die herrliche Schwäbische Landschaft ringsum bewundern, so treten auch die Charaktergestalten des Edelgeschlechts, das von hier aus den Flug nach weltumspannenden Zielen wagte, in unsere Gedanken; unwillkürlich vollzieht sich dann der Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit, die so manche Parallele mit der staufischen Zeit aufweist, und wir vermögen im Weitersinnen die Worte J. G. Fischers über den Hohenstaufen in ihrer ganzen Tiefe und Schwermut und lautlosen Klage zu verstehen:“*, siehe: **KIRSCHMER** Karl, Hohenstaufen. Berg – Burg – Dorf – Amt, Göppingen 1948, S. 8. Zum Kreiskongress der NSDAP in Göppingen am 03.11.1934 schreibt Heimer: *„Wie der Moslem einmal in seinem Leben sein religiöses Heiligtum in Mekka aufsuchen will, so soll es auch für den Deutschen ein heißes Verlangen sein, zu dem Berg zu wallfahren, dessen Name einst über Deutschland und die Welt leuchtete und der heute in seiner naturhaften Kahlheit und Verlassenheit ein gewaltiges symbolisches Monument der Größe und des Niederganges des mächtigsten deutschen Kaiserhauses darstellt. Man kann das Wort Hohenstaufen nicht aussprechen, ohne nicht machtvolle Geschichte, heldischen Geist, höfischen Galnz, holden Minnesang, deutsche Treue, welschen Haß und Verrat und das blutige Beil in Neapel heraufzubeschwören...“*, siehe: **HEIMER** W., Der Hohenstaufen, Stammberg eines Kaisergeschlechtes. Sonderheft zum Kreiskongreß der NSDAP Göppingen am 3.11.1934 (zitiert nach: **LANG** Walter, Hohenstaufen, S. 37, FN 23). Zur reichhaltigen Literatur der Stauferrezeption sei an dieser Stelle lediglich auf das Kapitel I: Staufermythen im eben zitierten Ausstellungskatalog „Die Staufer und Italien“, sowie auf den Aufsatz von Friedemann Scholl verwiesen, siehe: **SCHOLL** Friedemann, Was der kahle Berg zu denken gibt. Stauferverehrung und Denkmalskult im 19. Jahrhundert, in: Die Staufer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst. Band 19), Göppingen 2000, S. 88 – 92.

⁵⁸² Erschöpfende Informationen zu den Stelen unter: <http://www.stauferstelen.net/>.

⁵⁸³ <http://www.megalith-pyramiden.de/AA-001%20A%20Drei%20Kaiserberge.html>. Scharfe Kritik hat Rainer Schreg geäußert, siehe: <http://archaeologik.blogspot.de/2013/11/ein-berg-von-menschenhand.html>.

⁵⁸⁴ **HEGELE** Anton, Der markante Bergkegel: Der Hohenstaufen – geologisch betrachtet, in: Die Staufer, S. 12.

Raum unter einem Meer. Gegen Ende der Jurazeit verflachte dieses Meer und wurde bis in den Alpenraum zurückgedrängt. Das gesamte bis dato überflutete Gebiet wurde nun also zu Festland. Vor ca. 50 Millionen Jahren kam es dann durch die Verschiebung der Kontinente zu teils massiven Bewegungen der Erdkruste. Zu dieser Zeit begann sich nördlich des südwestdeutschen Juragebirges, zu dem auch die Schwäbische Alb gezählt wird, der Oberrheingraben einzusenken, gleichzeitig kam es im Süden zur Auffaltung der Alpen. Der von Norden und Süden einwirkende Druck führte einerseits zur Erhöhung des süddeutschen Juragebirges, andererseits zu einer Reihe von Bruchzonen, wie der so genannte *Schwäbische Lineament* am heutigen Nordrand der Schwäbischen Alb. In diesen Bruchzonen entstanden Grabenstrukturen, in denen sich die Gesteinsablagerungen im Vergleich zur Umgebung abgesenkt haben – und genau dies geschah beim Hohenstaufen. Am Anfang war der Berg also kurioserweise ein Tal. Das Tal aber war nun wiederum besser vor der Verwitterung geschützt als seine Umgebung, was dazu führte, dass der Hohenstaufen sich langsam aus seiner Umgebung, die schneller verwitterte, als Erhöhung herausmodellerte. In der Geologie nennt man diesen Prozess auch Reliefumkehr.⁵⁸⁵

Der heute 684 m hohe Berg hatte es ursprünglich gar auf stolze 800 m gebracht. Vor zwei bis drei Millionen Jahren rutsche ein Teil des südwestlichen Bergplateaus aber wieder ab und bildete am südwestlichen Fuß des Berges einen Gesteinskomplex, der heute als Spielburg bezeichnet wird.⁵⁸⁶ Die Name Hohenstaufen selbst ist recht unspektakulär und war in seiner Grundform als Landschaftsname weit verbreitet.⁵⁸⁷ „Stauf“ bezeichnet ein mittelalterliches Trinkgefäß, genauer: einen Becher ohne Fuß und leitet sich vom germanischen Wort *staupa ab. Es ist verwandt mit dem altnordischen Begriff *staup* und dem altenglischen *stēap*, was so viel wie Baumstumpf bedeutet.⁵⁸⁸

⁵⁸⁵ ROSENDAHL Wilfried, Vom Jurameer zum Kaiserberg – Der Hohenstaufen aus erd- und vorgeschichtlicher Sicht, in: Die Stauer und Italien, S. 81 - 84.

⁵⁸⁶ HEGELE, Bergkegel, S. 12.

⁵⁸⁷ Beispielsweise Burg Staufen im Breisgau, Burg Staufen im Hegau oder Burg Staufen im Taunus.

⁵⁸⁸ SEEBOLD Elmar, Stauf, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York ²⁴2002, S. 877.

2.1. Die Quellenlage

Die Quellenlage zur Burg Hohenstaufen und ihrer Gründung scheint auf den ersten Blick erfreulich gut zu sein. So haben wir gleich zwei schriftliche Nachweise über den Zeitpunkt ihrer Erbauung, zwei bildliche Darstellungen aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert, sowie Skizzen mit Beschreibungen und nicht zuletzt archäologische Erkenntnisse. Aber reicht das tatsächlich aus, um zu verlässlichen Aussagen über die Gründung und Gestalt des Hohenstaufen zu gelangen?

Lassen wir zuerst die beiden schriftlichen Quellen zu Wort kommen. Bei der ersten handelt es sich um die so genannte „Konsanguinitätstafel“ (Abb. 021) aus dem Briefbuch⁵⁸⁹ des Abtes Wibald von Stablo um das Jahr 1150, die im Zusammenhang mit der Scheidung Friedrich Barbarossas von seiner ersten Ehefrau Adela von Vohburg entstanden ist.

Ex uno patre et una matre nati:

Berta

Fridericus

Genuit Bezelinum de Vilingen.

Genuit Fridericum de Buren.

Bezelinus de Vilingen genuit Bertolfum cum barba.

Fridericus de Buren genuit ducem Fridericum, qui Stophen condidit.

Bertolfus cum barba genuit Liutgardim.

Liutgardis genuit marchionem Theobaldum.

Dux Fridericus de Stophen ex filia regis Henrici genuit ducem Fridericum

Marchio Theobaldus genuit Adalam.

Dux Fridericus genuit regem Fridericum

⁵⁸⁹ JAFFÉ Philipp, Wibaldi epistolae, in: Bibliotheca rerum Germanicarum. Tomus Primus. Monumenta Corbeiensia, Berlin 1864, S. 547, Nr. 408; Neuedition: MGH. Briefe d. dt. Kaiserzeit 9, Brief 385, S. 812f.

Bei der anderen Quelle handelt es sich um die *gesta friderici I. imperatoris* Ottos von Freising, welche ebenfalls um die Mitte des 12. Jahrhunderts angefertigt wurden. Dort findet man im ersten Buch folgenden Satz:

*„Ea tempestate [in den 1070er Jahren] comes quidam Fredericus nomine, ex nobilissimis Suevie comitibus originem trahens, in castro Stöphe dicto coloniam posuerat.“*⁵⁹⁰

In der (Staufer-) Forschung war man aufgrund der beiden Textzeugnisse deshalb überwiegend zu der Meinung gelangt, die Burg Hohenstaufen müsste ungefähr in den 1070er Jahren von Graf Friedrich erbaut worden sein.⁵⁹¹ Doch wie so oft haben auch beim Hohenstaufen archäologische Ausgrabungen und Auswertungen neue interessante Ergebnisse zu Tage gefördert, welche die alten Schriftquellen in ein anderes Licht zu rücken scheinen.

Erste „archäologische“ Ausgrabungen sind auf dem Hohenstaufen bereits für das 18. Jahrhundert belegt. Freilich ging es damals nicht um das hehre Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern vielmehr um den schnöden Mammon. 1724 wurde dem Göppinger Vogt gemeldet, dass nachts auf dem Hohenstaufen einige Männer heimlich nach einem dort verborgenen Schatze graben würden. Der Göppinger Keller bestellte daraufhin den Bergwerker und Brunnensachverständigen Reiff von Sindelfingen mitsamt seiner Wünschelrute auf die Ruine. Dieser behauptete nach fachkundiger Begehung des Berges zwar nachdrücklich, dort müsse tatsächlich ein nicht geringer Schatz vergraben liegen, gefunden worden ist er allerdings bis heute nicht.⁵⁹² Einige Jahre später begannen auf Befehl des württembergischen Herzogs Karl Alexander Baumaßnahmen auf dem Hohenstaufen, die sich für die spätere archäologische Erforschung als höchst ärgerlich erweisen sollten. Karl Alexander, militärisch ambitioniert, wollte den Hohenstaufen zu einer modernen Festungsanlage umbauen und veranlasste im Jahr 1736 Erd-, Planierungs- und

⁵⁹⁰ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8; deutsche Übersetzung: **SCHMALE** Franz-Josef, Bischof Otto von Freising und Rahewin. Die Taten Friedrichs oder richtiger Chronica (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 17), Darmstadt 1965, I, 8 (zweite verb. Auflage 1974, dritte und vierte unverändert. Auflage 1968 und 2000).

⁵⁹¹ Z.B. **KIRSCHMER**, Hohenstaufen, S. 28; **SCHWARZMAIER** Hansmartin, Die Welt der Staufer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie, Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 11; **DEBS.**, Die Heimat der Staufer. Bilder und Dokumente aus einhundert Jahren staufischer Geschichte in Südwestdeutschland, Sigmaringen 1976, S.18; **AKERMANN** Manfred, Die Staufer. Ein europäisches Herrschergeschlecht, Stuttgart 2003, S. 20; **ZIERLEIN** Katharina, Aller Anfang ist klein: Der Hohenstaufen und die Habsburg, in: Erinnerungsorte – Erinnerungsbrüche. Mittelalterliche Orte, die Geschichte mach(t)en, Ostfildern 2013, S. 112; **SCHMITT**, Burgenführer 1, S. 101; **BÜHLER** Heinz, Zur Geschichte der frühen Staufer. Herkunft und sozialer Rang – unbekannte Staufer, in: Adel, Klöster und Burgherren im alten Herzogtum Schwaben, S. 447.

⁵⁹² **MAUER**, Hohenstaufen, S. 155.

Sprengarbeiten, um das Plateau einzuebnen. Nur ein Unfall, bei dem der Sprengmeister schwer verletzt wurde und der Tod des Herzogs im darauffolgenden Jahr verhinderten, dass der Plan tatsächlich in die Tat umgesetzt wurde.⁵⁹³ Erste Grabungen mit dem Ziel wissenschaftlicher Erkenntnis fanden dann im Jahre 1871 statt. Das *Hohenstaufencomité* machte sich ganz im Sinne der damaligen Zeit daran, die Grundmauern der Anlage freizulegen. Dies wurde zwar durchgeführt, doch leider fehlen heute sämtliche Informationen über diesen Vorgang. Lediglich aus den Unterlagen des Kirchheimer Forstmeisters Probst von 1895 geht hervor, dass Ausgrabungen stattgefunden haben, deren Ergebnisse allerdings nicht befriedigten und weshalb kein Fundbericht angelegt worden sei.⁵⁹⁴

Es dauerte bis ins Jahr 1935, bevor es zu weiteren Grabungen auf dem Hohenstaufen kam (Abb. 022 – 026). Unter Leitung des Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Prof. Eugen Nägele wurde erneut versucht, den Burggrundriss zu ergraben, um diesen auf einer entsprechenden Tafel in der Barbarossakirche im Ort Hohenstaufen aufzuhängen.⁵⁹⁵ In nur drei Tagen (14. bis 16. November 1935) konnte durch 20 Grabungen in verschiedenen Abständen der gesamte Mauerring erschlossen werden. Danach wurden noch die Lage der Schildmauer, sowie der beiden Türme „Mannsturm“ und „Bubenturm“ identifiziert.⁵⁹⁶ Obwohl das Landesamt für Denkmalpflege sich bereits 1934 negativ gegenüber Grabungen auf dem Hohenstaufen geäußert und auch den dortigen Bau der Albvereinshütte kritisiert hatte, riefen die Publikationen des Schwäbischen Albvereins einen großzügigen Spender für weitere Ausgrabungen auf den Plan. Kommerzienrat Dr. Paul Reusch, der so manche Kindheitserinnerung mit der Ruine auf dem Hohenstaufenberg verband, setzte sich im Finanzministerium dafür ein, die letzten Mauerreste auf der Burg zu erhalten und durch weitere Ausgrabungen zu erweitern. Hierfür spendete er 10.000 RM aus eigener Tasche. Nach einigen Querelen ob der Zuständigkeit wurde Ende August 1936 Dr. Walter Veeck, der damalige Direktor der ehemals königlichen Altertümersammlung, mit der Durchführung des Projekts beauftragt.⁵⁹⁷ Erstmals wurden nun größere Flächengrabungen durchgeführt, deren Ergebnisse sich durchaus sehen lassen konnten. Neben einem Kellerraum eines Gebäudes, der

⁵⁹³ LANG Walter, Der Hohenstaufen in Vorgeschichte und Mittelalter – die Forschungsgeschichte, in: Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 34), Göppingen 1996, S. 11.

⁵⁹⁴ EBD., S. 13.

⁵⁹⁵ LANG Walter, Archäologische Grabungen auf dem Hohenstaufen 1935 bis 1938, in: Die Staufer, S. 16.

⁵⁹⁶ EBD., S. 15f.

⁵⁹⁷ EBD., S. 17.

zuvor als Zisterne genutzt wurde, konnten weitere Teile der Ringmauer lokalisiert und ausgegraben werden. Zum ersten Mal wurde auch die spätmittelalterliche Wehrmauer erfasst, die das Plateau des Berges in Nord-Süd-Richtung in eine Vor- und eine Hauptburg geteilt hatte. Nachdem im Sommer 1937 eine Grabungspause eingelegt wurde, sind die Arbeiten im darauffolgenden Jahr wiederaufgenommen worden. Sie führten zur Freilegung des Burgtors an der Südseite des Plateaus, genau an jener Stelle, an der sich noch der heutige Zugang zur Anlage befindet. Westlich daran wurde wieder ein Stück der Ringmauer, sowie ein weiterer Gebäudekeller und die Fundamente des so genannten Mannsturms, des Bergfriedes ergraben.⁵⁹⁸ Diese Grabungskampagne sollte allerdings die letzte bleiben – der Beginn des Zweiten Weltkrieges verhinderte weitere Untersuchungen.

Der Erkenntniswert dieser frühen Grabungen ist bis vor wenigen Jahren von archäologischer Seite als eher gering eingeschätzt worden. Dies lag zum einen an der Qualität der Grabungsdokumente und zum anderen an dem damals geborgenen Fundgut. Beides wurde im Zweiten Weltkrieg zum vermeintlich besseren Schutz vor feindlichen Angriffen im Alten Schloss in Stuttgart untergebracht. Dort sind sie jedoch 1945 vermutlich einem Bombenangriff zum Opfer gefallen. Ein Teil der Dokumente konnte zwar aus dem Schutt gerettet werden, allerdings waren sie teilweise sehr stark beschädigt. Sie wurden erst vor einigen Jahren ausgewertet und wiederveröffentlicht. Ähnliches gilt für das Fundgut. Nur ein geringer Teil davon ist 1987 von Uwe Gross in einem Ludwigsburger Depot des Württembergischen Landesmuseums wiederentdeckt und ebenfalls ausgewertet worden. Zum anderen war der grabungstechnische und konservatorische Standard in den 1930er Jahren natürlich deutlich schlechter, als dies heute der Fall ist.⁵⁹⁹ Darüber hinaus waren die 1936 und 1938 sichtbar gemachten Baubefunde nur unzureichend gesichert worden und bereits in den 1950er Jahren wieder stark zerfallen.

Dies veranlasste 1966 Stadt und Landkreis Göppingen dazu, eine amtliche Besichtigung abzuhalten. Man einigte sich darauf, die Ausgrabungsbefunde zu sichern und durch weitere Ausgrabungen zu erweitern, um die Burg für den erhofften Tourismus besser erschließbar zu machen. Finanziert werden sollte dies durch einen Spendenaufruf, der immerhin die beträchtliche Summe von 67.000 DM einbrachte. Der Göppinger Architekt Dr. Werner Lipp,

⁵⁹⁸ EBD., S. 17.

⁵⁹⁹ EBD., S. 17.

der sich bereits seit längerem mit diversen Rekonstruktionsversuchen zum mittelalterlichen Göppingen und dem Hohenstaufen beschäftigte, wurde mit der Aufgabe betraut. Die allzu großzügige Interpretation der Restaurierungsarbeiten am alten Bestand rief allerdings bald den Widerstand der amtlichen Denkmalschützer hervor. Die von Seiten der Stadt gewünschte Erhöhung des Bergfriedes um ca. sechs Meter, sowie die Überbauung des Torbereiches und den Einbau moderner Gebäude auf dem Plateau konnten durch weitere Einsprüche des Landesdenkmalamtes und fehlender Finanzierung gerade noch verhindert werden. Nicht verhindert werden konnte allerdings der Neubau der „Schutzhütte“ östlich des Torzugangs, nachdem 1975 die alte Hütte des Schwäbischen Albvereins abgebrannt war.⁶⁰⁰ Das bei dem Neubau keinerlei archäologische Untersuchungen auf dem betroffenen Gelände durchgeführt wurden, ist einer der größten Skandale in der Erforschungsgeschichte des Hohenstaufen und des Denkmalschutzes in Baden-Württemberg. Allerdings sollte man die archäologischen Ergebnisse auch nicht zu negativ bewerten. Einige interessante Erkenntnisse sind nämlich nicht von der Hand zu weisen. Zu deren Einordnung lohnt sich ein Blick auf die früheste schriftliche Beschreibung der Ruine:

Martin Crusius, Altphilologe, Historiker und Professor an der Universität Tübingen, heute noch für seine dreibändigen *Annales suevici*⁶⁰¹ von 1595/96 bekannt, unternahm 1588 zusammen mit seinem Sohn Urbanus und zwei Freunden eine Wanderung von Tübingen nach Lorch und nutzte dabei die Gelegenheit, historische Denkmale zu besuchen. Ein Halt auf dem Hohenstaufen durfte dabei natürlich nicht fehlen. Zwar wurde Crusius in seinen Erwartungen derart schwer enttäuscht, dass er noch vor Ort den Choral „Mag ich Unglück nicht überstehen“ anstimmte und sein Begleiter Magister Eusebius Stetter vor Zorn mit seinem Gewehr einen Schuss über die Mauer abfeuerte⁶⁰², nichtsdestotrotz wurde die Ruine danach gründlich in Augenschein genommen. Crusius fertigte von dieser Wanderung einen Bericht an, der auch drei Skizzen vom Hohenstaufen enthält (Abb. 027 – 030). Des Weiteren wird der Besuch auf dem Hohenstaufen auch in seinen Tagebüchern und den *Annales suevici* erwähnt:⁶⁰³

⁶⁰⁰ LANG, Hohenstaufen, S. 30 – 34.

⁶⁰¹ CRUSIUS Martin, *Annales suevici sive Chronica rerum gestarum antiquissimae et inclytae Suevicae gentis*, Frankfurt am Main 1595/96; deutsche Übersetzung: MOSER Johann Jacob, *Martin Crusii Schwäbische Chronick*, Frankfurt am Main 1738.

⁶⁰² MAURER, Hohenstaufen, S. 151.

⁶⁰³ Zum Tagebuch siehe: Universitätsbibliothek Tübingen, Hs. Mh 466, 3, S. 518 online: <http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/Mh466-3>; Ausführliche Beschreibung der Wanderung mit dem Besuch auf dem Hohenstaufen und den dazugehörigen Skizzen befinden sich in einer eigenen kleinen Handschrift, siehe:

„Tunc pervenimus in pagum Stauffam infra castrum Hohenstauffense situm: in quem pagum porta castrum sinistrorsum despiciebat. [...] Etiam hodiernae murorum reliquiae, paulatim imminuuntur: saxa Goeppingam ad alias adificationes devehendis. [...] Notabo autem situm figuramque loci et arcis. [...] Deinde, ubi altius progressus fueris: porta bipatens castrum occurrit, quae unica est. Mons ipse, rotundus, ceupileus altus et fastigiatus: sed tamen [?] longior, quam latior. Circumivimus ipsa moenia etiam extrinsecus: ac parum circum marginis restat: ita, ut castrum non potuisset magis extendi, quam nunc ambitus eius est: quia mons, satis praeceps. [...] Quando portam ingressus fueris: castrum iam due partes sunt, dextra et sinistra, muro interseptae. In dextra, hodie nullum aedificium, praeter partem muri cuiusdam, est: Sed illa graminosa area, quam dixi. Eius longitudo et latitudo, est meorum passuum circ. XLVI. In angulo à porta dextro, qui pagum subiectum Stauffam respicit, sacellum fuit. In sinistro non longè à porta, iuxta inter septentem murum, putens, iam lapidibus oppletus. In angulis, et iuxta muros, arbores et arbusculae, in utraque arcis parte. Iam per medium inter septentem, porta est: qua in alteram castrum partem, quae ad sinistram est, intrabatur. Cuius partis longitudinem numeravi LX. passus: Latitudinem, XL. Ita totius arcis longitudo, fuerit CVI passuum meorum. Ad sinistram autem manum, per portam ingredienti turris stat, alta tunc adhuc 52. pedes, dicta Mansthurn in quam captivi conijciebantur. Superius, non infrà (sicut etiam Achalme) introitum habebat. Iuxta eam turrim, ad latus muri, ubi porta à Stauffa ascendit est, Gynaeci habitatio fuit: sicuti nobis prudens pagi incolagranda natudicebat. Ibi etiam sub muro, de quo dictum, inter septentem, cella vinaria erat: hodie lapidibus ferè impleta. [...] In angulo huius partis extimo, qui ad dextram ingredienti est, turris stat, Bubenthurn nominata. Infra vicini lateris medium, cavitas est, das heydenloch dicta. [...] Murus circumplectens totam arcem, craßitudine fermè septem pedum est: alibi altior, alibi humilior: cùm multa deciderint, aut sublata inde sint. Primae fuerunt moenibus. Saxa, quadrata, quasicircum quatuor latera accisa: ita, ut media quadrata pars sic extantior: sicut in lapidibus Noribrgensium moenium. Adhuc lapides, ex illo Rusticano arcis incendio rubent.“⁶⁰⁴

Dieser Bericht deckt sich ziemlich genau mit den Ergebnissen der Grabungen von 1936 und 1938. Teile der Umwehrung und der nord-südlich verlaufenden Trennmauer, die Fundamente des Manturmes, der Torbereich, sowie das von Crusius als Frauengemach interpretierte

Universitätsbibliothek Tübingen, Hs. Mh 160, S. 11 & 14 online: <http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/Mh160>. Sie diene vermutlich als Vorlage für die 1595 gedruckten Annales suevici. Dort ist der Text größtenteils wörtlich abgedruckt, siehe: **CRUSIUS**, Annales, partis III, liber XII, caput XXXV (S. 813 – 821). Auf Seite 817 befindet sich eine schematisierte Skizze des Hohenstaufen. In der deutschen Übersetzung der Annales von Moser befindet sich die Skizze auf Seite 375. Die drei handschriftlich angefertigten Skizzen befinden sich ebenfalls in der Hs. Mh 160. Kommentierte Edition mit sämtlichen Skizzen durch Wilhelm Schmid, siehe: **SCHMID** Wilhelm, Eine Fußwanderung des Martin Crusius von Tübingen auf den Hohenstaufen Pfingsten 1588, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Neue Folge, Band 27, Stuttgart 1919, 14 – 33. Eine deutsche Übersetzung der Reise bietet neben Moser auch Maurer, siehe: **MAURER**, Hohenstaufen, S. 167f.

⁶⁰⁴ **CRUSIUS**, Annales, S. 815f. Eine mittelhochdeutsche Übersetzung bietet **MOSER**, Crusii, S. 375. Eine Übersetzung ins moderne Deutsch bietet Maurer, siehe: **MAURER**, Hohenstaufen, S. 167f.

Gebäude konnten damals freigelegt werden. Nicht mehr auffindbar waren der Durchgang in der Trennmauer (dieser Teil könnte beim Bau der Schutzhütte zerstört worden sein) und der Brunnen zwischen Torbereich und Trennmauer. Dafür wurde im nördlichen Bereich, westlich an die Trennmauer anschließend, Kellerräume mit einer Zisterne entdeckt.⁶⁰⁵ Der Bericht Crusius' zeigt zudem auch, dass die 1525 im Bauernkrieg zerstörte Burg nicht wiederaufgebaut, sondern bereits kurz darauf als Steinbruch verwendet wurde – und so das Bild und die bauliche Substanz der mittelalterlichen Burg schon früh zerstört wurde.

Es existieren aber noch zwei Bildquellen, die einen ungefähren Eindruck von dieser letzten Phase der Hohenstaufenburg vermitteln und zumindest kurz vorgestellt werden sollen: Die ältere der beiden ist Teil des so genannten Stifterbildes in der Göppinger Oberhofenkirche (Abb. 031, 032). Es befindet sich in der südlichen Eingangshalle und wurde erst 1938 bei Renovierungsarbeiten wiederentdeckt.⁶⁰⁶ Die Datierung schwankt zwischen 1438 und 1490⁶⁰⁷, was für unsere Arbeit aber weniger von Interesse ist. Wichtiger für uns ist, dass das Bild die Burg vor ihrer Zerstörung im Bauernkrieg zeigt und auf diesen Aspekt möchten wir uns im Folgenden beschränken.⁶⁰⁸ Ob die Anlage überhaupt den Hohenstaufen zeigt ist freilich schwer zu beweisen, allerdings macht der kompositorische Aufbau des Freskos dies ziemlich wahrscheinlich. Im Zentrum des Freskos steht eine Kirche, bei der es sich um die Oberhofenkirche handelt, im rechten oberen Bildrand befindet sich der Umriss der Burg, die also von Südwesten her dargestellt wird. Dies deckt sich mit den tatsächlichen geografischen Verhältnissen. Die Frage, mit welcher Anlage wir es auf dem Stifterbild zu tun haben ist letztlich jedoch irrelevant, da bereits ein flüchtiger Blick verrät, dass wir es hier mit einer nicht sonderlich realistischen Nachzeichnung zu tun haben. Die Burg und ihre einzelnen Baukörper sind überhöht und gedrungen dargestellt. Das Tor zwischen Mannsturm und Bubenturm ist ebenfalls falsch platziert. Der Bubenturm befindet sich beim Fresko außerhalb der Ringmauer. Diese Position des Turmes findet man ebenfalls auf einer späteren Abbildung der Burg im

⁶⁰⁵ LANG, Archäologische Grabungen, S. 17.

⁶⁰⁶ KIRSCHMER, Hohenstaufen, S. 29.

⁶⁰⁷ Kirschmer, sich auf ein Gutachten von Dr. Schmidt im Schwäbischen Heimatbuch von 1939 beziehend, plädiert für 1470, siehe: EBD., S. 29, Konrad Plieninger für 1490 mit Verweis auf die ebenfalls bei der 1938 durchgeführten Restaurierung der Eingangshalle dort gefundenen Jahreszahl, siehe: PLEININGER Konrad, Stadtschreiber, Leibärzte, Festungskommandanten. Altwürttembergische Ehrbarkeit in den Epitaphien der Oberhofenkirche Göppingen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 28), Weißenhorn 1992, S. 72. Walter Ziegler plädiert für 1438, wie es in der fragmentarischen Inschrift rechts des Stifterbildes festgehalten ist, siehe: ZIEGLER Walter, Stadt Göppingen, Göppingen 2006, S. 88.

⁶⁰⁸ Für weitere Informationen über das Stifterbild siehe: PLEININGER, Stadtschreiber, S. 72 – 75.

Forstlagerbuch des Andreas Kieser⁶⁰⁹ von 1685 wieder. Eine Bodenradar-Prospektion aus dem Jahr 2008, die auf dem Hohenstaufen durchgeführt wurde hat allerdings klar gezeigt, dass sich der Bubenturm innerhalb der Umwehrung befunden hat.⁶¹⁰ An dieser Stelle sei noch einmal ausdrücklich auf den Aufsatz von Eva-Maria Butz verwiesen⁶¹¹, in dem sie verdeutlicht, dass realistische Abbildungen von Burgen, zumindest im Breisgauer Raum eher die Ausnahme denn die Regel dargestellt haben. Dies scheint auch beim Hohenstaufen und dem Stifterbild der Göppinger Oberhofenkirche der Fall zu sein.

Bei der zweiten Abbildung handelt es sich um das so genannte Filstalpanorama (Abb. 033). Es entstand 1534/35, also 10 Jahre nach der Zerstörung der Burg im Bauernkrieg im Zuge eines Grenzstreites zwischen dem Herzogtum Württemberg und der Reichsstadt Ulm.⁶¹² Das Panorama zeigt die Anlage von Süden. Durch Beschriftung ist die Zuordnung zur Burg eindeutig. Die Besonderheit dieser Abbildung ist zum einen darin zu sehen, dass sie die Burg zwar bereits nach ihrer Zerstörung, aber anscheinend noch vor ihrer Nutzung als Steinbruch zeigt, wie es dann ja bereits 50 Jahre später der Fall gewesen sein muss, als Crusius den Berg aufgesucht hat. Zum anderen scheint die Detailtreue der Darstellung erheblich genauer zu sein als beim Fresko in der Oberhofenkirche. Der Bubenturm befindet sich hier innerhalb der Wehrmauer, auch der Mannsturm ist noch deutlich zu erkennen, wenn auch seines Fachwerkaufsatzes beraubt – wie er auf dem Fresko der Oberhofenkirche zu sehen ist - und mit Notdach versehen. Auch die Mauer schien 1534/35 noch weitestgehend intakt gewesen zu sein. Bei dem Türmchen im Osten der Burg mit den darunter befindlichen Fenstern in der Wehrmauer wird es sich vermutlich nicht um die von Cruisus genannte Kapelle handeln, sondern wahrscheinlich um ein östliches Pendant zum Bubenturm im Westen. Aber auch bei dieser Abbildung sind Abweichungen feststellbar. So fehlt das Tor, ebenso wie der Aufgang vom Dorf Hohenstaufen zur Burg. Das Zentrum der Burg mit dem Mannsturm bildet den höchsten geografischen Punkt, während die Anlage nach Süden und Westen hinabfällt. Heute

⁶⁰⁹ HStAS H 107/15 Bd 7 Bl. 24 (<http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=1-513295>)

⁶¹⁰ **RADEMACHER** Reinhard, **WEIDENBACHER** Michael, Neue archäologische Beobachtungen in der Stammburg der Staufer auf dem Hohenstaufen bei Göppingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, Darmstadt 2014, S. 300.

⁶¹¹ **BUTZ**, vorgestellte Wirklichkeit, S. 9 – 16.

⁶¹² **AKERMANN** Manfred, Das Bild der Burg Hohenstaufen, in: Schwäbische Heimat. Band 21. Heft 2, Stuttgart 1970, S. 102. Das Original befindet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, siehe: HStAS J 122/500 Nr. 4-19. Weitere Informationen zum Filstalpanorama siehe: <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=1-514317> & **ZIEGLER** Walter, Das Filstalpanorama. Die älteste Darstellung der Landschaft zwischen Geislingen und Göppingen, in: Die Fils. Fluss – Landschaft – Menschen (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen. Band 16), Göppingen 2011, S. 100 – 111 & **ZIEGLER** Walter, Zoll und Geleit, in: **EBD.**, S. 112 – 121.

ist der höchste Punkt jedoch der östliche Teil. Dies könnte jedoch auch den Spreng- und Schanzarbeiten des Jahres 1736 geschuldet sein.

Somit haben wir zumindest eine recht genaue Vorstellung von der Burganlage im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert bis zu ihrer Zerstörung. Da wir uns aber primär für die älteste Burganlage auf dem Hohenstaufen interessieren, muss nun überprüft werden, ob vom gerade vorgestellten Befund noch Rückschlüsse auf ältere Vorgängeranlagen möglich sind (Abb. 034).

2.2. Datierung der Burganlage

Sowohl Hans-Martin Maurer⁶¹³ als auch Günther Schmitt⁶¹⁴ haben sich mit den baulichen Überresten des Hohenstaufen auseinandergesetzt. Erste Probleme ergeben sich bereits aus den Planierungs- und Sprengarbeiten auf dem Plateau auf Befehl Herzog Karl Alexanders im Jahr 1736. Weder wissen wir, wo genau auf dem Berg diese stattfanden, noch ob bzw. was dabei an historischer Bausubstanz vernichtet wurde. Dasselbe gilt in kleinerem Maße für den Neubau der „Schutzhütte“ aus dem Jahr 1977. Darüber hinaus wurde bei den Grabungen und Instandsetzungsarbeiten von 1967 bis 1971 recht willkürlich in den Baubestand eingegriffen, ohne dass dies gekennzeichnet wurde. So hat man Mauern eigenmächtig erhöht. In die Trennmauer, die die Burg in Nord-Süd Richtung in Haupt- und Vorburg trennte und an die sich an der Nordseite links und rechts zwei Gebäude anschließen, wurde ein Durchgang eingebrochen. Die Trennwand erweckt heute deshalb eher den Anschein einer Gebäudezwischenwand (Abb. 035, 036).⁶¹⁵

Dennoch sind einige architektonische Formen nachvollziehbar, die Indizien zur Datierung der Anlage bieten können: Das Gipfelplateau wurde von einer kräftigen, 1,8 m bis 2 m starken Umfassungsmauer eingeschlossen. Freigelegt sind jedoch lediglich ein schmales Stück an der Nordseite bei den beiden Gebäuden und im Süden zwischen Mannsturm und Tor. An dieser Stelle befindet sich auch eine Terrasse, die etwa 5 m bis 6 m tiefer liegt als das Plateau und sich ebenfalls innerhalb der Umfassungsmauer befindet.⁶¹⁶ Die Mauer reicht nicht bis an die Hangkante, an der Nordseite besteht eine Lücke von 5 m bis 6 m. Auf diesem schmalen

⁶¹³ MAURER, Hohenstaufen, S. 159 – 166.

⁶¹⁴ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 105 – 110.

⁶¹⁵ EBD., S. 105.

⁶¹⁶ MAURER, Hohenstaufen, S. 159f.

Streifen konnte Crusius laut seinem Tagebuch die komplette Burg umrunden. Falls man den Abbildungen des Hohenstaufen trauen mag, war die Mauer mit einem Wehrgang aus Zinnen und Schießscharten ausgestattet. Der sich links an die Trennmauer anschließende Mannsturm wird zusammen mit der Umwehrungsmauer zum ältesten noch sichtbaren Baubestand gehören. Nicht nur seine Lage im vorderen Teil der Hauptburg, sondern auch sein erhöhter Eingang, wie von Crusius beschrieben, rechtfertigen seine Definition als Bergfried. Auch dass er im Inneren noch bis auf eine Tiefe von 5,5 m ausgegraben wurde, lässt auf das hohe Alter des Turmes schließen⁶¹⁷, später wurden diese in der Regel nicht mehr derart tief untermauert. Zwar sind die Mauerstärken an der Nord- und Westseite mit gerade einmal 1,05 m und 1,3 m für einen Bergfried eher schmal. An den unteren Mauerteilen der Ost- und Südseite zeigt sich jedoch die ehemalige Dicke der Mauer, die bei den Wiederaufbaumaßnahmen in den 1960er Jahren nicht berücksichtigt wurden. Hier entspricht die Mauerstärke mit 2,8 m und 3,5 m den durchaus üblichen Maßen.⁶¹⁸

Die Trennmauer, die die Burganlage in Nord-Süd Richtung in eine Hauptburg im Westen und eine Vorburg im Osten trennt, weist eine Mauerstärke zwischen 1,5 m und 2 m auf. Sie schließt im Norden und Süden jeweils stumpf an die Umwehrungsmauer an und ist somit sicherlich jüngeren Datums – wieviel jünger allerdings, nur ein paar Monate oder doch vielleicht hundert Jahre, kann nicht mehr gesagt werden.⁶¹⁹ Diese Bauteile – Umwehrung, Trennmauer und Bergfried – sind aus Buckelquadern errichtet worden (Abb. 037). Sie geben neben den Mauerstärken am ehesten Hinweise auf eine mögliche Datierung. Oben (s. S. 71) wurde allerdings bereits auf die vernichtende Kritik von Thomas Biller⁶²⁰ in Bezug auf die Datierungsmöglichkeiten von Buckelquadern hingewiesen und sie muss deshalb an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Man wird aber durchaus Stefan Uhl, zumal für unser Untersuchungsgebiet⁶²¹, folgen dürfen, der den Beginn des vermehrten Einsatzes von Buckelquadern im zentraleuropäischen Burgenbau in etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts datiert. In den ersten beiden Dritteln des 13. Jahrhunderts kam es dann zu einer Blütephase mit vielen Sonderformen, worauf der Buckelquader gegen Ende des 13. Jahrhunderts an Bedeutung einzubüßen begann. Allerdings erlebte er bereits wieder im 14. und dann im 15.

⁶¹⁷ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 108.

⁶¹⁸ MAURER, Hohenstaufen, S. 163f.

⁶¹⁹ EBD., S. 162.

⁶²⁰ BILLER, Die Adelsburg, S.185 – 194.

⁶²¹ UHL Stefan, Buckelquader an Burgen der Schwäbischen Alb. Versuch eines Überblickes, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte. Band 26, Sigmaringen 1990, S. 27 – 107.

Jahrhundert eine erneute Blütephase mit weiter Verbreitung.⁶²² Es gibt aber bei den Buckelquadern des Hohenstaufens noch einen weiteren Hinweis, der deren Datierung präzisiert. Die Hebelöcher für die Kräne befinden sich bei ihnen auf der Oberseite des Steines und nicht an der Seite.⁶²³ Dies bedeutet, dass die Steine mit einem bestimmten Kran, dem so genannten „Wolf“, angehoben wurden, der bereits bei Vitruv beschrieben, und für den mittelalterlichen Bau von Gebäuden bezeugt ist. Der Wolf wird ab dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts von der Steinzange abgelöst. Bei dieser Technik befinden sich die Zangenlöcher, auch heute noch meist gut sichtbar, an den Seiten des Quaders.⁶²⁴ Wir können den Zeitraum für die Errichtung der Umwehrgang, des Bergfrieds und der Zwischenmauer also ungefähr auf den Zeitraum zwischen der Mitte des 12. Jahrhunderts und dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts eingrenzen. Dies würde dann übrigens auch bedeuten, dass die Umwehrgang vermutlich nicht oval angelegt wurde, sondern polygonal, da zur damaligen Zeit in der Regel Richtungswechsel durch Abknickung erfolgten.⁶²⁵

Können darüber hinaus aber auch noch weitere Baukörper dieser Bauphase zugerechnet werden? Sowohl der Bubenturm an der Westflanke als auch sein namenloses Pendant im Osten wurden innerhalb der Umfassungsmauer angelegt. Dies spricht ebenfalls für eine hochmittelalterliche Entstehung, im Spätmittelalter wurden die Türme normalerweise flankierend vor die Mauer gesetzt.⁶²⁶ Alle anderen Bauteile sind vermutlich später entstanden oder nur sehr schwer bis gar nicht datierbar. Dies gilt für die Zisterne, die beiden nördlichen Gebäude, sowie das Gebäude südlich zwischen Mannsturm und Umwehrgang. Da Bergfriede im Hochmittelalter zumeist freistanden, folgert Schmitt, dass dieses südliche Gebäude erst später angebaut wurde.⁶²⁷ Ungeklärt ist nach wie vor, weshalb Crusius den Bereich östlich der Trennmauer in seiner Skizze als Zwinger bezeichnet hat. Maurer vermutet, dass es sich dabei um eine Vormauer der Trennmauer gehandelt haben könnte, die parallel zu dieser ebenfalls in Nord-Süd-Richtung verlaufen ist und 1588 noch am nördlichen Ende teilweise sichtbar war.⁶²⁸ Warum allerdings vor die Umwehrgang keine Zwingermauer gelegt wurde, ist tatsächlich nur schwer nachvollziehbar. Mit einem Abstand von 5 bis 6 Meter zwischen

⁶²² UHL Stefan, Buckelquader, in: Burgen in Mitteleuropa, S. 218.

⁶²³ MAURER, Hohenstaufen, S. 161.

⁶²⁴ HOCHKIRCHEN Dorothea, Stein, in: Burgen in Mitteleuropa, S. 216.

⁶²⁵ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 106.

⁶²⁶ MAURER, Hohenstaufen, S. 165. Das Fresko in der Oberhofenkirche wäre dann falsch. Hier ist der Bubenturm nämlich nach spätmittelalterlicher Art vor der Umwehrgang zu sehen.

⁶²⁷ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 106.

⁶²⁸ MAURER, Hohenstaufen 1, S. 163.

Umwehrung und Hangkante wäre dafür durchaus Platz gewesen. Vermutlich war der Hohenstaufer, in der Zeit als Zwingermauern aufkamen, einfach nicht mehr wichtig genug, um den baulichen und finanziellen Aufwand in Kauf nehmen zu wollen. Allerdings kamen 1976 bei den Aushubarbeiten beim Bau der neuen Schutzhütte östlich der Toranlage an der südlichen Hangkante weitere Mauerreste zum Vorschein.⁶²⁹ Haben wir es hierbei vielleicht doch mit dem Rest einer spätmittelalterlichen Zwingermauer zu tun? Wie von uns bereits nun mehrfach bedauert, wurden bei diesen Baumaßnahmen aber keinerlei archäologische Untersuchungen angestellt.

Zuletzt sei noch auf ein weiteres rätselhaftes, aber umso interessanteres Mauerstück hingewiesen. Von der Südostecke des Mannsturms zweigt in östliche Richtung eine Mauer ab, die nach einigen Metern in nordöstliche Richtung abknickt (Abb. 038).⁶³⁰ Interessanterweise besteht der unterste Teil dieser Mauer aus anstehendem Fels. Dieser Teil der Mauer wurde also direkt auf das Plateau gesetzt. Sie spart die südliche Terrasse aus und steht auch in einem gewissen Widerspruch zur Nord-Süd verlaufenden Trennmauer. Welchen Sinn sollte diese Mauer gehabt haben? Es spricht vieles dafür, dass wir es bei ihr tatsächlich mit einem kleinen Teil der noch älteren Umwehrungsmauer zu tun haben, die spätestens mit dem Bau der Trennmauer obsolet wurde. Eventuell gehörte zu ihr auch der Mauerteil südlich der neuen Schutzhütte, der 1976 ergraben wurde. Dessen Lage direkt an der Hangkante muss nämlich nicht zwangsläufig für eine Zwingermauer sprechen, sondern könnte auch ein Hinweis auf eine frühere Umwehrung bedeuten. Im 11. Jahrhundert wurden Umfassungsmauern nämlich gerne sehr nahe an die Hangkanten gesetzt.

Halten wir also fest: Die baulichen Überreste auf dem Hohenstaufer, die bis heute ergraben wurden (aber oft nur unzureichend dokumentiert worden sind), lassen sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit grob in den Zeitraum zwischen der Mitte des 12. Jahrhunderts und dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts datieren. Da der laut Schriftquellen angebliche Erbauer Herzog Friedrich I. allerdings gut hundert Jahre früher gelebt und gewirkt hat, müssen wir weitersuchen, ob wir noch mehr Hinweise auf eine noch ältere Anlage finden können oder überlegen, ob die Schriftquellen hier nicht einen Fehler verzeichnet haben. Ein Anfang wurde mit den beiden rätselhaften Mauerzügen ja bereits gemacht. Auch wenn einiges dafürspricht,

⁶²⁹ EBD., S. 162.

⁶³⁰ EBD., S. 164f.

dass sie tatsächlich älter sein könnten als die heute noch erkennbare Umfassungsmauer, können wir dies trotzdem nicht mit letzter Sicherheit belegen. Selbst wenn sie älter sein sollten, wissen wir immer noch nicht, ob es sich bei ihnen tatsächlich um die älteste Befestigung handelt oder eben nur Teil einer weiteren frühen Bauphase waren, die man zwischen den Gründungsbau und der eben beschriebenen einzuordnen hätte.

Bisher haben wir uns bei der Suche nach der ältesten Burganlage auf dem Hohenstaufen hauptsächlich auf den archäologischen Befund gestützt. Es ist nun an der Zeit, sich auch den archäologischen Funden zu widmen. Bereits bei den Grabungen 1936 und 1938, aber auch vereinzelt zuvor kamen interessante Objekte ans Tageslicht. Wir haben oben (s. S. 144) bereits auf die problematische Provenienz des Fundgutes hingewiesen. Die von Uwe Gross 1987 in Ludwigsburg gefundene Kiste mit Funden vom Hohenstaufen enthielt größtenteils Keramik. Der beträchtlichste Teil davon wiederum ist vorgeschichtlich und kann hier kurz zusammengefasst werden: Die Keramik lässt eine Besiedlung des Hohenstaufen bereits in vorgeschichtlicher Zeit zumindest vermuten. Ob allerdings ein einziger Fund ausreichen mag, um dies bereits für die Jungsteinzeit zu konstatieren, soll an dieser Stelle sachkundigeren Personen überlassen werden. Dichter werden die Funde für die Urnenfelderzeit, während die Masse der Funde von der späten Hallstattzeit bis in die frühe Laténezeit reichen.⁶³¹ Die eher spotlightartigen Hinweise auf römische Funde in der älteren Literatur entziehen sich jeder seriösen Bewertung, da sie spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen sind.⁶³² Die Funde der vorgeschichtlichen Keramik vom Hohenstaufen fügen sich grundsätzlich sehr gut in das Überlieferungsbild der vielen weiteren vorgeschichtlichen Höhensiedlungen in Südwestdeutschland, wie z.B. dem Lochenstein im Zollern-Albkreis, ein.⁶³³ Nicht selten wurde auf ihnen ebenfalls im Hochmittelalter eine Burganlage errichtet.

Bei dem kleineren Teil der wiederentdeckten Keramik handelt es sich um mittelalterliche Funde. Die geringe Anzahl, der recht gute Erhaltungszustand, sowie eine Häufung aus der Frühzeit der Burg haben Uwe Gross vermuten lassen, dass es sich hierbei um eine repräsentative Zusammenstellung handeln könnte, deren ursprünglicher Zweck nicht mehr

⁶³¹ **BACHTELER** Micha, **RADEMACHER** Reinhard, Die vorgeschichtlichen Funde, in: Die Stauer, S. 43.

⁶³² **EBD.**, S. 38.

⁶³³ **BIEL** Jörg, Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Band 24), Stuttgart 1987. Hier v.a. Karte 1, S. 20, sowie der Katalogteil ab S. 221.

rekonstruierbar ist.⁶³⁴ Darüber hinaus kann auch leider nicht gesagt werden, um welchen prozentualen Anteil am Gesamtfundgut es sich handelt, sprich: Ist es wirklich nur eine verschwindend geringe Menge für Anschauungszwecke oder hat es tatsächlich nicht sehr viel mehr Funde gegeben? Insgesamt klassifizierte Gross 30 Scherben als mittelalterlich.⁶³⁵ Darüber hinaus befanden sich in dem Konvolut noch zwei Bein-⁶³⁶ und 11 Metallfunde.⁶³⁷ Bei der ältesten Keramikscherbe handelt es sich um eine Randscherbe der älteren, gelbtonigen Drehscheibenware vom Typ Jagstfeld, welche von Gross in das späte 11. Jahrhundert datiert wurde.⁶³⁸ Da sich seit den späten 1980er Jahren die Menge an Fundgut durch ständige Grabungen um ein Vielfaches erhöht hat, kann auch die Laufzeit der Jagstfelder Keramik mittlerweile deutlich genauer eingegrenzt werden. Heute geht man davon aus, dass ein Übergang der älteren gelbtonigen Drehscheibenware vom Typ Runder Berg zum Typ Jagstfeld bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts erfolgte!⁶³⁹

Die rotbemalte Buocher Feinware⁶⁴⁰ ist mit insgesamt drei Stücken vertreten. Auch hier hat Gross seine erste Datierung vom 13. bis frühen 15. Jahrhundert inzwischen verworfen und datiert den Beginn dieser Warenart nun ebenfalls deutlich früher in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts.⁶⁴¹ Allerdings ist die Laufzeit nach hinten nach wie vor sehr lange und somit müssten die Hohenstaufener Stücke noch einmal genauer unter die fachmännische Lupe genommen werden. Bemerkenswert ist aber auf jeden Fall, dass es sich bei den drei Scherben nicht um Gefäßscherben, sondern um Teile von Kachelöfen handelt. Des Weiteren befindet sich der eponyme Ort Buoch, wo nach wie vor der tatsächliche Produktionsstandort dieser Warenart vermutet wird, lediglich 20 Kilometer Luftlinie vom Hohenstaufen entfernt im Remstal.⁶⁴²

⁶³⁴ GROSS Uwe, Mittelalterliche Keramik, Bein- und Metallfunde, in: Die Staufer, S. 62.

⁶³⁵ EBD., S. 77 – 82.

⁶³⁶ EBD., S. 82.

⁶³⁷ EBD., S. 82f.

⁶³⁸ EBD., S. 63 & 77.

⁶³⁹ GROSS Uwe, Transitionen – Übergangsphänomene bei südwestdeutschen Keramikgruppen des frühen und hohen Mittelalters, in: Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 28), Stuttgart 2008, S. 142 & 147.

⁶⁴⁰ GROSS, Keramik, S. 64 – 66, Kat. 93 – 95.

⁶⁴¹ GROSS, Transitionen, S. 147f.

⁶⁴² GROSS, Keramik, S. 66.

Bei der nächsten Warenart handelt es sich um die so genannte nachgedrehte Keramik, die mit insgesamt sieben Stücken vertreten ist.⁶⁴³ Das älteste Stück (Kat. 98) wird von Gross in die karolingisch-ottonische Zeit datiert, das zweitälteste (Kat. 99) in die Zeit um das Jahr 1000. Die restlichen fünf Scherben (Kat. 100 – 104) sind deutlich jüngeren Ursprungs und datieren ins 12. und 13. Jahrhundert. Eine Scherbe gehört der jüngeren Drehscheibenware an und wird ins späte 13. oder frühe 14. Jahrhundert datiert.⁶⁴⁴

Als Reaktion auf die von Gross erfolgte Wiederentdeckung der hohenstaufferischen Keramik wurde auf dem Berg ein Jahr später mehrere Begehungen durch Felix Glöckner durchgeführt. Die dabei gefundenen Stücke (Kat. 105 – 122) sind fast ausschließlich im späten Mittelalter zu verorten. Lediglich zwei Scherben (Kat. 109, 110) gehören der nachgedrehten Keramik (Kat. 100 – 104) an und sind somit ins späte 12. und frühe 13. Jahrhundert zu datieren.⁶⁴⁵ Zwei weitere der bei den Begehungen gefundenen Scherben (Kat. 121 & 122) lassen sich ebenfalls als Ofenkacheln ansprechen, allerdings sind sie später anzusetzen als die drei Stücke der Buocher Feinware. Lediglich der Vollständigkeit halber seien auch noch der keramische Spinnwirtel (Kat. 123) und die beiden Beinarbeiten (Kat. 124 & 125), bei denen es sich um einen weiteren Spinnwirtel und ein Abfallprodukt handelt, erwähnt.⁶⁴⁶

Die letzte Gruppe bilden die Metallfunde. Hier sind die Armbrustbolzen mit sieben an der Zahl (Kat. 126 – 132) am häufigsten vertreten. Gross datiert sie grob ins späte 13. bis 15. Jahrhundert.⁶⁴⁷ In die Endzeit der Burg gehört das kleine Messer mit Geweihgriff (Kat. 133).⁶⁴⁸ Die Pferdetränse (Kat. 134) und das kleine Beil (Kat. 135), vermutlich als Spielzeug genutzt, konnten von Gross lediglich vage ins Hoch- bis Spätmittelalter datiert werden.⁶⁴⁹ In jüngster Zeit wurden bei Aushubarbeiten für Fahnenmasten auf dem nordöstlichen Bergplateau unter burgenzeitlichem Schutt auch eine Kulturschicht mit Keramik der älteren gelben Drehscheibenware vom Typ Runder Berg ausgegraben.⁶⁵⁰ Dieser Keramiktyp wird von Gross in die Zeit vom beginnenden 7. Jahrhundert bis ins frühe 11. Jahrhundert datiert.⁶⁵¹

⁶⁴³ EBD., S. 66 – 69, Kat. 98 – 104.

⁶⁴⁴ EBD., S. 70.

⁶⁴⁵ EBD., S. 70ff.

⁶⁴⁶ EBD., S. 72f.

⁶⁴⁷ EBD., S. 73f.

⁶⁴⁸ EBD., S. 74.

⁶⁴⁹ EBD., S. 74f.

⁶⁵⁰ RADEMACHER, WEIDENBACHER, Beobachtungen, S. 299.

⁶⁵¹ GROSS, Transitionen, S. 142 & 147.

Der spektakulärste Fund der letzten Jahre mit wichtigen Hinweisen auf die frühe Nutzung des Hohenstaufen kam 2003 ans Tageslicht: Ebenfalls im nordöstlichen Teil der Bergplateaus wurde ein Bestattungsplatz mit mehr als 20 Individuen gefunden. Eine Untersuchung durch Zuzana Obertová, sowie mehrere ¹⁴C Datierungen belegen, dass beide Geschlechter in sämtlichen Altersgruppen dort bestattet wurden. Die Laufzeit des Bestattungsplatzes reicht dabei grob von der späten Merowingerzeit bis ins frühe Hochmittelalter.⁶⁵²

Fasst man die eben vorgestellten archäologischen Ergebnisse zusammen, muss man zu der Erkenntnis gelangen, dass zumindest die Besiedlung auf dem Hohenstaufen deutlich früher anzusetzen ist, als es bei Otto von Freising und Wibald von Stablo den Anschein erwecken mag. Es sind vor allem die Keramikfunde und die Bestattungen, die aufhorchen lassen. Normalerweise sind Korrekturen bei der Datierung von Architekturanlagen durch die Mittelalterarchäologie heutzutage kein allzu großer Aufreger mehr – man ist sich inzwischen durchaus bewusst, dass Erstnennungen in Schriftquellen oft mehr oder weniger zufällig sind. Beim Hohenstaufen liegt der Fall jedoch anders. Hier wird nicht nur lediglich die Burg genannt, sondern ganz dezidiert deren Gründung beschrieben. Wie also sind nun die Aussagen unserer beiden Schriftquellen mit dem archäologischen Befund in Einklang zu bringen?

2.3. Archäologischer versus schriftlicher Befund

Wenden wir uns zuerst Otto von Freising zu, denn seine Aussagen zur Gründung sind ausführlicher und lassen mehr Spielraum zur Interpretation. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass die Mehrheit der Forschung Ottos Aussage dahingehend verstanden wissen möchte, dass es Graf Friedrich war, der in den 1070 er Jahren die Burg Hohenstaufen gegründet hat. Allerdings hat es bereits sehr früh auch immer wieder Stimmen gegeben, die betonten, dass von einer Burggründung in Ottos vielzitiertes Textpassage gar keine Rede sein könne, sondern dort lediglich zu lesen steht, dass Friedrich I., eine Siedlung in die Burg gelegt habe:⁶⁵³ „[...] comes [...] Fredericus [...] **in castro Stöphe [...] coloniam posuerat**“⁶⁵⁴. In der Tat kann die Erwähnung einer *colonia* nicht wegdiskutiert oder übergangen werden. Doch was

⁶⁵² RADEMACHER, WEIDENBACHER, Beobachtungen, S. 299.

⁶⁵³ So z.B. GROSS, Keramik, S. 67; LANG, Archäologische Grabungen, S. 17; MAURER, Hohenstaufen, S. 13.

⁶⁵⁴ MGH. SS rer. Germ. 46, I 8. Hervorhebungen durch den Autor.

genau ist darunter zu verstehen? Maurer hat es dahingehend interpretiert, dass der Hohenstaufen zuerst als Fluchtburg gedient habe und später von Friedrich bezogen wurde, somit also eine ehemalige Fluchtburg zur Adelsburg umgestaltet wurde.⁶⁵⁵ Andere Autoren, die das Problem der *colonia* erkannt haben, sind nicht weiter darauf eingegangen.

Versuchen wir also herauszufinden, was Otto mit seiner Aussage genau gemeint haben könnte. Der erste logische Schritt, ein Blick in ein mittellateinisches Wörterbuch hilft dabei allerdings nur bedingt weiter. Sowohl in den gängigen lateinischen Lexika⁶⁵⁶ als auch in den Spezialwörterbüchern für mittelalterliches Latein⁶⁵⁷ sind die Bedeutungsvarianten des Lemmas *colonia* derart vielfältig, dass – je nachdem man welche Bedeutungsvariante heranzieht – völlig unterschiedliche Interpretationen von Ottos Aussage über den Hohenstaufen möglich sind. Auch die angegebenen Belegstellen tragen häufig nicht gerade zum besseren Verständnis bei.⁶⁵⁸ Folgende Übersetzungsvorschläge listet Gerhard Köbler in seinem Mittellateinisches Wörterbuch aus dem Jahr 2010 für *colonia* auf: *Länderei, Ansiedlung, Neusiedlung, Siedlung, Pflanzstadt, Tochterstadt, Kolonie, Niederlassung, Siedlungsgebiet, Land, Wohnstätte, Vorwerk, Meierei, Bauerngut, Pachtgut, Pachthof eines Kolonen, Abgabe zu der ein Kolone verpflichtet ist, Anger, Hufe, Landbezirk, Gutsverband*.⁶⁵⁹ Diese Zusammenstellung berücksichtigt natürlich sämtliche Bedeutungsvarianten der gängigen Lexika und fällt dementsprechend breit aus. Bei genauerem Hinsehen verdichten sich die Übersetzungsvorschläge, die mehrheitlich in den meisten Lexika auftauchen, allerdings auf die Bedeutungen *Neusiedlung, Kolonie, Bauerngut, Hufe und Abgabe*. Trotzdem, oder gerade deshalb, bleibt die spannende Frage, was nun eigentlich Otto von Freising genau unter einer *colonia* verstanden haben könnte. Eine Ansiedlung von Kolonen, wie wir es aus

⁶⁵⁵ MAURER, Hohenstaufen, S. 13.

⁶⁵⁶ BAIER Thomas, Der neue Georges. Ausführliches Lateinisch - Deutsch Handwörterbuch. Erster Band A – H, Darmstadt 2013; GLARE P. G. W., Oxford Latin Dictionary. Combined Edition, Oxford 1982; Thesaurus Linguae Latinae.

⁶⁵⁷ HABEL Edwin, GRÖBEL Friedrich, Mittellateinisches Glossar, Paderborn ²1959; DU CANGE Domino, Glossarium Mediae Et Infimae Latinitatis. 2. Band, Graz 1954; NIERMEYER Jan Frederik et al., Mediae Latinitatis Lexicon Minus. Vol. I A – L, Leiden ²2002; LEHMANN Paul, STROUX Johannes, Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert: Band 2 c, München 1999.

⁶⁵⁸ Zur allgemeinen Problematik heutiger Latein Wörterbücher hat sich jüngst Christian Schwaderer am Beispiel des Neuen Georges geäußert, siehe: recensio.net: Präsentation von: Thomas Baier (Hg.): Karl Ernst Georges, Der neue Georges. Ausführliches Handwörterbuch Lateinisch – Deutsch, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012, <http://recensio.net/r/bfd253c436654996a816124ebe0f8178>.

⁶⁵⁹ Gerhard Köbler ist ein Rechtshistoriker mit dem Forschungsschwerpunkt Rechtslinguistik. Er hat im Jahre 2010 im Internet ein Wörterbuch des klassischen und mittelalterlichen Lateins herausgegeben, das sich aus den wichtigsten bestehenden Lexika zum lateinischen Wortschatz zusammensetzt, siehe: <http://www.koeblergerhard.de/Mittellatein-HP/VorwortMlat-HP.htm>.

der Antike kennen, oder doch eher eine Bauernhufe, bzw. irgendwelche Abgaben, die Graf Friedrich von dort erhoben haben mag?

Es gilt also nach den sprachlichen Möglichkeiten, die dem Autor zur Verfügung standen zu fragen. Welche Voraussetzungen und welchen Wissenshorizont mag Otto besessen haben und vor welchen Problemen stand er, wenn er mit dem ihm bekannten lateinischen Wortschatz seine Umwelt beschreiben wollte? Mithilfe einer Sprache also, die auch für ihn bereits eine historische war, eine Sprache, die sich in der antiken römischen Welt ausgebildet hatte und somit perfekt deren Bedürfnissen angepasst war, einer Welt also, die der mittelalterlichen in so vielen Dingen fremd geworden war. Um dies zu klären ist es wichtig danach zu fragen, welche Ausbildung Otto von Freising in seinen jungen Jahren genossen hat und wie damals Latein überhaupt gelehrt wurde. Diese Erkenntnisse sind dann wiederum auf unsere Textpassage anzuwenden.

2.3.1. Otto von Freisings Bildung

Wie bei so vielen großen Gestalten des Mittelalters sind wir auch bei Otto über dessen Sterbedatum besser informiert als über den Zeitpunkt seiner Geburt. Da er der fünfte Sohn des Markgrafen Leopold III. von Österreich war, der 1106 Agnes, eine Tochter Kaiser Heinrichs IV. geheiratet hat, kann er schwerlich vor dem Jahr 1111 das Licht der Welt erblickt haben. So wird seine Geburt also irgendwann in die 1110er Jahre zu setzen sein.⁶⁶⁰ Bereits im Kindesalter für eine geistliche Laufbahn bestimmt, wurde Otto von seinem Vater als Propst des von ihm gestifteten weltlichen Chorherrenstifts Klosterneuburg eingesetzt, wo auch die Anfänge seiner Bildung zu suchen sein dürften.⁶⁶¹ Da wir das Todesdatum des vorherigen Propstes nicht kennen, können wir aber auch nichts Genaues über den Zeitpunkt der Einsetzung Ottos sagen, allerdings wurde mit der Verwaltung des Stiftes der Kanoniker Opold beauftragt.⁶⁶² Auch für die nächste Etappe seines Bildungsweges, ein Studium in Paris, sind nur wenige Informationen auf uns gekommen – auch hier kann man nur spekulieren⁶⁶³, wann Otto von

⁶⁶⁰ HOFMEISTER Adolf, Studien über Otto von Freising. I. Teil. Der Bildungsgang Ottos von Freising, in: Neues Archiv der Gesellschaft für Ältere Deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Band 37, Hannover 1912, S. 110f.

⁶⁶¹ EBD., S. 123.

⁶⁶² EBD., S. 123.

⁶⁶³ Hans Werner Goetz nimmt die Jahre 1126/27 an, siehe: GOETZ Hans Werner, Das Geschichtsbild Ottos von Freising. Ein Beitrag zur historischen Vorstellungswelt und zur Geschichte des 12. Jahrhunderts (Beihefte zum

Klosterneuenburg ins ferne Paris aufgebrochen sein mag. Das Ende des Studiums immerhin kann mit spätestens 1133 recht präzise angegeben werden.⁶⁶⁴ Zu diesem Zeitpunkt war Otto gerade einmal um die zwanzig Jahre jung.

Paris war in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts neben Bologna das Zentrum der europäischen Gelehrtenwelt und Keimzelle der Frühscholastik.⁶⁶⁵ Zum Erlernen der *artes liberales* wurde die scholastische Lehrmethode angewandt, die einen Schwerpunkt auf Grammatik und Dialektik legte. Dies war Grundvoraussetzung für Textverständnis und logische Argumentation und bildete die Grundlage für die Auslegung der Heiligen Schrift, der Texte der Kirchenväter und den überkommenen antiken Autoren in den Vorlesungen und gegenseitigen Disputationen. Des Weiteren förderte sie eine enge Verbindung zwischen Lehrer und Schüler und zwang zum ständigen Auswendiglernen und Repetieren.⁶⁶⁶

Otto von Freising wird also eine gründliche Grammatikausbildung in Paris erhalten und sich mit den Väterchriften sowie den damals bekannten antiken Autoren intensiv auseinandergesetzt haben. Zwar sind uns die unmittelbaren Lehrer Ottos nicht bekannt, dass aber die drei großen Gelehrten seiner Zeit, Petrus Abelardus⁶⁶⁷, Gilbert von Poitiers⁶⁶⁸ und Hugo von St. Victor⁶⁶⁹, sowie deren Lehrer einen großen Einfluss im Rahmen seines Studienaufenthaltes und seines Bildungsweges auf ihn gehabt haben werden, ist unstrittig. Einen nicht weniger großen Gelehrten dieser Zeit, der sich damals ebenfalls in Paris aufhielt und somit zu den persönlichen Lehrern Ottos gezählt haben mag, war Theoderich von Chartres.⁶⁷⁰ Theoderich gilt mit der Zusammenstellung seines *Heptateuchon*, wozu er die bekanntesten antiken und mittelalterlichen Autoren zusammenfasste und für die einzelnen Fächer des *triviums* und *quadriviums* ordnete, als Verfasser des ersten Basiswerkes für das

Archiv für Kulturgeschichte. Heft 19), Köln/Wien 1984, S. 39. Eine jüngst durch Joachim Ehlers vorgelegte Biografie über Otto von Freising behandelt gerade die Zeit in Paris sehr ausführlich, siehe: **EHLERS** Joachim, Otto von Freising. Ein Intellektueller im Mittelalter, München 2013, hier besonders S. 48 – 88. Auf die dort ausführlich diskutierten Fragen über die damaligen Schulen in Paris, sowie der Frage, inwieweit persönlicher Kontakt zwischen Otto und den dortigen Gelehrten bestand, kann hier nicht weiter eingegangen werden, siehe dazu auch: **HOFMEISTER**, Studien.

⁶⁶⁴ **HOFMEISTER**, Studien, S.126 & 137.

⁶⁶⁵ **VERGER** Jacques, Grundlagen, in: Geschichte der Universität in Europa. Band 1. Mittelalter, München 1993, S. 60f. Ausführlich zu den Ursprüngen der Universität in Paris im 12. Jahrhundert siehe: **FERRUOLO** Stephen, The origins of the university. The schools of Paris and their critics, 1100 – 1215, California 1985, besonders S. 11 – 44.

⁶⁶⁶ **VERGER**, Grundlagen, S. 55.

⁶⁶⁷ **HOFMEISTER**, Studien, S. 637 – 640.

⁶⁶⁸ **EBD.**, S. 640 – 645.

⁶⁶⁹ **EBD.**, S. 646 – 654.

⁶⁷⁰ **EBD.**, S. 669.

vollständige Studium der *artes*. Es hat mindestens 1170 Seiten umfasst und legt den Schwerpunkt auf das *trivium*, dort wiederum auf die Grammatik und die Dialektik. Für die Dialektik hat er als erster einen Großteil des *Organon* Aristoteles' ins Lateinische übersetzt und sich somit das Verdienst erworben, die aristotelische Logik in der lateinischen Christenheit bekannt gemacht zu machen.⁶⁷¹

Latein und Grammatik standen also im Mittelpunkt von Ottos Ausbildung in Paris, wenn nicht sogar bereits in Klosterneuenburg. Die *ars minor* des Donatus⁶⁷² hat Otto nachweislich ebenfalls gekannt.⁶⁷³ Sprachlich scheint Otto von Freising, wie Hoffmann exzellent herausgearbeitet hat, allerdings nicht aus der Masse seiner Zeitgenossen herausgeragt zu haben. Er wird mit Sicherheit sehr gute Lateinkenntnisse erworben haben, für Griechisch oder gar Hebräisch scheint dies jedoch ausgeschlossen zu sein, zumal gerade für das Erlernen und Nutzen der griechischen Sprache damals mit Sicherheit nicht genügend Handschriften auf Griechisch zur Verfügung standen.⁶⁷⁴ Umso größer war seine Kenntnis der zeitgenössischen Literatur. Die Freisinger Bibliothek hatte bis zum 12. Jahrhundert ca. 200 Handschriften besessen, wie viele und welche davon eventuell von Otto selbst in seiner Funktion als Bischof angeschafft wurden, kann aber leider nicht mehr genau nachvollzogen werden.⁶⁷⁵ Neben den zeitgenössischen Schriften bestand die große Masse der Literatur aus der Patristik, sowie deren Kommentaren und Glossen.⁶⁷⁶ Bei den zeitgenössischen Schriftstellern lassen sich eine direkte Nutzung ihrer Kommentare durch Otto mit größerer Wahrscheinlichkeit lediglich die bereits erwähnten *Hugo von St. Victor*, *Abaelard* und *Gilbert von Poitiers* nachweisen. Zwar werden durchaus noch eine Menge anderer Schriftsteller⁶⁷⁷ von Otto hier und da in seinen Schriften erwähnt, wie intensiv er sich aber mit deren Literatur beschäftigt bzw. wie gut er diese gekannt hatte, kann nur schwer beurteilt werden.⁶⁷⁸

⁶⁷¹ EHLERS, Otto, S. 78 & FN 193.

⁶⁷² SCHÖNBERGER Axel, Die *Ars Minor* des Aelius Donatus. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Elementargrammatik aus dem 4. Jahrhundert nach Christus (Bibliotheca Romana et Latina, 6), Frankfurt 2008.

⁶⁷³ HOFMEISTER, Studien, S. 151.

⁶⁷⁴ EBD., S. 681 – 701.

⁶⁷⁵ EBD., S. 701f.

⁶⁷⁶ EBD., S. 703f. Nachweislich gekannt hat er die Schriften von Augustinus, Hieronymus, Cassiodor, Beda, Gregor I., Isidor von Sevilla und Benedikt von Nursia, siehe: EBD., S. 708 – 719.

⁶⁷⁷ Z.B. Berengar von Tours, Anselm von Laon, Manegold von Lautenbach, Roscelin, Wilhelm von Champeaux und weitere, siehe: EBD., S. 705.

⁶⁷⁸ EBD. S, 705.

Neben der Patristik hat Otto die Bibel selbst gekannt und genutzt, dies geht schon aus seinen beiden Hauptwerken, der *chronica* und den *gesta* hervor.⁶⁷⁹ Als Bindeglied zwischen Theologie und (heidnischer) Philosophie dienten Otto die Werke des *Boethius*, die bereits von *Gilbert von Poitiers* für seine Kommentare genutzt wurden.⁶⁸⁰ *Cicero* wird von Otto als der größte Schriftsteller der Antike gepriesen.⁶⁸¹ Darüber hinaus besaß er aber auch Kenntnisse über die Schriften *Vergils*, *Lucans*, *Juvenals*, *Horaz'*, *Ovids*, *Senecas* und *Sallusts*.⁶⁸²

Auf die Darstellung des weiteren Bildungswegs Ottos, insbesondere des Einflusses zisterziensischen Gedankenguts auf ihn, kann hier verzichtet und an anderer Stelle nachgelesen⁶⁸³ werden. Ziehen wir stattdessen ein Resümee: Trotz verhältnismäßig guter Quellenlage und scharfsinniger Forschungsarbeit bleibt unser Wissen über Ottos Lateinverständnis vage. Die gängigen Grammatiklehrbücher, die teilweise auch heute noch überliefert sind, besaßen augenscheinlich keinen eigenen Abschnitt über das Vokabularium.⁶⁸⁴ Eine Möglichkeit böten die in zahlreichen frühmittelalterlichen Handschriften eingearbeiteten althochdeutschen Glossen⁶⁸⁵ und mit der *Abrogans* Handschrift⁶⁸⁶ kennen wir sogar ein solches lateinisch-althochdeutsches Wörterbuch, das im Kloster Freising erstellt wurde und als das älteste erhaltene Buch in deutscher Sprache gilt. Leider beziehen sich die darin enthaltenen Glossen fast ausschließlich auf theologische Begriffe. Eine rasche Durchsicht⁶⁸⁷ der althochdeutschen Glossenedition zeigt ebenfalls ein ernüchterndes Bild. Das Lemma *castrum* scheint darin überhaupt nicht verzeichnet zu sein

⁶⁷⁹ **EBD.**, S. 719 – 722.

⁶⁸⁰ **EBD.**, S. 722.

⁶⁸¹ MGH. SS rer. Germ. 45, I, 26 & II, 19.

⁶⁸² **HOFMEISTER**, Studien, S. 727 – 732.

⁶⁸³ Siehe dazu den bereits viel zitierten **HOFMEISTER** oder **EHLERS**.

⁶⁸⁴ Z.B. die *Ars Minor* [wie Anm. 669].

⁶⁸⁵ Statt vieler: **BERGMANN**, Rolf, **STRICKER**, Stefanie, Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch. 2 Bände, Berlin/New York 2009. Zur Glossenedition siehe: **STEINMEYER** Elias von, **SIEVERS** Eduard, Die althochdeutschen Glossen. 5 Bände, Berlin 1879 – 1922, unveränderte Nachdrucke erschienen 1968/69 und 1999.

⁶⁸⁶ **BISCHOFF** Bernhard, Die „Abrogans“-Handschrift der Stiftsbibliothek St. Gallen. Das älteste deutsche Buch. 1. Band Faksimile. 2. Band Kommentar und Transkription, St. Gallen 1977. Digitale online Ausgabe: <http://www.e-codices.unifr.ch/en/list/one/csg/0911>

⁶⁸⁷ Eine vollständige Durchsicht wäre natürlich wünschenswert, gleicht aber der vielgesagten Nadel im Heuhaufen. Da es für die Glossen weder einen Index noch eine Online Datenbank gibt, müssten sämtliche Bände durchsucht werden. In den Bänden wiederum gibt es ebenfalls keine alphabetische Anordnung, sondern lediglich eine Auflistung nach dem Aufkommen innerhalb der einzelnen Handschriften. Lediglich Band 3 ist nach Themengebieten geordnet und eignet sich etwas besser für eine rasche Durchsichtung. Auf diesem Gebiet gibt es somit noch sehr viel zu tun.

und auch für *colonia*⁶⁸⁸ gibt es nur wenige Belege. Diese weisen mit *hurinch/burinch*⁶⁸⁹, *puringa*⁶⁹⁰, *buringa*⁶⁹¹, *bueri*⁶⁹², *lantsidilo*⁶⁹³ und *geburn*⁶⁹⁴ allerdings ganz klar auf die Bedeutung Bauer⁶⁹⁵ bzw. unfreien Landbewohner⁶⁹⁶ hin.

2.3.2. Etymologische Hinweise

Neben den althochdeutschen Glossen muss an dieser Stelle noch auf ein weiteres Werk hingewiesen werden, das eine derart zentrale Wirkung entfaltete, dass es Ernst Robert Curtius einst als *Grundbuch des ganzen Mittelalters*⁶⁹⁷ bezeichnet hat. Die Rede ist von den *Originum seu etymologiarum libri XX*⁶⁹⁸ des Isidor von Sevilla.⁶⁹⁹ Isidor hat darin versucht, das gesamte geistliche und weltliche Wissen der damaligen Welt in insgesamt 20 Kapiteln zusammenzutragen. Seine *Etymologiae* orientieren sich an den *artes liberales* und werden ergänzt durch einen Abriss der damals bekannten Weltgeschichte.⁷⁰⁰ Otto von Freising hat die

⁶⁸⁸ STEINMEYER, SIEVERS, Glossen. Band 3.

⁶⁸⁹ EBD., S. 426.

⁶⁹⁰ EBD., S. 645.

⁶⁹¹ EBD., S. 645.

⁶⁹² EBD., S. 646.

⁶⁹³ EBD., S. 647.

⁶⁹⁴ EBD., S. 652.

⁶⁹⁵ SEEBOLD Elmar, Bauer, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York 242002, S. 97. Ausführlicher und zum gleichen Ergebnis kommend: BERGMANN Rolf, Althochdeutsche Glossen zu „Bauer“, in: Wort und Begriff „Bauer“. Zusammenfassender Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Dritte Folge. Nr. 89), Göttingen 1975, S. 112, 126f.

⁶⁹⁶ Gerhard Köbler hat die lateinischen Begriffe *agricola*, *colonus* und *rusticus* auf die Bedeutung *Bauer* hin untersucht und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Rechtsbezeichnung *colonus* in den spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen recht häufig auftritt. Zwar könne eine klare inhaltliche Bedeutung nicht festgemacht werden, allerdings tauche das Wort sehr oft parallel zu Begriffen auf, die den Freiheitsstatus einer Person dokumentieren. Dies bedeute aber nicht, dass damit eine berufsständige Bedeutung im Sinne von Landbewohner der Feldarbeit verrichtet ausgeschlossen sei, siehe: KÖBLER Gerhard, „Bauer“ (*agricola*, *colonus*, *rusticus*) im Frühmittelalter, in: Wort, S. 240f. Ausführlich und scharfsinnig hat sich jüngst Thomas Kohl mit der ländlichen Gesellschaft in Bayern, vorwiegend im 10. Jahrhundert auseinandergesetzt und dabei gezeigt, dass es damals eine deutliche Tendenz Herrschaftsverdichtung aber auch zur Gemeinschaftsbildung auf mehreren Ebenen kam, siehe: KOHL Thomas, Lokale Gesellschaften. Formen der Gemeinschaft in Bayern vom 8. bis zum 10. Jahrhundert (Mittelalterforschungen. Band 29), Ostfildern 2010. Zusammenfassend für das 10. Jahrhundert: KOHL Thomas, Wüstung, Verdichtung und Gemeinschaftsbildung. Die ländliche Gesellschaft des süddeutschen Raums im 10. Jahrhundert, in: 10. Jahrhundert, S.251 – 262.

⁶⁹⁷ CURTIUS Ernst Robert, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, Tübingen/Basel ¹¹1993, S. 487.

⁶⁹⁸ LINDSAY Wallace Martin, Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarum Sive Originum Libri XX. 2 Bände, Oxford 1911 (<http://archive.org/stream/isidori01isiduoft#page/n3/mode/2up>, dt. Übersetzung: Möller Lenelotte, Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla, Wiesbaden 2008.

⁶⁹⁹ Zu Isidor anstatt vieler: KINDERMANN Udo, Isidor von Sevilla. in: Lateinische Lehrer Europas. Fünfzehn Portraits von Varro bis Erasmus von Rotterdam, Köln 2005, S. 273 – 290.

⁷⁰⁰ CURTIUS, Literatur, S. 487.

Etymologiae freilich gekannt und auch nachweislich für seine Werke genutzt.⁷⁰¹ Im 15. Buch der *Etymologiae* beschäftigt sich Isidor im 2. Kapitel mit öffentlichen Gebäuden (*de aedificiis publicis*).⁷⁰² Dort definiert er auch, was unter einer *colonia* zu verstehen ist:

„*Colonia vero est quae defectu indigenarum novis cultoribus adimpletur. Unde et colonia acultu agri est dicta.*“⁷⁰³

Colonia ist demnach die Bezeichnung für ortsfremde Personen, die einen Ort besiedeln, an dem es an Einheimischen mangelt, um dort Landwirtschaft zu betreiben. Eine *colonia* unterscheidet sich von einer *civitas* dadurch, in letzterer eben keine Ortsfremden siedeln, sondern die Einheimischen selbst einen Ort gründen.⁷⁰⁴ *Colonia* und *civitas* bezeichnen also nicht nur die Stadt als architektonisches Bauwerk, sondern vielmehr die darin lebenden Personen. Spricht man dagegen von der Stadt als Bauwerk, werden neben *civitas* und *colonia* entweder die Worte *urbs*⁷⁰⁵, damit ist ganz konkret die Stadtmauer gemeint, oder *oppidum*⁷⁰⁶ – dies bezieht sich auf den Schutz durch Häuser und Stadtmauern, die eine Stadt bietet – verwendet. Für Ortschaften anderer Größe, Lage und Schutz durch Befestigung nennt Isidor die Begriffe *vicus*⁷⁰⁷, *pagus*⁷⁰⁸ und *castrum*⁷⁰⁹. Da alle drei deutlich kleiner als Städte (*oppidum*, *civitas*) sind und auch keine Verwaltungsaufgaben oder Rechtsprechung wahrnehmen, sind sie den *civitates* untergeordnet.⁷¹⁰ Folgt man der Definition Isidors, würde dies aber auch bedeuten, dass alle Siedlungen mit der Bezeichnung *oppidum* oder *civitas* zentralörtliche Funktionen mindestens in den Bereichen Verwaltung und Justiz im Sinne der Ettelschen Zentralorttheorie wahrgenommen hätten.

Da Isidor auch den Begriff *castrum* definiert hat, welcher neben dem Wort *colonia* den zweiten Schlüsselbegriff in Ottos Aussage über die Gründung des Hohenstaufen darstellt, soll dessen Erläuterung hier ebenfalls vorgestellt werden:

⁷⁰¹ HOFMEISTER, Studien, S. 713 & 734.

⁷⁰² ISIDORI, XV, II, S. 594f.

⁷⁰³ EBD., XV, II, 9, S. 595.

⁷⁰⁴ EBD., XV, II, 8, S. 595.

⁷⁰⁵ EBD., XV, II, 1, S. 594.

⁷⁰⁶ EBD., XV, II, 5, S. 595.

⁷⁰⁷ EBD., XV, II, 12, S. 595.

⁷⁰⁸ EBD., XV, II, 14, S. 595.

⁷⁰⁹ EBD., XV, II, 13, S. 595.

⁷¹⁰ EBD., XV, II, 11, S. 595.

„Castrum antiqui dicebant oppidum loco altissimo situm, quasi casam altam; cuius pluralis numerus castra, diminutivum castellum est [sive quod castrabatur licentia inibi habitantium, ne passim vaga hosti pateret].“⁷¹¹

Beim *castrum* handelt es sich also um einen befestigten Platz (*oppidum*) auf der höchsten Anhöhe (*loco altissimo*), der vielleicht zur Abwehr von Feinden diene – eine Definition, die genauso gut auf eine mittelalterliche Höhenburg passen würde. Christian Frey ist bei seinen Untersuchungen über den Burgenbegriff bei Widukind von Corvey zu genau demselben Ergebnis gekommen.⁷¹² Darüber hinaus konnte er deutlich machen, dass es durchaus möglich war, ein und denselben Ort mit zwei verschiedenen lateinischen Vokabeln zu bezeichnen – meist *urbs* oder *civitas*. Wurde das Wort *civitas* genutzt, wollte der Widukind auf den gesellschaftlichen Wert des Ortes bzw. auf die Bevölkerung (-gruppen) hinweisen, nutze er hingegen *urbs*, stand dessen militärische Bedeutung (durch die Befestigung) im Vordergrund.⁷¹³ Durch die praeurbane Funktion, die frühmittelalterlichen Burgen in weiten Teilen des Reiches vor dem 12. Jahrhundert zukam, ist es verständlich, dass diese – genauer gesagt die Flachlandburgen – oft auch mit den lateinischen Begriffen für Stadt in den Quellen bezeichnet wurden.⁷¹⁴

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick in die *gesta friderici* selbst und schauen uns die anderen Textstellen an, bei denen Otto den Begriff *colonia* verwendet hat. Berücksichtigt werden müssen lediglich die ersten beiden Bücher, da die beiden folgenden aus der Feder von Ottos Schüler Rahewin stammen. Insgesamt taucht *colonia* in nur vier weiteren Kapiteln im Text auf. Bei zwei Textstellen⁷¹⁵ handelt es sich um die lateinische Bezeichnung für die Stadt Kölns sie sind somit für unsere Überlegungen uninteressant. Ein weiteres Mal wird *colonia* im Zusammenhang mit der Stadt Zürich genannt, das als einstige römische Koloniegründung beschrieben wird⁷¹⁶ und zuletzt bei der Beschreibung Oberitaliens bzw. der Poebene, von der Otto unter anderem zu berichten weiß, dass es sich hierbei um die frühere römische Kolonie

⁷¹¹ EBD., XV, II, 13, S. 595.

⁷¹² FREY Christian, Frühmittelalterliche Burgen als erzählende Orte, in: Château Gaillard. Band 25, S. 177 – 183.

⁷¹³ EBD., S. 180f.

⁷¹⁴ EBD., S. 180. Gerhard Köbler kommt in seinen Untersuchungen zur Begriffsgeschichte zu ähnlichen Ergebnissen, siehe: KÖBLER Gerhard, *civitas* und *vicus*, *burg*, *stat*, *dorf* und *wik*, in: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Band 1, Göttingen 1973, S. 61–76 & KÖBLER Gerhard, *burg* und *stat* - *Burg* und *Stadt?*, in: Historisches Jahrbuch. Band 87, München/Freiburg 1967, S. 305–325. Ebenfalls wichtig: EHLERS Joachim, *Burgen bei Widukind von Corvey und Thietmar von Merseburg*, in: *Architektur – Struktur – Symbol: Streifzüge durch die Architekturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart*, Petersberg 1999, S. 27 – 32.

⁷¹⁵ MGH. SS Rer. Germ. 46, I, 69 & II, 4.

⁷¹⁶ „*Hoc oppidum [...] situm imperatorum seu regum olim colonia fuit [...]*.“, siehe: EBD., I, 8.

mit der Bezeichnung *ulterior italia*⁷¹⁷ gehandelt hat. Wenn auch die quantitative Basis alles andere als hoch ist, wird dennoch deutlich, dass Otto von Freising *colonia* im klassischen antiken Sinne versteht, wie es auch bei Isidor beschrieben wird (S. 163).

Überblickt man Ottos Bildungsweg und die damit verbundenen Möglichkeiten für ihn zur Wissenserlangung sowie sein daraus wahrscheinlich resultierendes lateinisches Sprachverständnis, wird man seine Aussage über die Gründung des Hohenstaufen dahingehend verstehen dürfen, dass er eine bereits existierende wehrhafte Anlage auf einem Berg – eine Höhenburg – beschreibt, in der von Graf Friedrich einige ortsfremde Personen angesiedelt werden. Eventuell ist hier an eine Art Burgmannschaft o.ä. zu denken, die von Friedrich auf dem Hohenstaufen stationiert worden war, um die bereits bestehende Burg als Stützpunkt oder Operationsbasis in dem zu jener Zeit stark umkämpften Gebiet nutzen zu können. Somit ist aber ein strenges Festhalten an der Gründung bzw. Erbauung der Burganlage in den 1070er Jahren, zumindest durch Ottos Aussage nicht mehr notwendig und durch die oben vorgestellten archäologischen Grabungsergebnisse auch eher unwahrscheinlich. Bleiben wir aber noch einen Moment bei Otto und fragen nach der *causa scribendi*⁷¹⁸, also nach den möglichen Motiven und Gründen, die der Aufzeichnung seines Werkes und im speziellen unseres nun schon oft zitierten Satzes zugrunde gelegt haben möge, um diesen besser einordnen zu können.

2.3.3. Otto von Freising's *causa scribendi*

Die *gesta friderici* sind ohne Ottos von Freising verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Staufern und vor allem ohne sein eigentliches Hauptwerk, die berühmte *chronica sive historia de duabus civitatibus*⁷¹⁹ nicht zu verstehen. Die *chronica* vereint in sich sowohl historiographische als auch geschichtstheologische Elemente. Durch diesen Ansatz steht sie nicht nur einzigartig da, sondern gilt seit langem in der Forschung als *absoluter Höhepunkt der mittelalterlichen Weltchronistik*⁷²⁰ und als Ausdruck, eines erst seit dem Investiturstreit *möglich gewordenen universalen Geschichtsdenkens*⁷²¹. Otto verfasste seine *chronica*

⁷¹⁷ EBD., II, 14.

⁷¹⁸ Zum Begriff *causa scribendi* siehe: ALTHOFF Gerd, *Causa scribendi und Darstellungsabsicht: Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde und andere Beispiele*, in: *Litterae medii aevi. Festschrift für Johanne Autenrieth zu ihrem 65. Geburtstag*, Sigmaringen 1988, S. 117 - 133.

⁷¹⁹ MGH. SS rer. Germ. 45. Deutsche Übersetzung: LAMMERS Walther, *Otto Bischof von Freising. Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 16)*, Darmstadt 1960 (zuletzt 6. Auflage 2011 mit aktualisierter Bibliographie).

⁷²⁰ GOETZ, *Geschichtsbild*, S. 22.

⁷²¹ EBD., S. 22.

zwischen 1143 und 1146/47.⁷²² In insgesamt acht Büchern erzählt er die Geschichte der Welt von der Schöpfung bis hin zum Weltgericht und dem darauffolgenden Anbruch des Gottesstaates.

Als Grundlage seines Werkes nutzte Otto die augustinische *civitates* Lehre (*de civitate dei*)⁷²³, entwickelte diese Idee aber weiter, indem er Gottes- und Weltstaat historisch auffasste. Diese seien seit Kaiser Konstantin eine Verbindung eingegangen, die so genannte *civitas permixta*. *Civitas permixta* deshalb, weil sich darin das Gute des Gottesstaates mit dem Schlechten des Weltlichen Staates vermischte. Nun ist die Einheit von *sacerdotium* und *imperium* erreicht, doch diese Einheit scheint durch die Ereignisse des Investiturstreites, vor allem der Exkommunikation König Heinrichs IV. in Bedrängnis geraten zu sein und lediglich durch das Wirken der Mönche wird der Zusammenbruch noch aufgehalten. Otto war offensichtlich zutiefst davon überzeugt, dass zu seiner Zeit das Ende der *civitas permixta* und somit der Untergang der Welt mit dem darauffolgenden Tag des Jüngsten Gerichts unmittelbar bevorstanden.⁷²⁴ Dieser Umstand mag eine hervorragende Erklärung für Ottos pessimistischen Grundton bieten, der die gesamte *chronica* zu durchziehen scheint⁷²⁵ und für den er sich bereits zu Beginn seines Werkes rechtfertigt.⁷²⁶ Als zehn Jahre später 1157 Kaiser Friedrich Barbarossa ein Exemplar der *chronica* für sich erbat, ist diese von Otto zwar nochmals überarbeitet worden (und nur diese Textvariante ist überliefert), allerdings blieb der pessimistische Grundton darin erhalten.⁷²⁷ Vermutlich kurz darauf, aber auf jeden Fall noch im selben Jahr ging Friedrich Barbarossa auf Ottos Vorschlag ein, den er im Widmungsschreiben des für Friedrich erstellten Exemplars der *chronica* formuliert hatte, und beauftragte ihn mit der Verfassung eines Tatenberichts seiner Person, eben der *gesta friderici*.⁷²⁸

⁷²² SCHNITH Karl, Otto von Freising, in: Lexikon des Mittelalters. Band 6, München 1993, Sp. 1581ff.

⁷²³ DOMBART Bernhard, KALB Alfons, Sancti Aurelii Augustini episcopi De civitate Dei libri XXII, Leipzig 1928/1929.

⁷²⁴ SCHNITH, Otto, Sp. 1581ff.

⁷²⁵ Zur Diskussion, inwieweit Otto von Freising tatsächlich pessimistisch eingestellt war und zur Erläuterung des Begriffes siehe: GOETZ, Geschichtsbild, S. 90ff.

⁷²⁶ „Unde nobilitas vestra cognoscat nos hanc historiam nubilosu temporis, quod ante vos fuit, turbulentia inductos ex amaritudine animi scripsisse ac ob hoc non tam rerum gestarum seriem quam earundem miseriam in modum tragediae texuisse [...]“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 45, S. 2f.

⁷²⁷ HAGENEIER Lars, Die frühen Staufer bei Otto von Freising oder wie sind die Gesta Friderici entstanden? in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079-1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S.364f.

⁷²⁸ MGH. SS rer. Germ. 46, S. 1.

Neben dem offensichtlichen Interesse an Ottos erstem Werk, aus dem Friedrich sich nach eigenem Bekunden immer wieder vorlesen und inspirieren ließ⁷²⁹, mag auch das enge verwandtschaftliche Verhältnis der beiden eine Rolle gespielt haben. Friedrich war der Neffe Ottos, denn seine Großmutter, Agnes von Waiblingen, war die Tochter Kaiser Heinrichs IV. und in erster Ehe mit eben jenem Graf Friedrich verheiratet, der den Hohenstaufen gegründet haben soll. Dadurch avancierte sie zur „Stammutter“ des gesamten „Staufergeschlechts“.⁷³⁰ In zweiter Ehe war sie mit dem Markgrafen Leopold III. von Österreich verheiratet, aus deren Ehe Otto von Freising entstammte. Er war also der Halbbruder König Konrads III. und Herzog Friedrichs II., der wiederum der Vater Barbarossas war. Wenn Otto also über die Taten Friedrichs schreibt, schreibt er auch immer ein Stück weit Familiengeschichte, und konnte sicherlich auch auf Informationen aus erster Hand zurückgreifen. Dies gilt es in diesem Zusammenhang immer zu beachten. Der Brief, mit dem Friedrich Otto offiziell beauftragte, das Werk zu verfassen, ist von ihm an den Anfang der *gesta* gesetzt worden. Dort wird auch kurz skizziert, was der Kaiser über sich bzw. seine Taten in Ottos Werk zu lesen gedenkt.⁷³¹

Die *gesta* indes sind – und dies hat viele Forscher verwundert – in einem sehr viel positiveren Grundton verfasst worden als noch die *chronica*, die ja gerade einmal ein Jahr zuvor von Otto noch einmal überarbeitet worden ist, ohne jedoch etwas an ihrer pessimistischen Grundhaltung zu verlieren. Plötzlich will Otto von einem nahenden Weltenende nichts mehr wissen, im Gegenteil: Die Gegenwart ist nun eine *hocherfreuliche Epoche*⁷³² und die Regierungszeit Barbarossas eine neue Ära des Lachens und des Friedens.⁷³³ Zeitlich setzt das erste Buch dort ein, wo das siebte Buch der *chronica* endet und beschäftigt sich mit den Vorfahren Friedrichs, angefangen bei dessen Großvater Herzog Friedrich I. und erst im zweiten Buch folgen die eigentlichen Taten Friedrich Barbarossas. Im ersten Buch sind darüber hinaus noch weitere geschichtstheologische und allgemeine historiografische Ereignisse, wie zum

⁷²⁹ EBD., S. 1.

⁷³⁰ Siehe z.B. der Stammbaum bei Heinz Bühler: BÜHLER Heinz, Wie kommen die frühen Staufer ins Remstal?, in: Adel, Klöster und Burgherren im alten Herzogtum Schwaben. Gesammelte Aufsätze, Weißenhorn 1997, 126f. Die Problematik, ob es eine adeliges Familienselbstverständnis gegeben hat oder wie dieses verstanden worden sein mag betrifft nicht nur die Staufer, sondern alle Adelsfamilien, -sippen, -dynastien im früheren Mittelalter. Sie wird unten in Kapitel 2.3.6. ausführlich diskutiert. Um anzuzeigen, dass uns die Problematik durchaus bekannt ist, wurde hier der Begriff Staufergeschlecht durch Anführungszeichen hervorgehoben, soll aber im folgenden Text nicht mehr stringent, sondern nur noch gelegentlich genutzt werden.

⁷³¹ MGH. SS rer. Germ. 46, S. 1 – 5.

⁷³² LAMMERS Walther, Weltgeschichte und Zeitgeschichte bei Otto von Freising (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Band 14,3), Wiesbaden 1977, S. 78.

⁷³³ MGH. SS rer. Germ. 46, S. 11.

Beispiel der Gerichtsprozess gegen *Gilbert von Poitiers*⁷³⁴ – dem sich Otto mit bemerkenswerter Ausführlichkeit widmet – verarbeitet, so dass hier der Charakter der *chronica* durchaus noch erkennbar ist.⁷³⁵ Man hat diesen radikalen Wandel in Ottos Grundton ganz verschiedentlich zu erklären versucht. So wurde darauf hingewiesen, dass es sich bei beiden Werken um ganz unterschiedliche Literaturgattungen gehandelt habe und Otto von Freising in den *gesta* nicht mehr Universal- sondern Zeitgeschichte geschrieben hätte.⁷³⁶ Auch das augustinisch geprägte Geschichtsbild Ottos wurde als Motiv überlegt⁷³⁷, genauso wie ihm eine gewisse Stauferfreundlichkeit in den Mund gelegt wurde.⁷³⁸

Stauferfreundlichkeit, Verwandtschaft und Auftragscharakter sind dann auch die Erklärungen, die sich am häufigsten in der Überblicksliteratur finden lassen. Jüngst hat Werner Hechberger dafür plädiert, die *gesta* haben dazu gedient, die Person und nicht etwa die Rolle des neuen Königs Friedrich Barbarossa hervorzuheben.⁷³⁹ Otto habe aus einer ex-post-Perspektive heraus erläutert, *welche alten Gegensätze der neue König aufhob*⁷⁴⁰. Damit spielt Hechberger auf die berühmte Eckstein-These⁷⁴¹ Ottos an, die dieser aus der *Sichtweise eines Historikers [...] aufgrund des Wissens um neue Ereignisse die Vergangenheit in einem anderen Licht sieht als zehn Jahre zuvor*⁷⁴². Hechberger kommt dabei das große Verdienst zu, diesen vermeintlichen dynastischen Gegensatz zwischen Staufern und Welfen als nachträglich konstruiertes Erzählmotiv Ottos in dessen *gesta* aufgedeckt⁷⁴³ und eben nicht für bare Münze genommen zu haben, wie es die restliche Forschung bis dato durchaus getan hat. Auch Hans Werner Goetz hat sich ausführlich mit der *chronica* auseinandergesetzt. Er kommt zu dem

⁷³⁴ EBD., I, 53 – 62.

⁷³⁵ HAGENEIER, Staufer, S. 384.

⁷³⁶ LAMMERS, Weltgeschichte, S. 81ff., 95.

⁷³⁷ NÖRENBERG Helmut, Die Darstellung Friedrich Barbarossas in den Gesten Ottos von Freising mit Hinblick auf Ottos augustinische Geschichtsauffassung, Diss. Greifswald 1917, S. 1ff.

⁷³⁸ Statt vieler: VOELKER Johannes, Konrad III. in der Darstellung Ottos von Freising, Diss. Greifswald 1917, S. 14ff., 21ff., 35ff., 42ff., 76f., 80 (Man beachte Ort und Zeitpunkt der Dissertation im Vergleich mit dem Werk Nörenbergs [siehe Anm. 734]).

⁷³⁹ HECHBERGER Werner, Staufer und Welfen 1125 – 1190. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft (Passauer Historische Forschungen. Band 10), Köln/Weimar/Wien 1996, S. 188.

⁷⁴⁰ EBD., S. 187.

⁷⁴¹ „*Principes igitur non solum industriam ac virtutem iam sepe dicti iuvenis, sed etiam hoc, quod utriusque sanguinis consors tamquam angularis lapsis utrorumque horum parietum dissidentiam unire posset, considerantes caput regni eum constituere adiudicaverunt, plurimum rei publice profuturum precogitantes, si tam gravis et diutina inter maximos imperii viros ob privatum emolumentum simultas hac demum occasione Deo cooperante sopiretur.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, II,2.

⁷⁴² HECHBERGER, Staufer, S. 188.

⁷⁴³ HECHBERGER Werner, Die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert. Zur Analyse und Kritik einer Deutung, in: Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen. Band 57), Ostfildern 2003, S. 406ff.

Ergebnis, dass Otto von Freising eben keinen radikalen Wandel in seinen *gesta* vollzogen hat. Er habe sich in seinen Interpretationen der *chronica* lediglich geirrt und sei bereit gewesen, diese Irrtümer in der *gesta* zu korrigieren (Ein Charakterzug, den man sich von so manchem Zeitgenossen wünschen würde). Otto hatte erkannt, dass sein Glaube vom nahenden Weltende verfrüht war. Der Investiturstreit bedeutete also nicht die Auflösung der *civitas permixta*, sondern lediglich das Ende des salischen Hauses.⁷⁴⁴ Das Weltende ist also vertagt und die *civitas permixta* bleibt fürs erste Bestehen. Dies erklärt auch, wieso das erste Buch der *gesta* genau zu dem Zeitpunkt einsetzt, an dem das siebte Buch der *chronica* endet und erst im achten Buch mit dem Weltenende fortsetzt.⁷⁴⁵ Schuld am ausbleibenden Weltende sind also die Staufer, denn es war Kaiser Friedrich Barbarossa, der den Frieden wiederhergestellt und sich mit dem Papsttum ausgesöhnt hat und dies erklärt auch den freundlicheren Grundton, den Otto in seiner *gesta* anschlägt, sowie die durchaus tendenziöse Darstellung der staufischen Familiengeschichte, die einen guten Teil des ersten Bandes der *gesta* einnimmt. Insoweit schreibt Otto eben nicht nur stauferfreundliche Historiografie, sondern ist auch seinem universellen geschichtstheologischen Ansatz der *chronica* treu geblieben.

Dieser Punkt ist von Lars Hageneier noch einmal besonders betont worden. Ausgehend von der Frage, weshalb Otto von Freising Friedrich Barbarossa ein bereits seit zehn Jahren abgeschlossenes Werk übergab, das auch in seiner kurz zuvor überarbeiteten Version noch den pessimistischen Grundton beibehielt, obwohl sich aufgrund der jüngsten Vergangenheit so vieles durch den Regierungsantritt Barbarossas angeblich zum Guten gewandelt hatte, wie es dann ja schon im darauffolgenden Jahr in der *gesta* beschrieben wird, kommt Hageneier zu demselben Ergebnis wie zuvor Hans Werner Goetz, dass sich Ottos Anschauungen eben nicht grundlegend geändert hätten. Erst in dem Moment, als ihm klar wurde, dass er ein Loblied auf den neuen Kaiser und Neffen verfassen sollte, werden diese positiven Elemente herausgearbeitet und in der *gesta* präsentiert.⁷⁴⁶ Dies wird im ersten Buch der *gesta* deutlich. Bei ihm handelt es sich eben noch nicht um den von seinem Neffen geforderten Tatenbericht – dieser wird erst mit dem zweiten Buch erfüllt. Vielmehr handelt es sich beim ersten Buch um eine Fortsetzung der *chronica* mit der Otto bereits kurz nach 1147 begonnen haben mag? Dies zeigt sich in den hier noch vorhandenen philosophischen Exkursen, die im zweiten Buch

⁷⁴⁴ GOETZ, Geschichtsbild, S. 282.

⁷⁴⁵ EBD., S. 283.

⁷⁴⁶ HAGENEIER, Staufer, S. 395.

nicht mehr zu finden sind. Auch setzt das erste Buch – wie bereits gezeigt – genau zu dem Zeitpunkt ein, an dem der siebte Band der *chronica* endet. Ein gewisser pessimistischer Grundton und Weltverachtung ist in diesem Buch durchaus noch zu erkennen und zeigt klar, dass es zum Zeitpunkt des Schreibauftrages durch Barbarossa bereits vorgelegen haben muss, nur eben nicht als Auftragswerk für den Kaiser, sondern als Fortsetzung der *chronica*. Das Werk wurde nun von Otto durch die bekannten Einschübe und Ergänzungen über die Frühgeschichte der Staufer ergänzt, die dann im zweiten Band mit der Beschreibung von Friedrichs Taten ihren Höhepunkt finden sollten.⁷⁴⁷ Ob dies darüber hinaus der Grund ist, weshalb es Otto geschafft hat, die ersten beiden *gesta* Bände in nur einem Jahr vorzulegen, sei dahingestellt, für die insgesamt acht Bücher der *chronica* hat er bekannterweise ebenfalls „nur“ zehn Jahre benötigt.

Alle hier vorgebrachten Gründe für die Entstehung der *gesta* mögen ihre Berechtigung haben und letztlich schließen sie sich auch nicht zwangsläufig gegenseitig aus. Es wird ferner niemand ernsthaft bestreiten wollen, dass es lediglich DIE eine *causa scribendi* gegeben hat, die Otto von Freising dazu motiviert hat, zur Schreibfeder zu greifen, sondern durchaus mehrere *causae scribendi* vorgelegen haben werden. Es ist vielmehr eine Frage der Gewichtung der einzelnen Motive, die entscheidend sind. Auch hat niemand den Auftragscharakter der Arbeit bestritten und dieser ist für unsere Frage nach der Textstelle über die Gründung des Hohenstaufen wichtig, weil der Auftragscharakter der *gesta* Otto durchaus zu einer stauferfreundlichen Darstellung veranlasst hat.⁷⁴⁸ Dies wird zum Beispiel an der unterschiedlichen Darstellungsweise über die Wahl Konrads III. zum König deutlich: So wird in der *gesta*⁷⁴⁹ die Aneignung der Reliquien durch Konrad verschwiegen, die in der *chronica*⁷⁵⁰ sehr wohl noch thematisiert wurde und auch die Wahl selbst durch die Großen des Reiches wird in der *gesta* positiver dargestellt. So werden aus *quidam de principibus*⁷⁵¹ plötzlich *omnes qui aderant*⁷⁵². Wir wollen und können Otto hier keine Lügen unterstellen aber der Vergleich zeigt deutlich, wie schnell die Darstellung von ein und derselben Situation in eine gewisse tendenziöse Richtung hingeführt werden kann, indem man lediglich die Formulierungen etwas abändert. Weitere Beispiele wären etwa die Verurteilung Lothars III. im Umgang mit den

⁷⁴⁷ EBD., S. 395f.

⁷⁴⁸ GOETZ, Geschichtsbild, S. 26 & 277.

⁷⁴⁹ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 23.

⁷⁵⁰ MGH. SS rer. Germ. 45, VII, 22.

⁷⁵¹ EBD.

⁷⁵² MGH. SS rer. Germ. 46, I, 23.

Staufern⁷⁵³ durch Otto oder sein Hervorheben des Thronanspruches Herzog Friedrichs.⁷⁵⁴ Gleichzeitig verschweigt er aber in der *gesta* das Gegenkönigtum Konrads III.⁷⁵⁵ und auch dessen Auseinandersetzung mit Heinrich dem Stolzen um die Krone.⁷⁵⁶

Wie geschickt Otto von Freising es verstanden hat, seine Protagonisten ins rechte Licht zu rücken, zeigt sich in seiner Darstellung der Übernahme der Herzogsgewalt in Schwaben gleich zu Beginn der *gesta*⁷⁵⁷. Auch hier schafft Otto es geradezu meisterhaft, Barbarossas Vorfahren auf Kosten ihrer damaligen Rivalen um das Herzogtum, die Familie der Zähringer, als glänzende Kandidaten zu präsentieren.⁷⁵⁸ Otto beginnt sein Bubenstück mit der Vorstellung des Kontrahenten Berthold II. von Zähringen. Dieser stammte aus einer der vornehmsten Familien des Reiches⁷⁵⁹ und bekam von seinem Schwiegervater Rudolf, dem Gegenkönig Heinrichs IV., nach dessen Tod das Herzogtum Schwaben übertragen, beziehungsweise hat es (aus Ottos Sicht widerrechtlich) in seinen Besitz genommen.⁷⁶⁰ In analoger Weise wird daraufhin Friedrich I. vorgestellt. Auch er entstammte höchstem schwäbischen Adel⁷⁶¹ und hatte ebenfalls das Herzogtum von seinem Schwiegervater, König Heinrich IV. erhalten.⁷⁶²

Zwischen den Sätzen, die Bertholds Abstammung und den Erhalt des Herzogtums durch Rudolf beschreiben, ist von Otto eine kleine Passage eingefügt, in der Kaiser Heinrich IV. das Grab Rudolfs besucht, der in Merseburg wie eines Königs würdig, bestattet worden war. Auf den Einwand, warum der Kaiser es zulasse, dass jemand, der niemals König gewesen sei, wie einer

⁷⁵³ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 17.

⁷⁵⁴ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 17.

⁷⁵⁵ MGH. SS rer. Germ. 45, VII, 17.

⁷⁵⁶ MGH. SS rer. Germ. 45, VII, 24.

⁷⁵⁷ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7–9.

⁷⁵⁸ BÜTTNER Heinrich, Die Zähringer und Burgund im Lichte der *Gesta Friderici Ottonis* von Freising, in: *Speculum historiale. Geschichte im Spiegel von Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung*, München 1965, S. 237f.

⁷⁵⁹ „*Huius Rödulfi filiam quidam ex nobilissimis regni optimatibus Bertolfus nomine de castro Zaringen habuit.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7.

⁷⁶⁰ „*Occiso Rödolfo gener eius Bertolfus ducatum Suevie tamquam a socero sibi concessum usurpat*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7. Inwieweit Otto von Freising das Wort *usurpare* in diesem Satz verstanden wissen will, sowohl negative als auch neutrale Bedeutungen wären möglich, soll an dieser Stelle nicht noch einmal diskutiert und lediglich auf die obigen Ausführungen zu Ottos Lateinverständnis verwiesen werden, siehe: S. 158–161.

⁷⁶¹ „*Ea tempestate comes quidam Fredericus nomine, ex nobilissimis Suevie comitibus originem trahens, in castro Stöphe dicto coloniam posuerat.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁷⁶² „*Sic itaque predictus Fredericus dux simul Suevorum et gener regis factus ad propria rediit [...].*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7.

bestattet werden durfte entgegnet Heinrich generös, dass er allen seinen Feinden eine ehrenvolle Bestattung wünsche.⁷⁶³

Natürlich gibt es auch bei der Charakterisierung Friedrichs I. einen entsprechenden Einschub von Otto. Zuerst werden seine Kampfkraft, seine Dienstpflicht und seine unbedingte Loyalität gegenüber Heinrich IV. beschrieben, bevor der Kaiser selbst noch zu Wort kommen darf. Er betont noch einmal die hervorragenden Eigenschaften des Staufers und geizt dabei nicht mit Superlativen: Bester der Männer; treuester; tapferster usw. Friedrich I. wird im Folgenden geradezu zum Gotteskrieger, zum Kämpfer für die göttliche Gerechtigkeit stilisiert, der den Kaiser gegen seine vielen, gottlosen Feinde verteidigen muss. Als Belohnung winken eine Heirat mit des Kaisers Tochter und das Herzogtum Schwaben.⁷⁶⁴ Der Vergleich der beiden Protagonisten wird durch den Hinweis abgeschlossen, dass Friedrich Berthold zwang, um Frieden zu bitten und das Herzogtum übertragen bekam. Berthold hingegen blieb lediglich die Stadt Zürich.⁷⁶⁵

Wir sehen hier, wie kunstvoll Otto ein Szenario aufgebaut hat, um Friedrich I. als rechtmäßigen Herzog und hervorragende Persönlichkeit dem Leser anzupreisen: Zuerst wird der Kontrahent Berthold vorgestellt. Otto beschreibt zunächst seine edle Herkunft und seine Verwandtschaft mit dem (Gegen-) König Rudolf durch die Heirat mit dessen Tochter. Danach folgt die Charakterisierung Rudolfs durch Kaiser Heinrich IV. als edle Persönlichkeit. Die Darstellung endet mit der Übernahme des schwäbischen Herzogtums durch Berthold, auf das er aufgrund seiner Verwandtschaft mit dem nun verstorbenen Rudolf Anspruch erhebt. Die anschließende

⁷⁶³ „*Utinam omnes inimici mei tam honorifice iacerent.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7. Im Gegensatz zur *chronica*, in der die Regierungszeit Heinrichs IV. naturgemäß äußerst negativ aufgefasst wird, wandelt sich das Bild Heinrichs IV. als Schwiegervater der Staufer sinngemäß zum Guten.

⁷⁶⁴ „*Hic, cum esset consilio providus, armis strenuus, ad curiam imperatoris assumptus per multos dies ibidem militarat strennuissimique ac nobilissimi militis officium implens in omnibus periculis suis viriliter imperatori astiterat. Videns ergo t princeps rei publicae tam dubium statum, vocato ad se secreto prefato comite, sic eum alloquitur: 'Virorum optime, quem inter omnes in pace fidelissimum et in bello fortissimum expertus sum, cerne, qualiter Romanus orbis tenebris involutus, fide vacuus, iuxta quod dicitur: Ultima caelicolum terras Astrea reliquit, ad ausus nefarios factaque nefandissima concitatur. Nec parentibus reverentia nec dominis debita subiectio servatur. Sacramenta, quae tam iure poli quam iure fori principi a milite publice exhiberi solent, contempnuntur, factiosaque iuramenta, quae contra leges divinas et humanas in angulis fiunt, diabolo instigante pro sacrosanctis habentur. Nullus legibus, nullus divinis sanctionibus honor inpenditur. Cum enim omnis potestas a Deo sit, qui potestati resistit, Deib ordinationi resistit. Assurge igitur huic tam pessimo morbo atque ad debellandos imperii hostes viriliter accingere. Neque enim priorum meritorum tuorum inmemor existo nec futurorum ingratus ero. Filiam quippe unicam, quam habeo, tibi in matrimonio sortiendam tradam ducatumque Sueviae, quem Berhtolfus e invasit, concedam'*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁷⁶⁵ „*Berhtolfum tandem pacem petere coegit. [...] Conditio autem pacis talis fuit, ut Berhtolfus ducatum exfestucaret, sic tamen, quod Turegum nobilissimum Sueviae oppiduma manu imperatoris ei tenendum remaneret.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

Beschreibung Friedrichs I. ist nahezu gleich aufgebaut. Auch hier beginnt Otto mit der Schilderung von Friedrichs Herkunft. Zwar ist er nur *comes*, und nicht wie Berthold *optimas* aber genauso wie dieser, stammt auch er von den edelsten (*nobilissimis*) Familien des Reiches ab. Analog zu Bertholds Darstellung folgt auf die Abstammung Friedrichs seine Charakterisierung durch Kaiser Heinrich IV., die vor allem auf seine Tüchtigkeit und hervorragenden Eigenschaften abzielen. Im Anschluss wird die Vergabe des Herzogtums Schwaben durch Kaiser Heinrich IV., sowie die Heirat mit dessen Tochter Agnes beschrieben. Wir haben also auf der einen Seite den Zähringer, der das Herzogtum Schwaben von einem unrechtmäßigen Herrscher, beziehungsweise unterlegen und verstorbenen Thronanwärter erhalten hat. Auf der anderen Seite steht der Staufer Friedrich, der aufgrund seiner hervorragenden Eigenschaften und seiner Loyalität das Herzogtum vom siegreichen Kaiser übertragen bekommt. Friedrichs Erfolg wird von Otto sogar noch gesteigert, indem er im Anschluss dessen Gegner Berthold als tüchtigen und energischen Menschen mit geradezu philosophischer Weitsicht bezeichnet.⁷⁶⁶ Friedrich wird also, und dass will Otto von Freising vermitteln, völlig zurecht und durch eigene Leistung Herzog von Schwaben und kann dieses in der Folgezeit problemlos an seine Nachfahren weitergeben, wohingegen die Zähringer lediglich den bedeutungslosen, leeren Titel Herzog führen, ohne jedoch ein Herzogtum zu besitzen.⁷⁶⁷

Dieses Szenario ist aber noch aus einem anderen Grund für uns wichtig, ja sogar entscheidend. Dort findet man jenen Satz von der Besiedelung des Hohenstaufen durch Friedrich I. und zwar genau an der Stelle, wo von der edlen Abstammung des Staufers berichtet wird.⁷⁶⁸ Und auch wenn wir es nicht beweisen können, so liegt zumindest der Verdacht doch recht nahe, dass die Erwähnung des Hohenstaufen in diesem Zusammenhang ein Reflex auf die vorherige Beschreibung über die Herkunft Bertholds von Zähringen sein könnte, denn auch bei ihm wird in diesem Zusammenhang von einer Burg berichtet:

⁷⁶⁶ „Berhtolfus iste, quamvis in hoc negotio imperio simul et iusticiae cesserit, tamen strennuissimus ac fortissimus fuisse traditur. Unde et adhuc ab antiquioribus de ipso dicitur, quod si quando nuncius aliqua tristia ipsi apportans, secundum quod fieri assolet, hesitare voluisset, dixerit: 'Dic, dic! scio enim, qtod semper laeta tristia vel tristia precedunt laeta; quare tantumdem mihi est primo audire nubilosa, cum postmodum auditorus sim serena, quam primo auditis serenis post auditorus sim nubilosa'. Magnifica vox et viro forti digna, qui natorum volubilitatem sine litteris naturali percipiens ingenio nec in diebus bonorum immemor malorum elevatus nec in diebus malorum immemor bonorum fuit fractus.“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁷⁶⁷ „Berhtolfus, vacuum exhinc nomen ducis gerens, idquasi hereditarium posteris reliquit; [...] nullum ducatum habentes [...]“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, I, 9.

⁷⁶⁸ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

„*Huius Rudolphi filiam quidam ex nobilissimis regni optimatibus Berhtolfus nomine de castro Zaringen habuit.*“⁷⁶⁹

Zum Vergleich noch einmal die Textstelle mit dem Hohenstaufen:

„*Ea tempestate comes quidam Fredericus nomine, ex nobilissimis Suevie comitibus originem trahens, in castro Stöphe dicto coloniam posuerat.*“⁷⁷⁰

Otto weiß also im Zusammenhang mit Berthold darüber zu berichten, dass dieser nicht nur eine Burg besessen hat, sondern sich auch nach dieser benannt hat. Allerdings stammt der erste schriftliche Nachweis darüber, dass Berthold sich selbst nach der Burg Zähringen benannte, erst aus einer Urkunde aus dem Jahr 1100. Dort taucht er an erster Stelle der Zeugenreihe auf und nennt sich *Berhtolfi ducis de Zaringen*⁷⁷¹. Wir müssen aber das schwierige Feld der Zubenennung des Adels nach ihren Burgen, das oben bereits schon kurz angedeutet wurde, an dieser Stelle noch einmal hintanstellen und später noch ausführlicher darauf zurückkommen. Nur soviel vorweg: Selbst in der Mitte des 12. Jahrhunderts, als Otto von Freising seine *gesta* geschrieben hat, scheint sich die Benennung nach einer Burg, einer Stammburg also, noch nicht vollständig durchgesetzt zu haben. Otto selbst liefert mit dem Hohenstaufen das beste Beispiel, denn die Burg taucht eben gerade nicht als toponymer Beiname Friedrichs auf.

Halten wir also fest: Otto von Freising hat sicherlich nicht die Gründung des Hohenstaufen beschrieben. In besagter Textstelle wird lediglich die Besiedelung der Höhenburg durch *coloni* erwähnt. Des Weiteren steht die Textzeile in argem Verdacht, Teil einer von Otto lediglich zu Propagandazwecken konzipierten Passage zu sein, um seinen Protagonisten Kaiser Friedrich Barbarossa, respektive dessen Vorfahren, in einem möglichst günstigen Licht erscheinen zu lassen. Allzu viel Gewicht sollte man den Zeilen also nicht zukommen lassen. Leider wissen wir nicht, woher Otto von Freising sein Wissen über den Hohenstaufen erhalten hat. Aus dem Brief Barbarossas, der der *gesta* vorausgestellt ist, erfahren wir naturgemäß nichts darüber, da Friedrich dort lediglich über seine eigenen Taten berichtet.⁷⁷² Dank seiner nahen Verwandtschaft mit dem staufischen Haus und dem hohen Amt, das Otto bekleidete, ist es natürlich sehr gut möglich, dass er viele Informationen über die Vorfahren des Kaisers und

⁷⁶⁹ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 7.

⁷⁷⁰ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁷⁷¹ BAUMANN Franz Ludwig, Die ältesten Urkunden von Allerheiligen in Schaffhausen, Rheinau und Muri (Quellen zur Schweizer Geschichte. Band 3,2), Basel 1881 – 1883, S. 58, UK Nr. 34.

⁷⁷² MGH. SS rer. Germ. 46, S. 1ff.

seinen eigenen Verwandten sozusagen aus erster Hand erfahren haben könnte. Da seine Mutter Agnes in erster Ehe mit eben jenem Herzog Friedrich I. verheiratet war, hatte sie sicherlich genaue Kenntnis über die eben beschriebenen Vorgänge auf dem Hohenstaufen. Allerdings ist sie bereits im Jahr 1143 verstorben, also bevor Otto damit begonnen hat, die *gesta* niederzuschreiben und wir wissen nicht, wie eng die Beziehungen der beiden zueinander war und schon gar nicht, über was sie sich im Detail ausgetauscht haben. Im schlimmsten Falle besaß Otto von Freising überhaupt keine Informationen über die Gründung des Hohenstaufen und schrieb lediglich deshalb darüber, um Herzog Friedrich I. als Vorfahre Barbarossas gegenüber seinem Konkurrenten, Berthold von Zähringen aufzuwerten.⁷⁷³

Wir tendieren zu letzterer Überlegung. Zu perfekt passen die Zeilen in den kompositorischen Aufbau des Zweikampfes Bertholds gegen Friedrich, der von Otto geschickt an den Beginn der *gesta* gesetzt wurde, um den ruhmreichen Aufstieg des „Hauses der Staufer“ zu propagieren. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass Otto Einblick in die Briefe Wibalds von Stablo hatte, zu denen auch der berühmte Brief mit der *tabula consanguinitatis* aus dem Jahr 1152 oder 1153 zu zählen ist (s. S. 141 & FN 589), in welcher ebenfalls Friedrich I. als Gründer des Hohenstaufen angeführt wird.

2.3.4. Die *tabula consanguinitatis* und die *causa scribendi* Wibalds von Stablo

Wibald von Stablo wurde im Jahr 1098 geboren und entstammte vermutlich einer Ministerialenfamilie. Er studierte in Lütich bei Ruprecht von Deutz und trat danach in den Benediktinerorden ein. 1131 wurde er zum Abt der Abtei Stablo gewählt, 1146 erlangte er zusätzlich die Abtswürde in Corvey.⁷⁷⁴ Ab 1139 arbeitete er in der Hofkanzlei König Konrads III., für dessen Wahl er sich im Jahr zuvor eifrig eingesetzt hatte.⁷⁷⁵ Bei Hofe avancierte er rasch

⁷⁷³ Tatsächlich scheinen die negativen Aussagen Ottos von Freising gegenüber den Zähringern, er bezeichnet sie als Herzöge ohne Herzogtum, nicht Ausdruck einer vorbehaltlosen Analyse zu entspringen zu sein, sondern stellen vielmehr einen Seitenhieb auf deren erfolgreiche Politik im 11. Jahrhundert dar, die denjenigen der Staufer durchaus übertroffen habe dürfte, siehe: **KRIEG** Heinz, Adel in Schwaben: Die Staufer und die Zähringer, in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S. 65 – 97. Allerdings muss an dieser Stelle auf die deutlich bessere Quellenlage zu den Zähringern verwiesen werden.

⁷⁷⁴ **REUTER** Timothy, Wibald (Wi-, Wic-, Guibaldus) von Stablo und Corvey OSB, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Band 10, Berlin/New York 1999, Sp. 979 – 981.

⁷⁷⁵ **HAUSMANN** Friedrich, Reichskanzlei und Hofkapelle unter Heinrich V. und Konrad III. (Schriften der Monumenta Germaniae historica. Band 14), Stuttgart 1956, S. 187.

zu einem der wichtigsten Berater König Konrads, allerdings verlor er unter dessen Nachfolger, Friedrich Barbarossa anscheinend wieder an Einfluss.⁷⁷⁶ Zumindest nahmen seine Kanzleiaktivitäten unter Friedrich Barbarossa deutlich ab⁷⁷⁷, was aber nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass Wibald von Friedrich nicht wohl gelitten war, sondern womöglich wurde er eher mit anderen Aufgaben betreut. So ist er von Barbarossa regelmäßig als Gesandter nach Byzanz geschickt worden, bis er 1158 bei der Rückkehr einer solchen diplomatischen Reise starb.⁷⁷⁸ Wibald von Stablo war also eine nicht minder einflussreiche Persönlichkeit an Konrads und Barbarossas Hof als Otto von Freising und somit stellt sich umso drängender die Frage, inwieweit sich beide persönlich gekannt haben könnten. Erst vor kurzem wurde anhand von Wibalds Briefbuch demonstriert, wie wichtig das persönliche Beziehungsgefüge gerade für den Nachrichtenaustausch und zur Informationsbeschaffung war.⁷⁷⁹ Da die *tabula consanguinitas* (Abb. 021) allerdings von Wibald ohne jeglichen weiteren Kommentar aufgezeichnet und auch in keiner anderen Quelle des Mittelalters rezipiert wurde, kann über deren Entstehung nur gemutmaßt werden.

Immerhin gibt es genügend Hinweise darauf, dass Otto von Freising und Wibald von Stablo sich persönlich gekannt haben:

1151 reiste Konrad III. den Rhein hinab, um sich um die Neubesetzung des Kölner Erzbistums und die Schlichtung des Utrechter Schismas zu kümmern. Laut eigener Aussage hat Otto von Freising ihn auf dieser Reise begleitet.⁷⁸⁰ Auf dem Weg dorthin machte der König auch im Königshof Boppard Station. Aus einem Brief Wibalds geht hervor, dass er vom König auf den 15. April ebenfalls dorthin beordert worden ist.⁷⁸¹ In einer Urkunde König Konrads vom 17. Mai 1151 finden wir Otto und Wibald gemeinsam in der Zeugenliste.⁷⁸² Im Jahr darauf,

⁷⁷⁶ SCHÜTTE Bernd, Nachrichtenaustausch und persönliche Beziehungsgefüge im Spiegel von Wibalds Briefbuch, in: *Concilium medii aevi. Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit.* Band 10, Göttingen 2007, S. 113.

⁷⁷⁷ Siehe hierzu die Auflistung bei HAUSMANN, Reichskanzlei, S. 168 – 171.

⁷⁷⁸ REUTER, Wibald, Sp. 980.

⁷⁷⁹ SCHÜTTE, Nachrichtenaustausch, S. 147f. Hier werden mit Kommunikation und Netzwerk gleich zwei kulturhistorische Themenfelder berührt, die in den letzten Jahren die medievistische Forschung stark geprägt haben. Es soll an dieser Stelle aber lediglich auf zwei einführende Werke in die Thematik verwiesen werden, siehe: HITZBLECK Kerstin, HÜBNER Klara, *Die Grenzen des Netzwerks 1200 – 1600, Ostfildern 2014* & SPIEB Karl-Heinz, *Medien der Kommunikation im Mittelalter (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte. Band 15)*, Stuttgart 2003.

⁷⁸⁰ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 69.

⁷⁸¹ „*Dominus rex curiam in pascha Spirę celebrabit et in octava ei occurrere apud Bopardum iussi sumus [...]*“, siehe: MGH. Briefe d. dt. Kaiserzeit 9, Brief Nr. 298 (bei Jaffé Brief Nr. 323).

⁷⁸² MGH. DD Ko III, Nr. 251.

genauer am 9. März stellt Friedrich Barbarossa eine Urkunde aus, die dem Kloster Stablo seine alten Rechte und seinen Besitzstand bestätigt. In der Zeugenliste wird wiederum Otto von Freising genannt.⁷⁸³ Zu guter Letzt sei noch auf einen Brief hingewiesen, der sich in Wibalds Briefbuch befindet und direkt von Otto stammt. Darin erörtert er zwei theologische Fragen und bedauert die Übergriffe auf Corvey, von denen er gehört habe.⁷⁸⁴ Die Beispiele mögen hinlänglich zeigen, dass es persönliche Kontakte zwischen unseren beiden Schreibern gegeben hat, es werden vermutlich noch sehr viel mehr gewesen sein. Leider hilft uns dies nicht bei der Frage weiter, wer von wem auf welchem Wege welche Informationen über die Gründung des Hohenstaufen erhalten haben könnte. Otto von Wibald? Oder doch eher umgekehrt? Oder haben doch beide unabhängig voneinander von einer dritten Person am Hofe darüber erfahren? Werfen wir also auch noch einen genaueren Blick auf die Ahnentafel selbst, ob sie uns in dieser Hinsicht doch noch etwas verraten kann.

Die Gründe, die Friedrich Barbarossa damals bewogen haben mögen, sich von seiner ersten Gemahlin Adela von Vohburg scheiden zu lassen, können aus der *tabula* freilich nicht entnommen werden und bis heute ist die Fachwelt über bloße Vermutungen⁷⁸⁵ in dieser Frage nicht hinausgekommen. Was die *tabula* gleichsam einem Spiegel wiedergibt sind lediglich die offiziellen Gründe, die vom Hofe angebracht wurden, um die Ehe auflösen zu können. Im Mittelalter galt der Kirche eine einmal geschlossene Ehe prinzipiell als nicht mehr trennbar, außer durch den Tod. Wollte man sich also scheiden lassen, mussten hierfür Gründe angeführt werden die bewiesen, dass die geschlossene Ehe von vornherein ungültig oder ungerechtfertigt gewesen war.⁷⁸⁶ Diese Gründe waren neben einem bereits vorher getroffenen Eheversprechen oder ein Gelöbnis zum Klostereintritt, Impotenz und besonders

⁷⁸³ MGH. DD F I, Nr. 1.

⁷⁸⁴ MGH. Briefe d. dt. Kaiserzeit 9, Brief Nr. 353, S. 739 - 741 (bei Jaffé Brief Nr. 387).

⁷⁸⁵ Letztlich lässt sich die Psyche Barbarossas aus unseren Quellen nicht herausarbeiten. Einen aktuellen Forschungsüberblick zur Individualität im Hochmittelalter hat vor kurzem Hagen Keller vorgelegt, siehe: **KELLER** Hagen, Identitäten und Individualität in den Krisenerfahrungen des europäischen Hochmittelalters (11./12. Jahrhundert), in: Frühmittelalterliche Studien. Band 46, Münster 2012, S. 221 – 240. Darüber hinaus sind nach wie vor die Arbeiten von Gerd Tellenbach zur Personenforschung des Früh- und Hochmittelalters zu nennen, siehe z.B.: **TELLENBACH** Gerd, Zur Bedeutung der Personenforschung für die Erkenntnis des früheren Mittelalters, in: Ausgewählte Aufsätze und Abhandlungen. Band 3, Stuttgart 1988, S. 943 – 962 & **TELLENBACH** Gerd, Der Charakter Kaiser Heinrichs IV. Zugleich ein Versuch über die Erkennbarkeit menschlicher Individualität im hohen Mittelalter, in: Ausgewählte Aufsätze und Abhandlungen. Band 5, Stuttgart 1996, S. 111 – 134.

⁷⁸⁶ **MIKAT** Paul, Ehe, in Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 1. Aachen bis Haussuchung, Berlin 1971, Sp. 825f & **WENNER** Joseph, Eehindernisse, in: Lexikon für Theologie und Kirche. Band 3. Colet bis Faistenberger, Freiburg ²1959, Sp. 702 – 706. Ausführlicher: **WEIGAND** Rudolf, Unauflöslichkeit der Ehe und Eheauflösungen durch Päpste im 12. Jahrhundert, in: Revue de droit canonique. Band 20, Straßburg 1970, S. 44 – 64.

die Blutsverwandschaft⁷⁸⁷ im Grad 3:4 nach kanonischer Zählung oder im siebten Grad nach römischer Zählung.⁷⁸⁸ Und genau dieser Grund, nämlich zu nahe Verwandtschaft zwischen den beiden Eheleuten, sollte die *tabula consanguinitatis* beweisen, so haben es zumindest Generationen von Historikern interpretiert.⁷⁸⁹ Allerdings hat vor kurzem Eduard Hlawitschka auf den offensichtlichen, aber bisher anscheinend übersehenen Fakt hingewiesen, dass die *tabula* eben genau dies nicht tut, ganz im Gegenteil. Sie zeigt eine Verwandtschaft im kanonischen Gradverhältnis 6:5 bzw. im 11. Verwandtschaftsgrad nach römischer Zählung⁷⁹⁰ und konnte somit nie und nimmer dem Papst als belastendes Dokument für eine angeblich bestehende Nahehe vorgelegt werden:

Namentlich nicht genannte Eltern

1 Friedrich

2 Friedrich von Büren

3 Herzog Friedrich I. von Schwaben

4 Herzog Friedrich II. von Schwaben

5 König Friedrich I. Barbarossa

1 Berta

5 Grade (Staufer) + 6 Grade (Vohburg) = 11 Grade

2 Bezelinus von Villingen

3 Herzog Berthold I. von Kärnten

4 Luitgard von Zähringen

5 Diepold III. von Vohburg

6 Adela von Vohburg

⁷⁸⁷ WENNER, Eehindernisse, Sp. 703.

⁷⁸⁸ WEIGAND Rudolf, Die Ausdehnung der Eehindernisse der Verwandtschaft, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung. Band 80, Wien/Köln/Weimar 1994, S. 1 – 17.

⁷⁸⁹ Z.B. SCHMID Karl, Staufer und Zähringer – Über die Verwandtschaft und Rivalität zweier Geschlechter, in: Die Staufer in Schwaben und Europa. Vorträge der Göppinger Staufertage 1977 und 1978, Göppingen 1980, S. 69f.

⁷⁹⁰ HLAWITSCHKA Eduard, Weshalb war die Auflösung der Ehe Friedrich Barbarossas möglich?, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 61, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 518f.

Dies wird auch durch die anschließende Hochzeit Friedrichs mit Beatrix von Burgund deutlich, da auch hier ein Verwandtschaftsgrad von 6:5 vorlag, wogegen Papst Eugen III. dann ebenfalls hätte Protest einlegen müssen, was er freilich nicht getan hat:⁷⁹¹

Herzog Otto-Wilhelm von Burgund ∞ Ermentrude von Roucy

1 Agnes von Burgund

2 Agnes von Poitou

3 Kaiser Heinrich IV.

4 Agnes von Waiblingen

5 Herzog Friedrich II. von Schwaben

6 König Friedrich I. Barbarossa 6 Grade (Staufer) + 5 Grade (Burgund) = 11 Grade

1 Graf Rainald I. von Burgund

2 Graf Wilhelm II. von Burgund

3 Graf Stephan I. von Burgund

4 Graf Rainald III. von Burgund

5 Beatrix von Burgund

Da die Tafel ohne weiteren Kommentar von Wibald in seinem Briefbuch verzeichnet worden ist und er selbst auch gar nicht bei den entscheidenden Verhandlungen in Rom anwesend war, liegt die Vermutung nahe, dass die *tabula* nie als offizielles Dokument Verwendung fand und es sich hierbei lediglich um eine Skizze oder Recherche Wibalds handelte, die sich als ungeeignet herausgestellt hat.⁷⁹²

In der *tabula* findet sich noch eine weitere Auffälligkeit, die an ihrer „Korrektheit“ zweifeln lässt. Nämlich das Fehlen der Namen der gemeinsamen Vorfahren von Friedrich Barbarossa

⁷⁹¹ EBD., S. 524, FN 40.

⁷⁹² EBD., S. 525.

und Adela von Vohburg, Wibald vermerkt hier lediglich *Ex uno patre et una matre nati*.⁷⁹³ Damit wird die *tabula* vollends *ad absurdum* geführt und bestätigt ihren skizzenhaften, unfertigen Charakter.

Wieso hat Papst Eugen III. trotzdem der Eheauflösung zugestimmt, wenn die *tabula* als offizielles Dokument entfällt? Hlawitschka, der nicht so recht an einen Kuhhandel zwischen Kurie und Stauferhof glauben mag, hat eine alternative Ahnenreihe vorgelegt, die eine Nahehe von 4:3 rechtfertigen würde.⁷⁹⁴

Kaiser Heinrich III. ∞ Agnes von Poitou

1 Kaiser Heinrich IV. ∞ Berta von Savoyen

2 Agnes von Waiblingen ∞ Herzog Friedrich I. von Schwaben

3 Herzog Friedrich II. von Schwaben ∞ Judith Welf

4 König Friedrich I. Barbarossa

1 Judith ∞ Herzog Władysław I. Hermann

2 Adelheid von Polen ∞ Diepold III. von Vohburg, Markgraf des bayerischen Nordgau

3 Adela von Vohburg

Auch diese komplizierte Herleitung einer möglichen Nahehe ist von der Forschung nicht ohne Kritik hingenommen worden. Konkret wird die Konstruktion kritisiert, bei Adelheid, der Frau Diepolds III. von Vohburg handele es sich tatsächlich um die Tochter der Welfin Judith und des Polenherzogs Władysław I. Kann diese verwandtschaftliche Beziehung aber nicht eindeutig nachgewiesen werden, fällt die gesamte Beweiskette in sich zusammen. Wir können an dieser Stelle darauf verzichten, den komplizierten genealogischen Konstruktionen nachzuspüren und diese zu bewerten, da sie mit der *tabula* direkt nichts zu tun haben und für unsere weiteren Überlegungen keinerlei Rolle spielen und an anderen Stellen nachgelesen werden können.⁷⁹⁵

⁷⁹³ Siehe FN 589.

⁷⁹⁴ HLAWITSCHKA, Auflösung, S. 534.

⁷⁹⁵ EBD., S. 525 – 534 & HLAWITSCHKA Eduard, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihre Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk. Band II. 1138 – 1197, Hannover 2009, S. 135 – 195. Dagegen

Halten wir also fest: Auch die *tabula consanguinitatis* entpuppt sich auf den zweiten Blick als schwer interpretierbar. Problematisch ist der flüchtige Eintrag lediglich in Wibalds Briefbuch ohne jeden weiteren Kommentar. Dadurch werden weitere Überprüfungen so gut wie unmöglich. Die fehlenden Namen der angeblichen gemeinsamen Vorfahren von Friedrich Barbarossa und Adela von Vohburg, sowie die Tatsache, dass die *tabula* als offizielles Dokument für eine Eheauflösung aufgrund zu naher Verwandtschaft gar nicht gedient haben kann, entlarvt sie als bloße (Anfangs-) Überlegung Wibalds, die nicht zur Anwendung kam. Ob die Kurie mit dem Staufer lieber eine Klüngerlei ausgehandelt hat oder am Hof andere Verwandtschaftsbeziehungen hergestellt wurden, wie Hlawitschka vermutet, ist für uns an dieser Stelle ohne Bedeutung.

Es bleibt aber nach wie vor das Problem, dass wir nicht wissen, woher Wibald seine Informationen über die Vorfahren Friedrichs letztlich bekommen hat. Es kann ja durchaus sein, dass seine Informationen der Wahrheit entsprochen haben und die *tabula* lediglich deswegen nicht im Ehescheidungsprozess genutzt wurde, weil sie nicht das erhoffte Ergebnis präsentierte. Mit gebührender Vorsicht, da es letztlich keinerlei sichere Beweisketten gibt und wir mehr oder weniger auf unsichere Thesen angewiesen sind, plädieren wir an dieser Stelle dafür, dass Wibald vermutlich seine Informationen von Otto von Freising erhalten hat oder diese zumindest aus demselben Personenkreis stammten, auf den auch Otto beim Verfassen seiner *gesta* zurückgegriffen hat. Weshalb? Wir haben oben die Gründe gezeigt (S. 174f.), weshalb der Hohenstaufen höchstwahrscheinlich bei Otto von Freising in seiner *gesta* erscheint: Er benötigt ihn als stilistisches Mittel, um Friedrich Barbarossas Großvater als würdigen Vorfahren des Kaisers zu präsentieren. Ansonsten spielt der Hohenstaufen in seinem Werk keine Rolle und er hat auch bei keinem weiteren Chronisten eine Würdigung erfahren. Somit liegt die Vermutung nahe, dass Wibald zwar nicht direkt auf die *gesta* selbst zurückgegriffen hat, sie entstand erst drei bis vier Jahre nach der *tabula*, aber bei seinen Recherchen nach den Vorfahren Barbarossas von Otto Informationen eingeholt und von ihm den Hinweis auf den Hohenstaufen erhalten hat. Es ist nämlich auffällig, dass der Nebensatz *qui Stophen condidit*⁷⁹⁶ die einzige Zusatzinformation der gesamten *tabula* darstellt und sie ist ja nicht einmal korrekt wiedergegeben. Wie bereits dargelegt, beschreibt Otto von Freising

Klaus Graf, siehe: **GRAF** Klaus, Zur *Tabula consanguinitatis* von Wibald von Stablo (Onlineausgabe 2015: <http://archiv.twoday.net/stories/1022418983/>).

⁷⁹⁶ Siehe FN 586.

nicht die Gründung der Burg, sondern deren Besiedelung. Außerdem ist diese Zusatzinformation für den Aussagewert der *tabula* nicht nur singular, sondern zudem noch völlig überflüssig. Der zu vermittelnde Inhalt hat diese zusätzliche Information überhaupt nicht benötigt. Der umgekehrte Fall, dass Otto seine Informationen von Wibald erhalten habe, scheint demnach eher unwahrscheinlich. Zum einen sind Ottos Angaben präziser als diejenigen Wibalds. Wieso sollte der Freisinger Bischof den Gründungshinweis Wibalds in seiner Darstellung umändern, ja letztlich sogar abschwächen, indem er das *condidit* aus der *tabula* zugunsten der *colonia* in der *gesta* ersetzt? Wäre in besagter Passage der *gesta* ein Graf Friedrich der Burgengründer gegenüber dem Burgenbesitzer Berthold nicht noch vorteilhafter gewesen als lediglich diejenige Person, die eine bereits vorhandene Burg mit einer Handvoll Personen ausgestattet hat? Hätte Otto also beim Schreiben der Textpassage über Graf Friedrich die *tabula* als Quelle vor sich liegen gehabt, er hätte sie mit Sicherheit auch im wahrsten Sinne des Wortes wortwörtlich genutzt und wir würden heute in der *gesta* folgenden Satz vorfinden:

„Ea tempestate comes quidam Fredericus nomine, ex nobilissimis Suevie comitibus originem trahens, qui Stophen condidit.“

Es gibt noch einen weiteren Hinweis, der dagegenspricht: Hätte Otto die *tabula* für seine *gesta* genutzt, müssten dann dort nicht auch die weiteren Vorfahren Graf Friedrichs, Friedrich von Büren und Friedrich, der angebliche Riesgaugraf, zumindest eine kurze Erwähnung finden? Dies ist aber nicht der Fall, im Gegenteil: Beide Friedrichs tauchen überhaupt nur in der *tabula* auf. Aus welchen Quellen Wibald diese Informationen geschöpft hat, ist leider bis heute nicht geklärt.

So bleibt am Ende unserer Untersuchungen der *gesta frederici* und der *tabula consanguinitatis* ein zwiespältiger Befund. Es bestehen erhebliche Zweifel am Aussagewert der beiden Quellen. In Bezug auf den Hohenstaufen ist die *tabula consanguinitatis* aus besagten Gründen überhaupt nicht verwertbar. Ottos Aussagen über den Hohenstaufen sind da schon interessanter. Zwar wird man sich endgültig von der irrigen Meinung verabschieden müssen, Otto von Freising beschreibe in seiner *gesta frederici* die Gründung des Hohenstaufen und man wird im Zweifelsfall auch nie ganz ausschließen können, dass es sich bei seiner Erwähnung der Burg um einen rhetorischen Kunstgriff zugunsten einer stauferfreundlichen Darstellung handelt. Dafür passt die Nennung einer *colonia* auf dem Hohenstaufen aber auf jeden Fall ausgesprochen gut zu eben jenen Ergebnissen, die von Seiten der Archäologie in

den letzten Jahren geliefert wurden. Es sind in erster Linie die Bestattungen auf dem Hohenstaufen (s. S. 156) die in diesem Zusammenhang zu nennen sind. Handelt es sich bei ihnen gar um die sterblichen Überreste jener *coloni*, die bei Otto von Freising genannt werden? Kehren wir also wieder zurück zum archäologischen Befund und überlegen, ob wir durch sie nicht doch noch neue Erkenntnisse über die Frühzeit des Hohenstaufen in Erfahrung bringen können.

2.3.5. Der „Friedhof“ auf dem Hohenstaufen

Unglücklicherweise ist der Publikationsstand über den mittelalterlichen Friedhof auf dem Hohenstaufen alles andere als gut. Vorgelegt wurden bisher lediglich zwei sehr knappe Vorberichte.⁷⁹⁷ Des Weiteren existiert noch ein bisher nicht veröffentlichtes Manuskript über die paläoantropologischen Untersuchungen der Skelettreste.⁷⁹⁸ Dennoch kann man diesen Vorberichten einige interessante Details entnehmen, die zumindest eine ungefähre Vorstellung vermitteln. Insgesamt wurden bisher zwischen 20 und 40 Individuen auf dem Hohenstaufen geborgen und untersucht. Es sind alle Altersgruppen beiderlei Geschlechts vertreten, wobei es sich bei der Mehrheit der Individuen um Männer gehandelt hat. Bis auf eine untere Körperhälfte eines weiblichen Skeletts lagen die restlichen Knochen in Streufunden vor, was vermuten lässt, dass es sich hierbei um umgelagerte Überreste von Bestattungen handelt. An mehreren Skelettresten konnten Anzeichen für schwere körperliche Arbeit, dem Tragen und Heben von Lasten oder regelmäßigem Bergauflaufen festgestellt werden.⁷⁹⁹ Von drei verschiedenen Knochen liegen zudem C-14 Untersuchungen vor. Das noch halbwegs intakte weibliche Skelett datiert in die Zeit zwischen 740 und 965 n. Chr., die beiden anderen Knochen, die aus den restlichen Streufunden stammen datieren auf 1025 bis 1160, sowie 1060 bis 1250.⁸⁰⁰ Da die meisten Skeletteile weit verstreut auf dem gesamten nordöstlichen Plateau der Burganlage aufgefunden wurden, kann nicht ausgeschlossen

⁷⁹⁷ RADEMACHER, WEIDENBACHER, Beobachtungen, S. 297 – 300 & RADEMACHER Reinhard, Rätselhafte Bestattungen auf dem Hohenstaufen, in: Hohenstaufen Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen. Band 14, Weißenhorn 2004, S. 189f.

⁷⁹⁸ OBERTO VÁ Zuzana, Menschliche Skelettreste vom Hohenstaufen (im Druck). Ich danke Herrn Rademacher für die freundliche Überlassung des Manuskripts!

⁷⁹⁹ EBD.

⁸⁰⁰ RADEMACHER, Bestattungen, S. 190. Leider geht aus der Untersuchung nicht hervor, ob die C-14 Daten mit OxCal (<https://c14.arch.ox.ac.uk/oxcal.html>) oder ähnlichen Programmen kalibriert wurden, was eventuell zu einer deutlich genaueren Datierung führen könnte.

werden, dass noch mehrere Überreste vorhanden sind, die nach wie vor ungeborgen unter der Erde liegen. Vielleicht ist die Fundsituation der menschlichen Überreste ein Hinweis darauf, dass die Planierarbeiten des 18. Jahrhunderts auf dem nordöstlichen Plateau durchgeführt wurden. Dafür spräche neben den Streufunden auch die Tatsache, dass der Humusboden in diesem Bereich lediglich wenige Zentimeter tief ist und direkt auf dem Fels des Zeugenberges aufliegt. Diese Vermutung wird zusätzlich durch diverse ältere Berichte gestärkt, denen zu entnehmen ist, dass seit dem frühen 19. Jahrhundert bei Bodeneingriffen auf der nordöstlichen Plateauhälfte immer wieder menschliche Knochen geborgen worden sind.⁸⁰¹ Dazu passt der Hinweis von Crusius (s. S. 145f.), auf dem Hohenstaufen habe eine Kapelle gestanden. All das deutet auf einen mittelalterlichen Friedhof im östlichen Burgbereich auf dem Hohenstaufen hin.

Was sagt dies nun über die Besiedelung des Burgberges aus? Um diese Frage zu beantworten ist es wichtig herauszufinden, um was für einen Friedhof es sich gehandelt haben mag, sprich, welcher kirchlichen Institution er zugehörig war. Dies fällt nicht ganz leicht, da die geringe Anzahl der Individuen, dafür aber die lange Laufzeit und das Vorkommen beiderlei Geschlechts, sowie vieler unterschiedlicher Altersstufen eine Klassifizierung erschweren. Zäumen wir das Pferd also von hinten auf und beginnen mit dem, was wir mit Sicherheit ausschließen können. Mit Sicherheit ausschließen lässt sich ein alamannisches Gräberfeld. Denn selbst wenn das C-14 datierte Skelett der Frau theoretisch noch bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen könnte, so fehlen doch die typischen Beigaben. Natürlich kann dieser Umstand auch Grabplünderungen oder den Umlagerungen geschuldet sein, aber es gibt noch einen weiteren Punkt der dagegenspricht. Alamannische Gräberfelder wurden im Normalfall nicht als christlicher Friedhof weitergenutzt⁸⁰² und uns ist auch kein solcher Fall bekannt. Ebenfalls unwahrscheinlich ist ein Klosterfriedhof. Dagegen sprechen nach bisherigem Befund das Vorhandensein beider Geschlechter und die große Altersvarietät. Auch die lange Belegzeit bis ins 12. Jahrhundert schließen einen solchen aus. Hier befinden wir uns bereits in dem Zeitraum, in dem die Burg mit Sicherheit bereits bestanden hat.

⁸⁰¹ EBD., S. 190.

⁸⁰² SCHOLKMANN Barbara, Frühmittelalterliche Kirchen im alemannischen Raum. Verbreitung, Bauformen und Funktion, in: Die Alemannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 48), Leinfelden-Echterdingen 2003, S. 125f.

Die Frage nach einem Kloster lenkt den Blick auf andere geistliche Einrichtungen, wie ein Kirchengebäude. In der Burg hat angeblich eine Kapelle gestanden, die auch Ziel einer Wallfahrt gewesen sein soll. Allerdings sind die Belege für Kapelle und Wallfahrt äußerst dürftig. Von Crusius erfahren wir, dass die Kapelle auf dem nordöstlichen Plateau an der südlichen Mauer gestanden sein soll.⁸⁰³ Wohlgermerkt: Crusius hat die Kapelle oder deren baulichen Überreste selbst nicht mehr gesehen, sondern berichtet nur vom Hörensagen. Die Kapelle wird zum ersten Mal im Jahr 1454/55 erwähnt.⁸⁰⁴ Graf Ulrich V. von Württemberg schenkte vermutlich 1454⁸⁰⁵ unter anderem den Kirchensatz der Pfarrkirche St. Jacobus im Ort Hohenstaufen zusammen mit der Kapelle auf der Burg, die ihr pfarrrechtlich unterstand, dem Stift Adelberg⁸⁰⁶, das daraufhin sofort beim Konstanzer Bischof die Inkorporation beantragte.⁸⁰⁷ Die angebliche Wallfahrt wird erst im Jahr 1559 in den Quellen erwähnt. Aufgrund von Streitigkeiten zwischen Stadt und Amt Göppingen und dem Renovator Jakob Ramminger wegen Fronfuhren auf den Hohenstaufen wird auch ein Bauer aus Diegelsberg verhört. In seinem Verhörprotokoll ist die Aussage festgehalten, dass es vor dem Bauernkrieg eine Kapelle auf der Burg gegeben habe, die karfreitags Ziel einer Wallfahrt gewesen sei.⁸⁰⁸

Es existieren also keinerlei Informationen über das Kirchengebäude vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, auch keine archäologischen. Dass die Kapelle im Bauernkrieg bei der Erstürmung der Burg ebenfalls zerstört wurde geht aus dem Verhörprotokoll von 1559 hervor und dies passt auch zu den Notizen von Crusius, nach denen bereits 1588 nicht einmal mehr die Fundamente davon sichtbar waren. Es gibt keinen Grund, an den Aussagen von Crusius oder des Bauern aus Diegelsberg zu zweifeln, also wird auch die Wallfahrt, trotz keinerlei weiterer Belege existiert haben. Interessant ist der Wallfahrtstermin an Karfreitag. Dies lässt vermuten, dass in der Kapelle auf dem Hohenstaufen ein Partikel vom Heiligen Kreuz verwahrt

⁸⁰³ „*In angulo à porta dextro, qui pagum subiectum Stauffam respicit, sacellum fuit.*“, siehe: **CRUSIUS**, *Annales*, S. 815.

⁸⁰⁴ **EBERL** Immo, *Der Hohenstaufen in seiner Landschaft: Siedlung und territoriale Werden zwischen Fils und Rems, zwischen Lorch, Schwäbisch Gmünd und Göppingen im Mittelalter*, in: *Die 3 Kaiserberge und das Stauerland. Landschaft Geschichte und Kultur zwischen Fils- und Remstal*. Schwäbisch Gmünd 2014, 154–181.

⁸⁰⁵ Zum Datierungsproblem siehe: **ALBUS-KÖTZ** Stefanie, *Von Krautgärten, Äckern, Gülden und Hühnern. Studien zur Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Prämonstratenserstifts Adelberg im Mittelalter 1178 – 1535* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 73), Ostfildern 2014, S. 246, FN 1702.

⁸⁰⁶ HStA Stuttgart, A 602, WR 1372 (es handelt sich lediglich um das Kanzleiregister, die Originalurkunde ist 1944 verbrannt).

⁸⁰⁷ **RIEDER** Karl Joseph, **SIEBERT** Hans Dietrich, *Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz von Bubulcus bis Thomas Berlower (517-1496)*. Band. 4 1436-1474, Innsbruck 1941, S. 216, Nr. 11841.

⁸⁰⁸ HStA Stuttgart, A 346, Bü 3, Nr. 36, f. 69v.

wurde. Heiligkreuzreliquien waren im Mittelalter weit verbreitet und versprachen Prestige.⁸⁰⁹ Neben den beiden Kreuzfesten der „Auffindung“ am 3. Mai und der „Kreuzerhöhung“ am 14. September, spielt das Kreuz im Hauptgottesdienst am Nachmittag des Karfreitags eine besondere Rolle. Der zweite Teil des Gottesdienstes ist der Erhebung und der Verehrung des Heiligen Kreuzes gewidmet⁸¹⁰, bei dem ein Kreuz vor den Gläubigen enthüllt und angebetet wird. Es ist durchaus möglich, dass in diesem Zusammenhang auch die Wallfahrt auf den Hohenstaufen einzuordnen ist.

Weitere Beispiele für frühe Kirchen und Friedhöfe auf Burgbergen sind selten.⁸¹¹ Genannt werden immer wieder der Hohenasperg bei Ludwigsburg (Abb. 039) und der Gutenberg bei Balzers in Liechtenstein (Abb. 040, 041). Hartnäckig hat sich die Behauptung gehalten, auf dem Hohenasperg hätten sich seit frühester Zeit zwei Kirchen befunden.⁸¹² Als Quellenbeleg wird beharrlich auf eine Urkunde aus dem Jahr 819⁸¹³ verwiesen, die angeblich bezeugt, dass ein Graf Gozbert seine Besitzungen in Asperg dem Kloster Weißenburg im Elsaß überlassen habe. Diese Behauptung ist zwischenzeitlich zwar widerlegt, aber leider nicht zur Kenntnis genommen worden.⁸¹⁴ Die Urkunde besagt lediglich, dass ein Gozbert für seines und das seines Vaters Seelenheil vier Eigenleute an das Kloster Weißenburg schenkt.⁸¹⁵ Diese sollen

⁸⁰⁹ **ANGENENDT** Arnold, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, Hamburg 2007, S. 215.

⁸¹⁰ **MÜLLER** Hermann, Der feierliche Gottesdienst der Karwoche, Paderborn 1901, S. 125 & 132; Missale Romanum XXVIII, Regensburg 1920, S. 223.

⁸¹¹ Siehe hierzu den Sammelband: **PFEIFER** Gustav, Burgkapellen: Formen - Funktionen - Fragen: Akten der Internationalen Tagung Brixen, Bischöfliche Hofburg und Cusanus-Akademie, 2. bis 5. September 2015, Innsbruck 2018.

⁸¹² So z.B. **SAUR** Paul, Der Hohenasperg. Fürstensitz – Höhenburg – Bollwerk der Landesverteidigung, Leinfelden-Echterdingen 2004, S. 24.

⁸¹³ WUB Band VI., Nr. NC, Seite 498-499 <http://www.wubonline.de/?wub=152>; **DOLL** Anton, Traditiones Wizenburgenses. Die Urkunden des Klosters Weißenburg 661 – 864, Darmstadt 1979, Urkunde 168.

⁸¹⁴ **KNOLL** Irmgard, **KNOLL** Rudolf, Zu Aspergs Anfängen: >>Graf<< Gozbert oder das Ende einer Legende, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter. Heft 49, Ludwigsburg 1995, S. 37 – 43.

⁸¹⁵ „*Sacrosancto monasterio, cuius vocabulum est Uuizenburg, quod est constructum super fluvio Lutra in honore sanctorum apostolorum Petri et Pauli vel ceterorum sanctorum, ubi Gerhohus abbas presenti tempore preesse videtur, igitur ego in dei nomine Gozbertus tradidi Zeizolfo manu potestativa IIII mancipia, quorum ista sunt nomina: Folcbert, Arnort, Uuilisuind, Isanburg, ut ea tradidisset ad sanctum Petrum in elemosina mea et patris mei Berolfi in ea vero ratione, ut annis singulis ad missam sancti Martini censum redde[re] non neglegant, hoc est denarios V sine Folcberto. Ille debet reddere denarios IIII. Si quis autem per malum ingenium aut cupiditate prereptus, si ego ipse, quod absit, aut ullus de heredibus meis, quod futurum minime credo, qui hanc traditionem frangere vel permutare voluerit, primitus iram dei incurrat et omnium sanctorum qui illic venerantur, insuper inferat cum cogente fisco auri libras III argenti pondus V, et quod repetit evindicare non valeat, sed presens epistola omni tempore firma permaneat stipulatione subnixa.*

Actum publice in villa cognominata Assesberg coram testibus subtus insertis, anno VI. regnante Hludouuico imperatore. Testes: Zeizolf, qui hanc traditionem fecit, Landolt, Adalhelm, Reginnant, Egino, Thancholf, Atto, Reginbald. Ego Guntbertus scripsi.“, siehe: WUB Band VI., Nr. NC, Seite 498-499 <http://www.wubonline.de/?wub=152>.

dem Kloster durch einen gewissen Zeizolf übergeben werden, der auch die Zeugenliste der Urkunde anführt. Ausstellungsort ist die Siedlung oder der Hof (*villa*) Asperg. Kein Wort findet sich darin von einem Grafen, von Grundbesitz in oder bei Asperg und schon gar nicht von einer Kirche. Wie genau das Kunststück letztlich vollzogen wurde, die gerade genannten Aufzählungen in die Urkunde hineinzudeuteln, kann an dieser Stelle nicht gelöst werden. Lediglich auf die beiden Kirchen sei noch eingegangen. Diese werden im Weißenburger Urbar genannt, das im 13. Jahrhundert verfasst wurde, sich aber auf Besitzaufzeichnungen des 9. und 10. Jahrhunderts stützt.⁸¹⁶ Dort werden im 234. Eintrag die Besitzungen in Asperg aufgezählt.⁸¹⁷ Dazu gehören auch zwei Kirchen (*basilicae*) mit dem jeweiligen Kirchenzehnten. Aber auch hier fehlt jeglicher Hinweis auf die Urkunde von 819 und zum tatsächlichen Standort der beiden Kirchen. Da auch keine archäologischen Nachweise für ein oder mehrere Kirchenbauten auf dem Hohenasperg bekannt sind, kann die Behauptung, diese habe es gegeben, mit ruhigem Gewissen ins Reich der Legenden verabschiedet werden.

Spannender gestaltet sich die Situation auf dem Gutenberg bei Balzers in Liechtenstein. Die südlichste Gemeinde des Fürstentums, bestehend aus den beiden Dorfteilen Balzers und Mäls, liegt in der Rheinebene. Westlich wird sie durch den Rhein, östlich durch das Bergmassiv der Schweizer Alpen begrenzt. Der Gutenberg liegt gleichsam einer Insel genau zwischen den beiden Orten. Ihm ist südlich die Erhebung „Runda Böchel“ vorgelagert.⁸¹⁸ Bei Grabungen, die in den 1980er Jahren auf der Burg Gutenberg durchgeführt wurden, kam ein frühmittelalterlicher Friedhof aus dem 9. und 10. Jahrhundert zum Vorschein, der rund 300 Bestattungen umfasst hat.⁸¹⁹ Leider sind auch diese Grabungen bis heute nicht ausgewertet worden und somit konnten viele Fragen noch nicht geklärt werden, wie z. B. die genaue Lage der Kapelle St. Donatus oder das vermeintliche Stiftergrab aus der ersten Hälfte des siebten

⁸¹⁶ DETTE Christoph, *Liber Possessionum Wizenburgensis* (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte. Band 59), Mainz 1987, S.32f.

⁸¹⁷ „CCXXXVIII. De Assesberc. Ad Assesberc curtis dominica, de terra salica mansi .II., vinea ad carratas .II., prata ad carratas .XII., basilice .II. cum decimis, molendinum .1., mansi serviles .XXIII., ex illis sunt vestiti .VIII.; unusquisque debet solvere de cervisa situlos .XV., frisingum .1., valens solidum .1., camisile .1. longitudine cubitorum .X., latitudine .III., pullos .III., ova .XV., cum sua carruca pergere ubicumque precipitur, vineas para/re, granum et fenum colligere.“, siehe: EBD., S. 140.

⁸¹⁸ HERRMANN Cornelia, *Die Kunstdenkmäler des Fürstentums Liechtenstein. Neue Ausgabe II. Das Oberland* (Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Band 112), Bern 2007, S. 21.

⁸¹⁹ BILL Jakob, Balzers >>Gutenberg<< Prähistorische Einzelfunde, römische Mauern, frühmittelalterlicher bis mittelalterlicher Friedhof mit Kirche, mittelalterliche Burganlage, in: *Ergrabene Geschichte. Die archäologischen Ausgrabungen im Fürstentum Liechtenstein 1977 – 1984*, Vaduz 1985, S. 54 & 56.

Jahrhunderts.⁸²⁰ Über die Kapelle St. Donatus existieren vor dem 16. Jahrhundert keinerlei schriftliche Hinweise.⁸²¹ Immerhin konnte inzwischen durch die archäologischen Grabungen geklärt werden, dass der Friedhof durch die Ringmauer und Mauerfundamente gestört ist und der Boden vor ihrer Errichtung planiert wurde, die Burg also jüngeren Datums als der Friedhof sein muss.⁸²² Erbaut wurde sie vermutlich im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts. Ein Mauerrest und eine Zisterne im Ostteil der Burganlage sind älter als der frühmittelalterliche Friedhof und können in die Römerzeit datiert werden.⁸²³ Aus Grabungen, die bereits in den 1930er Jahren durchgeführt wurden, ist unter anderem durch einen weiteren Mauerfundament bekannt, dass der Burgberg bereits in keltischer Zeit besiedelt war.⁸²⁴

Entsprechungen zum Hohenstaufen sind offensichtlich, aber letztlich überwiegen die Unterschiede. Zwar war auch der Hohenstaufen in keltischer Zeit besiedelt, römische Funde aber fehlen. Gerade für den frühen Kirchenbau in Alamannien sind römische Vorgängeranlagen jedoch ein wichtiger Indikator. Es gibt Beispiele zuhauf, wo frühe Kirchen auf ehemaligen römischen Gebäuden entstanden sind, genannt werden sollen hier lediglich Kaiseraugst⁸²⁵, Konstanz⁸²⁶ oder Nagold⁸²⁷. Bedenken muss man auch die große Divergenz bei der Anzahl der Bestattungen. Auch wenn man beim Hohenstaufen mit Sicherheit nicht alle Überreste entdeckt hat, auf die stattliche Anzahl von 300 Bestattungen wird man hier nicht kommen. Ein weiterer wichtiger Unterschied besteht darin, dass mit der Errichtung der Burg Gutenberg der Friedhof nicht mehr weitergeführt wurde, beim Hohenstaufen scheint dies aber aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen zu sein. Vergleichsbeispiele helfen bei der Einordnung der Befundsituation auf dem Hohenstaufen also nicht weiter. Am Ende bleiben nur noch zwei Möglichkeiten, die Kirche zu interpretieren. Es kann sich entweder um eine

⁸²⁰ **HERRMANN**, Kunstdenkmäler, S. 25.

⁸²¹ **EBD.**, S. 72.

⁸²² **BILL** Jakob, Balzers, S. 54 & 60.

⁸²³ **EBD.**, S. 62.

⁸²⁴ **EBD.**, S. 64.

⁸²⁵ **FACCANI** Guido, Christkatholische Pfarrkirche St. Gallus. Baugeschichte. Vorgängerbauten, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau. Band 9. Der Bezirk Rheinfelden (Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Band 119), Bern 2011, S. 294.

⁸²⁶ **RÖBER** Ralph, Konstanz – das spätantike Kastell und die Anfänge des Bischofssitzes, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003, Stuttgart 2004, S. 100 – 103.

⁸²⁷ **ROESER** Volker, Die Grabung 1961 bis 1964. Ergebnis und landesgeschichtliche Bedeutung, in: St. Remigius in Nagold (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 9), Stuttgart 1986, S. 20 – 52.

öffentliche Gemeindekirche, also eine Pfarrkirche, oder um einen privaten Betraum, eine Kapelle bzw. eine Eigenkirche gehandelt haben.

Kirchen, die auf der Höhe errichtet wurden, sind durchaus bekannt und auch keine Seltenheit. Häufig wurden diese dem Erzengel Michael geweiht.⁸²⁸ Die früher oft geäußerte Vermutung, man habe diese Kirchen bewusst auf alten heidnischen Höhenheiligtümern oder Quellen errichtet, muss deutlich relativiert werden, da es so gut wie nie einen schriftlichen oder archäologischen Nachweis für eine solche Behauptung gegeben hat.⁸²⁹ Was man hingegen beweisen kann ist, dass nicht nur Bergkirchen mit einem Michaelspatrozinium ausgestattet wurden, sondern auch Burgkapellen, wie etwa auf Burg Beilstein bei Oberstenfeld.⁸³⁰ Da es sich bei Michael um eines der Grundpatrozinien handelt, das zur ältesten Patrozinien-schicht in Südwestdeutschland gehört, könnte es durchaus sein, dass auf dem Hohenstaufen ebenfalls eine frühe Michaelskirche gestanden hat. Diese älteste Patrozinien-schicht ist allerdings nur sehr schwer greifbar, weil ein Patrozinium im Laufe des Mittelalters häufig gewechselt hat und man sich deshalb selten sicher sein kann, dass man bei einer Erstnennung in den Quellen auch das Ursprungspatrozinium vor sich hat.⁸³¹

⁸²⁸ Eine (etwas ungenaue und auch veraltete) Kartierung von Michaelspatrozinien bietet der Historische Atlas für Baden Württemberg, siehe: **BLESSING** Elmar, **MÜLLER** Wolfgang, Karte VIII 1a. Patrozinien des Mittelalters (in Auswahl), in Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Stuttgart 1975.

⁸²⁹ **LORENZ** Sönke, Siedlung und Herrschaft zwischen Neckar und Donau im Frühmittelalter (6. bis 10. Jahrhundert). Vorstudien, in: Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 12), S. 210; **GÖSSLER** Peter, Die Anfänge des Christentums in Württemberg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. Neue Folge. Band 36, Stuttgart 1932, S. 184 (ansonsten ist der Aufsatz von Gössler größtenteils deutlich überholt und kritisch zu hinterfragen); **ZIMMERMANN** Gerd, Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter dargestellt an Beispielen aus dem alten Bistum Würzburg. Teil 1, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter. Band 20, Würzburg 1958, S. 50; **DEINHARDT** Wilhelm, Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Studien zur Frühgeschichte der Diözesen Bamberg und Würzburg, Nürnberg 1933, S. 86 – 89.

⁸³⁰ **DEINHARDT**, Kirchenpatrozinien, S. 88. Eine spannende Frage, der bis heute noch nicht erschöpfend nachgegangen wurde ist, weshalb gerade beim Adel und auf Burgkapellen das Michaels- durch das Georgspatrozinium verdrängt wurde.

⁸³¹ Patrozinien konnten immer dann wechseln, wenn das Kirchengebäude und/oder der Altar neu geweiht werden mussten. Beim Altar war dies der Fall, wenn er von seinem ursprünglichen Platz entfernt, oder eine neue Reliquie darin deponiert wurde. Ein Kirchengebäude musste dann neu geweiht werden, wenn sie derart baufällig war, dass der Putz an der Innenwand erneuert werden musste oder die Seitenwände eingestürzt waren. Eine Neuweihe war auch dann fällig, wenn sie vorher durch Befleckung entweiht wurde. Zur Befleckung zählten das Begräbnis eines Ungetauften oder Exkommunizierten innerhalb des Kirchengebäudes bzw. wenn darin Unzucht getrieben oder Menschenblut vergossen wurde, siehe: **HELFERT** Joseph, Handbuch des Kirchenrechts aus den gemeinen und oesterreichischen Quellen zusammengestellt. Band 1, Prag 1845, S. 678f. (§420) & S. 691 (§ 427).

Für das Bistum Konstanz hat sich aus dem Jahr 1275 eine einzigartige Quelle erhalten, den so genannten *liber decimationis*.⁸³² Bei ihm handelt es sich um ein Verzeichnis der Pfarreien des Bistums, das deshalb angelegt wurde, da die Pfarrer zur Finanzierung des geplanten Kreuzzuges den zehnten Teil ihrer Einkünfte beisteuern sollten. Dort wird auch eine Pfarrkirche (*ecclesia*) für Hohenstaufen (*Sto^ephen*) genannt.⁸³³ Allerdings geht daraus nicht hervor, an welchem Ort genau sie sich befunden hat. Auf der Burg oder im Ort Hohenstaufen? Auch das Patrozinium wird nicht aufgeführt. Als Pfründeninhaber wird ein Eberhard von Staufeneck angegeben.⁸³⁴ Er war Domherr zu Konstanz und hatte noch weitere Pfründen in Göppingen, Waldstetten und Pfullendorf, um eine Pfründe Hürnholz war er offensichtlich in Streitigkeiten verwickelt.⁸³⁵ Über Eberhard von Staufeneck sowie über das gesamte Adelsgeschlecht ist bisher nur wenig bekannt. Als sicher kann gelten, dass es sich bei den Staufeneckern um die Erbauer der gleichnamigen Burg handelt, die sich etwa 7 Kilometer südöstlich des Hohenstaufen befindet (Abb. 042). Es ist überlegt worden, ob es sich bei den Staufeneckern um Verwandte oder uneheliche Nachkommen der Staufer gehandelt haben könnte, allerdings sind hierfür die Quellenbelege nicht ausreichend genug.⁸³⁶ Immerhin lassen sie sich in das nahe Umfeld der Staufer verorten. Sie gehörten zur Dienstmanschaft auf dem Hohenstaufen und waren eng verwandt mit den Marschällen von Rechberg und den Truchsessen von Waldburg.⁸³⁷ Leider gibt es aber keinerlei Hinweise über die genauen Besitzverhältnisse Eberhards von Staufeneck und somit auch keine Informationen darüber, ob er irgendwelchen Besitz oder Rechte auf der Burg Hohenstaufen innegehabt hatte.

Es spricht hingegen einiges dafür, dass mit dem *Sto^ephen* im *liber decimationis* der Ort Hohenstaufen gemeint ist und nicht die Burg. Der *liber decimationis* orientiert sich an der Einteilung der Diözese nach Archidiakonat, Dekanat und Pfarrei. Diese Verwaltungsstruktur ist

⁸³² **PERSON-WEBER** Gerlinde, *Der liber decimationis des Bistums Konstanz. Studien, Edition und Kommentar* (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Band 44), Freiburg/München 2001. Ältere Edition: **HAID** Wendelin, *Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275*, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*. Band 1, Freiburg 1865, S. 1 – 303.

⁸³³ „*Sto^ephen. Idem dns. de Sto^effenegge iur. de hac ecclesia in tot XLII libr. hallen. In. redd. preter triginta den. hallen. et. hanc ecclesiam eciam expediuit cum ecclesia sua in Phullendorf in decanatu Lukilch*“, siehe: **HAID** Wendelin, *Liber*, S. 75.

⁸³⁴ **EBD.**, S. 75 & FN 5.

⁸³⁵ **EBD.**, S. 75 & FN 5.

⁸³⁶ **HUMMEL** Heribert, *Die Herren von Staufeneck. Ein Beitrag zur Genealogie des Geschlechts*, in: *Hohenstaufen. Staufer-Forschungen im Stauferkreis Göppingen*, Göppingen 1977, S. 95 – 125. Hier ist der gesamte Forschungsstand zum Adelsgeschlecht zusammengestellt, der sich seither anscheinend nicht mehr erweitert hat.

⁸³⁷ **MAURER** Hans-Martin, *Burgen und Adel in staufischer und nachstauferischer Zeit*, in: *Heimat und Arbeit. Der Kreis Göppingen*, Stuttgart/Aalen 1973, S. 210.

seit dem frühen 12. Jahrhundert bekannt und zur Zeit der Niederschrift des *liber decimationis* soweit abgeschlossen, dass es kaum noch zu Veränderungen kam.⁸³⁸ Burgen als Sitz einer *Matrix* kommen in dieser Zeit definitiv nicht mehr vor und auch im *liber decimationis* ist nicht ein Wort über eine Burg zu finden. Also hat sich die Pfarrkirche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts höchstwahrscheinlich im Ort Hohenstaufen befunden und es gibt auch keine Hinweise darauf, dass dies einmal anders gewesen sein könnte, im Gegenteil. Es spricht eigentlich alles dagegen. Das Patrozinium St. Jacobus, von dem wir 1445 erfahren (s. S. 185) deutet auf eine späte Gründung der Kirche hin⁸³⁹, dazu passt auch der relativ kleine Pfarrbezirk. Wäre die Pfarrei älter und die Pfarrkirche hätte sich vormals in der Burg befunden, hätte eine Verlegung in den Ort nicht so ohne weiteres stattfinden können. Die Kirche hat sich immer schwer damit getan, den einmal vergebenen Rechtsstatus einer kirchlichen Institution neu zu regeln, insbesondere bei Pfarrkirchen. Dies zeigt sich deutlich an den aufstrebenden Städten, die oft lange darum kämpfen mussten, ihre Stadtkirchen in den Rang einer Matrix zu erheben, wie dies zum Beispiel in Reutlingen⁸⁴⁰, Ulm⁸⁴¹ oder Stuttgart⁸⁴² der Fall war.

⁸³⁸ **JANSSEN** Roman, Kirche und Pfarrei St. Peter im Mittelalter, in: St. Peter und Paul in Nusplingen, Nusplingen 2005, S. 20.

⁸³⁹ Zuallererst lässt das Patrozinium an die große Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela denken. Ob die Kirche in Hohenstaufen an einem „Jakobsweg“ gelegen war oder lediglich ein Pilger die Kirche mit Jakobsreliquien ausgestattet hat, kann aufgrund der Quellenlage nur vermutet werden. Dies gilt auch für eine weitere Überlegung, die sich in den letzten Jahren in der Forschung bemerkbar gemacht hat: Eine angebliche häufige Verbindung von Jakobuspatrozinien bei staufischen Burganlagen in Südwestdeutschland. Grund hierfür sei der Versuch der Staufer gewesen, ihr Kaisertum mithilfe des Jakobuskultes der päpstlichen Legitimation zu entziehen. Auch wenn beide Theorien auf tönernen Füßen stehen beschreiben sich dennoch Vorgänge, die sich im 12. und 13. Jahrhundert abspielten und somit St. Jakob als ein junges Patrozinium rechtfertigen. Natürlich kann trotzdem nicht ausgeschlossen werden, dass die Kirche im Ort Hohenstaufen bereits deutlich älter war und es lediglich zu einem Patroziniumswechsel gekommen ist. Zu den beiden gerade kurz vorgestellten Theorien siehe: **NOYA** Manuel Santos, Zeugnisse des Kultes in Patrozinien, Hospitzen und Bruderschaften, in: Der Jakobuskult in Süddeutschland. Kultgeschichte in regionaler und europäischer Perspektive (Jakobus-Studien. Band 7), Tübingen 1995, S. 35f.; **BECKER** Thomas Igor C., Von Reichardsroth nach Villingen: Die Johanniter und der Jakobusweg zwischen Würzburg und Bodensee, in: **EBD.**, S. 125 – 127; **PLÖTZ** Robert, Santiago-Pilgerstraßen in Europa – Wege der Jacobus-Pilger in Europa, in: Wege als Ziel. Kolloquium zur Wegforschung in Münster, 30. November / 1. Dezember 2000 (Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen. Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Band 13), S. 89f.; **HERBERS** Klaus, Via peregrinalis, in: Europäische Weg der Santiago-Pilgerfahrt (Jakobus-Studien. Band 2), S. 3 – 20.

⁸⁴⁰ **BOSSERT** Gustav, Die Entstehung der Marienkirche in Reutlingen bis 1343, in: Die Marienkirche in Reutlingen. Bedeutung, Geschichte, Kunstwerk, Reutlingen [1946], S. 19 – 21.

⁸⁴¹ **GEIGER** Gottfried, Die Reichsstadt Ulm vor der Reformation. Städtisches und kirchliches Leben am Ausgang des Mittelalters (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Band 11), Ulm 1971, S. 76f.

⁸⁴² Bis zur Verlegung des Stifts Beutelsbach nach Stuttgart um 1320 war Stuttgart ins benachbarte Bad Cannstatt (genauer: Altenburg) eingepfarrt. Die Probleme, Schwierigkeiten und komplizierten Abläufe, die bei der Stiftsverlegung überwunden werden mussten hat Oliver Auge eindrücklich behandelt, siehe: **AUGE** Oliver, Stiftsbiographien. Die Kleriker des Stuttgarter Heilig-Kreuz-Stifts (1250 – 1552) (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 38), Leinfelden-Echterdingen 2002, S. 45 – 71, insbesondere S. 67.

So bleibt am Ende noch die Möglichkeit einer Kapelle⁸⁴³ auf dem Hohenstaufen übrig. Kapellen dienten der Vermehrung des Kultes und besaßen privaten Charakter. Sie wurden durch die Stiftung eines bestimmten Vermögens begründet, das zur Feier einer bestimmten Anzahl von Messen dienen sollte. Kapellen konnten als freistehende Gebäude errichtet oder in bereits bestehende kirchliche und profane Bauten integriert werden (z.B. Burgen, Rathäuser, Brücken). Ursprünglich bestand der Unterscheid zu einer Kirche darin, dass in einer Kapelle zwar Messen gefeiert, aber keine Sakramente gespendet werden durften. Dies änderte sich im Laufe des Mittelalters, da vor allem bei Geburten und Sterbefällen, den beiden kritischsten Momenten im Leben eines Christenmenschen, die teilweise erheblich weiten Wege zur Pfarrkirche oft hinderlich waren. Es entstanden so genannte Kuratskaplaneien, die die mit dem Tauf- und Beerdigungsrecht ausgestattet waren.⁸⁴⁴

Nachdem alle anderen Möglichkeiten ausscheiden, scheint es sich bei dem Kirchengebäude auf dem Hohenstaufen um eine solche Kuratskaplanei gehandelt zu haben. Wann diese entstanden ist und ob sie in späterer Zeit gleichsam als Burgkapelle weitergenutzt wurde, kann aufgrund der schlechten Quellenlage freilich nicht gesagt werden. Auch wenn der Befund zur Burg Hohenstaufen insgesamt dürftig ist, kann immerhin folgendes festgehalten werden:

1. Der Hohenstaufen wurde nicht von Graf Friedrich (von Staufeu) gegründet.
2. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass der Hohenstaufen Stammburg der Staufer war, zumindest Graf Friedrich benennt sich nicht nach ihr und wird auch nicht von anderen nach ihr benannt.
3. Eine Burg (*castrum*) muss, laut Aussage Ottos von Freising, bereits davor bestanden haben.
4. Das Alter dieser Burg ist nicht bekannt, zumindest die Siedlungsspuren (Friedhof und Keramikfunde) deuten auf das 10. Jahrhundert hin.

Unser Zwischenergebnis steht im klaren Widerspruch zu den Äußerungen von Hans-Martin Maurer. Aber auch Bitschnaus These der Vertikalverschiebung scheint beim Hohenstaufen nicht zu greifen, da die Burg nicht von den Staufern gegründet wurde, zumindest nicht durch den späteren Herzog Friedrich von Schwaben. Will man Bitschnaus Beobachtungen trotzdem

⁸⁴³ An dieser Stelle soll lediglich die Kapelle als Privatstiftung behandelt werden.

⁸⁴⁴ ERLER Adalbert, Kapelle (Oratorium), in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 2: Haustür – Lippe, Berlin 1978, Sp. 619f.

glauben, muss man sich mit seinem angeblichen Vater Friedrich von Büren – denn keine anderen Informationen besitzen wir – und somit zugleich auch mit der Frühgeschichte der Staufer auseinandersetzen. Nach dem Konzept der Vertikalverschiebung hätte Friedrich von Büren in einem Ort namens Beuren einen Herrenhof besitzen müssen, den er bzw. sein Sohn zugunsten der Errichtung des Hohenstaufen hätte aufgeben müssen. Somit bleibt nichts anderes übrig, als im Folgenden die verworrenen genealogischen Verhältnisse und die nicht minder komplizierte Besitzgeschichte der frühen Staufer genauer zu untersuchen, um dem Rätsel vielleicht doch noch auf die Spur zu kommen.

2.3.6. Das „staufische Haus“

Mit der Geschichte der frühen Stauferfamilie haben sich vor allem Hansmartin Decker-Hauff⁸⁴⁵ und Heinz Bühler⁸⁴⁶ beschäftigt. Ihre Motivation dafür wird in der großen Stuttgarter Landesausstellung zu den Staufern aus dem Jahr 1977 zu suchen sein, aber bereits davor war die Herkunft der Staufer immer wieder Thema der mediävistischen Forschung.⁸⁴⁷

Zwei Fragen standen dabei immer besonders im Mittelpunkt des Interesses: Wo lagen die frühen Besitzungen der Staufer, also die Frage nach dem Hausgut, und die Frage nach der Dynastie und deren verwandtschaftlicher Einordnung in den früh- und hochmittelalterlichen Adel. Als Lösungsansätze wurde und wird dabei auf Altbewährtes zurückgegriffen: Das Herausarbeiten von Leitnamen, um mögliche verwandtschaftliche Beziehungen zu rekonstruieren, sowie das Durchforsten von Schenkungsurkunden, um einen früheren Besitzstand der Familie kartieren zu können. Die Probleme, welche bei solchen Untersuchungen auftreten, sind ebenfalls bestens bekannt. Namensgleichheit ist noch lange

⁸⁴⁵ **DECKER-HAUFF** Hansmartin, Das Staufische Haus, in: Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur. Band 3, Stuttgart 1977, S. 339 – 374.

⁸⁴⁶ **BÜHLER** Heinz, Schwäbische Pfalzgrafen, frühe Staufer und ihre Sippenossen, in: Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. Band 77, Dillingen an der Donau 1975, S. 118 – 156; **BÜHLER** Heinz, Zur Geschichte der frühen Staufer. Herkunft und sozialer Rang – unbekannte Staufer, in: Hohenstaufen, S. 1 – 44; **BÜHLER** Heinz, Wie kommen die frühen Staufer ins Remstal?, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 50, Stuttgart 1991, S. 37 – 49. Diese und weitere Arbeiten zu den Staufern finden sich noch einmal in seinen gesammelten Aufsätzen abgedruckt, siehe: **BÜHLER** Heinz, Adel, Klöster und Burgherren im alten Herzogtum Schwaben. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von Walter Ziegler, Weißenhorn 1997.

⁸⁴⁷ Beispielhaft seien genannt: **HEUERMANN** Hans, Die Hausmachtspolitik der Staufer von Herzog Friedrich I. bis König Konrad III. (1079 – 1152), Berlin 1939, S. 16 – 19 & 137 – 142; **MASCHKE** Erich, Das Geschlecht der Staufer, München 1943; **KIMPEN** Emil, Zur Königsgenealogie der Karolinger- bis Stauferzeit, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 103, Karlsruhe 1955, S. 35 – 115; **SCHWARZMAIER** Hansmartin, Welt.

kein Beweis für Verwandtschaft, höchstens ein Indikator hierfür. Erschwerend kommt hinzu, dass die Quellen, in denen die Namen auftauchen, oft jüngeren Datums sind. Dies gilt ebenfalls für die Schenkungsurkunden. Wenn die Staufer beispielsweise im 12. Jahrhundert massiv Besitz im Nördlinger Rieß verschenkten und dies in einer Urkunde festhielten, bedeutet dies noch lange nicht, dass dieser Besitz Ihnen bereits im 11. Jahrhundert gehört hat. Somit können wir uns an dieser Stelle kurzfassen und nur das allernötigste erwähnen, da die Forschung mit der genealogisch-besitzgeschichtlichen Methode⁸⁴⁸ bis heute über mehr oder weniger plausible Vermutungen zur frühen Staufergenealogie nicht hinausgekommen ist und der Befund je nach Intention des Forschenden in die eine oder andere Richtung hin ausgelegt werden kann.

Wie sehr Teile der Forschung davon beseelt gewesen waren (oder noch sind), die „Ursprünge“ der Staufer zu entdecken, verdeutlicht der Fälschungsskandal Hansmartin Decker-Hauff's im Katalog zur großen Stauferausstellung 1977.⁸⁴⁹ Dort ist zu lesen, dass Herzog Friedrich I. und seine Frau Agnes neben den drei bekannten Kindern Friedrich, Konrad und Gertrud noch acht weitere Nachkommen gehabt hätten. Diese Informationen stammten, so Decker-Hauff, aus dem sogenannten „Roten Buch“ des Klosters Lorch, einem vermutlich nach 1512 aufgezeichneten Kopialbuch, das während des Zweiten Weltkrieges bei einem Luftangriff stark beschädigt wurde, und lange Zeit für die Forschung nicht mehr nutzbar war.⁸⁵⁰ Dort sei auf einer leeren Seite in sehr kleiner Schrift *eine Art Kalendarium über die Staufer eingetragen*⁸⁵¹ gewesen.

Wie inzwischen jedoch nachgewiesen werden konnte, ist der postulierte Eintrag Decker-Hauff's von ihm frei erfunden worden.⁸⁵² Allerdings hat Heinz Bühler der Fälschung Glauben geschenkt und hat sie zur Grundlage seiner weiteren Überlegungen gemacht⁸⁵³, schon alleine

⁸⁴⁸ Zur methodischen Problematik siehe: **GRAF** Klaus, Literatur als adelige Hausüberlieferung?, in: Literarische Interessenbildung im Mittelalter (Germanistische Symposien-Berichtsbände 14), Stuttgart 1993, S.126 – 144; **GRAF** Klaus, Staufer-Überlieferungen aus Kloster Lorch, in: Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte. Sigmaringen 1995, S. 238 – 240.

⁸⁴⁹ **DECKER-HAUFF**, Haus, S. 348 – 351.

⁸⁵⁰ HStAS, H 14, Nr. 175. Zur Quelle siehe: **GRAF** Klaus, Kloster Lorch im Mittelalter, in: Lorch. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Kloster (Heimatbuch der Stadt Lorch. Band 1), Lorch 1990, S. 72-74; **GRAF** Klaus, Staufer-Überlieferungen, S. 214f.; **LUBICH** Gerhard, Auf dem Weg zur „Gülden Freiheit“. Herrschaft und Raum in der Francia orientalis von der Karolinger- zur Stauferzeit (Historische Studien. Band 449), Husum 1996, S. 246 – 261.

⁸⁵¹ **DECKER-HAUFF** Hansmartin, Konrad III. und die Korbung, in: Württembergisch-Franken. Band 62, Schwäbisch Hall 1978, S. 8.

⁸⁵² **GRAF**, Staufer-Überlieferungen, S. 214f.; **LUBICH**, Weg, S. 246 – 261.

⁸⁵³ **BÜHLER**, Remstal, S. 37 – 39.

aus diesem Grunde sind die meisten Thesen zur frühen Staufergenealogie wertlos. Die Ansichten Decker-Hauff's und Bühler's lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die frühesten bekannten Gebiete der Staufer hätten im Elsass bei Schlettstadt, im Remstal und im Riesgau gelegen (Abb. 043). Der elsässische Besitz wurde den Staufern durch die Heirat Friedrichs von Büren mit Hildegard von Dagsburg-Egisheim zugeführt, während der Besitz im Remstal agnatischen Familienbesitz darstellt.⁸⁵⁴ Der Vater und der Großvater Friedrichs von Büren, die in der *tabula consanguinitatis* genannt werden und ebenfalls Friedrich hießen, stammten aus dem Riesgau und hätten dort die Grafenwürde innegehabt.⁸⁵⁵ Allerdings existieren lediglich zwei Urkunden, eine aus dem Jahr 1030⁸⁵⁶, die andere aus dem Jahr 1053⁸⁵⁷, die einen Riesgaugrafen namens Friedrich bzw. einen Grafen, sowie Pfalzgrafen Friedrich kennen.

Letztere Urkunde diene als Grundlage besitzgeschichtlicher Überlegungen. Sie handelt von der Schenkung eines Wildbannes an das Bistum Eichstätt im Riesgau und im Sualafeldgau.⁸⁵⁸ Als unmittelbare Nachbarn des Wildbannbezirkes werden u.a. Pfalzgraf und Riesgaugraf

⁸⁵⁴ DECKER-HAUFF, Haus, S. 343f.; BÜHLER, Herkunft, S. 18.

⁸⁵⁵ BÜHLER, Herkunft, S. 5 – 23.

⁸⁵⁶ „[...] in loco Uueride dicto sito in pago Rieze in comitatu Friderici, [...]“, siehe: MGH. DD Ko II, Nr. 144.

⁸⁵⁷ „[...] in comitatu Friderici comitis in pago Reciae [...] eius advocato, Friderico palatino comite et Friderico comite [...]“, siehe: MGH DD H III, Nr. 303.

⁸⁵⁸ „In nomine sanctae et individuae trinitatis. Heinricus divina favente clementia Romanorum imperator augustus. Si fidelium nostrorum petitionibus assensum praebuerimus, in nostrae fidelitatis obsequio eos existere certiores et devotiores certe confidimus. Quapropter omnium Christi nostrique fidelium tam futurorum quam praesentium solers industria noverit, qualiter nos pro amore divino tum ob ipsius nobis gratum et acceptabile servicium Gebehardo Heichstatensis aecclisiae venerabili episcopo quaedam loca de villa Vachingen - sursum per flumen Werinza usque ubi rivus Mulibach influit, et inde sursum per rivum Mulebach ad villam Bellesheim, inde sursum ad villam Husen, inde sursum per eundem rivum ad villam Segelowa, hinc per transversum de rivo ad villam Vranohenhof, hinc ad villam Vrsingen, hinc ad fontem quem dicunt sancti Wunibaldi, hinc iterum ad flumen Werinza in vadum Rintgazza, hinc ad fontem, ubi duae provinciae dividuntur Sweuia quidem et Franconia, inde ad villam Rochingen, hinc ad villam Lantheresheim, hinc inter Sweiningen et Truhemotingen super rivum Orselebach ad villa Magerichesheim, inde per rectam plateam ad basilicam in villa Gnozesheim, inde per directum ad villam Kirschenloch in flumen Roraha, et ita deorsum per flumen Roraha usque ad supra dictum flumen Werinza - in forestum liberali munificentia concessimus sita in comitatu Friderici comitis in pago Reciae et in comitatu Chononis comitis in pago Swalaueldorum confirmantes imperiali nostra auctoritate praenominato episcopo suisque successoribus et perpetuo iure stabilientes bannum supra idem forestum, conlaudantibus provinciarum illarum optimatibus Heinrico Augustensi episcopo et Guntlperto eius advocato, Friderico palatino comite et Friderico comite, Odalrico comite iterumque Odalrico comite, Dietprechto, Odelsalcho, Adalberto, Diethohe, Gundekaro, Hartmanno et iterum Hartmanno, Pileunda, Ernestone, Herhengero et fratribus eius, Ernestone, Tugemino et fratribus eius, Hartvigo, Dieterico, Wicnando, Eginone, Rohone, Rahevino, Gerungo, Arnaldo, Odalrico, Pechelino, Reginhardo, Ratpotone, ea videlicet ratione ut praedictus episcopus suiisque successors de concessio foresto liberam habeant potestatem, nullusque praesumat inibi venari absque licentia episcopi eiusque missi. Et ut haec nostrae concessionis imperialis auctoritas stabilis et inconvulsa semper permaneat, hanc cartam inde conscriptam manu propria, ut infra videtur, corroborantes sigilli nostri impressione iussimus insigniri. Signum domini Heinrici tercii regis invictissimi (M.) secundi Romanorum imperatoris augusti. (SMP.)“, siehe: MGH. DD H III, Nr. 303.

Friedrich erwähnt. Da die Staufer im Jahre 1188, also gut 130 Jahre später, bei besagtem Wald ebenfalls einen Ort (*burgum*) namens Aufkirchen besaßen⁸⁵⁹, folgerte Bühler daraus, bei den beiden Friedrich - Grafen aus der Urkunde von 1053 müsse es sich um die Vorfahren Friedrichs von Büren handeln, deren Besitz im staufischen Hausgut aufgegangen sei.⁸⁶⁰ Weil einer der beiden Friedrichs der Urkunde von 1053 sogar als Pfalzgraf betitelt wurde und Ludwig, der Bruder Herzog Friedrichs I., in einer Urkunde aus dem Jahr 1103 ebenfalls als Pfalzgraf genannt wird⁸⁶¹, hat man versucht, die Pfalzgrafenwürde ebenso bei den frühen Staufern zu verorten.⁸⁶² Ausgehend von der Urkunde aus dem Jahr 1053 haben Decker-Hauff und Bühler also die schwäbische Pfalzgrafschaft mit der Riesgaugrafschaft und diese wiederum mit den Vorfahren Herzog Friedrichs I. verknüpft.

Es muss jeder selbst entscheiden, den Ausführungen Bühlers und Decker-Hauffs zu folgen oder nicht. Sie lassen sich nicht wirklich beweisen, aber auch nicht hundertprozentig widerlegen. Wir wollen den Überlegungen an dieser Stelle eine Absage erteilen, da zum einen der Name Friedrich zu jener Zeit kein seltener war⁸⁶³, zum anderen unser Wissen über das Pfalzgrafenamt in jener Zeit viel zu gering ist.⁸⁶⁴

Eine Tagung und der 2005 dazu publizierte Tagungsband hat sich ebenfalls mit der Geschichte der frühen Staufer beschäftigt⁸⁶⁵ und dabei den Fokus auf die Bereiche Genealogie und

⁸⁵⁹ Es handelt sich hierbei um den Heiratsvertrag zwischen Konrad von Rothenburg und Berengaria von Kastilien: „[...] *burgum Ufkirchin cum prtinentiis [...]*“, siehe: MGH. Constitutiones I, Nr. 319; WUB Band II., Nr. 457, Seite 256-260 <http://www.wubonline.de/?wub=688>.

⁸⁶⁰ BÜHLER, Herkunft, S. 5 – 23.

⁸⁶¹ Herzog Friedrich restituiert in dieser Urkunde zum Seelenheil seines Bruders Ludwig dem Bistum Würzburg ein Stück Wald bei Waigoldshausen: [...], *qualiter ego FRIDERICVS dei gratia dux partem beneficij mei episcopo Wurbiburgensi domno Emehardo causa salutis anime fratris mei LUDEWICI palatini comitis restituerim [...]*“, siehe: BENDEL Franz Joseph, Urkundenbuch der Benediktiner-Abtei St. Stephan in Würzburg. Band. 1 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, III. Reihe, Band. 1), Leipzig 1912, S. 41f, Nr. 30.

⁸⁶² DECKER-HAUFF, Haus, S. 343; BÜHLER, Herkunft, S. 21.

⁸⁶³ Alleine im Namensregister zum Diplomataband Konrads III [MGH. DD K III] finden sich über 30 Einträge zum Namen.

⁸⁶⁴ Für das 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts sind namentlich nur wenige Inhaber der schwäbischen Pfalzgrafschaft bekannt: Erchanger († 917), Ernst (genannt 1005, allerdings nur als Pfalzgraf) und unser Friedrich (genannt 1053); zu Erchanger siehe: MAURER Helmut, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, Sigmaringen 1978, S. 36 – 48; ZETTLER Alfons, Geschichte des Herzogtums Schwaben, Stuttgart 2003, S. 82 – 92; zur Nennung Ernsts siehe: WENTZCKE Paul, Regesten der Bischöfe von Strassburg. Band I,2. Regesten der Bischöfe von Strassburg bis zum Jahr 1202, Innsbruck 1908, S. 264, Nr. 221; zur schwäbischen Pfalzgrafschaft siehe: JÄNICHE Hans, Die Pfalz Bodman und die schwäbische Pfalzgrafschaft im Hochmittelalter, in Bodman. Dorf, Kaiserpfalz, Adel. Band 1, Sigmaringen 1977, S. 315; zur bayerischen Pfalzgrafschaft siehe: PAULUS Cristof, Das Pfalzgrafenamt in Bayern im frühen und hohen Mittelalter (Studien zur Bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte. Bd. 25), München 2007.

⁸⁶⁵ SEIBERT Hubertus, DENDORFER Jürgen, Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005.

Verwandtschaft, Königsnähe – Königsferne sowie Herrschaftsbesitz und Herrschaftsausbau gelegt. Als Gesamtbilanz der einzelnen Beiträge können folgende Punkte festgehalten werden. Die älteren Forschungsergebnisse zur frühen Staufergenealogie und die angeblichen frühen Besitzschwerpunkte werden in Zweifel gezogen und müssen neu bewertet werden. Die Bedeutung der frühen Staufer im Reichsgefüge und gegenüber anderen Familien muss ebenfalls, teilweise stark, relativiert werden. Zu guter Letzt hat sich gezeigt, dass die Staufer selbst sehr viel differenzierter zwischen Herzogs- und Königspolitik unterschieden und gehandelt haben.⁸⁶⁶ So hat zum Beispiel Daniel Ziemann die provokante These aufgestellt, die Staufer seien gar kein „schwäbisches“, sondern ein „elsässisches“ Adelsgeschlecht.⁸⁶⁷ Als Grundlage seiner These dienen zum einen das Infragestellen der Thesen von Bühler und Decker-Hauff zur Herkunft der Staufer aus dem Remstal und dem Ries⁸⁶⁸, zum anderen die Tatsache, dass sich der früheste nachweisbare Besitz der Staufer im Elsass finden lasse.⁸⁶⁹ Aus einer Schenkungsurkunde an die Abtei St. Fides in Conques aus dem Jahr 1094 geht hervor, dass Hildegard (die Ehefrau Friedrich von Bürens), zusammen mit ihren Söhnen Bischof Otto von Straßburg, Herzog Friedrich I. von Schwaben, Ludwig, Walter und Konrad, sowie der Tochter Adelheid, eine Kirche in Schlettstadt mit Zubehör, sowie zwei Mansen und zwei Hörige in Wittisheim, östlich von Schlettstadt an das Kloster tradierte.⁸⁷⁰

Im Folgejahr beurkundet Hildegards Sohn Bischof Otto von Straßburg, dass er Eigenbesitz in Wittisheim, welches aus väterlichem Erbe stamme und er zusammen mit seiner Mutter und seinen Geschwistern dem Kloster St. Fides gestiftet habe, gegen den berechtigten oder unberechtigten Einwand eines gewissen Gottfrieds gesichert habe.⁸⁷¹ Im selben Jahr, am 23. Juli, bestätigen die verbliebenen Brüder Bischof Otto, Herzog Friedrich, Ludwig und Walter die Gründung von St. Fides, sowie die Schenkung ihres Erbgutes in Schlettstadt an das Kloster.⁸⁷² So reizvoll Ziemanns Überlegungen auch sein mögen, so „kranken“ sie doch an der alten Herangehensweise an die Problematik: Zum einen die vollständige Ablehnung früherer Forschungsergebnisse bei gleichzeitig positiver Interpretation der eigenen, aber ebenfalls alles

⁸⁶⁶ ZEY Claudia, Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152). Zusammenfassung, in: Aufstieg der frühen Staufer, S. 422f.

⁸⁶⁷ ZIEMANN Daniel, Die Staufer – Ein elsässisches Adelsgeschlecht?, in: Aufstieg der frühen Staufer, S. 99 – 133.

⁸⁶⁸ EBD., S. 108- 113, 123f.

⁸⁶⁹ EBD., S. 117.

⁸⁷⁰ WÜRDWEIN Stephan Alexander, Nova Subsidia Diplomatica Ad Selecta Juris Ecclesiastici Germaniae Et Historiarum Capita Elucidanda. Tomus sextus, Heidelberg 1785, S.256f., Nr. 109.

⁸⁷¹ EBD., S. 258f., Nr. 110.

⁸⁷² EBD., S. 259 – 262, Nr. 111.

andere als unangreifbaren, Quellenstudien. Ziemanns Untersuchungen zeigen lediglich, dass die Staufer gegen Ende des 11. Jahrhunderts Besitz in der Gegend von Schlettstadt besessen haben. Woher dieser stammt und seit wann er in ihrer Hand war, geht daraus allerdings ebensowenig hervor, wie bei den Besitzungen im Remstal oder im Nördlinger Ries. So hat es auch nicht lange gedauert, bis gegen die Ziemannschen Ansichten Einspruch erhoben wurde. 2007 hat sich Eduard Hlawitschka mit dessen Thesen auseinandergesetzt und ihnen eine Absage erteilt.⁸⁷³ Seine Argumentation beruht dabei vor allem auf rechtshistorischen Gesichtspunkten.⁸⁷⁴ Laut Hlawitschka belegen die beiden gerade genannten Urkunden vom 04. Februar 1095⁸⁷⁵ und 23. Juli 1095⁸⁷⁶ ziemlich deutlich, dass es sich bei den Besitzungen im Elsass nicht um staufisches Hausgut gehandelt haben kann. Die Gründung und der Hauptteil der Ausstattung des St. Fides Klosters in Schlettstadt war das Werk Hildegards und ihrer Kinder, das von ihnen nach dem Tod der Mutter vollendet wurde.⁸⁷⁷ Der Ehemann Hildegards, Friedrich von Büren, bleibt dabei weitestgehend außen vor. Lediglich in der Urkunde vom 04. Februar 1095 wird erwähnt, dass es sich bei dem strittigen Besitz in Wittisheim um väterliches Erbgut gehandelt habe. Deshalb wird dort auch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Schenkung mit der Zustimmung der Mutter erfolgt sei, da sie als mögliche Miterbin ebenso Anspruch auf den Besitz hätte geltend machen können.⁸⁷⁸ Ähnlich sind Hlawitschkas Argumente für staufisches Hausgut im Remstal. Am 24. April 1136 bestätigte Papst Innozenz II. die Gründung des Klosters Lorch und erwähnt dabei, dass diese Gründung auf dem Eigengut (*allod*) Herzog Friedrichs I. erfolgt sei.⁸⁷⁹ Da es sich bei *allod* im Gegensatz zu Kaufbesitz und Lehen um ererbten Familienbesitz handele⁸⁸⁰, müsse es sich bereits im Besitz Herzog Friedrichs befunden haben und könne nicht erst durch die Heirat mit Agnes an die Staufer gefallen sein, da in diesem Falle erst Friedrichs Kinder von einem *allod* hätten sprechen können. Ein weiteres Argument bezieht sich auf die Textpassage Ottos von Freising, in der

⁸⁷³ HLAWITSCHKA Eduard, Die Staufer: - kein schwäbisches, sondern ein elsässisches Adelsgeschlecht?, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 66, Stuttgart 2007, S. 63 – 79.

⁸⁷⁴ EBD., S. 68f.

⁸⁷⁵ WÜRDWEIN, Nova.

⁸⁷⁶ WÜRDWEIN, Nova.

⁸⁷⁷ „[...] *quod mater nostra ad honorem dominici sepulchri in Selezestat et sancte Fidei benigne incepit [...] hoc nos materne voluntatis heredes ut predii ad effectum perducere [...] conati sumus [...] matris nostre propositum effectualiter adimplere.*“, siehe: WÜRDWEIN, Nova, S. 260.

⁸⁷⁸ „[...] *Ego Otto [...], fratres mei cum assensu matris nostre bone memorie Hildegardae [...] in Withenesheim marcha hereditario paterne acquisitionis jure possedimus [...].*“, WÜRDWEIN, Nova, S. 258.

⁸⁷⁹ „[...] *ab illustri viro Friderico duce, [...] in proprio allodio fundaverat [...]*“, siehe: WUB Band I., Nr. 303, S. 383-385 <http://www.wubonline.de/?wub=478>.

⁸⁸⁰ BURMEISTER Karl, Allod, in: Lexikon des Mittelalters. Band 1, München 1988, Sp. 440.

unter anderem vom Hohenstaufen berichtet wird: Dort steht, dass Friedrich nach dem Besuch des Fürstentages in Regensburg, auf dem er von Heinrich IV. zum Herzog ernannt wurde, *ad propria rediit*⁸⁸¹. Hlawitschka möchte darunter den Hohenstaufen verstanden wissen, obwohl es im Text keinen Zusammenhang zwischen *propria* und der Burg Hohenstaufen gibt.⁸⁸² Seine Argumente sind teilweise nicht von der Hand zu weisen, doch auch hier haben wir mit den üblichen Problemen zu kämpfen. Teilweise sind die Quellen, die Hlawitschka anführt, erheblich jünger als die Ereignisse, die sie beschreiben. Schwerer wiegt allerdings, dass er eine genaue Vorstellung davon hat, wie die Begriffe *allod*, *praedium/predium* und *propria* zu werten sind, nämlich mit Erbesitz. Auch wir sind er Meinung, dass wir es hier mit Bezeichnungen zu tun haben, die am besten mit Eigengut o.ä wiederzugeben sind, aber auch hier wäre eine genaue Analyse über die Verwendung der Begriffe notwendig.

Es hat sich deutlich gezeigt, dass es sehr schwierig ist, verlässliche Informationen über die männlichen Vorfahren Herzog Friedrichs I. und deren Besitzungen zu gewinnen und es ist an der Zeit die Frage zu stellen, inwieweit dies überhaupt Sinn macht. Für die moderne Forschung mag die Frage nach den möglichen Vorfahren Friedrichs im agnatischen Sinne vielleicht von Bedeutung sein, aber war dies auch bei ihm und seinen Zeitgenossen der Fall? Ist es demzufolge nicht viel sinnvoller, nach dem Selbstverständnis unserer Protagonisten zu fragen? Wir haben oben bereits auf die wegweisenden Studien Karl Schmid hingewiesen. Er hat gezeigt, dass das Familienbewusstsein im Frühmittelalter ein anderes war: Wichtig waren vor allem die gleichzeitig lebenden Verwandten beider Blutslinien. Sie bestimmten neben Besitz und Amt die soziale Stellung in der Gesellschaft. Wichtig war, eine besondere verwandtschaftliche Nähe zum Königshaus zu besitzen, ob diese über die weibliche oder die männliche Linie hergestellt wurde, war unwichtig. Das gleiche galt für die Vorfahren. Wichtig waren diejenigen Ahnen, die für das eigene Selbstverständnis von Interesse waren und auch hier bediente man sich sowohl der mütterlichen als auch der väterlichen Seite. Ausdruck dieses Verständnisses schlug sich unter anderem in der Namensgebung nieder. Laut Schmid kam es im 11. Jahrhundert zu einem Wandel im adeligen Selbstverständnis, weg von der kognatischen Sippe⁸⁸³, hin zum agnatischen Geschlechterdenken. Königsnähe war nicht mehr so entscheidend, Lehen und Ämter wurden erblich. Der Adel, nun selbstbewusst und

⁸⁸¹ MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁸⁸² HLAWITSCHKA, Staufer, S. 68.

⁸⁸³ Es gilt allerdings zu beachten, dass Schmid „Sippe“ nicht als Rechtsbegriff aufgefasst hat.

eigenständig, baute sich daraufhin befestigte Herrschaftsmittelpunkte oder gar Höhenburgen, die oft mit einem Hauskloster als Familiengrablege und Memorialort verknüpft wurden. Oft erlangte eines dieser Herrschaftszentren für das Geschlecht eine überragende Bedeutung und avancierte dadurch zum Familienstammsitz, nach dem man sich fortan benannte, selbst wenn in späterer Zeit dieser der Familie verloren gehen sollte. Dieser Vorgang war, nach Karl Schmid, im 12. Jahrhundert abgeschlossen. Die Adelsippe war vom dynastischen Adelshaus, welches sich nur noch an den agnatischen Vorfahren orientierte, abgelöst worden.⁸⁸⁴

Schmids Thesen sind heute nach wie vor größtenteils anerkannt, allerdings hat sich inzwischen auch gezeigt, dass eine allzu starre Anwendung seiner Theorie, wie bei allen Entwicklungsmodellen, nicht immer erfolgsversprechend sind und man durchaus mit Ausnahmen zu rechnen hat.⁸⁸⁵ Deshalb macht es Sinn, solche Entwicklungsmodelle immer auf einen zeitlichen, räumlichen und sachlichen Bereich einzugrenzen⁸⁸⁶ und genau dies hat Werner Hechberger mit Blick auf die Staufer getan und nach deren Selbstverständnis im 12. Jahrhundert gefragt. Da aber in den seltensten Fällen von den Adligen selbst Aussagen darüber vorliegen, müssen auch die zeitgenössischen Chronisten untersucht werden, auch auf die Gefahr hin, dass sich deren Vorstellungen nicht mit denjenigen, über die sie geschrieben haben übereinstimmen müssen.⁸⁸⁷ Wenn sich also die Staufer oder deren Zeitgenossen diese als Familie verstanden hätten, müsste der Pluralbegriff „Staufer“ auch in den Quellen zu finden sein.

Mit dem Selbstverständnis der Staufer hat sich bereits Odilo Engels auseinandergesetzt⁸⁸⁸ und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass die Pluralform „Staufer“ zum ersten Mal um 1260

⁸⁸⁴ Aus Karl Schmid's umfangreichen Werk seien hier lediglich genannt: **SCHMID**, Problematik; **DERS.**, Über die Struktur des Adels im früheren Mittelalter, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung. Band 19, Neustadt a. d. Aisch 1959, S. 1 - 23; **DERS.**, Geblüt. Natürlich sind Karl Schmid's Thesen nicht undiskutiert geblieben. Zusammenfassend sei hier lediglich hingewiesen auf: **SCHULZE** Hans K., Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Band 2. Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Mark, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt, Stuttgart 32000, S. 34 – 44; **HECHBERGER**, Staufer, S. 105 – 108 (Dort findet man auch eine ausführliche Auflistung der Forschungsliteratur).

⁸⁸⁵ Es hat sogar, teilweise heftige, Kritik an den Thesen Schmid's gegeben. So kann man durchaus bereits für das Frühmittelalter die Wichtigkeit der Vater – Sohn Folge, vor allem im Erbrecht, erkennen und im Spätmittelalter wiederum sind kognatische Familienstrukturen im Adel keine Seltenheit. Letztlich muss man also von Fall zu Fall entscheiden. Zusammenfassend mit weiteren Literaturangaben: **HECHBERGER** Werner, Konrad III.: Königliche Politik und >staufische Familieninteressen<?, in: Aufstieg der frühen Staufer, S. 324 – 326.

⁸⁸⁶ **HECHBERGER**, Staufer, S. 109.

⁸⁸⁷ **EBD.**, S. 109.

⁸⁸⁸ **ENGELS** Odilo, Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert, in: Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 32 – 115.

in den Quellen auftaucht.⁸⁸⁹ Dies ist nun aber alles andere als zeitgenössisch, da die Staufer zu jenem Zeitpunkt kurz vor dem Aussterben standen. Die Bezeichnung „von Staufen“ taucht hingegen bereits im 12. Jahrhundert auf, wenn auch lediglich für die beiden Schwabenherzöge Friedrich I.⁸⁹⁰, Friedrich II.⁸⁹¹ und Herzog Friedrich IV. von Rothenburg.⁸⁹² Dies lässt vermuten, dass unter der Angabe *de Stoupha* nicht der Familienname, sondern eher eine Herkunftsbezeichnung verstanden wurde. Gerade bei Herzog Friedrich IV. wird dies deutlich, taucht er in den Quellen meist doch als Friedrich von Rothenburg oder als Friedrich von Weinsberg auf.⁸⁹³ Für Pfalzgraf Konrad, Konrad III. und Friedrich Barbarossa gibt es überhaupt keine Belege, dass sie sich nach dem Hohenstaufen benannten oder von anderen danach benannt worden wären. Hans-Martin Maurer, ganz der Burgenforscher, hat deshalb die Vermutung aufgestellt, dass lediglich den staufischen Herzögen, die nach dem Königtum das zweithöchste Amt des Geschlechts innehatten, die Burgherrschaft auf dem Hohenstaufen zustand und deshalb auch nur diese nach der Burg benannt worden sind.⁸⁹⁴ Diese Erklärung scheint aber eher unwahrscheinlich, wie das Beispiel Friedrichs IV. von Rothenburg zeigt, sind auch bei den Herzögen die Zubenennungen im 12. Jahrhundert alles andere als eindeutig. Des Weiteren unterstellt Maurers These ja das genaue Gegenteil von dem, was wir in den Quellen vorfinden: Eine Familiendynastie, die planvoll und strategisch organisiert Politik betreibt.

Falls an dieser Stelle immer noch jemand vom Hohenstaufen als eine staufische „Stammburg“ sprechen möchte, muss er sich allerdings mit dem Argument auseinandersetzen, dass die Staufer kein besonders großes Interesse an ihrem Stammsitz gehabt haben können. Betrachtet man die staufischen Itinerare⁸⁹⁵ kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, dass lediglich Friedrich Barbarossa für das Jahr 1181 ein einziges Mal gesichert auf dem Hohenstaufen nachgewiesen werden kann.⁸⁹⁶ Selbst wenn man der Überlegung Rechnung trägt, dass bei Besuchen von Lorch oder Adelberg, die in den Itineraren etwas häufiger

⁸⁸⁹ „*Hie nâch vert aber ain maere von einem Stoufaere: Friderich was er genannt, herzoge er was in Swâbenlant.*“, in: MGH. Dt. Chron. 1.1, S. 397.

⁸⁹⁰ JAFFÉ, Wibaldi, S. 547, Nr. 408; FEGER Otto, Casus monasterii Petrishusensis. Die Chroniken des Klosters Petershausen (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Band 3), Sigmaringen ²1978, S. 112; MGH. SS rer. Germ. 46, I, 8.

⁸⁹¹ MGH. SS 10, XI, XXXV, S. 114; MÜLLER Otto Karl, Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Band 2), Stuttgart/Berlin 1941, hier Kapitel 30, S. 233.

⁸⁹² MGH. DD F I, Nr. 153, 470, 506, 507, 513, 516. Für weitere Quellenbelege aus späterer Zeit siehe: HECHBERGER, Staufer, S. 110, FN 14.

⁸⁹³ HECHBERGER, Staufer, S. 111 (dort auch die Quellenbelege in FN 19 & 20).

⁸⁹⁴ MAURER, Der Hohenstaufen, S. 27 - 30.

⁸⁹⁵ HAUSHERR Reiner, Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur. Band 4, Stuttgart 1977.

⁸⁹⁶ MAURER, Der Hohenstaufen, S. 31.

aufzutreten, vielleicht auch auf der Burg Station gemacht wurde bzw. Orte nur dann in den Itineraren auftauchen, wenn von dort eine urkundliche Tätigkeit überliefert ist, bleibt das Bild kläglich. Die „Staufer“ hatten offensichtlich am Hohenstaufen kein Interesse.

Erst in der Regierungszeit Friedrichs II. wird die Herkunftsbezeichnung auch auf die Könige und Kaiser angewandt. Bei den beiden (ober)schwäbischen Klöstern Marchtal⁸⁹⁷ und Adelberg⁸⁹⁸ mag alleine schon aufgrund der räumlichen Nähe zur Burg Hohenstaufen eine solche Verbindung mit dem Kaiser hergestellt worden sein.⁸⁹⁹ Friedrich II. ist auch der einzige Staufer überhaupt, von dem einmalig die Aussage von einem „staufischen Haus“ überliefert ist⁹⁰⁰ und von Papst Innozenz IV. wird berichtet, dass er unter Androhung des *anathema* verboten haben solle, Friedrich II. als Kaiser zu betiteln, sondern nach dem Hohenstaufen.⁹⁰¹ Die Herabwürdigung, die damit zum Ausdruck gebracht werden sollte, ist offensichtlich.

Der Dynastiegedanke scheint sich demnach erst im Laufe des 13. Jahrhunderts zu entwickeln, also am Ende der Stauferherrschaft. Diese Beobachtung deckt sich bestens mit dem Ergebnis Odilo Engels, der den Pluralbegriff „Staufer“ erst für die Zeit um 1260 nachweisen konnte. Ähnliches gilt für das Herzogtum Schwaben. Erst nach dem Tod Herzog Friedrichs IV. von Rothenburg 1167 hat Friedrich Barbarossa das Herzogtum an seinen noch unmündigen Sohn übertragen und erst jetzt mag zum ersten Mal eine planvolle Territorialpolitik aufschwimmen, die das Herzogtum Schwaben mit einem staufischen Gesamtkonzept in Verbindung zu bringen scheint. Nichtsdestotrotz blieb die Trennung zwischen Herzogtum und Königtum noch bis zur Thronbesteigung Philipps von Schwaben erhalten.⁹⁰²

Es hat sich klar gezeigt, dass sich die Staufer des 11. und des 12. Jahrhunderts nicht als gemeinsame Familie oder gar als Dynastie wahrgenommen haben. Vielmehr gilt für sie noch das kognatische Sippenverständnis, wie es Karl Schmid für den frühmittelalterlichen Adel formuliert hat. Selbst die Generation Barbarossas hat sich nicht als zu einer gemeinsamen

⁸⁹⁷ „[...] imperatores des Stophin [...]“, siehe: MGH. SS 24, LXI, S. 665.

⁸⁹⁸ ODERBRECHT Botho, Kaiser Friedrich I. und die Anfänge des Prämonstratenserstifts Adelberg, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. Band 6, Stuttgart 1942, S. 44-77.

⁸⁹⁹ HECHBERGER, Staufer, S. 112.

⁹⁰⁰ „[...] *Stoffensi domo* [...]“, siehe: HUIILLARD-BRÉHOLLES, Jean Louis Alphonse, *Historia diplomatica Friderici II sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius*. Tomus 6, Paris 1960, S. 515.

⁹⁰¹ „[...] *sed Fridericum tantum de Stoupha appellaret* [...]“, siehe: MGH. SS 25, VII, IX.

⁹⁰² HECHBERGER, Staufer, S. 111, 151, FN 124; MAURER, Herzog, S. 272.

Dynastie zugehörig gefühlt.⁹⁰³ Dies wird nicht nur durch eine fehlende zeitgenössische Familiengrablege unterstrichen⁹⁰⁴, sondern erklärt auch, weshalb zum Beispiel Herzog Friedrich IV. von Rothenburg und Friedrich Barbarossa so oft gegenteilige Politik betrieben haben. Sie haben sich schlicht nicht als Familie verstanden und werden sich auch jeweils auf unterschiedliche Vorfahren berufen haben. Nun mag es auch nicht mehr verwundern, weshalb Otto von Freising seine *gesta* mit Herzog Friedrich I. von Schwaben beginnen lässt. Über ihn lässt sich eine Verbindung zu den Salierkaisern herstellen. Darauf ist es Barbarossa angekommen! Er wollte sich ganz bewusst in die Tradition der früheren Kaiser stellen und er konnte dies auch. Otto von Freising bezeichnet ihn nicht umsonst als Abkömmling der Heinriche von Waiblingen⁹⁰⁵ und nach Burchard von Ursberg soll Friedrich Barbarossa sich selbst gerühmt haben, vom Königsgeschlecht der Waiblinger abzustammen.⁹⁰⁶ Die männlichen Vorfahren seines Großvaters waren ihm hingegen herzlich egal, sein Prestige bezog er von seiner Großmutter Agnes. Unter diesen Gesichtspunkten lässt sich auch die *tabula* Wibalds besser verstehen. Es wird sich bei ihr tatsächlich um ein Gedankenspiel des Abtes gehandelt haben, anhand längst verschollen geglaubter Vorfahren Friedrich Barbarossas einen päpstlichen Dispens zu erhalten.

Zwischenfazit

Dies bedeutet für uns aber auch, dass wir nicht länger nach etwas suchen müssen, was es nicht gegeben hat: Eine Stammburg ist der Hohenstaufen sicherlich nie gewesen und auch die Frage nach dem Hausgut erübrigt sich, wenn erst einmal klargeworden ist, dass es ein frühes staufisches Geschlechterdenken im modernen Sinne ebenfalls nicht gegeben hat.⁹⁰⁷ Deshalb

⁹⁰³ HECHBERGER, Staufer, S. 151.

⁹⁰⁴ Es ist zurecht betont worden, dass neben einer namengebenden Burg eine gemeinsame Grablege ein zentrales Motiv für das Herausbilden des agnatischen Familiendenkens gewesen ist, siehe: SCHMID, Problematik, S. 226 – 229; ALTHOFF Gerd, Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im frühen Mittelalter, Darmstadt 1990, S. 64 – 66. Die Staufer zeigen aber hingegen ein anderes Bild, ebenso die Welfen. Eine gemeinsame Grablege hat es bei beiden Familien nicht gegeben. Zur Kritik der Theorie hochmittelalterlicher Hausklöster siehe: DENDORFER Jürgen, Gescheiterte Memoria? – Anmerkungen zu den „Hausklöstern“ des hochmittelalterlichen Adels, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 73, Stuttgart 2014, S. 17 – 38.

⁹⁰⁵ „*Una Heinricorum de Gueibelinga, alia Gwelforum de Aldorfio, altera imperatores, altera magnos duces producere solita.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 46, II, 2.

⁹⁰⁶ „[...] *At ipse potius gloriabatur se de regia stirpe Waiblingensiumprogenitum fuisse [...]*“, siehe: MGH. SS rer. Germ., 16, S. 24; Mit deutscher Übersetzung: BECHER Matthias, Quellen zur Geschichte der Welfen und die Chronik Burchards von Ursberg (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 18b), Darmstadt 2007, S. 146.

⁹⁰⁷ Wir werden trotzdem weiterhin den Begriff „Staufer“ verwenden, dabei aber stets den Überlegungen Hechbergers Rechnung tragen.

tut man gut daran, im Falle der Staufer auf den Begriff „Hausmachtspolitik“ zu verzichten und durch den neutraleren Begriff „Territorialpolitik“ zu ersetzen.⁹⁰⁸ Dabei weichen die Definitionen der beiden Begriffe nicht stark voneinander ab. Wir definieren Territorialpolitik folgendermaßen: Der Erwerb eines geografisch möglichst geschlossenen und begrenzten Raumes mit sämtlichen Herrschaftsrechten, die diesen tangieren. Der Unterschied zur Hausmachtspolitik besteht vor allem darin, dass hinter der Motivation beim Erwerb keine explizite Familienstrategie zu suchen ist. Natürlich ist dabei immer zu bedenken, dass dies keinen geradlinigen Prozess darstellte, sondern vielmehr häufig mit Brüchen, Kehrtwenden und Sprüngen zu rechnen ist.

2.4. Hat beim Hohenstaufen eine Vertikalverschiebung stattgefunden?

Wenn wir also die Frage nach der Vertikalverschiebung beim Hohenstaufen stellen, können wir diese nicht über Personen – oder besser: staufische Hausmachtspolitik – beantworten. Wir müssen stattdessen den komplizierten und ebenso unsicheren Weg der Siedlungsgeografie beschreiten. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der Ort Wäschenbeuren. Zwar kann nicht bewiesen werden, dass es sich beim Ort Wäschenbeuren (Abb. 044) tatsächlich um den Ort Beuren/Büren handelt, nach dem der angebliche Vater Herzog Friedrichs I. in der *tabula* benannt wurde, aber es ist der einzige Ort dieses Namens in der Nähe des Hohenstaufen⁹⁰⁹ und diese Tatsache ist für Annahme einer Vertikalverschiebung wichtig, deshalb soll er als hypothetischer Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen dienen.

Der Name Beuren bedeutet „bei den kleinen Häusern“ und leitet sich vom althochdeutschen Appellativum *būr*: Wohnung, Vorratskammer, kleines Haus ab.⁹¹⁰ *Būr* ist ferner auch die Grundform für die althochdeutsche Bezeichnung Bauer.⁹¹¹ Man könnte demnach Beuren auch als „Bauernsiedlung“ übersetzen. Der Ortsname verrät weiterhin, dass wir es mit einer Ausbausiedlung zu tun haben. Zeitlich ist er schwer einzuordnen. Er wird nicht mehr in die ganz frühen Ausbauphasen zu setzen sein, dort dominieren Namen mit den Endungen -

⁹⁰⁸ LUBICH Gerhard, Territorien-, Kloster- und Bistumpolitik in einer Gesellschaft im Wandel. Zur politischen Komponente des Herrschaftsausbaus der Staufer vor 1138, in: Aufstieg der frühen Staufer, S. 182.

⁹⁰⁹ Siehe dazu die Übersichtskarte in: REICHARDT Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Göppingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Band 112), Stuttgart 1989.

⁹¹⁰ EBD., S. 221.

⁹¹¹ SEEBOLD, Bauer.

hausen, -stetten, -hofen, -dorf, -weiler und -burg. Es bleibt also das 9. bis 11. Jahrhundert übrig.⁹¹² Auch die Lage des Ortes auf der Hochebene des Schurwaldes, der zwischen dem Remstal im Norden und dem Filstal im Süden liegt (Abb. 045), sowie ein Kranz von -hofen Orten⁹¹³, der die Siedlung umschließt, deuten auf eine Rodungssiedlung im Neusiedelland hin. Wenn es sich bei Wäschenbeuren also um eine Ausbausiedlung handelt, stellt sich als nächstes die Frage, welche Herrschaft hinter diesem Landesausbau zu suchen, bzw. wie die Siedlungsentwicklung vonstattengegangen ist.

Da, wie gerade gezeigt, die bisherigen Quellen zu Wäschenbeuren auch in diesem Punkt schweigen, müssen alternative Quellen herangezogen werden. Diese sind in der mittelalterlichen Pfarrorganisation zu finden. Roman Janssen und Sönke Lorenz konnten für den Nordschwarzwald zeigen, dass das Pfarrsystem dem Gang der Siedlung folgte (Abb. 046).⁹¹⁴ Ausgangspunkt bildeten die bereits im Frühmittelalter angelegten Siedlungen am östlichen Rand des Schwarzwaldes im Altsiedelland. Die dortigen Pfarrkirchen mit ihren teils riesigen Pfarrsprengeln bildeten die so genannten „Urpfarreien“, die bis in den Schwarzwald hineinreichten. Von diesen Orten gingen immer wieder Rodungsvorstöße in den Schwarzwald aus, bei denen auch neue Siedlungen angelegt wurden. Diese Ausbausiedlungen wiederum wurden in den Pfarrsprengel des jeweiligen Ortes eingepfarrt, von dem der jeweilige Rodungsvorgang ausgegangen war. Wuchs die Rodungssiedlung, konnten dort Filialkirchen entstehen und in einem weiteren Schritt, wenn es zu weiteren Siedlungsanlagen kam, die Filialkirche zur Pfarrkirche mit eigenem Pfarrsprengel erhoben werden, der vom ursprünglichen Sprengel der „Urpfarrei“ herausgelöst wurde. In einer Ausbauregion können die Filialorte also einen Hinweis darauf geben, wie die Siedlungsentwicklung im Raum stattgefunden hat und welcher herrschaftliche Träger dahinterstand. Wir kennen die Pfarrei, der Wäschenbeuren zugehörig war: Lorch.⁹¹⁵ Dies würde also bedeuten, dass die Gründung Wäschenbeurens von Lorch aus erfolgte. Bevor wir uns nun Lorch zuwenden, um diesen

⁹¹² **KEINATH** Walther, Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951, S. 26; Zusammenfassend zum Landesausbau bis ins Spätmittelalter: **SCHREG** Rainer, **SCHENK** Winfried, Grundlinien der Siedlungs- und Kulturlandschaftsentwicklung in Südwestdeutschland von den ersten Bauern bis zum Ende des Mittelalters, in: Geographie Baden-Württemberg. Raum, Entwicklung, Regionen (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Band 36), Stuttgart 2008, S. 183 – 199 (zum Hochmittelalter siehe S. 195).

⁹¹³ Siehe dazu die Übersichtskarte in: **REICHARDT**, Göppingen.

⁹¹⁴ **JANSSEN** Roman, Die Kirche im nordöstlichen Schwarzwald bis zur Reformation, in: Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion, Filderstadt 2001, S. 122f. & Karte S. 129; **LORENZ** Sönke, Pfarrorganisation und Siedlungsgeschichte, in: **EBD.**, S. 130 – 138.

⁹¹⁵ **MEHRING** Gebhard, Stift Lorch. Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche (Württembergische Geschichtsquellen. Band 12), Stuttgart 1911, S. V & Karte S. XVII.

interessanten Befund genauer unter die Lupe zu nehmen, soll noch darauf hingewiesen werden, dass der Hohenstaufen vermutlich direkt auf der Südgrenze des Pfarrbezirks Lorch gelegen hat. Leider sind die Grenzen nicht mehr eindeutig zu rekonstruieren, da man auf Ortsnennungen in den Quellen angewiesen ist, die gleichzeitig ihre kirchliche Zugehörigkeit angeben. Die Orte Maitis und Lenglingen, die direkt nördlich am Fuß des Hohenstaufen liegen, gehörten noch zum Pfarrbezirk Lorch, die Orte südlich davon bereits nicht mehr.⁹¹⁶

Dies lässt uns zu folgender Hypothese kommen: Von Lorch aus erfolgt die Gründung und Einpfarrung Wäschenbeurens. Zu Wäschenbeuren gehört der Hohenstaufen, der von Wäschenbeuren aus, wie genau auch immer, besiedelt wurde. Dies könnte den dortigen Friedhof und eine mögliche Kuratskaplanei erklären. Eine mögliche Besiedlung von Lorch aus ist interessant, da Lorch der Ort ist, der als ältester nachweisbarer Besitz der Staufer im Remstal gilt. Natürlich muss aber auch hier die problematische, deutlich später einsetzende, Quellenüberlieferung berücksichtigt werden.

Lange Zeit schien Einigkeit über den Gründungsvorgang des dortigen Klosters geherrscht zu haben:⁹¹⁷ Gestiftet wurde Lorch von Herzog Friedrich I., es ist im Jahr 1102 dem Papst übergeben worden. Dabei entstand auch der so genannte Stiftungsbrief nach „hirsaischer Tradition“.⁹¹⁸ Die Vogtei blieb den Staufern demnach erhalten, bis sie durch Hermann von Stahleck 1138/1147 übernommen wurde, wie eine, allerdings nur kopiaal überlieferten, Urkunde⁹¹⁹ wissen möchte. Bereits 1136 bestätigte Papst Innozenz II. die Schenkung des Klosters⁹²⁰ und 1139/40 stellt König Konrad III. die „Familienvogtei“ wieder her.⁹²¹ Zwischenzeitlich hat Peter Weiß den sogenannten Stiftungsbrief von 1102 allerdings als Fälschung erkannt und die Forschung ist ihm dabei weitestgehend gefolgt.⁹²² Da auch die Urkunde Hermanns von Stahleck von 1139/40 eine äußerst komplizierte Provenienz aufweist, hat sich eine Diskussion darüber entwickelt, ob Gründung und Übergabe an den Papst nicht zeitlich auseinanderfallen und falls ja, wie die zeitlichen Abläufe einzuordnen sind. Hans-

⁹¹⁶ **EBD.**, S. XVI – XVII. Lenglingen wurde in späterer Zeit Strassdorf zugeschlagen, dass eine eigene Pfarrei bildete und vom Lorcher Sprengel herausgelöst wurde.

⁹¹⁷ Siehe zur folgenden Zusammenfassung: **LUBICH**, Territorien, S. 196 – 202.

⁹¹⁸ WUB Band I., Nr. 264, S. 334-335 <http://www.wubonline.de/?wub=412>. Richtigerweise handelt es sich dabei nicht um eine Stiftung, sondern um eine Schenkungsurkunde.

⁹¹⁹ WUB Band III., Nr. N6, S. 466-467 <http://www.wubonline.de/?wub=485>.

⁹²⁰ WUB Band I., Nr. 303, S. 383-385 <http://www.wubonline.de/?wub=478>.

⁹²¹ MGH. DD Ko III, Nr. 38.

⁹²² **WEISS** Peter, Frühe Siegelurkunden in Schwaben (10. – 12. Jahrhundert) (elementa diplomatica. Band 6), Marburg 1997, S. 84.

Martin Maurer folgt zwar dem Fälschungsvorwurf von Peter Weiss, möchte aber den zeitlichen Ablauf, wie er in den Urkunden dargestellt ist, beibehalten: Friedrich I. gründete tatsächlich das Kloster und wollte es dem Papst übergeben, dieser habe sich aber geweigert. Daraufhin habe sein Sohn, Friedrich II., die Vogtei durch Erbfolge erhalten und diese jedoch aufgrund seiner Streitigkeiten mit Lothar III. 1135 an seinen Verwandten Herrmann von Stahleck abgetreten. Gleichzeitig nutzte er die Situation, um das Kloster erneut dem Heiligen Stuhl zu unterstellen, was diesmal auch gelang. In diesem Zusammenhang sei der angebliche Stiftungsbrief von 1102 entstanden, älteren Vorstellungen aus der Gründungsphase entsprechend. Wenig später hat Konrad III. die Vogteifrage wieder zugunsten der Staufer geregelt.⁹²³ Eine andere Ansicht vertritt Odilo Engels. Im zugefolge entstand der „Stiftungsbrief“ des Klosters im Zuge von Streitigkeiten zwischen dem Abt des Klosters und den Staufern. Beide beanspruchten die Vogtei jeweils für sich. Auch Engels vertritt die Meinung, dass ein erster Versuch Herzog Friedrichs I., das Kloster dem Papst zu unterstellen, scheitere und dies erst 1136 gelang. In diesem Zusammenhang sei der „Stiftungsbrief“ zu sehen, der von staufischen Ministerialen gefertigt wurde, um die strittige Vogteifrage für sich zu entscheiden.⁹²⁴ Wir müssen die komplizierte Diskussion um die Gründung des Klosters Lorch an dieser Stelle nicht weiter vertiefen⁹²⁵, da sie für unsere Fragestellung weniger relevant ist. Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass das Papstprivileg von 1136 nicht unter Fälschungsverdacht geraten ist und in diesem befindet sich auch besagter Passus, dass Lorch auf staufischen Besitz (*aliod*) errichtet worden sei.⁹²⁶ Also ist staufischer Besitz in Lorch für die Zeit der Klostergründung um 1100 nachweisbar. Für die Frage nach der Gründung Wäschenbeurens ist dies allerdings zu

⁹²³ MAURER Hans-Martin, Zu den Anfängen Lorchs als staufisches Hauskloster, in: 900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reformation, Stuttgart 2004, S. 1 – 12.

⁹²⁴ Der Beitrag von Engels wurde anscheinend nicht mehr publiziert, allerdings hat er ein fast vollständiges Manuskript Gerhard Lubich überlassen, der daraus zitiert hat, siehe LUBICH, Territorien, S. 198 & FN 99.

⁹²⁵ Gerhard Lubich hat zum Gründungsvorgang des Klosters eine weitere Alternative vorgeschlagen, siehe: LUBICH, Territorien, S. 198 – 202; Mit der Frage, inwieweit man bei Lorch überhaupt von einem Hauskloster sprechen kann siehe: HECHBERGER, Konrad III., S. 327 – 330. Zur Gründungsgeschichte: WEISSENBERGER Paulus, Die Anfänge des Hohenstaufenklosters Lorch bei Schwäbisch-Gmünd, in: Perennitas. Beiträge zur christlichen Archäologie und Kunst, zur Geschichte der Literatur, der Liturgie und des Mönchtums sowie zur Philosophie des Rechts und zur politischen Philosophie (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Supplementband 2), Münster 1963, S. 246 – 273; GRAF, Lorch, S. 40, 43, 57f.; GRAF, Staufer-Überlieferungen, S. 212f., 237f.; LUBICH, Weg, S. 140, 172f., 246 – 272; Da in der Forschungsdiskussion das Vorbild Hirsau und deren Gewohnheiten einen zentralen Punkt einnehmen, sei an dieser Stelle auf die gerade erst erschienene Arbeit von Denis Drumm hingewiesen, der sich mit dem Hirsauer Geschichtsbild des 12. Jahrhunderts beschäftigt hat. Der mentalitätsgeschichtliche Ansatz hat erstaunliches zur Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters hervorgebracht und würde sich sicherlich auch fruchtbar auf die Diskussion um Lorch auswirken, siehe: DRUMM Denis, Das Hirsauer Geschichtsbild im 12. Jahrhundert (Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 77), Ostfildern 2016.

⁹²⁶ WUB Band I., Nr. 303, Seite 383-385 <http://www.wubonline.de/?wub=478>.

spät, diese müsste ja spätestens um die Mitte des 11. Jahrhunderts erfolgt sein. Gibt es also noch weitere Anhaltspunkte, die über einen noch früheren Zeitpunkt der Lorch Kirchengeschichte Auskunft gibt?

Es gibt sie tatsächlich. Jakob Spindler, Stadtpfarrer von Lorch, hat um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine *Genealogia* der Staufer verfasst.⁹²⁷ Nach eigenen Angaben hat er seine Informationen aus einem Buch geschöpft, das ihm vom Prior des Klosters Lorch, Augustin, überlassen worden ist.⁹²⁸ Dabei wird es sich vermutlich um das bereits oben erwähnte Rote Buch handeln (siehe FN 843), das von Augustin Seitz verfasst wurde. Aus der Genealogie erfahren wir von der Gründung eines Kollegiatstiftes in Lorch durch die Vorfahren Herzog Friedrichs I. auf deren *allod* und der Umbettung der Gebeine dieser Vorfahren in das Kloster Lorch auf Befehl König Konrads III.⁹²⁹ Natürlich ist es schwierig, den Wahrheitsgehalt einer so viel später aufgezeichneten Quelle zu bewerten und auch das Rote Buch hat noch keine kritische Würdigung erfahren. Klaus Graf möchte der Gründung des Kollegiatstiftes zwar zustimmen, attestiert der *Genealogia* ansonsten aber viele Unsicherheiten und Fehler.⁹³⁰ Im besagten Roten Buch befindet sich ein Fundationsbericht des Klosters Lorch, in dem ebenfalls die Übertragung der Gebeine der Staufer vom Lorsch Kollegiatstift hinauf ins Kloster berichtet.⁹³¹ Aber auch hier ist natürlich Skepsis aufgrund des großen Zeitunterschiedes zwischen Quelleninhalt und -überlieferung angebracht.

Es gibt aber noch eine dritte Quelle, eine Urkunde, die uns Auskunft über das Stift gibt, die nicht nur sehr viel zeitnäher verfasst wurde, sondern auch sehr viel glaubhafter ist. 1144

⁹²⁷ SEIFFER Wolfgang, Jacob Spindler, Stadtpfarrer zu Gmünd und die Geschichtsforschung über Kloster Lorch und die Staufer im 16. Jahrhundert, Diss Tübingen 1969. Darin befindet sich auch eine Edition der Genealogie. Die Quelle selbst ist in Teilen aber bereits früher, z.B. von Gebhard Mehring (siehe FN 915) benutzt worden.

⁹²⁸ MEHRING, Lorch, Nr. 1.

⁹²⁹ „Primo sciendum quod ante Fridericum qui et anticus dictus est barone (vel ut aliqui volunt comite) de Hohenstauffen primo fundatore Laureacensis monasterii quod e castro suo in coenobium commutavit nullius nomen novimus, nisi quod predicti Friderici antecessores pii ac fideles in allodio suo Lorch pago collegiatam ecclesiam sex vicariss sex canonicis et preposito divino cultui subservientibus in suorum successorumque defunctorum in Christo piarum precum commendationem sepulturamque fundaverit, quam tamen sepulturam post fundationem monasterii gloriosus rex Romanorum ac imperator Conradus fundatoris filius exhumatis in pago ossibus transtulit in Montem. Quod actum reperimus anno domini MCXXX., post fundationem monasterii XXXVIII.“, in: MEHRING, Lorch, Nr. 1.

⁹³⁰ GRAF, Lorch, S. 78, 87.

⁹³¹ „[...] nec illud sane sub silentio transeundem esse putamus, quod gloriosus supradictus rec Cûnradus simul cim Friderico duce Suevorum aliisque quam plurimis principibus ossa patris sui Friderici aliorumque parentum suorum, que in beate Marie semper virginis ecclesia Loriche fuerant sepulta, inde transtulit atque in hoc monasterio una cum filio suo Heinrico rege honorifice sepulture tradidit. Postremo locum istum auctoritatis sue cirographo munivit ac deinde non post multos annos in Barbenbergensi civitate in Christo vitam vinit corpusque eius inibi sepultum requiescit.“, in: MEHRING, Lorch, Nr. 2.

bewilligt König Konrad III. die Gründung des Frauenstifts Lochgarten durch zwei Hörige des Stiftes in Lorch.⁹³² Die dort genannte Kirche war der Heiligen Jungfrau Maria geweiht. Diese Information deckt sich mit den Angaben des Fundationsberichtes aus dem Roten Buch. Da es sich bei den beiden Klostergründern um Hörige von Lorch handelte, musste dieser Gründung von der Herrschaft zugestimmt werden. Da in der Urkunde explizit von Kanonikern die Rede ist, die ihre Zustimmung geben, kann es sich also tatsächlich bei der Kirche in Lorch nur um ein Stift gehandelt haben. Somit dürften die Informationen zutreffen, dass die Vorfahren Herzog Friedrichs I., vielleicht wird es sein Vater Friedrich von Büren gewesen sein, in Lorch auf ihrem Eigengut ein Kollegiatstift errichtet haben und von dort aus auch die Gründung der Rodungssiedlung Wäschenbeuren erfolgt ist.

Gibt es noch weitere Informationen, die uns über das Stift und das *aliod* in Lorch Auskunft geben können? Es stellt sich natürlich automatisch die Frage nach einem möglichen Herrensitz. Hans-Martin Maurer hat ihn auf dem Bergrücken vermutet, auf dem Herzog Friedrich später das Kloster errichten ließ.⁹³³ Dafür spräche einerseits die exponierte, für ein Kloster eher untypische, Lage, andererseits ein etwas nebulöser Eintrag im Fundationsbericht des Klosters aus dem Roten Buch:

„Fridericus dux [...] contulit hunc locum prius secularibus negotiis mancipatum ad honorem dei, sanctissime eius genetrici Mariae.“⁹³⁴

Ob die Formulierung *secularibus negotiis mancipatum*, was letztlich nichts Anderes besagt, als dass der Platz zuvor für weltliche Angelegenheiten, präziser: Geschäfte, genutzt wurde, ausreicht, dort auch den Herrenhof zu vermuten, erscheint fraglich. Genauso gut könnte sich hinter der Formulierung zum Beispiel ein Markt verstecken. Selbst Weinbau wäre in dieser Zeit an diesem Platz denkbar.⁹³⁵ Vielleicht stand dort auch eine frühere Burganlage oder es war geplant, dort eine Burg zu errichten, immerhin befinden wir uns genau an der Stelle, an welcher der römische Limes, von Osten kommend, nach Norden hin abknickte.⁹³⁶ Viel eher

⁹³² „[...] ad ecclesiam beate Marie in Lorecha [...] ad canonicos eiusdem ecclesie consensu [...]“, in: MGH. DD Ko III, Nr. 113.

⁹³³ MAURER, Lorch, S. 7.

⁹³⁴ GRAF, Staufer-Überlieferungen, S. 217ff. Dort auch zur Überlieferungsgeschichte des Fundationsberichtes im Roten Buch. Graf schätzt die Entstehungszeit des Berichtes auf die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, also recht zeitnah. Gerhard Lubich vertritt hingegen die Meinung, der Fundationsbericht könne nicht vor 1200 entstanden sein, siehe: LUBICH, Weg, S. 255.

⁹³⁵ KOHL Thomas, Die Frühzeit des Weinbaus in Alemannien, in: Wein in Württemberg (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte. Band 3), Ostfildern 2017, S. 11 – 30.

⁹³⁶ Hinzu kommt, dass lediglich 1 Km ostwärts der Raetische Limes endete, der mit durch eine Steinmauer ausgebaut war, die im Mittelalter durchaus noch bekannt war, siehe: SOMMER Sebastian C., Das kommt in den

wird sich der Herrenhof im Tal, direkt bei der damaligen Stiftskirche befunden haben. Archäologisch lässt sich nämlich auf dem Klosterberg für die Zeit vor 1100 keinerlei Siedlungstätigkeit nachweisen, wohl aber im Bereich des heutigen Kirchhofes. Unter der Kirchhofmauer wurden im 19. Jahrhundert Buckelquadermauerwerk gefunden, dem ein Graben vorgelagert war.⁹³⁷ Ob diese Verteidigungsanlage tatsächlich erst ins 12. Jahrhundert datiert werden kann⁹³⁸ oder bereits früher existierte, wird aufgrund fehlender Funde nicht mehr zu klären sein. Immerhin lässt der Befund auf eine Toranlage bei der südlichen Kirchhofmauer schließen⁹³⁹ und seit dem 12. Jahrhundert ist ein Ministerialengeschlecht für Lorch nachweisbar.⁹⁴⁰ Da das Kollegiatstift auf staufischem *allod* gegründet wurde, wird es sich bei der an dieser Stelle bereits zuvor befundenen Kirche um eine Eigenkirche gehandelt haben und diese wurde mit Sicherheit nicht so weit vom Herrenhof entfernt erbaut.⁹⁴¹ Ein Blick auf die Flurkarte von Lorch zeigt zudem, dass sich der Klosterberg weit vom mittelalterlichen Ortskern befindet und alleine deshalb nicht der Platz für den Herrenhof gewesen sein kann.⁹⁴² Ein weiterer Punkt, der für den Herrenhof im Bereich des Kirchhofareals spricht, ist dessen verkehrsgünstige Lage (Abb. 047). Lorch lag an der wichtigen Reichsstraße, die von Cannstatt nach Nürnberg verlief. Auf der Flurkarte ist diese Straße noch deutlich erkennbar. Sie zieht von Westen kommend in Halbhöhenlage bis zum Kirchhofareal, umrundet dieses nördlich und läuft dann weiter Richtung Osten.⁹⁴³ Im westlichen Straßenabschnitt wurden mehrere Hufeisen gefunden, deren ältestes Stück auf die Zeit zwischen Mitte des 12. und Mitte des 13. Jahrhunderts datiert wurde.⁹⁴⁴ Direkt südlich des Kirchhofes lag die Furt über die Rems, von der aus eine weitere Straße das Remstal mit dem Filstal im Süden verband

Ofen – Zum Bau der Raetischen Mauer und zum Umgang mit ihr in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Archäologie, Mittelalter, Neuzeit, Zukunft. Festschrift für Ingolf Ericsson (Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Band 6), Bonn 2017, S. 513 – 520.

⁹³⁷ **DUMITRACHE** Marianne, **HAAG** Simon, Lorch (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg. Band 20), Stuttgart 2002, S. 39 – 50, 62f., Fundstellen 44, 46.

⁹³⁸ **HAAG** Simon, Beobachtungen und Überlegungen zum Staufersitz Lorch, in: Lorch Stadtkataster, S. 29.

⁹³⁹ **DUMITRACHE**, **HAAG**, Lorch Stadtkataster, S. 111.

⁹⁴⁰ **MAURER**, Der Hohenstaufen, S. 20, 37, 44.

⁹⁴¹ **HAAG**, Beobachtungen, S. 31.

⁹⁴² Die Historischen Flurkarten des Königreichs Württemberg, die zwischen 1818 und 18140 erstellt wurden, sind inzwischen digital auf der Onlineplattform „Leo-BW“ verfügbar und dort zusätzlich in ein Kartenmodul integriert, siehe: <http://www.leo-bw.de/themen/historische-flurkarten>. Dort auch weitere Hinweise auf Literatur und Quellennachweise.

⁹⁴³ **HAAG**, Beobachtungen, S. 31.

⁹⁴⁴ **DUMITRACHE**, **HAAG**, Lorch Stadtkataster, S. 68, Fundstelle 58.

(und möglicherweise auch durch Wäschenbeuren lief). Diese Straße war vermutlich ebenfalls an die alte Reichsstraße, die Lorch querte, angebunden.⁹⁴⁵

Halten wir also weiterhin fest: Die Staufer hatten Besitz in Lorch, der vermutlich mindestens bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückreichte. Auf ihrem Herrenhof, der zentral im Schnittpunkt mehrerer wichtiger Handelsstraßen gelegen hat, gründeten sie ein Kollegiatstift als Familiengrablege. Um 1100 gründeten sie das Kloster Lorch, das ebenfalls auf *allod* der Staufer errichtet wurde und zuvor weltlichen Geschäften gedient hatte. Ob sich an dieser Stelle zuvor bereits eine Burg- oder Befestigungsanlage befunden hatte ist durchaus möglich, kann heute aber nicht mehr nachgewiesen werden.

Kann ein solcher Herrenhof, als Ausgangspunkt einer Vertikalverschiebung, auch in Wäschenbeuren nachgewiesen werden? Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, müssen einige allgemeine Bemerkungen über die Institution Herren- bzw. Fronhof erläutert werden. Seine Stellung in der mittelalterlichen Grundherrschaft ist bestens erforscht und braucht somit nicht weiter dargelegt werden.⁹⁴⁶ Ebenfalls bestens erforscht, aber seit einigen Jahrzehnten von der Forschung nicht mehr beachtet, ist seine geografische Lage und die Rechtsform der Liegenschaften des Herrenhofes innerhalb einer Siedlung. Da der Herrenhof nur selten als *villa* oder *curtis* direkt in den früh- und hochmittelalterlichen Quellen benannt ist, muss man den Umweg über die Flurnamen nehmen. Bereits in den 1920er Jahren hat sich Viktor Ernst eingehend mit *Brühl* und *Breite* als Sondernutzungsfläche innerhalb der älteren Dorfmarken beschäftigt und daraus weitreichende Schlüsse gezogen.⁹⁴⁷ Bei beiden Flurteilen handelt es sich um *terra Salica*, also um Land, das dem Herrenhof zugehörig ist.⁹⁴⁸ Beim *Brühl*⁹⁴⁹ handelt es sich um das umhegte, herrschaftliche Weideland, bei der *Breite*⁹⁵⁰ um das herrschaftliche Ackerland.⁹⁵¹ Beide lagen normalerweise dicht beieinander und grenzten, falls irgendwie möglich, direkt an den Herrenhof. Wir haben es hier mit einer uralten Flurverfassung zu tun,

⁹⁴⁵ HAAG, Beobachtungen, S. 31.

⁹⁴⁶ Statt vieler sei hier lediglich auf den Forschungsüberblick bei Lorenz mit ausführlichen Literaturhinweisen verwiesen: LORENZ, Siedlung, S. 174 – 192.

⁹⁴⁷ ERNST Viktor, Mittelfreie. Ein Beitrag zur schwäbischen Standesgeschichte, Berlin/Stuttgart/Leipzig 1920, S. 72ff., S. 82ff.; ERNST Viktor, Entstehung des deutschen Grundeigentums, Stuttgart 1926, S. 99 - 116., S. 124 – 136.

⁹⁴⁸ BADER Karl Siegfried, Rechtsformen und Schichten der Liegenschaftsnutzung im mittelalterlichen Dorf (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. Dritter Teil), Wien/Köln/Graz 1973, S.128.

⁹⁴⁹ In den Quellen auch *anger* oder *fronwiese* genannt.

⁹⁵⁰ In den Quellen auch *braike*, *fronacker* oder *hofacker* genannt. *Brühl* und *Breite* wird auch oft gemeinsam als *salgelände*, *selgelände*, *selacker* oder *selgut* genannt.

⁹⁵¹ BADER, Rechtsformen, S. 128f.

die noch vor die Zeit der Villikation und der Dreifelderwirtschaft zurückreicht und somit vor allem im Altsiedelland bei den -ingen, -heim, -dorf, -hofen und -hausen Orten zu finden ist.⁹⁵² Ursprünglich war die Siedlungsflur als Blockstreifenflur organisiert und erst mit der Einführung der Zelgeinteilung durch die Dreifelderwirtschaft wurde auch die *Breite* oftmals zersplittert und aufgeteilt.⁹⁵³ Der *Brühl* hingegen war als Weideland von dieser Entwicklung deutlich weniger betroffen, weshalb er heute noch deutlich einfacher in den Flurkarten als Blockland zu identifizieren ist.⁹⁵⁴ Die von Viktor Ernst daraus geschlossenen Vermutungen zu Zwing und Bann, der frühen Ständeversammlung oder dem Entstehen von Privateigentum sind nicht nur schwer nachvollziehbar, sondern bereits sehr früh kritisiert worden und können hier außen vorgelassen werden.⁹⁵⁵ Es kommt häufig vor, dass in den Quellen für eine bestimmte Gemarkung mehrere *Brühle* und *Breiten* zu finden sind. Dies kann mit dem gerade beschriebenen Prozess der Zelgeinteilung zusammenhängen, oder daran liegen, dass Teile der Gemarkung einer Wüstung, in die Gemarkung des Nachbarortes eingegliedert wurden.⁹⁵⁶ Auch ein oder mehrere weitere Herrenhöfe am Ort wäre möglich. Gelingt es also, *Brühl* und *Breite* in den Flurkarten und den seriellen Quellen zu identifizieren, lässt sich dadurch die Existenz und die Lage eines Herrenhofes innerhalb einer Siedlung bestimmen.⁹⁵⁷ Zuletzt ist dies Roman Janssen für eine Reihe von Ortschaften im oberen Gäu auf beeindruckende Weise gelungen.⁹⁵⁸

⁹⁵² EBD., S. 149f., 159f.

⁹⁵³ SCHRÖDER Karl Heinz, Die Gewinnflur in Süddeutschland, in: Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen I (Vorträge und Forschungen. Band VII), Konstanz/Stuttgart 1964, S. 23.

⁹⁵⁴ BADER, Rechtsformen, S. 152.

⁹⁵⁵ Zur Kritik an Ernst siehe: GLITSCH Heinrich, Rezension, in: Zeitschrift der Savigny -Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 41, Weimar 1920, S. 410 – 419; ECKHARDT Karl August, Rezension, in: Zeitschrift der Savigny -Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 46, Weimar 1926, S. 420 – 429.

⁹⁵⁶ JÄNICHEN Hans, Markung und Allmende und die mittelalterlichen Wüstungsvorgänge im nördlichen Schwaben, in: Anfänge der Landgemeinde, S. 174ff.; JÄNICHEN Hans, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Band 60), Stuttgart 1970, S. 169ff.

⁹⁵⁷ Beide Flurformen treten auch bei anderen Siedlungsformen in Erscheinung. Gerade im Kontext von Burgen scheint der *Brühl* nicht nur als Weideland, sondern auch als Jagdgehege genutzt worden zu sein, in dem Wildtiere gehalten wurden, siehe: KÜHTREIBER, Wirtschaft, S. 172 – 174.

⁹⁵⁸ JANSSEN Roman, Leben in Kayh. Ein Dorf und 800 Jahre Geschichte (Herrenberger Historische Schriften. Band 3), Herrenberg 1990, S. 30; JANSSEN Roman u.a., Nufringen. Eine Gäugemeinde im Wandel der Zeit, Stuttgart 1998, S. 47 - 60; JANSSEN Roman, Im Mittelalter oder das erste Jahrtausend, in: Aidlingen, Lehenweiler, Dachtel und Deufringen. Beiträge zur Ortsgeschichte, Aidlingen 1999, S. 74 – 76; JANSSEN Roman, Oberjesingen. 1314 – 2014 (Herrenberger Historische Schriften. Band 10), Neustadt an der Aisch 2014, S. 46 – 49. Im Ortsbuch Kuppingen nicht explizit erwähnt, aber durch die Flurnamen und Karte belegt, siehe: WILLE Wolfgang, Die Kuppinger Flur- und Siedlungsnamen, in: Kuppingen. 961 – 2011 (Herrenberger Historische Schriften. Band 9), S. 324, 328, 331 & Karte auf S. 338f.; Für Gültstein ebenfalls erarbeitet und bestätigt, aber noch nicht publiziert. Zur Methode der kontrollierten Rückschreibung sei auf den jüngst erschienenen Band von Krawarik verwiesen,

Beginnend mit der im Allgemeinen für Südwestdeutschland recht gut dokumentierten Ablösung der Feudallasten in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist es durch kontrollierte Rückschreibung anhand der seriellen Quellen möglich, älteren, bei guter Quellenlage sogar ursprünglichen Verhältnissen auf die Spur zu kommen – zumindest für die Herren- bzw. Fronhöfe.⁹⁵⁹ Ausgangspunkt solcher Untersuchungen bildet der Urkataster, der in Württemberg angelegt wurde, bevor die Feudallasten aufgehoben worden sind. Überträgt man diese Ablösungen auf die Katasterkarten, zeigen diese mit erstaunlicher Exaktheit das Endprodukt der Rentengrundherrschaft für die jeweiligen Dorfmarkungen. Durch die Auswertung der Urbare und Lagerbücher, die in Württemberg oftmals bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen, gelangt man dann von der kleinparzellierten Zersplitterung des 19. Jahrhunderts zu den herrschaftsrechtlich gebundenen Flurstücken des Spätmittelalters. In diesem Erscheinungsbild wiederum lassen sich oft noch weit ältere Verhältnisse nachweisen, die jeweils individuell für jede Markung zu überprüfen sind. Als besonders hilfreich hat sich hierbei die Einbeziehung der Flurnamen, wenn auch meist sehr spät überliefert, sowie der archäologische Befund herausgestellt.⁹⁶⁰ Als Ergebnis für die von Janssen untersuchten Orte der ältesten Siedlungsschicht lässt sich festhalten, dass meist ein großer Block des Herrenlandes in der Nähe des Herrenhofes am Rande des Ortsetters lag, über den eine Zelggrenze gezogen wurde. Hier ist die ältere Blockflur also noch deutlich zu erkennen. Auch hat sich der Flurname *Breite* für dieses Ackerland meist erhalten. Eine kleinere Partie des Herrenlandes befindet sich zumeist abseits gelegen in der dritten Zelge und ist der Einrichtung der Dreifelderwirtschaft geschuldet. Aus dem Herrenland wurde zumeist auch das Widdumsgut, als ursprüngliche Grundausstattung der Kirche herausgeschnitten, manchmal wurde hierfür aber auch ein abhängiger Hof umgewidmet.⁹⁶¹

Es gibt also Anzeichen, die darauf hindeuten können, die Existenz eines Herrenhofes und dessen Lage innerhalb einer Siedlung anzunehmen. Meist ist der Herrenhof an zentralen Verkehrspunkten wie Straßenkreuzungen oder Furten gelegen. Innerhalb der Siedlung nimmt er aber auch immer eine Randlage ein. Diese Situation ist dem Umstand geschuldet, dass sich meist direkt an den Herrenhof das Herrenland anschloss, und dieses durfte natürlich nicht

siehe: **KRAWARIK** Hans, Siedlungstypen und Lebensformen im Mittelalter (Austria.: Forschung und Wissenschaft. Geschichte. Band 15), Wien 2016.

⁹⁵⁹ **JANSSEN**, Nufringen, S. 48.

⁹⁶⁰ **EBD.**, S. 48.

⁹⁶¹ **EBD.**, S. 57.

überbaut werden. Durch die Bezeichnungen *Brühl* und *Breite* ist dieses Herrenland oftmals in den Flurkarten und seriellen Quellen zu identifizieren. Da Kirchen nicht selten auf herrschaftliche Initiative hin gegründet wurden, findet man diese ebenfalls häufig auf dem ehemaligen Gelände des Herrenhofes, gleiches gilt für ihre wirtschaftliche Ausstattung, das *Widdum*, das meist aus dem Herrenland herausgeschnitten wurde. Falls archäologische Zeugnisse vorliegen⁹⁶², deuten diese meist auf erhöhte handwerkliche Tätigkeiten hin. Die sicherste Methode zum Identifizieren eines Herrenhofes besteht in der gerade beschriebenen Methode der kontrollierten Rückschreibung, um über *Brühl* und *Breite* das Herrenland und den dazugehörigen Herrenhof ausfindig zu machen. Da dies allerdings ein sehr zeitaufwendiges Unterfangen darstellt, kann es an dieser Stelle leider nicht geleistet werden, und wir müssen uns damit begnügen, anhand der restlichen Hinweise nach einem möglichen Herrenhof in Wäschenbeuren zu suchen.

Bereits ein Blick auf die Flurkarte⁹⁶³ (Abb. 048) bestätigt allerdings unsere Annahme: Im Südwesten grenzt die *Breite* direkt an den ehemaligen Ortsrand, im Süden, ebenfalls an Ortsrand und *Breite* anschließend, befindet sich der *Brühl*. Zwischen den beiden Flurstücken verläuft die Straße (dem Verlauf der heutigen B297 folgend), die das Filstal im Süden mit dem Remstal im Norden verbindet, sowie der Kettenbach. Der südwestliche Ortsrand, der von den beiden Fluren gewissermaßen eingerahmt wird, dürfte dem ehemaligen Herrenhofgelände entsprechen. Dazu passt, dass sich auf diesem Areal heute noch die Ortskirche befindet.

Dass die Wäschenbeurener Kirche tatsächlich von Lorch aus gegründet wurde bzw. ihr unterstellt war, legen zwei Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert nahe. Als am 28. Juli 1327 drei Chorherrenpfründen aus der Stiftskirche Lorch in das dortige Kloster inkorporiert werden, wird auch die Kirche in Wäschenbeuren als Teil einer der drei Pfründen erwähnt.⁹⁶⁴ Am 1. März 1483 erneuert Konrad von Rechberg eine Frühmesse in Wäschenbeuren und erwähnt dabei, dass sie dem Kloster Lorch inkorporiert sei.⁹⁶⁵ An die Kirche grenzt eine Straße, die heute noch den Namen Maiergasse trägt. Maierhöfe sind in den seriellen Quellen häufig überliefert und bezeichnet meist den Herren- bzw. Fronhof, der nicht mehr von der Familie

⁹⁶² Z.B. in Unterregenbach, Sindelfingen oder Gammertingen.

⁹⁶³ Zur Flurkarte siehe Anm. 939.

⁹⁶⁴ „Comes de Schorndorf rector ecclesie in Bueren [...]“, in: MEHRING, Lorch, Nr. 37.

⁹⁶⁵ „[...] in der capell zů Weschenbueren Augspurger bystumbs in die pfarr gen Lorch so dem closter da selbs incorporiert ist [...]“, in: EBD., Nr. 101.

des Herren selbst bewohnt und bewirtschaftet wird, sondern an einen Stellvertreter – eben den Maier – tradiert worden ist.⁹⁶⁶

Leider gibt es nur wenige Hinweise auf das Alter der Straße, allerdings dürfte ihr Verlauf, wie er sich auf der Flurkarte zeigt, nicht allzu alt sein. In der trigonometrisch aufgezeichneten *Charte von Württemberg*⁹⁶⁷, die um 1800 entstanden ist, existiert neben der gerade beschriebenen Straße von Rechberghausen nach Wäschenbeuren noch ein weiterer Weg. Auch er nimmt von Rechberghausen aus seinen Anfang und verläuft in nördliche Richtung bis Zell. Dort knickt der Weg in östliche Richtung ab und mündet ziemlich genau auf der Höhe des Herrenhofes in Wäschenbeuren ein. Dass diese Straße bereits deutlich früher bestanden hat, bezeugt ein noch älteres Kartenwerk. In den Forstkarten von Andreas Kieser aus den Jahren 1680 bis 1687 ist diese Straße ebenfalls verzeichnet – ganz im Gegensatz zu der Verbindung von Rechberghausen nach Wäschenbeuren auf der Flurkarte.⁹⁶⁸ Zwar ist der Streckenverlauf bei Kieser nicht exakt abgebildet, was aber daran liegen dürfte, dass die Straßen von Kieser nicht mitvermessen worden sind. Trotzdem wird dem Wegenetz, wie es in dem Kartenwerk abgebildet ist, eine hohe Bedeutung und Genauigkeit beigemessen.⁹⁶⁹ Sicherlich wird diese Straße noch deutlich älter sein – ihr Verlauf direkt am Herrenhof vorbei spricht in diesem Fall Bände, älteres Kartenmaterial existiert allerdings nicht. Einen Hinweis auf ein höheres Alter könnte indes das archäologische Material liefern. Auf der Gemarkung von Wäschenbeuren wurden im Bereich des Herrenhofes (Heute Kirchgasse 2 und Maiergasse 1) mehrere Scherben gefunden. Diese konnten zu einem hellgrauen Topf zusammengefasst werden. Darüber hinaus fand man dort noch drei weitere Randscherben, sowie eine Wandscherbe mit dickem Bodenansatz.⁹⁷⁰ Weitere Keramikfunde, die aus dem Jahr 1951 stammen, sind nicht publiziert und über sie können keine Aussagen getroffen werden.⁹⁷¹ Ähnliches gilt für ein vereinzeltes Frauengrab, das 1914 auf der Gemarkung entdeckt wurde.⁹⁷² Aus den geringen Fundmengen

⁹⁶⁶ **BADER** Karl Siegfried, *Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde* (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. Zweiter Teil), Weimar 1962, S. 66 – 69.

⁹⁶⁷ **BOHNENBERGER** Johann, von Ammann Ignaz Ambros, *Charte von Schwaben*. Blatt 15, Tübingen um 1800.

⁹⁶⁸ **KIESER** Andreas, *Alt-Wuerttemberg in Ortsansichten und Landkarten*. Band 3: Das Kartenwerk [Faksimile], Stuttgart 1985, S. 263, 264, 271, 272.

⁹⁶⁹ **MAURER** Hans-Martin, **SCHIEK** Siegwalt, *Alt-Wuerttemberg in Ortsansichten und Landkarten*. Band 1: Andreas Kieser und sein Werk, Stuttgart 1985, S. 116f.

⁹⁷⁰ **SCHREG** Rainer, *Archäologischer Katalog des Landkreises Göppingen*. Teil II. Katalog/Karten. Wäschenbeuren, Göppingen 1996, S. 6f. & Katalogteil; **KÄBER** Paul, Wäschenbeuren, in: *Fundberichte aus Schwaben*. Neue Folge. Band 12, Stuttgart 1952, S. 134; **KÄBER** Paul, Wäschenbeuren, in: *Fundberichte aus Schwaben*. Neue Folge. Band 16, Stuttgart 1962, S. 289; **KLEINKNECHT** Josef, *Heimatbuch Wäschenbeuren* 1979, Wäschenbeuren 1979, S. 23.

⁹⁷¹ **KLEINKNECHT**, Wäschenbeuren, S. 23.

⁹⁷² **EBD.**, S. 23; **SCHREG**, Katalog, S. 1 – 9.

kann sicherlich nicht auf eine alammanische Siedlung geschlossen werden, allerdings zeugen weitere Funde innerhalb der Ortsgemarkung die der Kelten- und Römerzeit zuzuordnen sind, dass die Gegend nicht vollkommen menschenleer gewesen sein kann.⁹⁷³ Vielleicht könnte man die Funde dahingehend interpretieren, dass die Straße aus Andreas Kiesers Forstkarte tatsächlich bis in die Römerzeit zurückreichte, immerhin war Lorch ein nicht unbedeutender römischer Stützpunkt, an dem sich ein wichtiger Abschnitt des Limes befunden hat.

Insgesamt sollten die Indizien ausreichen, um für Wäschenbeuren einen Herrenhof postulieren zu können. Die archäologischen Funde lassen darüber hinaus vermuten, dass auf der Wäschenbeurer Markung spätestens seit der Keltenzeit mit menschlichen Aktivitäten zu rechnen ist. Ob diese allerdings intensiv genug waren, um eine frühe Siedlung zu belegen scheint eher zweifelhaft. Es gibt aber noch eine weitere Feststellung im Zusammenhang mit dem Herrenhof. Auch wenn wir letztlich nicht genau sagen können, wann Wäschenbeuren gegründet wurde und auch die konkreten Personen nicht kennen, es muss noch vor Einführung der Dreifelderwirtschaft in dieser Region passiert sein. Dafür sprechen die klassischen Blocklagen von *Brühl* und *Breite* auf der Markung. Diese würden so nicht existieren, wenn bei der Ortsgründung von Anfang an die Dreifelderwirtschaft vorhanden gewesen wäre, wie das Beispiel Nufringen zeigt.⁹⁷⁴

Wenden wir uns noch einmal der Straße zu. Wir haben deren südlichen Teil, vom Filstal über Rechberghausen kommend bereits kennen gelernt. Wie aber verlief die weitere Wegstrecke im Norden von Wäschenbeuren nach Lorch? Werfen wir also noch einmal einen Blick auf die Kiesersche Forstkarte.⁹⁷⁵ Die Straße quert den Ort und tritt im Osten wieder aus ihm heraus. Nach ungefähr 500 Metern biegt sie in nordöstliche Richtung ab und führt direkt zum Wäscherschloss. Hier mündet die Straße ins Beutenbacher Tal ein, dessen nördlicher Verlauf nach wenigen Kilometern im Remstal endet. Für unsere Frage nach einer möglichen Vertikalverschiebung vom Herrenhof in Wäschenbeuren zum Hohenstaufen ist an diesem nördlichen Straßenabschnitt ein wertvoller Hinweis gelegen. Auf der Flurkarte ist auf halbem Weg zwischen dem Ort Wäschenbeuren und dem Wäscherschloss im Nordosten der Markung eine Gewannflur mit Namen *Burglauch* verzeichnet. Dies lässt aufhorchen. *Lauch* bzw. *lach* leitet sich vom althochdeutschen *lô[ch]* ab und bezeichnet ein kleines lichtetes Wäldchen in

⁹⁷³ KLEINKNECHT, Wäschenbeuren, S. 21f.

⁹⁷⁴ JANSSEN, Nufringen, S. 52.

⁹⁷⁵ KIESER, Alt-Wuerttemberg, S. 255, 263.

Privatbesitz, dass für Weide- vermutlich aber auch Jagdzwecke Verwendung fand.⁹⁷⁶ Wir haben es hier also mit einem Burgwäldchen zu tun. Instinktiv mag man an das nur wenige hundert Meter entfernte Wäscherschloss denken, doch besteht noch eine weitere, plausiblere Möglichkeit.

Auf der Gewann *Burglauch* befinden sich die Überreste einer weiteren Burganlage, dem so genannten *Burren*⁹⁷⁷, von der heute noch der quadratische Burghügel und der Burggraben gut sichtbar im Gelände liegen (Abb. 049 – 051). Ein dem Burggraben vorgelagerter Wall ist inzwischen stark verflacht und nur noch an der Nordseite der Anlage zu erahnen.⁹⁷⁸ Im Auftrag des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen wurde durch Hartmut Zürn (damals Staatliches Amt für Denkmalpflege, Stuttgart) zwischen dem 21. bis 30. Oktober 1957 auf dem Burghügel eine kleine Grabung von insgesamt drei Schnitten durchgeführt, bei der wenigstens die Grundzüge der Baugeschichte geklärt werden konnte.⁹⁷⁹ Für das Mittelalter wurden zwei Bauphasen festgestellt, eine dritte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist für unsere Fragestellung unwichtig und kann an dieser Stelle ausgeklammert werden. Bei der ältesten Anlage handelte es sich um einen quadratischen Turm von 8 Metern Kantenlänge. Die Fundamente dieses Turmes besaßen eine Stärke von 1,5 m, die direkt auf die ehemalige Geländeoberfläche aus gelbem Ton gesetzt worden sind. Das Mauerfundament bestand zum Großteil aus Stubensandsteinbrocken, deren Fugen und Lücken mit kleineren Steinen aufgefüllt waren. Ungefähr 3 m außerhalb des Turmes verlief ein kleiner Graben, der in die gelbe Lehmschicht der alten Oberfläche eingeschnitten war. An seiner Außenkante wurde ein kohlehaltiger Streifen freigelegt, bei dem es sich um die ehemalige Holzpalisade gehandelt hat.⁹⁸⁰ In Schnitt 1 wurde sogar noch ein Stück eines vermoderten Pfahls geborgen.⁹⁸¹ Leider scheint dieser verschollen, bzw. vollständig zerstört zu sein, was weitere Untersuchungen, wie etwa eine mögliche Altersbestimmung der Holzpalisade, unmöglich macht. Somit ergibt sich für diese erste Anlage folgendes Bild. Ein Turm aus massiven Steinmauern wurde an der südlichen Hangkante einer flachen Erhöhung errichtet, ohne das Gelände vorher künstlich zu erhöhen. Es wurden lediglich die natürlichen, günstigen Geländegegebenheiten vor Ort

⁹⁷⁶ KEINATH, Flurnamen, S. 77.

⁹⁷⁷ Der Name Burren leitet sich ebenso wie Büren/Beuren vom althochdeutschen Appellativum *būr*: Wohnung, Vorratskammer, kleines Haus ab.

⁹⁷⁸ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 93.

⁹⁷⁹ ZÜRN Hartwig, Ausgrabungen auf dem „Burren“ bei Wäschenbeuren (Kr. Göppingen), in: Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge Band 15, Stuttgart 1959, S. 110f.

⁹⁸⁰ EBD., S. 111f.

⁹⁸¹ EBD., S. 112.

genutzt, da die Stelle den höchsten natürlichen Punkt der Umgebung darstellt. Im Abstand von ungefähr drei Metern wurde der Turm durch einen kleinen, viereckigen Graben von lediglich 60 cm Tiefe und 1,5 m Breite eingerahmt, an dessen Außenrand eine Palisade aus Holz errichtet worden ist.⁹⁸² Ein Eingang konnte zwar nicht gefunden werden, allerdings vermutet Zürn aufgrund von parallelen Beispielen einen Hocheingang, der sich mehrere Meter über dem Boden befunden haben müsste. Dies ist aber nicht zwingend notwendig, ebenso wenig wie der von Schmitt postulierte hölzerne Aufbau, der als Wohnbereich gedient haben soll.⁹⁸³ Ob es sich bei dem Graben um einen ebensolchen handelt darf auch bezweifelt werden. Erstens – und darauf hat Zürn ebenfalls hingewiesen – kann der Graben aufgrund seiner geringen Ausmaße eigentlich nicht als Verteidigungswerkzeug gedient haben. Zweitens macht die Lage des Grabens zwischen Turm und Holzpalisade ebenfalls keinen Sinn. Ein Graben muss vor einer Palisade oder Mauer liegen, nicht dahinter (Zwingersituationen einmal ausgenommen). Vermutlich wird es sich daher bei dem Graben vielmehr um eine Verstärkung der Palisade handeln, indem die hinter ihr liegende Bodenerde aufgeschaufelt und gegen die Palisade gedrückt wurde. Es soll an dieser Stelle allerdings darauf hingewiesen werden, dass die Interpretation des archäologischen Befundes äußerst schwierig ausfällt. Dies ist zum einen dem damaligen Stand der Grabungstechnik und dem geringen Umfang der Schnitte geschuldet, aber auch der Tatsache, dass die Grabungsdokumentation anscheinend in der Zwischenzeit verlustig gegangen ist. Somit muss man sich mit dem knappen Grabungsbericht begnügen, der von Zürn 1959 publiziert wurde. Was bleibt ist bei aller Vorsicht der Interpretation also lediglich ein Steinturm, umgeben von einer Holzpalisade. Wir haben es bei diesem ersten Bau also nicht mit einer Motte zu tun, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, da ihm das konstituierende Element, der künstlich aufgeschüttete Burghügel fehlt.⁹⁸⁴ Ob der häufig verwendete Alternativbegriff *Turmburg* hier besser passt sei ebenfalls dahingestellt, da ein Turm in der Regel wiederum nur ein mögliches Element einer Burganlage darstellt.⁹⁸⁵ Wir möchten es an dieser Stelle einfach bei der Bezeichnung Steinturm belassen,

⁹⁸² EBD., S. 112.

⁹⁸³ SCHMITT, Burgenführer 1, S. 92.

⁹⁸⁴ Nach der Definition von Strotz, der unbedingt zu folgen ist, alleine schon deshalb, da sich die etymologische Herleitung von Motte, lat. *mota* = bewegte Erde, eben genau auf dieses Element der Anlage bezieht, siehe: STROTZ Martin, Kleine Hügel – frühe Burgen? Zum Forschungsstand über Burganlagen vom Typ Motte im badischen Oberrheingebiet, in: Burgen im Breisgau, S. 115.

⁹⁸⁵ Zur komplizierten und teilweise ermüdenden Diskussion zur Begrifflichkeit Motte, Turmhügelburg und Turmburg siehe ebenfalls: STROTZ, Kleine Hügel, S. 111 – 119.

da man nicht einmal mit Sicherheit sagen kann, ob der Burren – zumindest in der Frühzeit – überhaupt zu Wohnzwecken genutzt worden ist.

Begibt man sich auf die Suche nach möglichen Vorbildern für einen solchen Turm, muss man nicht bis ins Rheinland oder gar Italien blicken, wo solche Türme aufgrund der dort reichlich vorhandenen älteren römischen Architektur besser belegt sind. Wieder einmal reicht ein Blick nach Lorch. Es wurde oben bereits angedeutet, dass Lorch ein wichtiger Wegepunkt innerhalb des obergermanischen Limes darstellte. An diesem Teilstück war der Grenzwall ungefähr alle 400 Meter mit einem steinernen Wachturm ausgestattet, wovon einer sicherlich auch in direkter Nähe von Lorch gestanden haben wird.⁹⁸⁶ Aber auch die Limeskastelle wurden in ihrer letzten Ausbauphase aus Stein errichtet. Zumindest die Mauer, das Tor und die Türme.⁹⁸⁷ Ein solches Kastell hat auch in Lorch selbst bestanden, und zwar genau an der Stelle des späteren Herrenhof-/Kirchhofareals.⁹⁸⁸ Nur 10 km nördlich von Lorch existierten in Welzheim zwei weitere Kastelle, die ebenfalls aus Stein erbaut waren.⁹⁸⁹ Inwieweit im 11. Jahrhundert Steinreste oder Kenntnisse der römischen Siedlungstätigkeit in Lorch bekannt waren, kann heutzutage natürlich nicht mehr nachvollzogen werden. Allerdings lenken die Limestürme den Fokus weg von dem in der Mediävistik ständig postulierten Wohnturm hin zu einem möglichen Wachturm. Vielleicht war dies ja auch beim Burren in Wäschenbeuren der Fall?

Leider konnte bei der Grabung keinerlei Material geborgen werden, welches man zur Datierung der ersten Anlage hätte heranziehen können. Zürn und Schmitt vermuten deshalb aufgrund von Parallelfällen eine Datierung in romanische Zeit⁹⁹⁰ bzw. zwischen 1000 und 1050.⁹⁹¹ Dieser erste Steinturm ist vermutlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts⁹⁹² aufgegeben worden. Da keinerlei Hinweise auf eine Brandschicht gefunden werden, kann man von einer planmäßigen Aufgabe ausgehen. Der Turm wurde also bis auf die Grundmauern

⁹⁸⁶ **JOHNSON** Anne, Römische Kastelle des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. in Britannien und in den germanischen Provinzen des Römerreiches (Kulturgeschichte der antiken Welt. Band 37), Mainz 1987, S. 308.

⁹⁸⁷ **EBD.**, S. 308.

⁹⁸⁸ **PLANCK** Dieter, Welzheim. Römische Kastelle und Zivilsiedlung, in: Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart ³1987, S. 611ff.; **BAATZ** Dietwulf, Der römische Limes. Archäologische Ausflüge zwischen Rhein und Donau, Berlin 1993, S. 250; **PLANCK** Dieter, **BECK** Willi, Der Limes in Südwestdeutschland, Stuttgart ²1987, S. 101.

⁹⁸⁹ **PLANCK**, Welzheim, Stuttgart ³1987, S. 611 – 617.

⁹⁹⁰ **ZÜRN**, Ausgrabungen, S. 115.

⁹⁹¹ **SCHMITT**, Burgenführer 1, S. 91 & 92.

⁹⁹² So Schmitt, allerdings ohne Begründung zur Datierung. Zürn führt hierfür einen Topf mit „gotischem Profil“ an, der in der Aufschüttung zwischen den beiden Anlagen gefunden wurde. Eine zeitlich genauere Angabe unterlässt er allerdings, siehe: **ZÜRN**, Ausgrabungen, S. 115.

abgebrochen und die Steine wiederum für den Bau der neuen Anlage verwendet.⁹⁹³ Bei der Errichtung des zweiten Turmes entstand nun jenes Geländeprofil, das auch heute noch vor Ort besichtigt werden kann. Um die flache Erhöhung wurde ein quadratischer, vier bis fünf Meter tiefer Graben ausgehoben. Mit dem Aushubmaterial wurde ein ca. zwei Meter hoher Turmhügel geschaffen, der gegenüber dem vorherigen Platz um drei bis fünf Meter Richtung Nordwesten verschoben wurde.

Erst jetzt kann beim *Burren* von einer Motte gesprochen werden. Zusätzlich wurde dem neuen Graben eine Wallanlage vorgelagert, die heute noch im nördlichen Bereich der Anlage zu erahnen ist. Der Burghügel besaß eine Oberfläche von 18 m auf 18 m. An der Nordseite wurde ein neuer quadratischer Turm mit einer Seitenlänge von 6,7 m errichtet. Mit 0,7 m Durchmesser waren die Mauern allerdings nur halb so stark wie die seines Vorgängers.⁹⁹⁴ Wann und unter welchen Umständen der zweite Turm abgegangen ist, konnte durch die Grabung ebenfalls nicht geklärt werden. Aufgrund der Position des Turmes im nördlichen Bereich des Burghügels vermutet Zürn, dass sich dort noch weitere Holzbauten befunden haben müssen. Allerdings konnten auch hierfür keinerlei Nachweise erbracht werden.⁹⁹⁵

Somit bleibt eine abschließende Beurteilung über die Nutzung und Entstehungszeit des *Burren* kompliziert und alles andere als eindeutig. Die Erbauungszeit des ersten Turmes bleibt im Dunkeln. Man kann lediglich einen terminus ante quem durch die Errichtung des zweiten Turmes in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einiger Sicherheit festmachen. Auch bei der Nutzung kommt man über bloße Vermutungen nicht hinaus. Einen Grafensitz wird man vermutlich ausschließen können, da die Anlage hierfür als zu klein erscheint. Aber bereits bei der Frage, ob Wohnturm oder Wachturm wird es aufgrund der geringen archäologischen Funde und Befunde nahezu unmöglich, gesicherte Aussagen zu treffen. Vielleicht kann man sogar soweit gehen und Zürns Interpretation vollständig in Zweifel ziehen. Denkbar wäre nämlich auch, dass die beiden „Gebäude“ der Anlage keine Türme waren, die nacheinander errichtet wurden und sich gegenseitig ablösten. Vielleicht war lediglich das nördliche Gebäude ein Turm und das südliche Gebäude ein steinernes Wohnhaus? Dies würde schon wieder ein ganz anderes Licht auf den *Burren* werfen. Solange allerdings die alte Grabungsdokumentation verschwunden bleibt oder keine neuen archäologischen

⁹⁹³ ZÜRN, Ausgrabungen, S. 113.

⁹⁹⁴ EBD., S. 113 – 115.

⁹⁹⁵ EBD., S. 115.

Untersuchungen am Burren durchgeführt werden, bleibt nichts anderes übrig, als mehr oder weniger im Trüben zu fischen.

Zuletzt sei noch auf ein kleines Detail was den Namen *Burren* anbelangt, eingegangen. Obwohl die Existenz der Turmburg seit den frühen 1950er Jahren durch die Grabungen bekannt war, ist bisher ganz selbstverständlich davon ausgegangen worden, dass es sich bei dem Ort, nachdem Friedrich von Büren in der *tabula* benannt worden ist, um die Siedlung Wäschenbeuren gehandelt hat. An dieser Stelle sei nur noch einmal explizit die Frage aufgeworfen, weshalb nicht auch die vermeintliche Turmburg hierfür in Frage kommen könnte? Letztlich wird sich nämlich nicht mehr mit Sicherheit sagen lassen, was zuerst da war, die Siedlung oder der Turm.

Fassen wir unsere Überlegungen bezüglich einer möglichen Vertikalverschiebung von der Siedlung Wäschenbeuren hinauf zum Hohenstaufen zusammen. Ein solcher Schritt muss spätestens unter dem Vater Herzog Friedrichs, Friedrich von Büren vonstattengegangen sein. Da wir aber außer seinem Namen und demjenigen seiner Ehefrau keinerlei Informationen über ihn besitzen, muss man versuchen, sich dieser Frage über die Siedlungsgeografie anzunähern. Bei Wäschenbeuren handelt es sich um eine Ausbausiedlung, deren Entstehung nur vage ins 9. bis 11. Jahrhundert datiert werden kann. Aufgrund kirchenrechtlicher Überlegungen liegt die Vermutung jedoch nahe, dass der Ort von Lorch aus gegründet wurde. Dies ist deshalb interessant, da in Lorch der älteste nachweisbare Besitz der Staufer gelegen hat. Leider ist dieser Besitz, bei dem es sich um ein Kollegiatstift handelt, ebenfalls nicht datierbar. Wir wissen lediglich, dass das Stift bereits vor der Klostergründung in Lorch um 1100 existiert haben muss. In beiden Orten konnte mit großer Wahrscheinlichkeit ein Herrenhof lokalisiert werden. Doch der entscheidende Schritt, der Sprung von Wäschenbeuren hinauf zum Hohenstaufen lässt sich nicht belegen. Hierzu ist die Quellenlage schlicht und ergreifend zu löchrig, zu mangelhaft. Erschwerend kommt die ebenfalls sehr unbefriedigende zeitliche Einordnung von Lorch, Wäschenbeuren, dem Burren und dem Hohenstaufen hinzu, die wenig exakt nur mit großen Zeitspannen angegeben werden kann. Die archäologischen Untersuchungen des Friedhofes auf dem Hohenstaufen lassen eine Siedlungsaktivität zumindest ab dem 10. Jahrhundert als wahrscheinlich erachten. Falls damals bereits eine Burg auf dem Bergkegel errichtet wurde, kann Friedrich von Büren keinesfalls mehr als Akteur einer möglichen Vertikalverschiebung in Betracht gezogen werden. Wenn wir ihn außen vorlassen,

wäre diese immerhin theoretisch denkbar, da alle hierfür relevanten Orte sich zumindest zeitlich nicht ausschließen. Aber auch dann bleibt eine Vertikalverschiebung lediglich eine Möglichkeit von vielen. Vielleicht existierte die Burg ja bereits vor der Gründung von Wäschenbeuren? Oder man verlagerte seinen Wohnsitz vom Wäschenbeurer Herrenhof zunächst auf den Burren, bevor man auf dem Hohenstaufen eine Burg errichtete? Der Burren kann aber auch genauso gut älter sein als der Hohenstaufen und Wäschenbeuren. Immerhin liegt er an einer Straße, die vielleicht bereits von den Römern angelegt und genutzt worden ist.

Trotz allem möchten wir weiterhin für die aus unseren siedlungsgeografischen Beobachtungen gewonnene These plädieren, da mit den Grafen von Sindelfingen ein zeitlich und räumlich ähnlich gelagerter Fall existiert. Dieser weist nicht nur erstaunliche Parallelen auf, sondern kann auch eine deutlich günstigere Quellenüberlieferung aufwarten.

Exkurs: Das Beispiel Sindelfingen - Calw

„[Q]uidam Adilbertus comes, residens in castro Sindelfingen, fundavit ecclesiam nostram Sindelfingen una cum uxore sua Wilcha.“⁹⁹⁶

Mit diesem Satz beginnt der Gründungsbericht des Chorherrenstifts in den Sindelfinger Annalen, deren Gros von den beiden Kanonikern Heinrich von Messkirch und Konrad von Wurmlingen ungefähr zwischen 1260 und 1294 aufgezeichnet wurde.⁹⁹⁷ Die tatsächliche Existenz des im Fundationsbericht erwähnten *castrum Sindelfingen* ist schon früh von der Forschung in Frage gestellt worden.⁹⁹⁸ Denn die Jahrbücher geben weiterhin darüber Auskunft, dass das Chorherrenstift auf dem dafür abgebrochenen *castrum* errichtet worden sei.⁹⁹⁹ Da das ehemalige Chorherrenstift und heutige Pfarrkirche St. Martin damals wie heute auf einem flachen Sporn oberhalb der mittelalterlichen Stadt zwischen den Bächen Schwippe und Sommerhofenbach liegt, schienen alleine topografische Gründe eine solche Annahme zu verbieten. Ein Graf Adalbert II. von Sindelfingen hätte, zumal um die Mitte des 11. Jahrhunderts, standesgemäß nur auf einer Höhenburg residieren können, wofür der erwähnte

⁹⁹⁶ WEISERT Hermann, *Annales Sindelfingenses. 1083 – 1482, Sindelfingen 1981*, S. 17.

⁹⁹⁷ EBD., S. 3.

⁹⁹⁸ GRADMANN Eugen, *Die Martinskirche in Sindelfingen*, in: *Blätter für Württembergische Kirchengeschichte. Neue Folge. Band 23, Stuttgart 1919*, S. 117.

⁹⁹⁹ „*Et ex castro destructo fecerunt monasterium [...]*“, WEISERT, *Annales*, S. 17.

Sporn nicht ausgereicht hätte.¹⁰⁰⁰ Bei dem *castrum* habe es sich daher mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Herrenhof gehandelt. Unabhängig davon, dass besagter Satz im Gründungsbericht auch dahingehend verstanden werden kann, dass man Teile der abgerissenen Burg zur Errichtung der Kirche genutzt hat, ist die Überlegung eines älteren Herrenhofes auf dem Stiftskirchengelände durchaus berechtigt.

Parallelen zu Lorch (siehe S. 266ff.) sind deutlich erkennbar: Die Gründung einer Stiftskirche auf dem ehemaligen Herrenhof und die Lage am Ortsrand der frühmittelalterlichen Siedlung, aus der später die Stadt Sindelfingen hervorgehen sollte.¹⁰⁰¹ Vermutlich lag auch in Sindelfingen in direkter Nähe eine römische Straße, deren genauer Verlauf heute aber nicht mehr rekonstruiert werden kann.¹⁰⁰² Diese und archäologische Funde verweisen auf eine starke römische Präsenz im Sindelfinger Raum.¹⁰⁰³

Die stärksten Argumente für einen Herrenhof auf besagtem Gelände lieferte die Ausgrabung im Inneren des Kirchengebäudes aus dem Jahr 1973.¹⁰⁰⁴ Als ältester Befund konnte im gesamten Grabungsbereich ein frühmittelalterlicher Friedhof nachgewiesen werden. Auf ihm wurden Frauen, Männer und Kinder beiderlei Geschlechts bestattet, Grabbeigaben fehlen jedoch. Dies passt auf Grundlage der gefundenen Geschirrkernik zur Datierung der Anlage in das frühe 8. Jahrhundert. In eine Zeit also, als die ältere Praxis der Reihengräberfriedhöfe aufgegeben und erste christliche Friedhöfe an den frühen Kirchen angelegt wurden.¹⁰⁰⁵ Mit der Gründung dieses Friedhofes muss also auch ein erster Kirchenbau verbunden gewesen sein, der aber bei der Grabung nicht gefunden wurde und somit außerhalb der späteren Stiftskirche gelegen haben muss. Eine hohe Anzahl von Keramikbruchstücken innerhalb der Friedhofsschicht deuten auf eine nahe gelegene ländliche Siedlung oder Gehöft hin.¹⁰⁰⁶ Während es im 10. Jahrhundert im Westteil der heutigen Stiftskirche zu starken baulichen

¹⁰⁰⁰ **GRAESSLE** Helmut, Sindelfingen, Dorf, Stadt und Stift bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Sindelfingen 1954, S. 87 & FN 240; **WEISERT** Hermann, Geschichte der Stadt Sindelfingen von den Anfängen bis heute, Sindelfingen 1975, S. 18f.

¹⁰⁰¹ Auch hier reicht ein Blick auf die Flurkarten in Leo-BW (siehe FN 942).

¹⁰⁰² **ADE-RADEMACHER** Dorothee, Viele Dörfer – eine Stadt – Sindelfingen im Mittelalter, in: Reich an Vergangenheit. Römer und Alamannen in Sindelfingen (Schriftenreihe des Stadtarchivs Sindelfingen. Band 6), S. 61.

¹⁰⁰³ Siehe hierzu den gerade zitierten Band.

¹⁰⁰⁴ Siehe hierzu die Beiträge von Barbara Scholkmann, Elisabeth Nau, Hartmut Schäfer und Bernd Becker in: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 4, Stuttgart 1977, S. 7 – 150.

¹⁰⁰⁵ **SCHOLKMANN** Barbara, Herrenhof und Stift: Sindelfingen vom 8. Jahrhundert bis zur Gründung der Stadt, in: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, Sindelfingen 2013, S. 45.

¹⁰⁰⁶ **EBD.**, S. 45.

Veränderungen kam, wurde der Friedhof im östlichen Teil auch in dieser Zeit weiter genutzt. Insgesamt konnten drei Steingebäude in der Nordwestecke, der Südwestecke und im sich östlich daran anschließenden Bereich nachgewiesen werden.¹⁰⁰⁷ Zwei der Gebäude konnten eine Fundamentstärke von bis zu zwei Metern aufweisen und somit als mehrstöckige Gebäude – vielleicht sogar als Wohntürme interpretiert werden. Bei dem dritten Gebäude handelte es sich vermutlich um ein Wirtschaftsgebäude.¹⁰⁰⁸ Das Areal zwischen den Gebäuden war geschottert und wies mit kleinen Feuerstellen eine Nutzung als Hofgelände auf. Eine gleichzeitige Errichtung der drei Gebäude konnte zwar nicht nachgewiesen werden, dass sie Teil eines herrschaftlichen Baukomplexes waren, scheint hingegen unstrittig.¹⁰⁰⁹ Eine genaue Vorstellung von der Gesamtanlage ist leider nicht möglich, da sie sich weit über das Grabungsareal hinaus erstreckt hat (Abb. 052). Mit einer Umwehrung ist sicherlich zu rechnen, ebenso mit einer älteren Vorgängeranlage – die wahrscheinlich primär aus Holz errichtet worden war.¹⁰¹⁰ Darüber hinaus verdeutlichen die Grabungsergebnisse, dass der Herrenhof tatsächlich dem Neubau der Stiftskirche hatte weichen müssen. Somit ist auch denkbar, dass es sich bei ihm doch um das genannte *castrum* aus den Sindelfinger Annalen handelte und der Chronist des 13. Jahrhunderts ebenfalls die Vorstellung teilte, dass ein Adeliger vor 200 Jahren selbstverständlich in einer Burg gelebt haben müsse.

Warum aber hat der oben genannte Graf Adalbert II. auf seinen Herrnsitz in Sindelfingen verzichtet? Die Antwort wird in einer geplanten Verlagerung seines Herrschaftsmittelpunktes zu finden sein. Dieser lag lediglich ungefähr 15 Kilometer westlich von Sindelfingen an den östlichen Ausläufern des Schwarzwaldes (Abb. 053) und avancierte in der Folgezeit zum toponymen Beinamen der Familie: Calw.¹⁰¹¹ Es gibt gute Gründe, die dafürsprechen, dass Graf Adalbert II. als neuen Herrschaftssitz zunächst das benachbarte Althengstett bevorzugte, den alten kirchlichen Mittelpunkt der Region. Für diesen Anlass ließ er vermutlich die dortige Kirche neu errichten und vereinbarte mit seinem Onkel, Papst Leo IX. einen Weihetermin. Darüber hinaus gab es Kontakte zur Reichenau, die ebenfalls spezielle Ziele in diesem Raum verfolgte. Dafür sprechen nicht nur die Weihepatrozinien St. Maria und Markus – die Reichenauer Münsterpatrone – sondern auch der beeindruckende Reliquienschatz, der zum

¹⁰⁰⁷ EBD., S. 46

¹⁰⁰⁸ EBD., S. 46.

¹⁰⁰⁹ EBD., S. 46.

¹⁰¹⁰ EBD., S. 47.

¹⁰¹¹ GEBAUER Hellmut J., Die Stadt und ihre Entwicklung (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2008, S. 9.

Großteil ebenfalls von der Reichenau stammen dürfte.¹⁰¹² Vermutlich waren es die gesteigerten Ambitionen, die das Inselkloster plötzlich in Althengstett hegte, die Graf Adalbert II. dazu bewogen haben dürften, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und stattdessen nach Calw auszuweichen.¹⁰¹³

Über die Anfänge von Calw ist wenig bekannt. Vermutlich bestand die Keimzelle der neuen Siedlung aus einer Burganlage.¹⁰¹⁴ Leider gibt es über sie so gut wie keine gesicherten Erkenntnisse.¹⁰¹⁵ Sattler berichtet 1784 von einem Schloss, das sich oberhalb der Stadt Calw auf einem fast runden Berg befunden habe und um 1600 auf Befehl des württembergischen Herzogs Friedrich abgerissen wurde.¹⁰¹⁶ Wann diese Burg erbaut wurde, ist nicht genau bekannt. Mit Sicherheit kann die Gründung des Sindelfinger Chorherrenstiftes als *terminus ante quem* gelten. Die vermeintliche erste schriftliche Nennung der Calwer Grafen im Öhninger Stiftungsbrief von 1037 hingegen ist bedeutungslos, da es sich bei dieser vieldiskutierten Urkunde mit ziemlicher Sicherheit um eine Fälschung aus dem späten 12. Jahrhundert handelt.¹⁰¹⁷ In dieser Zeit war die Zubenennung des Adels nach Burgen allerdings bereits gängige Praxis. Ebenfalls zur Burg wird vermutlich auch eine kleine Burgsiedlung gehört

¹⁰¹² **JANSSEN** Roman, Papst Leo IX., Graf Adalbert von Calw und die Weihe von St. Maria und Markus in Althengstett, Über die Neugründung des Klosters Hirsau im Spiegel einer Weihe notiz zum Jahr 1049, in: Text und Kontext. Historische Hilfswissenschaften in ihrer Vielfalt (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 18), Ostfildern 2011, S. 65 & 68. Bei den Reliquienpartikeln handelte es sich um: Ein Fingerring des hl. Markus und von seinem Gewand, von den Gebeinen der hll. Petrus und Paulus, von den Gebeinen des hl. Johannes Baptist, vom heiligen Kreuz, vom Stein, mit dem das Kreuz Christi befestigt war, und vom Gewand der hl. Jungfrau Maria, von dem blühenden Zweig, der vor der Bahre getragen wurde bei der Himmelfahrt Mariens, von den Gebeinen des hl. Jakobus Major, von den Gebeinen der hll. Apostel Bartholomäus und Thomas, von den Gebeinen der hl. Bekenner Nikolaus und Martin, von den Gebeinen des hl. Papstes Gregor, von den Gebeinen des hl. Mauritius und seiner Gefährten, der hll. Märtyrer Georg und Laurentius, vom Grab des Herrn, von Weihrauch und Myrrhe, womit der Sohn Gottes gesalbt und begraben wurde, von den Gebeinen der hll. Märtyrer Laurentius, Stephanus und Tertulinus, von den Gebeinen des hl. Bischofs Nikolaus, von den Gebeinen des hl. Bischofs Valentin, von den Gebeinen des hl. Bischofs Maximin, von der Kutte des hl. Märtyrers Alban, von den Gebeinen des hl. Papstes Leo und des Märtyrers Alban, vom (Votiv-)Öl der hl. Jungfrau Katharina, von den Gebeinen der hll. Agnes, Margaretha, Barbara, Helena, Otilia, Veronika, Apollonia, Juliana und der 11 000 Jungfrauen und Märtyrerinnen, siehe: **EBD.**, S. 64f.

¹⁰¹³ **EBD.**, S. 68 – 70.

¹⁰¹⁴ **GEBAUER**, Stadt, S. 12.

¹⁰¹⁵ **FICK** Irmgard, Die Burgen des nördlichen Schwarzwaldes und seiner Randgebiete. Teil 4 [Maschienenschr.], 1956, S. 66. Die Behauptung von Adam Friedrich Kochs, im Jahre 1000 hätte sich bereits Kaiser Konrad dort aufgehalten, lässt sich in den Quellen nicht belegen, siehe: **KOCH** Adam Friedrich, Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg. Drittes Bändchen, Cannstatt 1828, S. 42f.

¹⁰¹⁶ **SATTLER** Christian Fridrich, Topographische Geschichte des Herzogthums Württemberg und aller demselben einverleibten Herrschaften, worin die Städte, Klöster und derselben Aemter nach ihrer Lage, ehemaligen Besizern, Schicksalen, Natur- und andern Merkwürdigkeiten ausführlich beschriben sind, Stuttgart 1784, S. 205 (§8).

¹⁰¹⁷ **KÖTZ** Stefan, Der Öhringer Stiftungsbrief (1037) als Fälschung des letzten Viertels des 12. Jahrhunderts. Versuch einer quellenkritischen Neubewertung der formalen Urkundenmerkmale, in: Text und Kontext, S. 131.

haben, aus der später die Stadt Calw hervorgehen sollte. Auch für die *cura animarum* ist vermutlich von Anfang an gesorgt worden. Auf der rechten Seite der Nagold – der Burg also gegenüberliegend – wurde vermutlich im Zusammenhang mit der Siedlungsgründung die Marienkapelle errichtet. Diese war nicht nur nach Althengstett eingepfarrt, sondern hat auch von dort das Patrozinium übernommen.¹⁰¹⁸

Die Hauptfrage ist allerdings noch nicht gestellt worden. Weshalb hat Graf Adalbert überhaupt auf seinen Herrschaftssitz im Altsiedelland verzichtet und diesen an die östlichen Ausläufer des Schwarzwaldes verlegt? Eine plausible Antwort besteht in der Möglichkeit, den zu diesem Zeitpunkt nur schwach besiedelten Raum durch planmäßige herrschaftliche Erschließung in Besitz zu nehmen und somit den Landesausbau voranzutreiben. Durch die Schaffung neuer Siedlungen konnten die Calwer Grafen ihre Rechte ausweiten und weiterhin ihre Herrschaftsinteressen wahren. Auch wenn die Quellenlage in diesem Punkt nicht ganz eindeutig ist, so scheint doch sicher zu sein, dass von den Calwer Besitzungen Liebenzell, Althengstett, Altburg, Kentheim und weiteren Orten aus planmäßige Rodungssiedlungen im Schwarzwald angelegt wurden.¹⁰¹⁹ Falls man den Überlegungen um eine mögliche Verwandtschaft Graf Adalberts II. mit dem vermeintlichen Hirsaugründers Graf Erlafried glauben mag, wäre dies ein weiteres gewichtigeres Argument für die These der Verlegung des Herrschaftssitzes nach Calw aufgrund eines geplanten Landesausbaus im Schwarzwald. Denn dieser scheint seinen Ausgang in der Klostergründung Erlafrieds und Notings genommen zu haben.¹⁰²⁰

Fassen wir zusammen: Sowohl bei Calw, als auch bei Wäschenbeuren handelt es sich um Siedlungen des Landesausbaus. Beide wurden vermutlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts angelegt. Bei Calw handelte es sich mit Sicherheit um eine Verlegung des bis dato in

¹⁰¹⁸ JANSSEN Roman, Kirchengeschichte I. Vom Mittelalter bis zur Reformation (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2005, S. 27.

¹⁰¹⁹ GÖHLER Irene, Die Grafen von Calw (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2006, S. 94.

¹⁰²⁰ Die Frage um die Gründer(sippe) des Klosters Hirsau und eine mögliche Verwandtschaft Erlafrieds mit den Grafen von Calw ist höchstproblematisch und seit der Kontroverse zwischen Karl Schmid und Stephan Molitor Anfang der 1990er Jahre höchst umstritten, siehe: SCHMID Karl, Kloster Hirsau und seine Stifter, Freiburg 1959; DERS., Sanct Aurelius in Hirsau 830 (?) – 1049/75. Bemerkungen zur Traditionskritik und zur Gründerproblematik, in: Hirsau. St. Peter und Paul 1091 – 1991. Teil 2. Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 10,2), Stuttgart 1991, S. 11 – 43; MOLITOR Stephan, Ut fertur, sub Pipino rege...Zur karolingerzeitlichen Gründung Hirsaus, in: EBD., S. 45 – 54. Knapp Zusammengefasst bei: GÖHLER, Grafen, S. 16 – 31. Ausführlicher zur Quellenproblematik äußert sich Denis Drumm, siehe: DRUMM, Geschichtsbild, S. 11 – 38 & 63 – 84.

Sindelfingen liegenden Herrschaftsmittelpunktes, für Wäschenbeuren und Lorch könnte dies ebenfalls zutreffen. Sowohl in Sindelfingen und Lorch wurde nach der Verlegung des Herrschaftsmittelpunktes auf den alten Herrenhöfen eine Stiftskirche errichtet. In Calw scheint eine Burganlage von Anfang an das Zentrum des neuen Herrschaftssitzes gewesen zu sein, nach welchem sich das Grafengeschlecht in der Folgezeit auch benannte. Bei Wäschenbeuren ist diese Frage komplexer zu beantworten: Zum einen könnte die Siedlung auf dem Hohenstaufen älter sein als der Ort Wäschenbeuren, allerdings ist eine Burganlage für diese frühe Zeit nicht nachweisbar. Zum anderen besteht im Gegensatz zu Calw eine gewisse räumliche Entfernung zwischen dem Berg und Wäschenbeuren (Luftlinie ungefähr zwei Kilometer). Auch das Verhältnis, in dem Wäschenbeuren, der Burren und der Hohenstaufen zueinander standen ist nach wie vor ungeklärt. Möglicherweise handelt es sich beim Hohenstaufen auch um eine weitere Ausbausiedlung, die von Wäschenbeuren aus vorgenommen wurde. Zumindest für die geistliche Versorgung war auf dem Hohenstaufen und bei Calw durch die Errichtung von Kapellen gesorgt.

Natürlich – und dies soll noch einmal mit aller Ausdrücklichkeit festgehalten werden – konnte das Beispiel Calw an dieser Stelle nur ganz oberflächlich, wiedergegeben werden. Jede der hier getroffenen Aussagen ist, mal mehr – mal weniger, umstritten und es wäre eine (höchst verdienstvolle) eigenständige Forschungsarbeit notwendig, um die hochkomplizierte Quellenlage erneut zu sichten und auszuwerten. Für unsere Zwecke hat es aber ausgereicht zu zeigen, dass große Ähnlichkeiten zu unseren Fragen über Wäschenbeuren und den Hohenstaufen existieren und unsere Überlegungen hinsichtlich der siedlungsgeografischen und herrschaftlichen Verhältnisse immerhin nicht gänzlich von der Hand zu weisen sind.

2.5. Die zentralörtliche Funktion des Hohenstaufen

Ettels oben ausführlich vorgestellte Überlegungen zu frühmittelalterlichen Zentralorten soll nun in aller Kürze auf den Hohenstaufen angewendet werden, um zu überprüfen, ob wir es hier, wenn schon nicht mit einer Vertikalverschiebung und einer Stammburg, wenigstens mit einem Ort von überregionaler Bedeutung zu tun haben könnten.

Die Kriterien für einen Herrschaftssitz sind nach Ettels und unserer Definition: Herrschaft, Schutz, Kult, Handel und Verkehr, Handwerk und Gewerbe. Unstrittig ist die Schutzfunktion.

Sowohl die topographische Lage auf einem Zeugenberg als auch die steinerne Umwehrung sprechen für sich und müssen nicht extra erläutert werden. Auch der Punkt Kult ist durch den Friedhof und die vermutete Kapelle erfüllt, wenn auch für die Frühzeit vorerst ungewiss bleiben muss, wie stark der kultische Einfluss tatsächlich gewesen sein mag. Für das Spätmittelalter ist immerhin eine Wallfahrt bezeugt! Schwieriger wird es beim Thema Herrschaft. Einerseits ist es schwer vorstellbar, dass jemand eine Burg auf einer solch exponierten Höhenlage und einem solchen Umfang errichtet, nur um diese dann nicht für seine herrschaftlichen Zwecke zu nutzen. Andererseits aber verdeutlichen die Itinerare der Stauer, dass sie selbst wohl keines oder lediglich ein sehr geringes Interesse an der Burg hatten und vermutlich schon recht früh die Verwaltung der Anlage in andere Hände übertrugen. Dies bedeutet aber wiederum auch nicht, dass von den Stellvertretern keine Herrschaftsausübung ausgeführt worden ist. Letztlich ist dieser Punkt ohne weitere Informationen nur schwer einzuordnen. Die restlichen Aspekte können beim derzeitigen Forschungsstand zum Hohenstaufen sicherlich verneint werden. Weder Handel noch Gewerbe scheinen hier eine große Rolle gespielt zu haben und auch eine besondere verkehrsstrategische Lage scheint hier nicht vorhanden gewesen sein. Somit wird man den Hohenstaufen zwar nicht als ein Oberzentrum ansprechen dürfen, aber für eine Klassifizierung als Mittelzentrum scheinen die Quellen durchaus berechtigte Hinweise zu geben.

Zwischenbilanz

Das Fallbeispiel Hohenstaufen zeigt deutlich, dass sowohl die These einer „Stammburg“ als auch die These einer Vertikalverschiebung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf tönernen Füßen und somit ernsthaft zur Debatte steht. Die archäologischen Erkenntnisse der letzten Jahre stehen dabei im klaren Widerspruch zu den bisherigen gängigen Interpretationen der frühen Burganlage anhand der Schriftquellen. Tritt ein solcher Widerspruch auf, muss man sich die Frage stellen, weshalb dies so ist. Zwar fallen die archäologisch gewonnenen Funde und Befunde insgesamt doch recht mager aus, bzw. fehlt es immer noch an einer vernünftigen Auswertung dieser, sie reichen aber dennoch aus, um klar zu erkennen, dass die Besiedlung auf dem Hohenstaufen deutlich vor dem 11. Jahrhundert eingesetzt hat. Insbesondere mit dem früh- und hochmittelalterlichen Friedhof hat man auf dem Hohenstaufen einen einmaligen Befund, da dieser noch eine ganze Zeit lang parallel zur

Burganlage existiert haben muss. Befragt man daraufhin erneut die Schriftquellen, stellt diese jedoch zusätzlich in den größeren Zusammenhang und fragt vor allem nach der *causa scribendi* der Autoren, wird schnell ersichtlich, wie wenig Aussagekraft für unsere Fragestellung tatsächlich hinter ihnen steckt. Otto von Freising hat den Hohenstaufen vermutlich lediglich aus Propagandagründen in seiner *gesta* erwähnt, um die Vorfahren seines Auftraggebers und Neffen – Friedrich Barbarossa – in einem möglichst günstigen Licht erscheinen zu lassen. Die andere Erwähnung des Hohenstaufen im Briefbuch Wibalds von Stablo ist ebenso kritisch zu betrachten, da die Vermutung naheliegt, dass er seine Informationen wiederum von Otto von Freising erhalten hat. Damit lässt sich zwar der vermeintliche Widerspruch zwischen archäologischen und schriftlichen Quellen auflösen, stellt die Forschung aber wiederum vor neue Probleme. Über Aussehen und Entstehungszeitpunkt der ersten Burganlage lässt sich aus den archäologischen Zeugnissen nichts Genaues sagen. Die Frage nach der Vertikalverschiebung kann ebenfalls nur ansatzweise beantwortet werden. Es hat sich gezeigt, dass vor allem siedlungsgeografische und kirchenrechtliche Informationen hier einen gewissen Beitrag leisten können. Durch die Methode der kontrollierten Rückschreibung können Herrenhöfe ländlicher Siedlungen aufgedeckt und durch kirchenrechtliche Auswertungen die herrschaftliche Erschließung einer Siedlungskammer wahrscheinlich gemacht werden. Für unseren konkreten Fall bedeutet dies, dass durchaus die Möglichkeit in Betracht zu ziehen ist, dass über Lorch Wäschenbeuren als Rodungssiedlung mit eigenem Herrenhof angelegt wurde und von dort aus der Sprung in die Höhe auf den Hohenstaufen unternommen worden ist. Aber auch hier hat man mit dem Problem zu kämpfen, dass letztlich eine Datierung, die für eine solche Argumentation zwingend nötig ist, nur sehr vage ausfällt. Erschwerend kommt hinzu, dass auf der Gemarkung von Wäschenbeuren noch eine weitere Niederungsburg existierte, die in diese Überlegungen miteinbezogen werden müsste.

Wovon man sich ebenfalls verabschieden müssen wird ist die Vorstellung davon, der Hohenstaufen sei die „Stammburg“ des „staufischen Hauses“ gewesen. Die Forschungen über das Selbstverständnis des hochmittelalterlichen Adels der letzten Jahre haben auch hier zu neuen Ergebnissen geführt. Ein agnatisches Familiendenken hat gerade bei den Staufern im 11. und zu weiten Teilen im 12. Jahrhundert nicht existiert und somit kann auch von keiner planvollen Dynastie- bzw. Familienpolitik die Rede sein. Darüber hinaus verdeutlicht das Itinerar der staufischen Herrscher, dass das eigene Interesse an ihrer vermeintlichen Stammburg nicht besonders hoch gewesen sein kann. Gleichwohl wird man den

Hohenstaufen nach dem Ettelschen Zentralortmodell als ein Mittelzentrum ansprechen dürfen, hierfür sprechen vor allem die wehrhafte Lage, als auch der auf dem Burghügel gefundene Friedhof.

Man kann an dieser Stelle also aussagen, dass Maurers Vorstellungen der Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg beim Hohenstaufen nicht zutreffen. Vielmehr wird man auch hier den neueren Burgenforschungen der letzten Jahre zustimmen müssen und konstatieren, dass die Wurzeln des Hohenstaufen einen heterogenen Verlauf genommen haben werden und die genauen Ursprünge nach wie vor im Dunkeln liegen.

Verlassen wir nun den Hohenstaufen wieder und wenden uns den Burgen im Uracher Raum zu und stellen auch dort die spannende Frage, inwieweit Maurers Thesen zutreffen mögen. Bevor wir uns aber auf den Weg machen, sei noch eine Bemerkung zur Vorgehensweise vorangestellt: Aufgrund der zumeist verworrenen Quellenlage, die sich aus unterschiedlichen Quellengattungen zusammensetzt und meist nur bruchstückhafte Einblicke liefern können, ist es schwierig, einzelne Burganlagen systematisch zu untersuchen, wie man dies sonst bei anderen historischen Themen gewohnt ist. Vielmehr – und dies wurde bereits am Beispiel des Hohenstaufen von uns praktiziert – ergeben die unterschiedlichen Quellengattungen immer nur Teileinblicke in den Gesamtkontext und werfen dadurch jedoch sofort andere Fragen auf, die durch diese nicht gelöst werden können. Es gleicht also mehr einem „Detektivspiel“, indem man versucht, einzelne Aspekte herausgreifen, diese mit einer zur Verfügung stehenden Quelle untersucht und dadurch auf eine neue Spur gerät, die dann wieder durch andere Quellenhinweise gelöst werden können. Dies funktioniert bei einzelnen Anlagen je nach Quellenlage erstaunlich gut, wie gerade gezeigt, man kann bei einem solchen „Detektivspiel“ aber auch mehrere Burganlagen miteinbeziehen, je nachdem wie es die unterschiedlichen Quellenlagen zulassen. Genau dieser Vorgehensweise wollen wir im nachfolgenden Kapitel versuchen nachzugehen, da wir der festen Überzeugung sind, dadurch die größtmögliche Erkenntnis zu erlangen, auch wenn wir dabei den Kompromiss eingehen müssen, eben keine stringente Abhandlung vorlegen zu können, in welcher eine Burganlage nach der anderen in jeweils einzelnen Unterkapiteln abgearbeitet wird. Vielmehr muss sich der oder die Leserin nachfolgend auch auf ein „schriftliches Burgenspringen“ einlassen.

Kapitel 3

3. Hin und wieder zurück: Burgen im Uracher Raum

Etwa 40 Kilometer südwestlich des Hohenstaufen, am Fuße der Neckarseite der Schwäbischen Alb liegt am Ende des Ermstals, im so genannten Uracher Talknoten, die Stadt Bad Urach. Hier treffen die verschiedenen Seitentäler der Erms aus nördlicher (Mauchental), östlicher (Elsachtal), südöstlicher (Zittelstatt-Tal), sowie aus nordwestlicher Richtung (Brühl- und Maisental) aufeinander (Abb. 054). Somit stellt das Ermstal mit seinen Seitentälern eine ideale Verbindung zwischen dem westlich angrenzenden Neckarraum und den Höhen der Schwäbischen Alb im Osten dar und es verwundert daher kaum, dass der Uracher Talknoten eine verkehrsgeografisch günstige Lage eingenommen hat und diese noch immer besitzt. Bereits im Mittelalter nahm hier ein Fernweg von Neckartailfingen kommend den bequemen Aufstieg auf die Hochfläche der Schwäbischen Alb, um von dort weiter nach Ehingen und Ulm zu ziehen.¹⁰²¹

3.1. Der Hohenurach



¹⁰²¹ KITTELBERGER Gerhard, Bad Urach, in: Der Landkreis Reutlingen. Bd. 1. A. Allgemeiner Teil - B. Gemeindebeschreibungen Bad Urach bis Metzingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen 1997, S. 435.

Etwa anderthalb Kilometer westlich der Stadt Bad Urach erhebt sich auf einem vorspringenden Zeugenberg, der durch einen schmalen Grat mit der dahinterliegenden Albhochfläche verbunden ist, die noch heute gewaltige Ruine der ehemaligen Burganlage Hohenurach (Abb. 054 – 057).¹⁰²² Der Hohenurach war nicht nur eng mit der Geschichte der gleichsam ihr zu Füßen liegenden Stadt Urach, sondern auch immer wieder mit den Geschicken der Grafschaft, später dem Herzogtum Württemberg, eng verbunden. Aber auch heute erfreut sich die Burganlage als Ausflugsziel großer Beliebtheit, die gerne von der Stadt¹⁰²³ und dem Biosphärengebiet Schwäbische-Alb¹⁰²⁴ als touristische Attraktion beworben wird. Auch dies ist keine Entwicklung der jüngsten Vergangenheit, sondern reicht – ebenso wie Burgenforschung selbst - bis weit ins 19. Jahrhundert zurück. Dass eine solche Situation nicht unbedingt immer nur ein Segen darstellen muss, verdeutlichen die häufigen Umbau- und Sicherungsmaßnahmen, die seit dieser Zeit an der Anlage durchgeführt wurden.¹⁰²⁵ Diese reichen nicht nur bis in die Gegenwart, sondern werden auch in der Zukunft immer wieder von Nöten sein. Das ist per se nichts Verwerfliches, sondern vielmehr eine Notwendigkeit, ärgerlich ist nur, dass in den wenigsten Fällen eine vernünftige Dokumentation der Bauarbeiten existiert. So wissen wir zwar, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder, teils umfangreiche Ausbesserungsmaßnahmen am Mauerwerk des Hohenurach vorgenommen wurden, selten aber welche Mauerteile genau davon betroffen waren und inwieweit die originale Bausubstanz dabei zerstört wurde.¹⁰²⁶ Lediglich der Versuch, Anfang des 20. Jahrhunderts eine „Ritterstube“ mitsamt Schutzhalle in der Ruine zu errichten sowie die dilettantischen Restaurierungsmaßnahmen der Giebelmauer und des gotischen Baus 1903/04 durch Oberbaurat Gebhardt, bei denen er seiner Phantasie offenbar nur allzu freien Lauf gelassen hatte und bereits damals von den Behörden kritisiert wurde,

¹⁰²² SCHMITT Günther, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 4 Alb Mitte-Nord, Biberach 1991, S. 210.

¹⁰²³ <https://www.badurach-tourismus.de/Media/Attraktionen/Burgruine-Hohenurach> (abgerufen am 14.03.2017).

¹⁰²⁴ <http://biosphaerengebiet-alb.de/>. Leider scheint eine Interpräsentation, die speziell für die Burgen im Biosphärengebiet Schwäbische-Alb angelegt wurde bis heute nicht so richtig in die Gänge gekommen zu sein, eine bereits angelegte Webpräsenz wurde inzwischen gelöscht.

¹⁰²⁵ MEYERDIRKS Uwe, Hohenurach: frühneuzeitliche Festung über der Stadt, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Band 18), Bad Urach 2016, S. 321f. Uwe Meyerdirks gelingt in dieser Arbeit einen konzisen und prägnanten Überblick über die heute noch sichtbare historische Bausubstanz der ehemaligen Festungsanlage.

¹⁰²⁶ StASig-Wü128-04-T03-Nr077; StASig-Wü136-02-T01-Nr4998. Uwe Meyerdirks sei an dieser Stelle recht herzlich dafür gedankt, dass er die aufwendigen Archivrecherchen auf sich genommen hat und mir freundlicherweise für diesen Beitrag seine Manuskripte zur Verfügung gestellt hat.

sind für den Hohenurach besser dokumentiert.¹⁰²⁷ Und als sei das alles nicht schon schlimm genug, kommt für den Hohenurach noch erschwerend hinzu, dass er von Herzog Ulrich zu einer der sieben Landesfestungen auserkoren wurde, was in der Folgezeit zu intensiven Ausbaumaßnahmen der Anlage geführt hat (Abb. 058).¹⁰²⁸

Dies alles ist vornehmlich nur dann ein Problem, wenn man sich für die Entstehungsgeschichte der Burg interessiert, dann allerdings ein Essentielles. Man kann sich leicht vorstellen, dass von der mittelalterlichen Bausubstanz in der Zwischenzeit nur noch sehr wenig erhalten ist und dieses wenige stammt zudem fast ausschließlich aus dem Spätmittelalter. Lediglich ein Baustein mit Schachbrettmuster (Abb. 059, 060) ist sicher in die romanische Epoche zu datieren und könnte somit aus den Anfängen der Burganlage stammen. Allerdings wurde besagter Stein am Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Bauschutt im nördlichen Bereich der Burg geborgen und anschließend in einer Fensternische des gotischen Baus vermauert.¹⁰²⁹

Da auch keine Schriftquellen über die Gründung der Burg existieren und die Umbaumaßnahmen zur württembergischen Landesfestung derart gravierend in die ältere Bausubstanz eingegriffen haben, werden selbst archäologische Grabungen vermutlich keinen Erfolg zeigen und deshalb leider keinerlei gesicherte Aussagen zur ersten Burganlage auf dem Berg treffen können. Wir haben es beim Hohenurach also mit einem jener Fälle zu tun, die in unserem historiografischen Teil beschrieben wurde. Das Fehlen einer universitären Burgenforschung über einen langen Zeitraum hinweg hat die wenigen Chancen für eine wissenschaftliche Untersuchung selbst einer solch prominenten Burganlage, wie es beim Hohenurach für die südwestdeutsche Landesgeschichte sicherlich der Fall ist, zunichte gemacht. Stattdessen wurde durch „Burgenpioniere“ vielleicht in bester Absicht, im Ergebnis aber mit verheerenden Folgen originäre Bausubstanz für immer zerstört.

Es gibt allerdings eine noch viel interessantere Frage, die in diesem Zusammenhang gestellt werden muss, nämlich diejenige, weshalb der Hohenurach überhaupt erbaut worden ist. Denn lediglich ein Kilometer südwestlich von ihm befindet sich eine weitere Burg, die eigentlich

¹⁰²⁷ StASig-Wü128-04-T03-Nr077.

¹⁰²⁸ OTTERSBUCH Christian, WÖLLPER Jörg, Hohenurach, eine württembergische Bergfestung, in: Festungen in Baden-Württemberg (Deutsche Festungen. Band 3), Regensburg 2014, S. 123.

¹⁰²⁹ SCHMITT, Burgenführer 4, S. 222.

bereits alle Voraussetzungen für eine hochmittelalterliche adelige Höhenburg erfüllt hätte. Verlassen wir also vorerst den Hohenurach und wenden uns hin zum „Runden Berg“.

3.2. Der Runde Berg



Auch über den Runde Berg (Abb. 054, 061) existieren zwar keine unmittelbaren Schriftquellen, dafür haben wir es bei ihm mit einer der am besten archäologisch erforschten Anlagen in Südwestdeutschland zu tun. 1967 wurde am 27. April durch den Heidelberger Professor für Ur- und Frühgeschichte, Vladimir Milojčić an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften die Kommission für Alamannische Altertumskunde gegründet, um den Runde Berg bestmöglich erforschen zu können. Milojčić wollte durch die Ergrabung der Anlage auf dem Runde Berg einen Beitrag zur damals stark diskutierten These beitragen, ob eine Kontinuität zwischen „germanischen“ und mittelalterlichen Burgen bestanden habe.¹⁰³⁰

¹⁰³⁰ BÖHNER Kurt, Die Bedeutung der Ausgrabungen auf dem Runde Berg, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 28f. Der Streit wurde vor allem zwischen dem Historiker Heinrich Dannenbauer und dem Archäologen Joachim Werner ausgetragen. Zwar stimmten beide in der Frage überein, dass es eine Kontinuität des Adels und des Königtums von der „Germanenzeit“ bis ins Hochmittelalter gegeben habe, allerdings verneinte Werner dies aus archäologischer

Bis 1984 wurde in jährlichen Grabungskampagnen das gesamte Bergplateau ergraben und in bisher elf Bänden publiziert.¹⁰³¹

3.2.1. Besiedlungsgeschichte

Wie beim Hohenurach handelt es sich auch beim Runden Berg um einen Zeugenberg, der in einem Seitental der Erms liegt und durch einen schmalen Grat (an seiner engsten Stelle ist er lediglich drei Meter breit) mit der dahinterliegenden Albhochfläche verbunden ist (Abb. 062). Das tropfenförmige Gipfelplateau liegt mit 711 Metern etwa 50 Meter tiefer als die Albhochfläche und besitzt eine Länge von 300 Metern sowie eine Breite von 50 Metern.¹⁰³² Ungefähr 150 Meter tiefer befindet sich im Osthang eine durch Erdbeben natürlich entstandene Terrasse, die annähernd die gleiche Größe aufweist wie das Gipfelplateau.¹⁰³³

3.2.1.1. Frühgeschichte und Römerzeit (Ca. 1600 v. Chr. – Ende 3. Jh. n. Chr.)

Ebenso wie der Hohenstaufen war auch der Runde Berg bereits in der Frühgeschichte in wechselnder Intensität besiedelt. Aus der Jungsteinzeit liegen nur einige wenige Lesefunde vor, was den Schluss zulässt, dass der Berg damals nicht dauerhaft genutzt wurde. Dies änderte sich ab der mittleren Bronzezeit (ab ca. 1600 v. Chr.) und der anschließenden Urnenfelderzeit (ab ca. 1300 v. Chr.), als es zu einer etwa 200-jährigen, bzw. einer etwa 400-jährigen intensiven Besiedlungsphase kam. Damals existierten auf dem Gipfelplateau zwei Werkstattplätze, wie die Funde von 25 Gußformen, zahlreichen Gußkuchen, Halbfabrikaten und Abfallstücken, der verglühnten Innenauskleidung eines Bronzeschmelztiegels sowie

Sicht für die Burgen, wohingegen Dannenbauer dies auch hier für gegeben sehen wollte, siehe: **DANNENBAUER** Heinrich, Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen. Grundlagen der deutschen Verfassungsentwicklung, in: Historisches Jahrbuch. Band 61, Köln 1941, S. 1 – 50; **WERNER** Joachim, Zu den alamannischen Burgen des 4. und 5. Jahrhunderts, in: Speculum historiale. Geschichte im Spiegel von Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung (Festschrift Johannes Spoerl), Freiburg i. Breisgau 1965, S. 439 – 453.

¹⁰³¹ **SCHIEK** Siegwalt, Forschungs- und Grabungsgeschichte, in: Der Runde Berg, S. 51f. Zu den angesprochenen Publikationen siehe im selben Band S. 203f.

¹⁰³² **KNAUT** Matthias, Der Runde Berg bei Urach, in: Der Runde Berg bei Urach. Ein alamannischer Herrschaftssitz. Funde und Ausgrabungen. Texte der Sonderausstellung vom 05.09.-24.11.1991 im Residenzschloß Bad Urach anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg. Bad Urach 1991, S. 7.

¹⁰³³ **QUAST** Dieter, Der Runde Berg bei Urach. Die alamannische Besiedlung im 4. und 5. Jahrhundert, in: Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 58), Berlin/New York 2008, S. 261f.

mehrerer Werkzeuge zur Metallverarbeitung verdeutlichen. Nachweislich wurden dort Waffen, Werkzeuge und Trachtbestandteile hergestellt und man wird zu Recht davon ausgehen dürfen, dass der Runde Berg bereits damals eine gewisse zentrale Rolle für sein Umland eingenommen haben wird.¹⁰³⁴ Aus der darauffolgenden Hallstatt- und Latènezeit (ca. 800 v. Chr. bis ca. 15. v. Chr.) sind wiederum nur geringe Fundmengen bekannt, was allerdings dem Umstand geschuldet sein dürfte, dass zur damaligen Zeit auf der gegenüberliegenden Seite des Ermstales bei Grabenstetten das große keltische Oppidum Heidengraben bestand.¹⁰³⁵ Auch für die anschließende römische Zeit kann nur wenig konkretes berichtet werden. Es sind zwar Gläser, Fibeln und vor allem Keramik aus diesem Zeitabschnitt bekannt, allerdings sind die Funde bis heute nicht abschließend ausgewertet und publiziert.¹⁰³⁶

Spätestens ab der Mitte des 4. Jahrhunderts, als der Runde Berg von einer Gruppe Alamannen besiedelt wurde, bessert sich auch die archäologische Quellenlage erheblich. Allerdings hat es sich als durchaus problematisch erwiesen – und dies gilt für alle Siedlungsperioden – dass auf dem Runden Berg keine Stratigraphie erarbeitet werden konnte, da auf dem Plateau nur eine sehr geringe Bodenschicht vorhanden war und die darin befindlichen Befunde und Funde oftmals durch Überbauungen gestört und verlagert wurden.¹⁰³⁷ Erschwerend kommt hinzu, dass das angebliche Plateau in Wirklichkeit gar keines ist, denn das Gelände fällt nach Nordwesten und Südosten hin ab, was Erosion und somit Fundverlagerung zusätzlich begünstigt. Dies führt zu dem weiteren Problem, dass eine Funktionsbestimmung der einzelnen Gebäude zwar anhand einer Kartierung der Funde versucht werden kann, dies aber voraussetzt, dass die einzelnen Objekte, nachdem sie in den Boden gelangt sind eben nicht mehr bewegt wurden (Abb. 063). Somit hat man zwar eine nicht geringe Anzahl an in dem Felsen hineingetriebenen Pfostenlöchern (1600 Stück) auf dem Runden Berg entdeckt, aber

¹⁰³⁴ **PAULI** Jutta, Die voralamannischen Siedlungen auf dem Runden Berg, in: Der Runde Berg, S. 75f.

¹⁰³⁵ **EBD.**, S. 267. Ausführlich zur Frühgeschichte des Runden Berges siehe: **STADELMANN** Jutta, Der Runde Berg bei Urach IV: Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 7), Sigmaringen 1981, sowie: **PAULI** Jutta, Der Runde Berg bei Urach X: Die urgeschichtliche Besiedlung des Runden Berges bei Urach (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 16), Sigmaringen 1994. Zum Heidengraben siehe: **FISCHER** Franz, Der Heidengraben bei Grabenstetten. Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 2), Stuttgart 3¹⁹⁸², sowie: **KNOPF** Thomas, Der Heidengraben bei Grabenstetten. Archäologische Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie. Band 141), Bonn 2006.

¹⁰³⁶ **QUAST**, Runde Berg, S. 267. Einen kurzen Überblick bietet: **BERNHARD** Helmut, Importkeramik, in: Der Runde Berg, S. 188 – 191.

¹⁰³⁷ **QUAST**, Runde Berg, S. 269.

bereits deren Datierung und das Erstellen von Grundrissen ist eine schier unlösbare Aufgabe. Schwellbalkengebäude entziehen sich aufgrund der eben geschilderten Problematik sogar komplett dem archäologischen Befund. Man muss sich also im Klaren darüber sein, dass Angaben zur Gebäudeanzahl, zur Siedlungsstruktur und zur Bewohneranzahl der jeweiligen Siedlungsepochen nur sehr schwer zu gewinnen sind und deshalb über einen Modellcharakter nicht hinauskommen werden.¹⁰³⁸

3.2.1.2. Frühalamannische Besiedlungsphase (Mitte 4. Jh. – frühes 6. Jh.)

Eine erste alamannische Siedlungsphase wurde aufgrund der eben geschilderten Schwierigkeiten in der Forschung unterschiedlich in entweder eine oder zwei verschiedene Perioden eingeteilt – je nachdem, welche Fundgattungen man für die Datierung zugrundelegte. Von Silvia Spors-Gröger stammt der auch von uns verwendete Begriff frühalamannisch. Aufgrund der von ihr ausgewerteten handgemachten frühalamannischen Keramik des Runden Berges und deren oft schwierigen Datierung entschied sie sich lediglich für eine Siedlungsphase.¹⁰³⁹ Darin ist ihr auch Katrin Roth-Rubi bei der Auswertung der scheibengedrehten Gebrauchskeramik gefolgt, spricht aber von einer „ersten Siedlungsphase“ anstatt von frühalamannisch.¹⁰⁴⁰ Ursula Koch hingegen hat sich aufgrund ihrer Auswertung der Metall- und Glasfunde für eine Unterteilung des Zeitraumes in zwei Phasen ausgesprochen, die durch eine kurze Unterbrechung um ca. 400 n. Chr. voneinander getrennt waren.¹⁰⁴¹ Dieter Quast unterteilt die erste Siedlungsphase ebenfalls in zwei Stufen, die er aufgrund von Grabfunden aus der Umgebung des Runden Berges erstellt hat. Die erste Stufe, die auch er als frühalamannisch bezeichnet dauert bei ihm von der Mitte des 4. bis zur Mitte

¹⁰³⁸ **QUAST** Dieter, Römer und Alemannen: Urach und der Runde Berg bis ins 8. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Band 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Band 18), Bad Urach 2016, S.49f.

¹⁰³⁹ **SPORS-GRÖGER** Silvia, Der Runde Berg bei Urach XI: Die handgemachte frühalamannische Keramik aus den Plangrabungen 1967 – 1984 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 17), Sigmaringen 1997, S. 115.

¹⁰⁴⁰ **ROTH-RUBI** Kathrin, Der Runde Berg bei Urach IX: Die scheibengedrehte Gebrauchskeramik vom Runden Berg (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 15), Sigmaringen 1991, S. 27f.

¹⁰⁴¹ **KOCH** Ursula, Der Runde Berg bei Urach V: Die Metallfunde der frühgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1981 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 10). Sigmaringen 1984, S. 189; **KOCH** Ursula, Der Runde Berg bei Urach VI: Die Glas- und Edelsteinfunde aus den Plangrabungen 1967 – 1983 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 12). Sigmaringen 1987, S. 297f.

des 5. Jahrhunderts. Die zweite Stufe, die lediglich die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts umfasst, bezeichnet er entsprechend der von ihm zur Datierung herangezogenen Grabbeigaben, die sich aus einem weiteren geografischen Kontext zusammensetzen, als Stufe „Flohheim-Gültlingen“.¹⁰⁴² Für die hiesige Studie wird auf die Einteilung von Silvia Spors-Gröger zurückgegriffen, allerdings nicht aufgrund der Keramikauswertung des Runden Berges, sondern deshalb, weil diese Gliederung – wie noch zu zeigen sein wird – sehr gut in den allgemeinen historischen Kontext dieser Zeit einzuordnen ist.

Der wohl spektakulärste Befund dieses ersten frühalamannischen Besiedlungsabschnittes stellt mit Sicherheit die in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erbaute Doppelpfostenbefestigung dar, die den nördlichen Teil des Plateaus umschloss und vermutlich in der Nordwestecke durch ein Tor betreten werden konnte (Abb. 063 – 065).¹⁰⁴³ Die sogenannte „Fürstenhalle“ bzw. der Wohnbereich des „Fürsten“, die innerhalb der Doppelpfostenbefestigung einen zentralen Platz eingenommen hat, wurde von der älteren Forschung ebenfalls der frühalamannischen Periode zugeordnet (Abb. 066).¹⁰⁴⁴ In jüngster Zeit hat allerdings Siegfried Kurz dargelegt, dass die Halle vermutlich erst in der darauffolgenden Siedlungsphase entstanden sein kann.¹⁰⁴⁵ Es ist aber natürlich auch nicht auszuschließen, dass ein Zentralbau – welcher Art auch immer – in Schwellbalkentechnik errichtet worden ist, der sich dem heutigen archäologischen Befund entzieht.

Aber auch ohne „Fürstenhalle“ sind die Funde aus dieser Periode durchaus sehenswert. Die größte Gruppe unter ihnen stellt naturgemäß die Keramik dar. Allerdings besteht beim Runden Berg die Besonderheit, dass der Anteil handgemachter Keramik gegenüber der Drehscheibenkeramik erstaunlich gering ausfällt, nämlich lediglich 10 bis 15%. Dafür decken sie aber den gesamten Zeitraum der frühalamannischen Siedlungsphase ab und ihre Formen

¹⁰⁴² **QUAST**, Runde Berg, S. 268.

¹⁰⁴³ **QUAST**, Römer, S. 52. Sowohl der Verlauf der Befestigung als auch deren Datierung und die Lokalisierung der Toranlage dürften inzwischen durch die Untersuchungen von Silvia Spors-Gröger und Siegfried Kurz als gesichert gelten, siehe: **SPORS-GRÖGER** Silvia, Die Befestigungsanlagen auf dem Plateau des Runden Berges, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg. Band 22/1, Stuttgart 1998, S. 712 – 718; **KURZ** Siegfried, Die Baubefunde vom Runden Berg bei Bad Urach (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Heft 89), Stuttgart 2009, S. 37 – 48.

¹⁰⁴⁴ Ursula Koch hat die Fürstenhalle lediglich anhand ihrer kartierten Fundverteilung des kostbaren Glasgeschirres im zentralen Bereich innerhalb der Doppelpfostenbefestigung postuliert. Auf die dabei zu berücksichtigenden Probleme aufgrund der Fundverlagerung wurde oben bereits hingewiesen. Dieter Quast ist ihr allerdings bei der Interpretation einer Fürstenhalle weitestgehend gefolgt, siehe: **KOCH** Ursula, Der Runde Berg bei Urach VIII: Frühgeschichtliche Funde aus Bein, Geräte aus Ton und Stein aus den Plangrabungen 1967 – 1984, Heidelberg 1994, S. 224f.; **QUAST**, Runde Berg, S. 273 – 276.

¹⁰⁴⁵ **KURZ**, Baubefunde, S. 111.

bzw. Verzierungen lassen ganz klar elbgermanischen Einfluss erkennen.¹⁰⁴⁶ Die Drehscheibenkeramik wiederum besteht sowohl aus Importkeramik als auch aus lokaler Produktion. Vermutlich handelt es sich bei der Importware um die älteren Stücke, die später vor Ort kopiert wurden. Ein genauer Zeitpunkt, wann dies genau geschah, kann allerdings nicht bestimmt werden.¹⁰⁴⁷ Eine weitere Besonderheit stellt auch die zweitgrößte Fundgruppe dar, die ebenfalls in erstaunlich hoher Zahl vertreten ist, das Glas. 33 römische Glasgefäße stammen aus der Zeit von der Mitte des 4. Jahrhunderts bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts. Danach steigt die Anzahl bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts sogar auf 165 Glasgegenstände an.¹⁰⁴⁸

Es gibt weitere Funde, die auf einen engen Kontakt zwischen den Bewohnern des Runden Berges und dem *Imperium Romanum* hinweisen. Römische Militärgürtel sind im Fundgut zahlreich vertreten und brechen just schlagartig in der Mitte des 5. Jahrhunderts ab, zu jener Zeit also, als die Römer begannen, sich aus Südwestdeutschland zurückzuziehen. Gleichzeitig steigt ab diesem Zeitpunkt im Fundgut der Nachweis von Waffen. Reiterzubehör ist hingegen nur spärlich vertreten, was auch für die Münzfunde und den Schmuck, der teilweise in Horten versteckt war, zutrifft.¹⁰⁴⁹ Spielsteine und importierte Lavegefäße unterstreichen noch einmal den Reichtum der Siedler jener Phase und ihren Kontakt zur Römischen Welt.¹⁰⁵⁰

Ähnlich eindrucksvoll verhält es sich mit den Nachweisen für Handwerk in der frühalamannischen Siedlungsphase. Gefunden wurden Gussmodelle, Halbfabrikate, Werkzeuge und diverse Rohstoffe. Leider ist eine präzise Datierung hier meist nicht möglich. Die Verarbeitung von Eisen-, Bunt-, Grobmetall, Silber und Gagat ist genauso belegt wie Textilverarbeitung und Landwirtschaft.¹⁰⁵¹ Ob der Ofen im südlichen Bereich der Doppelpfostenbefestigung (Abb. 063) bereits bis ins 5. Jahrhundert zurückreicht, erscheint allerdings fraglich.¹⁰⁵²

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts ist die Siedlung auf dem Runden Berg vermutlich gewaltsam zerstört worden. Für eine solche Vermutung sprechen vor allem die hohe Anzahl der

¹⁰⁴⁶ **QUAST**, Runde Berg, S. 276.

¹⁰⁴⁷ **EBD.**, S. 279 – 282.

¹⁰⁴⁸ **EBD.**, S. 282f.

¹⁰⁴⁹ **EBD.**, S. 288 – 291.

¹⁰⁵⁰ **EBD.**, S. 291.

¹⁰⁵¹ **EBD.**, S. 293.

¹⁰⁵² **KURZ**, Baubefunde, S. 142 - 146.

Glasfunde. Diese waren nicht nur wertvoll, sondern hätten auch eingeschmolzen und wiederverwendet werden können, deshalb muss man davon ausgehen, dass den Bewohnern der Anlage keine Zeit mehr blieb, ihren ansehnlichen Besitz rechtzeitig zu verstecken.¹⁰⁵³ Dass dies teilweise jedoch gelungen ist, bezeugen mehrere Depots, die an den Hängen des Plateaus angelegt wurden.¹⁰⁵⁴ Ein weiterer Hinweis auf das gewaltsame Ende sind die vielen Funde mit Brandspuren.¹⁰⁵⁵

3.2.1.3. Die merowingerzeitliche Besiedlungsphase (7./8. Jh.)

Erst nach ungefähr 150 Jahren wurde in der Mitte des 7. Jahrhunderts die Besiedlung des Runden Berges wiederaufgenommen, nun allerdings als Bestandteil des fränkischen Merowingerreiches. Die aus der Vorgängersiedlung so markante Doppelpostenbefestigung ist allerdings nicht mehr errichtet worden. Mittelpunkt der neuen Siedlung bildete die so genannte dreischiffige „Fürstenhalle“, die spätestens nun erbaut wurde (s. S. 238 & Abb. 063). Innerhalb der Halle wurden bei den Ausgrabungen insgesamt sechs Glockentummlerbecher gefunden, die aus dem Kölner Raum stammten und als Importware ins Ermstal gelangt sein dürften (Abb. 067). Neben diesen Preziosen kamen auch zahlreiche Riemenzungen von Wehrgehängen, Sporen und Schuhe zum Vorschein. Man hat deshalb versucht, die Halle als Versammlungsort der Männer zu interpretieren.¹⁰⁵⁶ Aufgrund der konzentrierten Fundverteilung von genderspezifischen Gegenständen wie Glas- und Amethystperlen, Scheibenfibeln und Spinnwirtel nördlich und östlich der „Fürstenhalle“, könnte es sich bei diesem Bereich um spezielle Wohn- und Arbeitsplätze für Frauen gehandelt haben.¹⁰⁵⁷ Auch der für die frühalamannische Periode noch unsichere Ofen, der südlich der Fürstenhalle lag, hat jetzt in der Mitte des 7. Jahrhunderts mit Sicherheit bestanden und könnte Teil eines Handwerkbezirkes gewesen sein.¹⁰⁵⁸ Weitere Wirtschaftsgebäude waren über den gesamten Bergrücken verstreut, an der Plateauspitze hingegen haben sich vermutlich die Stallanlagen

¹⁰⁵³ **QUAST**, Runde Berg, S. 301.

¹⁰⁵⁴ **CHRISTLEIN** Rainer, Der Runde Berg bei Urach I: Die frühgeschichtlichen Kleinfunde außerhalb der Plangrabungen (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 1), Heidelberg 1974, S. 15f.

¹⁰⁵⁵ **QUAST**, Runde Berg, S. 315f.

¹⁰⁵⁶ **KOCH** Ursula, Die frühgeschichtlichen Perioden auf dem Runden Berg, in: Der Runde Berg, S. 114.

¹⁰⁵⁷ **EBD.**, S. 114.

¹⁰⁵⁸ **EBD.**, S. 114.

befunden.¹⁰⁵⁹ Die Siedlung der Merowingerzeit hat wahrscheinlich nur ungefähr 100 Jahre Bestand gehabt. Aufgrund eines enormen Fundanfalls, der in die Zeit um die Mitte des 8. Jahrhunderts datiert und in dem sich nicht geringe Anteile an Glas- und Metallfragmenten befunden haben, ist teilweise postuliert worden, es habe erneut eine gewaltsame Eroberung stattgefunden.¹⁰⁶⁰ Allerdings kann aufgrund der schwierigen Quellenlage, die sich seit dem 8. Jahrhundert in diesem Fall noch einmal verstärkt, auch nicht ganz ausgeschlossen werden, dass die Siedlung auf dem Runden Berg eben nicht zerstört wurde, und die Besiedlung – wenn überhaupt – nur kurz unterbrochen worden ist.¹⁰⁶¹

Je nachdem, für welche Interpretation man sich letztlich entscheidet, endet die merowingerzeitliche Periode auf dem Runden Berg um die Mitte des 8. Jahrhunderts und es erfolgt nach einem Hiatus von einigen Jahrzehnten eine karolingische/ottonische Siedlungsperiode, oder man hat mit einem eher fließenden Übergang zu rechnen. Aufgrund der hohen Anteile von Glas- und Metallfragmenten im Fundanfall – auch wenn dieser nicht exakt datierbar ist – aber auch aufgrund des zeitlichen Kontextes wird von uns am Modell eines erneuten Siedlungsabbruches festgehalten, dessen genaue Umstände später noch zu erörtern sein werden.

¹⁰⁵⁹ EBD., S. 114f.

¹⁰⁶⁰ EBD., S. 111.

¹⁰⁶¹ Das Hauptproblem besteht neben der fehlenden Stratigraphie darin, dass die Funde vom Runden Berg letztlich keine eigene Chronologie zulassen. Somit ist man darauf angewiesen, das Fundmaterial mit Gegenständen aus anderen, besser datierbaren Befundkomplexen abzugleichen, um sie zeitlich einordnen zu können. Für das 6. und 7. Jahrhundert kann hierzu auf die sehr viel zahlreicher und besser erforschten Reihengräber in Südwestdeutschland zurückgegriffen werden. Diese enden aber spätestens im frühen 8. Jahrhundert und gehen in den christlichen Friedhöfen auf, was u. a. zur Folge hat, dass ab diesem Zeitpunkt auch keine weiteren Grabbeigaben mehr vorhanden sind, die zur relativen zeitlichen Einordnung der Funde vom Runden Berg hätten genutzt werden können. Dies bedeutet letztendlich, dass die Funde vom Runden Berg ab ca. 700 eine nochmals höhere Variabilität in der Datierung aufweisen, als dies ohnehin aufgrund der fehlenden Stratigraphie der Fall ist. Als weiteres Erschwernis kommt hinzu, dass sich für die merowingerzeitliche Siedlungsperiode so gut wie keinerlei Siedlungskeramik erhalten hat und somit eine weitere Quellengattung ausfällt, die aufgrund ihrer überregionalen Verbreitung noch am ehesten für Datierungsfragen hätten herangezogen werden können. Das weitestgehende Fehlen von Keramik bei einem gleichzeitig sehr hohen Anteil von Metallfunden ist merkwürdig und steht im krassen Missverhältnis zu den Fundspektren anderer Höhensiedlungen, die man aus dieser Zeit kennt. Man hat daraus die Überlegung abgeleitet, ob der Runden Berg in der Merowingerzeit überhaupt von einer größeren Gruppe kontinuierlich besiedelt war oder er vielmehr als Stützpunkt gedient haben könnte, der nur von Zeit zu Zeit aufgesucht worden ist, siehe: **KURZ**, Baubefunde, S. 179; **KOCH**, Urach V, S. 189 Abb. 17 & S. 193.

3.2.1.4. Die karolingisch/ottonische Besiedlungsphase (9. - 11. Jh.)

Ein Denar Ludwigs IV., der auf dem Plateau gefunden wurde, datiert in die Zeit um 900. Spätestens zu dieser Zeit ist also mit einer erneuten Besiedlung zu rechnen. Die zugegebenermaßen schwache Datierungsgrundlage von lediglich einer Münze wird jedoch durch weitere Funde wie Riemengarnituren und Riemenschlaufen mit Zierplatten sowie das Fragment einer Rechteckfibel, die in denselben Zeitkontext verortet werden können, gestützt. Die zahlreich entdeckten Sporen mit langem Stimulus und einige Hufeisen datieren dann bereits ins 10. Jahrhundert (Abb. 068).¹⁰⁶²

Lange Zeit lag der Fokus der Forschung beim Runden Berg auf der frühalamannischen und merowingerzeitlichen Siedlungsperioden und dies mag – neben der bereits mehrfach erwähnten extrem schwierigen Quellensituation – mit ein Grund sein, weshalb der karolingisch/ottonischen Siedlung bisher eher weniger Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, obwohl die Befunde durchaus als sensationell bezeichnet werden können.¹⁰⁶³ Das Plateau war vermutlich von einem bis zu 3 Meter breiten Steinwall umschlossen, der vor die Hangkante ohne Fundamentierung direkt auf den Felsboden gesetzt wurde (Abb. 063). Die Mauerschalen bestanden aus großen Kalksteinblöcken, an denen noch vereinzelt Lehmörtelbindungen nachgewiesen werden konnten. Die einzelnen Mauerabschnitte waren eventuell von verschiedener Stärke, allerdings muss einschränkend erwähnt werden, dass diese nur noch vereinzelt nachgewiesen werden konnten und die Außenschale aufgrund der fehlenden Fundamentierung nirgends mehr erhalten geblieben war.¹⁰⁶⁴ Am nordwestlichen Hang wurden zwei Steinpodien von ca. 9 auf 7 Meter Größe in den Hang gemeißelt, auf denen Steinbauten errichtet worden waren und aufgrund von Balkenresten als mehrgeschossige Gebäude, teilweise sogar Wehrtürme interpretiert worden sind (Abb. 063; Abb. 069 – 071). Ein relativ ähnlicher Befund liegt an der südöstlichen Hangkante vor.¹⁰⁶⁵ Da auch bei diesem Befund die Quellenlage alles andere als eindeutig ist, hat Siegfried Kurz bei seiner Auswertung der Baubefunde die bisherig allgemein akzeptierte Deutung einer Steinmauer mit Wachtürmen allerdings in Zweifel gezogen. Für ihn stellen die Mauerreste vielmehr eine Stützmauer für ein Terrassierungswerk dar, um dadurch die Siedlungsfläche auf dem Plateau

¹⁰⁶² KOCH, Perioden, S. 116.

¹⁰⁶³ Zwar wird eine dementsprechende Publikation von Dieter Quast vorbereitet, wann diese allerdings erscheinen kann, ist bisher ungewiss, siehe: QUAST, Römer, S. 56 & FN 41.

¹⁰⁶⁴ KOCH, Perioden, S. 118f.

¹⁰⁶⁵ EBD., S. 120f; QUAST, Römer, S. 56.

zu erweitern.¹⁰⁶⁶ Ob aber 3 Meter zusätzliche Siedlungsfläche entlang der Hangkante einen solch vermutlich hohen materiellen wie technischen Aufwand tatsächlich gerechtfertigt haben, scheint allemal zweifelhaft.¹⁰⁶⁷ Noch bedeutender als die Steinmauer ist der Fund eines Kachelofens sowie 55 Fensterglasfragmente, die nicht – wie man früher angenommen hat – etwa aus einer Kapelle stammten sondern insgesamt drei Gebäuden zugeordnet werden können.¹⁰⁶⁸ Bei dem Kachelofen handelt es sich um eines der bis heute ältesten bekannten Exemplare nördlich der Alpen.¹⁰⁶⁹ Es existierte also ein Gebäude mit Kachelofen und drei weitere Gebäude mit Glasfenstern, die ebenfalls mit Ofenanlagen ausgestattet waren. Diese luxuriöse Ausstattung verweist überdeutlich auf die hohe gesellschaftliche Stellung, welche die Bewohner des Runden Berges zu jener Zeit innegehabt haben müssen. Solche Funde kennt man aus jener Zeit meist nur aus bedeutenden Pfalzen und Klosteranlagen. Weitere Funde wie die insgesamt 25 Hohlschlüssel zum Verschließen von Truhen oder die vier wertvollen Recitellgläser untermauern diese Annahme.¹⁰⁷⁰ Die oben bereits erwähnten Hufeisen und Sporen können noch durch Zaumzeugbeschläge und verzierte Schwertgurtbeschläge ergänzt werden und verdeutlichen darüber hinaus, dass eine gewisse militärische Komponente mit Sicherheit bei der Interpretation der Bewohner in Betracht gezogen werden muss.¹⁰⁷¹

¹⁰⁶⁶ **KURZ**, Baubefunde, S. 51 – 67, 183 – 185.

¹⁰⁶⁷ Kurz geht von insgesamt vier Bauphasen der karolingisch/ottonischen Siedlungsperiode aus. Während die Bauten der ersten beiden Phasen sich noch direkt am Verlauf der Hangkante orientiert hätten, sei dies in der dritten Bauphase nicht mehr der Fall gewesen. Nun hätte man sich nicht mehr an der Hangkante orientiert und die Gebäude wären auch vier Meter weiter nach außen vorgeschoben worden, was sie in leicht geneigtes Gelände am Rande des Plateaus platziert hätte, das man deshalb vorher terrassieren hätte müssen. Zum einen kann aber über die damalige genaue topografische Situation im südlichen Hangkantenbereich (denn nur darauf bezieht sich Kurz) heute keinerlei gesicherte Aussage mehr getroffen werden und zum anderen muss man auch nach der Sinnhaftigkeit einer solchen Maßnahme fragen. Kurz' eigene Grundrissrekonstruktionen zeigen überdeutlich, dass das Plateau in jener Zeit nicht übermäßig dicht bebaut gewesen sein wird. Man hätte die Gebäude also ohne den Mehraufwand einer Terrassierung genauso gut an einer anderen Stelle auf dem Plateau errichten können, siehe: **KURZ**, Baubefunde, S. 184.

¹⁰⁶⁸ **KOCH**, Perioden, S. 123 – 126.

¹⁰⁶⁹ Weitere frühe Funde stammen aus dem Straßburger und Baseler Raum, siehe: **STELZLE-HÜGLIN** Sophie Von Kacheln und Öfen: Untersuchungen zum Ursprung des Kachelofens und zu seiner Entwicklung vom 11. - 19. Jahrhundert anhand archäologischer Funde aus Freiburg im Breisgau (Freiburger Dissertationen, Bd. 8. Zugl.: Freiburg, Breisgau, Univ., Diss., 1998 [Microfiche]), Freiburg im Breisgau 1999, S. 23ff & 30. Einen guten Überblick über die Entwicklung frühmittelalterlicher Heizanlagen bietet Mathias Hensch, siehe: **HENSCH**, Burg Sulzbach. Band 3, Büchenbach 2005, S. 194 – 203.

¹⁰⁷⁰ **KOCH**, Perioden, S. 117f.

¹⁰⁷¹ **QUAST**, Römer, S. 56f.

Im frühen 11. Jahrhundert endet die Siedlungsaktivität auf dem Runden Berg. Das Ende wird immer wieder mit einem möglichen Ungarneinfall in Verbindung gebracht.¹⁰⁷² Ob hierfür aber der Fund von lediglich vier ungarischen Pfeilspitzen – die zudem ins 10. Jahrhundert datiert werden - ausreichen, scheint eher fragwürdig.¹⁰⁷³ Welche andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden können, die zur Siedlungsaufgabe auf dem Runden Berg geführt haben können, muss also vorerst offenbleiben.¹⁰⁷⁴

Dieser knappe Überblick über die wichtigsten Befunde und Funde des Runden Berges lassen – trotz aller Schwierigkeiten bei der Auswertung und der Interpretation – doch immerhin erahnen, dass wir es hier mit einer frühen Höhenburg und einem frühmittelalterlichen Zentralort zu tun haben könnten. Leider existieren keinerlei Schriftquellen, die uns etwas über die Bewohner bzw. deren politische und soziale Stellung verraten würden, es gestaltet sich somit äußerst schwierig, die Siedlung in den historischen Zusammenhang und ihr historisches Umland einzubetten. Allerdings existiert nur wenige Kilometer vom Runden Berg entfernt eine ähnliche Burganlage, bei der genau dies möglich ist: Die Diepoldsburg bei Unterlenningen. Bevor wir also versuchen, den Runden Berg in sein historisches Umfeld sowie in den Kontext der frühmittelalterlichen Zentralorte nach der Systematik von Peter Ettel einzuordnen, soll zuerst noch ein Blick auf diese weitere Burganlage geworfen werden, um unser Wissen um einige Facetten zu erweitern, die uns beim Runden Berg womöglich fehlen.

3.3. Die Diepoldsburg bei Unterlenningen

Ungefähr 16 Kilometer nordöstlich vom Runden Berg (Abb. 072) liegt auf einer Berghalbinsel der Albhochfläche der Ort Ochsenwang. Von dort aus führt ein schmaler Berggrat in nordwestliche Richtung hinab ins Lenninger Tal, wo er in einen Sattelbogen übergeht, der das Tal quert und jenseits davon sich wiederum zum Teckberg erhebt.¹⁰⁷⁵ Auf diesem Grat

¹⁰⁷² CHRISTLEIN Rainer, Der Runde Berg bei Urach III: Kleinfunde der frühgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 4). Sigmaringen 1979, S. 17.

¹⁰⁷³ KOCH Ursula, Die frühmittelalterlichen Funde vom Runden Berg bei Urach (Archäologisches Korrespondenzblatt, Bd. 12), Mainz 1982, S. 89.

¹⁰⁷⁴ Es kam zwar zu keiner weiteren dauerhaften Besiedlung auf dem Runden Berg, allerdings scheint er im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit saisonal als Jagdhütte genutzt worden zu sein, siehe: QUAST Dieter, Die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siedlungsspuren auf dem Runden Berg bei Urach, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg, Bd. 27, Stuttgart 2003, S. 1009 – 1043.

¹⁰⁷⁵ SCHMITT, Burgenführer 4, S. 110.

befinden sich zwei Burganlagen. Von Ochsenwang herkommend, trifft man zuerst auf die Diepoldsburg, die auch obere Diepoldsburg genannt wird (Abb. 073). Weiter unten, an der Stelle, an welcher der Berggrat in den Sattelbogen übergeht, befindet sich der Rauber, der auch untere Diepoldsburg genannt wird.¹⁰⁷⁶ Bei der oberen Diepoldsburg unterscheidet sich die Quellenlage diametral zum Runden Berg. Hier haben bisher keinerlei Grabungen stattgefunden und die archäologischen Erkenntnisse beruhen lediglich auf Lesefunden, hauptsächlich Keramik.¹⁰⁷⁷ Dafür tauchen die Burg und ihre Besitzer allerdings in den Schriftquellen auf und sind dort der Gegenstand einer wahren Räuberpistole.

3.3.1. Beschreibung der Anlage

Christoph Bizer hat in jahrelanger Arbeit die keramischen Oberflächenfunde der Diepoldsburg gesammelt und ausgewertet. Anhand dieser Keramiklesefunde konnte er drei chronologisch unterschiedliche, und somit jeweils eigenständige Befestigungsanlagen der oberen Diepoldsburg identifizieren, deren Gemeinsamkeit lediglich darin bestand, denselben Platz geteilt zu haben (Abb. 074).¹⁰⁷⁸

¹⁰⁷⁶ MÜLLER Günter, Lenningen-Unterlenningen, Obere und untere Diepoldsburg (Rauber), in: Burgen im Landkreis Esslingen. 2017 (im Druck). Da die untere Diepoldsburg erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde, wird auf sie hier nicht weiter eingegangen werden.

¹⁰⁷⁷ BIZER Christoph, GÖTZ, Rolf, Die Thietpoldspurch und die Burgen der Kirchheimer Alb. Neue Methoden und Ergebnisse der Burgenforschung (Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs, Bd. 31), Kirchheim unter Teck 2004.

¹⁰⁷⁸ EBD., S. 25f, 47 – 54. Neben einer chronologischen Einordnung kann aufgrund der Fundverteilung der einzelnen Warenarten der Keramik auch eine ungefähre räumliche Ausdehnung der jeweiligen Anlagen postuliert werden. Wenn z.B. eine bestimmte Warenart, die von Bizer z.B. in das 10. Jahrhundert definiert wird, lediglich in einem bestimmten Bereich des Areals vorkommt, ist die Chance groß, dass die Anlage des 10. Jahrhunderts auch nur auf dieses Areal beschränkt war. Natürlich muss man dabei immer bedenken, dass Keramik (und gerade die Oberflächenfunde) mehrfach im Laufe der Zeit umgelagert worden sein können, der Auffindungsplatz also nicht mehr dem ursprünglichen Ablageplatz entspricht. Theoretisch kann natürlich auch der Fall vorliegen, dass die Konzentration einer bestimmten Warenart auf einen bestimmten Bereich deshalb vorliegt, weil diese Keramikart z.B. besonders wertvoll und schwer zu bekommen war, den deshalb nur ein kleiner Teil der Bewohner besessen hat. Darüber hinaus muss auch noch deutlich darauf hingewiesen werden, dass die Keramikchronologie, die Bizer an einer Burganlage erstellt, zunächst einmal lediglich eine relative Chronologie darstellt, sprich: Warenart A ist älter als Warenart B, usw. Absolute Datierungen können nur aus dem archäologischen Befund durch Grabungen erstellt werden, die bei Oberflächenfunden ja nicht durchgeführt wurden. Deshalb ist es wichtig, die oberflächlich gefundene Keramik in den übergeordneten Fundkontext archäologischer Grabungen, und die dabei erarbeitete absolute Keramikchronologie einzuordnen, um zu halbwegs gesicherten Aussagen über die Datierbarkeit zu gelangen.

Den Mittelpunkt bildet die hochmittelalterliche Kernburg, die im frühen 13. Jahrhundert errichtet worden sein muss.¹⁰⁷⁹ Sie befindet sich auf dem höchsten und zugleich schmalsten Punkt des Berggrates. Sie nimmt eine Länge von 35 m und eine Breite von 17 m ein. Im Osten wird die Kernburg durch eine Schildmauer abgeschirmt, die heute noch auf einer Länge von 14 m existiert, an ihrer dicksten Stelle 3,5 m aufweist und noch eine Höhe von 2 m besitzt.¹⁰⁸⁰ Dieser Kernburg ist im Osten und Westen jeweils eine Vorburg vorgelagert. Die östliche Vorburg wird auf beiden Seiten von einem Graben begrenzt und nimmt eine Innenfläche von insgesamt 465 m² ein. Im östlichen Bereich konnten noch einige wenige Mauer- und Mörtelreste festgestellt werden. Allerdings kann über die Datierung der Mauern keine Aussage getroffen werden.¹⁰⁸¹ Im Bereich der südlichen Böschung sind noch Spuren eines verfallenen Weges zu sehen, bei dem es sich um den ehemaligen Zugang zur Buranlage handeln könnte.¹⁰⁸² Die westliche Vorburg ist mit einer Gesamtfläche von 1375m² deutlich größer als ihr östliches Pendant. Zur Kernburg hin wird die westliche Vorburg ebenfalls durch einen Graben abgegrenzt, allerdings fällt dieser deutlich geringer aus als sein Gegenstück in der östlichen Vorburg. Im Westen wird die Anlage durch einen steinernen Wall begrenzt, in dem ebenfalls noch Reste einer Mauer erkennbar sind.¹⁰⁸³

Dieser hochmittelalterliche Teil der Anlage war bereits Bestandteil der jüngeren, frühmittelalterlichen Buranlage, die von Götz und Bizer aufgrund ihrer Erwähnung und Schreibweise in den Schriftquellen als *Thietpoldispurch* bezeichnet wird. Sie unterscheidet sich gegenüber ihrem Nachfolger nur dahingehend, dass der westlichen Vorburg noch eine weitere Voranlage angeschlossen ist. Diese wird zur Vorburg hin ebenfalls durch einen Graben abgegrenzt.¹⁰⁸⁴ Westlich der Voranlage schließt sich die Schlosswiese an, die die *Thietpoldispurch* wiederum vom späteren Rauber trennt. Hier scheint ein weiterer Zugang zur Buranlage bestanden zu haben.¹⁰⁸⁵

¹⁰⁷⁹ Es werden im Folgenden die Begrifflichkeiten von Bizer übernommen, ohne dass damit konkrete Aussagen über die tatsächliche Funktion zu treffen. Zur Datierung der Anlage siehe: **EBD.**, S. 56.

¹⁰⁸⁰ **MÜLLER** Günter, Lenningen-Unterlenningen, Obere und untere Diepoldsburg (Rauber), in: Burgen im Landkreis Esslingen, 2017 (im Druck). An dieser Stelle sei Manfred Waßner herzlich für die freundliche Überlassung des Manuskripts gedankt!

¹⁰⁸¹ **EBD.**

¹⁰⁸² **EBD.**

¹⁰⁸³ **EBD.**

¹⁰⁸⁴ **EBD.**

¹⁰⁸⁵ **EBD.**

Die dritte und chronologisch älteste Anlage datiert in die Vorgeschichte. Sie umfasst die frühmittelalterliche *Thietpoldispurch*, ist aber zusätzlich um einen weiteren Platz im Osten erweitert, der sich an die östliche Vorburg anschloss. Sie schließt gegenüber der Albhochfläche durch einen Wall ab, der heute noch andeutungsweise im Gelände zu erkennen ist.¹⁰⁸⁶

Für unsere Überlegungen ist die frühmittelalterliche *Thietpoldispurch* von Bedeutung. Die hohe Anzahl von Scherben der Warenart „ältere gelbe Drehscheibenware“ spricht für eine intensive Besiedlung. Bizer schätzt vom Mengenverhältnis der Scherben auf ungefähr 85 Töpfe vom Typ Runder Berg und ungefähr 110 Töpfe vom Typ Jagstfeld.¹⁰⁸⁷ Aufgrund einer kontinuierlich steigenden Fundzahl wird der Beginn der älteren gelben Drehscheibenware vom Typ Runder Berg heute im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts angesetzt, die im Laufe der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vom Typ Jagstfeld abgelöst wird.¹⁰⁸⁸ Bisher sind nur wenige Metallfunde aus der frühmittelalterlichen Anlage bekannt, die diesem Zeithorizont auch mit Sicherheit zugeordnet werden können. Bei einem davon handelt es sich allerdings um ein Hufeisenfragment, das man in der Südwestecke der westlichen Voranlage entdeckt hat. Dieser Hufeisentyp stimmt mit denjenigen Hufeisen überein, die man vom Runden Berg kennt und ist somit ebenfalls ins 10. Jahrhundert zu datieren.¹⁰⁸⁹

Neben diesem Hufeisenfragment, das natürlich nichts über die mögliche Lage von Stallungen auf der *Thietpoldispurch* aussagt, wurden noch zwei weitere wertvolle Stücke gefunden. Beim einen handelt es sich um einen feuervergoldeten Bronzebeschlag von einem Pferdegeschirr, der mit zwei gegenüberliegenden, stark stilisierenden schlangenartigen Tiergestalten verziert ist und dem so genannten Tassilo-Kelch-Stil zugeordnet werden kann. Der Tassilo-Kelch wird in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts datiert und das Pferdegeschirr der Diepoldsburg wird sicherlich einer sozial hochgestellten Persönlichkeit gehört haben. Aus dem gleichen Fundkontext stammt auch der zweite Gegenstand, eine kleine eiserne Schnalle, die somit in denselben Zeithorizont eingeordnet werden dürfte.¹⁰⁹⁰ Somit ist es durchaus wahrscheinlich, dass die *Thietpoldisburg* bereits in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhundert bestanden hat und

¹⁰⁸⁶ EBD.

¹⁰⁸⁷ BIZER, GÖTZ, *Thietpoldispurch*, S. 43, 48.

¹⁰⁸⁸ GROSS, *Transitionen*, S. 142, 147.

¹⁰⁸⁹ BIZER, GÖTZ, *Thietpoldispurch*, S. 43.

¹⁰⁹⁰ LASKOWSKI, Rainer, *Vor- und Frühgeschichte*, in: Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum, Kirchheim unter Teck 2006, S. 95f.

eine einflussreiche Person beherbergte. Die Burganlage muss in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aufgegeben worden sein.

3.3.2. Die Thietpoldispurch in den frühmittelalterlichen Schriftquellen

Im Vergleich zum Runden Berg fallen die materiellen Funde der *Thietpoldispurch* eher bescheiden aus. Allerdings erfahren wir über sie und ihre Besitzer etwas aus den frühmittelalterlichen Schriftquellen. Diese führen uns direkt in die turbulente Zeit des frühen 10. Jahrhunderts, als es im Zuge der Neugründung des Herzogtums Schwaben zu heftigen Auseinandersetzungen kam:

Seit der Wahl Konrads zum ostfränkischen König in Forchheim im November 911, versuchten verschiedene Große des Reiches, die alten Stammesherzogtümern, die zuvor von den Karolingern abgeschafft worden waren, wieder zu errichten.¹⁰⁹¹ Ein erster Versuch durch Burchard, Markgraf von Rätien, schlug offensichtlich fehl. Durch seinen Gegenspieler Bischof Salomon III. von Konstanz (und zugleich Abt von St. Gallen) und vermutlich auch Pfalzgraf Erchanger wurde Burchard gemeinsam mit seinem Bruder Adalbert hingerichtet. Seine beiden Söhne Burchard und Ulrich mussten das Land verlassen und die Ehefrau Gisela wurde in der Pfalz Bodman des Hochverrats bezichtigt.¹⁰⁹² Nur wenig später strebten jener Pfalzgraf Erchanger und sein Bruder Bertold jedoch selbst nach der Herzogwürde und gerieten darüber in offenen Konflikt mit König Konrad und dessen Kanzler Bischof Salomon III., also genau denjenigen Personen, mit denen er zuvor gegen Burchard von Rätien noch

¹⁰⁹¹ KELLER Hagen, ALTHOFF Gerd, Die Zeit der späten Karolinger und die Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888 – 1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3), Stuttgart ¹⁰2008, S. 93f.

¹⁰⁹² „911. *Purghart comes et princeps alamannorum iniusto iudicio ab anhelmo censura inequitatis occisus omnibus vidue illius addemptis filiisque ipsius purchado et vodalricho extra patriam eiectis prediumque atque beneficium eius inter illos distri buerunt. frater vero ipsius adalbertus nobilissimus atque iustissimus comes nutu episcopi salomonis et quorundam aliorum interemptus est. gisle nempe socru purchardi iunioris limia beati petri principis apostolorum irreptanti ibique veniam facinorum suorum efflagitanti proprium peculimve et omnia que habebat spreto iuvante domino ac merentium consolatori sancto petro suorum nutibus dispertierunt. insuper illa repedante falsis testimoniis pravissimas eorum machinationes in palacio potamico confirmantes ream publice dominacionis mentiti sunt.*“, in: LENDI Walter, Untersuchungen zur frühalemannischen Annalistik. Die Murbacher Annalen. Mit Edition (Scrinium Friburgense. Veröffentlichungen des mediaevistischen Instituts der Universität Freiburg, Bd. 1), Freiburg/Schweiz 1971, S. 188. Zu den Vorgängen siehe: ZOTZ Thomas, VI. Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit (911 – 1167), in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Erster Band Allgemeine Geschichte. Erster Teil von der Urzeit bis zum Ende der Staufer, Stuttgart 2001, S. 382f. Zu Burchard von Rätien siehe: BORGOLTE Michael, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 2), Sigmaringen 1986, S. 85 – 87.

zusammengearbeitet hatte. 914 eskalierten die Streitigkeiten erneut. Grund waren einige Besitzungen und Herrschaftsrechte im Bodenseeraum. Daraufhin setzten Erchanger und sein Bruder Berthold Bischof Salomon gefangen und ließen ihn auf die *Thietpoldispurch* bringen, auf der sich zu dieser Zeit Erchangers Frau Perchta aufhielt. Der weitere Verlauf der Ereignisse ist nicht ganz klar. Dem König gelang es kurz darauf, die beiden Brüder in Oferdingen am Neckar zu ergreifen und des Landes zu verweisen. Bischof Salomon wurde befreit und die Güter Erchangers und Bertolds eingezogen. 915 kehrte Erchanger jedoch nach Schwaben zurück und besiegte bei Wahlwies die Parteigänger des Königs. Noch auf dem Schlachtfeld soll er von seinen Anhängern zum Herzog ausgerufen worden sein. Doch bereits zwei Jahre später fiel Erchanger erneut in die Hände des Königs, der ihn nun hinrichten ließ.¹⁰⁹³ Die Ereignisse um die Gefangennahme Bischof Salomons durch Erchanger und Berthold sind in vier unterschiedlichen Quellen festgehalten, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Zeitgenössisch sind die *Annales Alamannici*, die von den Ereignissen zwischen 709 bis 926 berichten. Für das Jahr 914 ist zu lesen:

*„914. Item Chuonradus venit in Alamanniam. Erchanger hostili manu super episcopum Salomonem venit, et eum comprehendit. Ipso anno idem Erchangerus apud castellum Onfridinga a rege comprehensus et in in exilium missus est. Mox etiam Burchardus iunior contra regem coepit rebellare, et propriam suam patriam devastare.“*¹⁰⁹⁴

Ebenfalls zeitgenössisch sind die Aufzeichnungen der Synode von Hohenaltheim, die am 20. September 916 abgehalten wurde:

*„XXI. DE ERCHANGARIO ET SOCIIS SUIS. Erchengario et eius complicibus et sociis, quia peccaverunt et in christum domini, regem et dominum suum, manus mittere pertemptaverunt, insuper et episcopum suum venerabilem Salomonem dolo comprehenderunt sacrilegiumque in ecclesiasticis rebus perpetraverunt, hanc penitentiam iniunximus, ut seculum relinquant, arma deponant, in monasterium eant, ibi iugiter peniteant omnibus diebus vitae suae.“*¹⁰⁹⁵

¹⁰⁹³ ZETTLER, Schwaben, S. 78 – 91.

¹⁰⁹⁴ MGH. SS 1, S. 56.

¹⁰⁹⁵ MGH. Conc. 6.1, S. 28f.

Bei der dritten Quelle handelt es sich um die Weltchronik Hermanns des Lahmen von der Reichenau, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts entstand:

*„914. Salomon, Constantiae episcopus et abbas coenobii sancti Galli, a quodam protervo captus et in custodiam missus est. [...] 916. [...] Ipso anno apud Altheim coram misso apostolico sinodus habita. [...] 917. [...] Erchanger, qui ducatum Alamanniae invaserat, cum fratre Berhtoldo regi Counrado rebellantes, eique tandem ad deditionem spe pactionis venientes, ipso iubente apud villam Aldingam decolantur 12. Kal. Febr.“*¹⁰⁹⁶

Keiner der drei vorgestellten Quellen nennt den Ort, an dem Salomon festgehalten wurde. Aber aus den St. Galler Klostergeschichten Ekkehard's IV. von St. Gallen erfahren wir davon, dass es sich dabei um die *Thietpoldispurch* gehandelt haben soll (Abb. 075).

Ekkehard's Lebensdaten sind nicht genau bekannt. Vermutlich wurde er gegen Ende des 10. Jahrhunderts geboren und starb in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, jedenfalls nicht vor 1056. Ekkehard war in St. Gallen Schüler Notkers III. und leitete später selbst die Klosterschule. Seine Chronik, die das Werk Ratperts unter dem gleichen Titel – *Casus s. Galli* – fortsetzt und die Epochen von Abtbischof Salomon III. bis Abt Notker behandelt, ist unvollständig geblieben und nur durch spätere Abschriften aus dem 12. Jahrhundert überliefert. Ekkehard scheint es mit den historischen Fakten nicht allzu genau genommen zu haben. Er ging recht sorglos mit der bekannten Überlieferung um¹⁰⁹⁷ und hielt sich stattdessen mehr an die mündlichen Erzählungen seiner älteren Mitbrüder. Zumindest präsentiert er sich selbst so in seinem Werk. Ob dies der Wahrheit entspricht oder Ekkehard hier lediglich eine gewisse literarische Rolle einnimmt, ist in der Forschung umstritten.¹⁰⁹⁸ Darüber hinaus neigte er zu langatmigen, anekdotenhaften – ja fast schon romanhaften – Formulierungen.¹⁰⁹⁹ Dies alles muss bei der Interpretation seiner Ausführungen und somit auch bei seiner Beschreibung

¹⁰⁹⁶ MGH. SS 5, S. 112.

¹⁰⁹⁷ So gibt er z. B. in Kapitel 25 unumwunden zu, er würde nur deshalb die an das Kloster geschenkten Orte namentlich nicht aufzählen, weil er dafür den beschwerlichen Weg ins Klosterarchiv hätte auf sich nehmen müsste. In Kapitel 109 beruht der erste Teil seiner Ausführungen zwar auf den Schriftquellen, da diese aber bei der Nutzung durch Regenwasser unleserlich geworden wären, würde er sich beim Rest auf die Aussagen der Augenzeugen stützen, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XXV & CIX.

¹⁰⁹⁸ Siehe zur Diskussion: **HELLGARDT** Ernst, Die Casus Sancti Galli Ekkeharts IV. und die Benediktsregel, in: Literarische Kommunikation und soziale Interaktion (Mikrokosmos 64), Frankfurt a.M 2001, S. 27–50; **TREMP** Ernst, Ekkehart IV. von St. Gallen († um 1060) und die monastische Reform, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 116 (2005), S. 67–88.

¹⁰⁹⁹ **HAEFELE** Hans Frieder, Ekkehard IV., in: Lexikon des Mittelalters. Band 3, München 1986, Sp. 1767f.

rund um die Geschehnisse der *Thietpoldispurch* berücksichtigt werden. Da besagte Episode bei Ekkehard, aus gerade genannten Gründen, doch recht lange ausfällt¹¹⁰⁰, soll sie hier nur in zusammengefasster Form wiedergegeben werden.

Stein des Anstoßes scheint eine Höhenburg (*castellum*) bei Stammheim in der Nähe von Stein am Rhein gewesen zu sein. Diese Burg lag offenbar auf königlichem Gebiet (*fiscus*), ist aber von Erchanger und Bertold errichtet und durch Erwerb (*conquisitionis*) von ihnen als deren Eigengut (*proprietate*) betrachtet worden. Als Konrad I. den *fiscus* Stammheim an das Kloster St. Gallen schenkte, betraf dies seiner Auffassung nach auch die von Erchanger und seinem Bruder erbaute Burg. Diese bzw. ihre Burgbesatzung weigerten sich jedoch hartnäckig, die Burg zu räumen. Als ein Jahr später Salomon auf die beiden Brüder traf, beklagte er sich direkt bei ihnen und forderte die Herausgabe der Burg. Daraufhin entbrannte ein Streit, bei dem der Bischof von Erchanger und seinen Leuten gefangen genommen wurde. Nur mit Mühe konnten die beiden Brüder ihren Neffen Liutfried davon abhalten, Salomon direkt an Ort und Stelle zu töten. Liutfried, immer noch voll des Hasses auf den Bischof, riet nun dazu, ihm entweder die Augen auszureißen oder ihm die rechte Hand abzuschlagen. Erchanger entschied aber, den Bischof auf die *Thietpoldispurch* zu schicken, auf der sich gerade seine Frau Perchta aufhielt. Da diese sich durchaus auf Heimtücke und Hinterlist verstehe, und dem Bischof wegen seines schlechten Verhältnisses zu ihrem Gatten nicht wohlgesonnen sei, würde dieser bei ihr nach nicht allzu langer Zeit schon auf irgendeine Art und Weise zugrunde gehen, so das arglistige Kalkül Erchangers. Ein Bote wurde vorausgeschickt, um die Ankunft des Bischofs zu melden. Unterwegs musste Salomon demütigende Behandlungen über sich ergehen lassen, so wurde er zum Beispiel gezwungen, gaffenden Schweinehirten am Wegesrand die Füße zu küssen. Wie es scheint hat Erchanger seine Frau allerdings nicht sonderlich gut gekannt. Als sie durch den Boten von der Freveltat erfuhr, war sie darüber entsetzt und wies an, die Kapelle (*basilica!*) und den Altar (*ara*) vorzubereiten, sowie für den Bischof die Kemenate (*caminata*) mit Kissen und Teppichen herzurichten. Den anwesenden Priestern befahl sie, den Bischof mit dem Evangelienbuch zu empfangen. Salomon erhielt durch Perchta eine vorzügliche Behandlung und das Versprechen auf baldige Rückkehr zu den Seinen. Als sie von einem weiteren Boten erfuhr, dass man plante, den Bischof schnellstmöglich auf den Hohentwiel zu

¹¹⁰⁰ MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XIX - XXI.

bringen oder aber gar doch noch zu töten, versicherte sie ihm, dass er am nächsten Tag die Freiheit erhalten sollte.

Erchanger und Bertold indes waren in der Zwischenzeit zum Hohentwiel (*Duellium montem*) weitergezogen, um diesen zu befestigen und mit Proviant auszurüsten. Sie stellten sich also auf eine größere Auseinandersetzung mit dem König und den Anhängern des Bischofs ein. Da sie sich aber des Nachts während einer geheimen Operation in einem Wäldchen zur Ruhe gelegt hatten, wurden sie dort von den Anhängern des Bischofs aufgespürt und gefangengenommen. Als man auf der *Thietpoldispurch* von der Gefangennahme Erchangers erfuhr, floh die Burgmannschaft und ließ Perchta mit dem Bischof und den anderen Priestern alleine zurück. Salomon kam also ohne Blutvergießen frei. Als Dank für Perchtas Treue und die zuvorkommende Behandlung, verhinderte er, dass die Burg von seinen Anhängern besetzt wurde und überließ ihr sogar ihren gesamten Besitz. Selbst Erchanger verzieh er seine Untat. Die beiden Brüder und ihr Neffe wurden nun selbst auf den Hohentwiel gebracht und später auf der Synode von Hohenaltheim zum Tode verurteilt. Die Höhenburg bei Stammheim, der angebliche Auslöser des Streites, wurde dem Bischof vom König zur Schleifung überlassen.

3.3.3. Die frühmittelalterliche *Thietpoldispurch* – eine gräfliche Amtsburg?

Einerseits ist Ekkerhards Bericht gegenüber den anderen drei Quellen deutlich ausführlicher und detailreicher, andererseits weicht er aber auch in wichtigen Punkten von ihnen ab. Liest man die Episode bei Ekkehard könnte man den Eindruck gewinnen, es handele sich hierbei lediglich um ein lokalpolitisches Ereignis aufgrund von Besitzstreitigkeiten, welches mit dem Tode von Erchanger, Bertold und Liutfried endet. Tatsächlich klammert er sämtliche überregionalen Geschehnisse und Zusammenhänge weitestgehend aus, die in den anderen Quellen zumindest spotlightartig in Erscheinung treten: Erchangers Amt als Pfalzgraf, die Heiratsverbindung zwischen seiner Schwester Kunigunde und König Konrad I., Erchangers Verbannung (nach der Entführung Salomons?), seine Rückkehr und die Usurpation des Herzogtitels nach der Schlacht von Wahlwies 915 sowie seine daraufhin beschlossene Verurteilung und Hinrichtung auf der Synode von Hohenaltheim.¹¹⁰¹ Der Streit zwischen

¹¹⁰¹ Siehe zu den komplizierten Zusammenhängen, der undurchsichtigen Quellenlage und den schwierigen zeitlichen Abläufen die Ausführungen von Zettler, FN 1093.

Erchanger und Salomon, so wie er von Ekkehard ausführlich dargestellt wird, ist also lediglich ein kleines Intermezzo in einer für den deutschen Südwesten aufgrund der Thronvakanz und der Ungarngefahr¹¹⁰² fragilen Zeit, in der die beiden Akteure Erchanger, der Pfalzgraf bzw. Kammerdiener (*nuntii camerę*), und Salomon, der Bischof, Abt und Kanzler ihre mächtigen Einflussphären auf Kosten des jeweils anderen zu vergrößern versuchten.

Auch wenn wir die Ausgestaltung des Pfalzgrafenamtes im Früh- und Hochmittelalter nicht genau kennen und Ekkehard die Bezeichnung „Kammerboten“ vorzieht, geht aus seinem Werk deutlich hervor, dass es sich bei ihm und seinem Bruder um mächtige Amtsträger gehandelt haben muss, die einen Großteil des südwestdeutschen Fiskus zu kontrollieren hatten.¹¹⁰³ Als Pfalzgraf¹¹⁰⁴ bzw. Kammerbote wird Erchanger vom König irgendeine Art von Kompensation (*beneficium*) oder „Amtsaustattung“ erhalten haben, auf die er neben seinem Allod zurückgreifen konnte, auch wenn wir vermutlich nie genau erfahren werden, worin diese bestanden haben mag.¹¹⁰⁵ Wagen wir dennoch einen Versuch. Bei Ekkehard ist gleich von zwei

¹¹⁰² Pfalzgraf Gozbert ist 910 als Anführer eines alamannischen Heeres gegen die Ungarn gefallen, siehe: **LENDI**, Untersuchungen Annalistik, S. 187.

¹¹⁰³ Ekkehard bezeichnet Erchanger und seinen Bruder Bertold explizit als Kammerboten, die die Verwaltung (des Fiskus) in Schwaben innegehabt hatten, genauso wie dies mit Adalbert und Werinher in Franken der Fall gewesen sei, da zu jener Zeit Schwaben noch kein Herzogtum gewesen ist: „*Nondum adhuc illo tempore Suevia in ducatum erat redacta; sed fisco regio peculialiter parebat, sicut hodie et Francia. Procurabant ambas camerę, quos sic vocabant, nuntii: Franciam Adalpert cum Werinhere, Sueviam autem Pertolt et Erchingen fratres.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XI.

¹¹⁰⁴ Freilich als solcher (*Erchangarii comitis palatii*) nur in einer Urkunde Konrads I. bezeugt: MGH. DD Ko I, Nr. 11.

¹¹⁰⁵ Trotz langer, intensiver Forschungstradition sind die Erkenntnisse zum Pfalzgrafenamt im Allgemeinen, wie auch im speziellen, sehr lückenhaft und in vielen Punkten stark umstritten, was vor allem an der desolaten Quellenlage liegen dürfte. Des Weiteren überschneiden sich viele Fragen zum Pfalzgrafenamt mit jenen zum Grafenamt und zum frühmittelalterlichen Adel, die meist nicht weniger heftig diskutiert werden. Schon die Frage, ob es sich beim Pfalzgrafen bzw. Grafen um ein königliches Amt (im modernen Sinne) gehandelt hat oder einem Adeligen qua Standes zugestanden habe, ist alles andere als eindeutig. Zwar geht die Mehrheit der Forschung zumindest für das Frühmittelalter durchaus von einem amtsähnlichen Charakter aus, möchte diesen aber weniger als Institution, sondern als personelle Beziehung verstanden wissen und spricht somit vom „Dienst“. Eng mit diesen Überlegungen verbunden ist somit die Frage nach der rechtlichen Grundlage des „Amtes“ und sein Aufgabenbereich. Wenn man also von einem personellen Amtscharakter und einem – in der aktuellen Forschung stark vertretenen – konsensualen Rechtsdenken, d. h., dass der König im Zusammenspiel mit den Großen des Reiches immer wieder aushandelt, was Recht ist und was nicht, bzw. der König dabei sogar nur die Rolle eines Mediators eingenommen haben dürfte, bedeutet dies für das Grafen- bzw. Pfalzgrafenamt, dass es ständig neu vergeben und auch umgestaltet werden konnte. Dadurch fällt es auch schwer, den jeweiligen Ämtern die jeweiligen tatsächlichen Aufgabenbereiche in bestimmten Zeiten zuzuschreiben. Dasselbe gilt für den geografischen Zuständigkeitsbereich. Konkret für die „schwäbische Pfalzgrafschaft“ Erchangers bedeutet dies, dass man nicht genau weiß, welche Aufgaben er neben der Verwaltung der Pfalz Bodman noch wahrgenommen hat. Vermutlich werden es Gerichts- und Militäraufgaben gewesen sein. Immerhin wissen wir, dass er 913 gemeinsam mit Herzog Arnulf von Bayern und weiteren ein siegreiches Heer gegen die Ungarn in Bayern und Alamannien anführte. Ob sich die Pfalzgrafenwürde Erchangers lediglich auf den Fiskus Bodman bezog oder auch über weitere Pfalzen erstreckte, ist ebenfalls ungewiss. Ekkehards Bezeichnung Erchangers und seines Bruders Bertold als *camerae nuntii* unterstreicht die enge Verbindung zwischen Pfalzgrafenamt und Königsbotendienst. Allgemein zum Grafenamt siehe: **HECHBERGER** Werner, Graf,

Burgen die Rede, die in seinem Bericht eine wichtige Rolle spielen. Es ist durchaus möglich, dass er die *Thietpoldispurch* als eine „Amtsburg“¹¹⁰⁶ aufgefasst haben könnte, die Erchanger als Pfalzgrafen zur Verfügung gestanden hat. Vielleicht hat er sich durch den Pfalzgrafentitel Erchangers sogar dazu verleiten lassen, die *Thietpoldispurch* gar als eine Art Pfalzanlage zu interpretieren, da er in seinem Bericht – wie oben erwähnt – als sehr große, luxuriöse Anlage beschreibt: Kapelle mit Priestern, Badehaus, mehrere Tore, Burgbesatzung und eine exquisite Ausstattung. Ein weiterer Hinweis, der darauf deuten könnte, ist, dass Ekkehard die *Thietpoldispurch* als *urbs*¹¹⁰⁷ bezeichnet, im Gegensatz zur Burg bei Stammheim, die *castellum*¹¹⁰⁸ genannt wird. Allerdings wird die Pfalz Bodman von ihm ebenfalls nicht als *urbs*, sondern *oppidum*¹¹⁰⁹ benannt.¹¹¹⁰ Da Ekkehard in seiner Chronik allerdings keinen weiteren

Grafschaft, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 2, Berlin 2012, zum Forschungsüberblick und dem Problem des Amtscharakters siehe: **PAULUS** Christoph, Das Pfalzgrafenamt in Bayern im Frühen und Hohen Mittelalter (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 25), München 2007, S. 1 – 12 & **FRIED** Johannes, Der karolingische Herrschaftsverband im 9. Jahrhundert zwischen „Kirche“ und „Königshaus“, in: Historische Zeitschrift, Bd. 235, München 1982, S. 1 – 43. Zur Verbindung von Königsbotendienst und Pfalzgrafenamt siehe: **DEUTINGER** Roman, Königsherrschaft im ostfränkischen Reich. Eine pragmatische Verfassungsgeschichte der späten Karolingerzeit (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters. Bd. 20), Ostfildern 2006, S. 165 – 187. Zur Konsensforschung siehe: **EPP** Verena, **MEYER** Christoph H. F., Recht und Konsens im Frühen Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 82), Ostfildern 2017. Erchangers Schlacht gegen die Ungarn siehe: **LENDI** Walter, Untersuchungen, S. 190. Zu Erchanger und der „schwäbischen Pfalzgrafschaft“ siehe: **JÄNICHEN** Hans, Die Pfalz Bodman und die schwäbische Pfalzgrafschaft im Hochmittelalter, in: Bodman. Dorf, Kaiserpfalz, Adel, Bd. 1), Sigmaringen 1977, S. 309 - 316; **MAURER**, Herzog, S. 36 – 46; **BORGOLTE**, Grafen, S. 85 – 87; **LORENZ** Sönke, Die Pfalzgrafen in Schwaben vom 9. bis zum frühen 12. Jahrhundert, in: Adel und Königtum im hochmittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 175), Stuttgart 2009, S. 205 - 234. Eine aktuelle Studie, die sich auch zum Großteil mit der Rolle des frühmittelalterlichen Grafenamtes in Südwestdeutschland beschäftigt bietet: **WAGNER** Rafael, Schwerträger und Gotteskrieger. Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Kriegergesellschaft Alemanniens (St. Galler Kultur und Geschichte. Band 42), Zürich 2019; Wagner Rafael, Grafschaft und Vogtei: Zur Transformation der schwäbischen Gesellschaft um das Jahr 1000, in: Comtes et abbayes dans le monde franc (fin IXe - fin XIe siècle) / Grafen und Klöster in der fränkischen Welt (Ende 9. Jahrhundert - Ende 11. Jahrhundert) (Revue Trajectoires. Hors-série / 2) 2019. Digital: <https://journals.openedition.org/trajectoires/2288>

¹¹⁰⁶ Diese Bezeichnung wurde von Stefan Weinfurter 2013 dazu genutzt, um diejenigen Befestigungsanlagen des früheren Mittelalters zu benennen, die in der Hand der „obersten Funktionselite“ lagen und soll hier ebenfalls in diesem Sinne verstanden werden, siehe: **WEINFURTER** Stefan, Berg, Burg und Herrschaft im hohen Mittelalter, in: Burgenvermittlung und Burgenvermarktung (Burgenforschung – Europäisches Correspondenzblatt für interdisziplinäre Castellologie. Band 2), Marburg 2013, S. 106.

¹¹⁰⁷ „*Quam tamen ipse pro tempore consolatus, manu tenens urbis portas obviam suis egreditur.*“, siehe: MGH. SS 2, XI, XIX.

¹¹⁰⁸ „*Nam castellum quoddam super Stamhem iam dudum struxerant [...]*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XVI.

¹¹⁰⁹ „*[...] Potamum [...] oppidum [...]*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XII.

¹¹¹⁰ Das Problem der Terminologie ist in der Pfalzenforschung schon lange bekannt und inzwischen recht gut erforscht. Allgemein anerkannter Forschungsstand ist, dass sich eine einheitliche Bezeichnung der Pfalzen mit dem lateinischen Wort *palatium* erst langsam im Hochmittelalter durchsetzt. Zuvor waren die Bezeichnungen, ebenso wie die Pfalzarchitektur selbst deutlich heterogener. Viele Pfalzen bestanden zwar aus drei Grundelementen, den Wirtschaftshöfen (*villa, curtis*), dem Herrschaftsgebäude (*palatium*) und der Befestigung (*urbs, castrum, castellum*), ohne dass die einzelnen Elemente räumlich eng beieinanderliegen mussten. Das Beispiel Ulm verdeutlicht wunderbar, dass die verschiedenen Gebäude über das gesamte Gelände der

Ort mit *urbs* umschreibt, fällt eine Interpretation der Wortbedeutung schwer. Zumindest der archäologische Befund widerspricht Ekkehards Beschreibung einer großen Anlage deutlich. Natürlich muss man hier auch im Hinterkopf behalten, dass Ekkehard sein Werk bewusst in seiner Zeit für seine Zeitgenossen verfasst hat. Also über 100 Jahre später nach den hier beschriebenen Ereignissen. Somit kann man nicht ausschließen, oder muss vielmehr sogar annehmen, dass Ekkehard sich an den Zuständen (in diesem Fall Bauwerken), seiner Zeit orientierte und dadurch die gerade zitierte Beschreibung der *Thietpoldispurch* zustande gekommen ist.

Es gäbe noch die Möglichkeit, dass es sich bei der von Ekkehard erwähnten *Thietpoldispurch* überhaupt nicht um die Diepoldsburg bei Unterlenningen gehandelt haben könnte und in der Tat hat man sehr lange versucht, die Burg in der Nähe von Bodman bzw. Stammheim zu suchen, da der Gefangenentransport von Salomon laut Ekkehard nur einen Tag gedauert habe. Allerdings wurde dabei immer übersehen, dass Ekkehard überhaupt nicht erwähnt, wo genau Salomon von Erchanger und Bertold aufgegriffen wurde. Dass dies in Bodman oder bei der Burg Stammheim passiert sein müsse, ist bisher immer nur stillschweigend vorausgesetzt worden. Es gibt aber überhaupt keinen Grund davon auszugehen, dass die Gefangennahme ebenfalls im Bodenseeraum zu suchen ist, nur, weil dort auch das Streitobjekt lag. Letztlich haben die Forschungen von Bizer und Götz deutlich gezeigt, dass es sich aufgrund der Kombination aus älterer gelber Drehscheibenware, den restlichen Funden des 10.

spätmittelalterlichen Stadt verstreut lagen. Wenn also in einer frühmittelalterlichen Quelle ein bestimmter lateinischer Begriff für die Bezeichnung einer bestimmten Pfalz auftaucht, kann dies bedeuten, dass dem Schreibenden entweder sehr genaue Informationen darüber vorlagen, in welchem Teil einer Pfalzanlage die beschriebene Handlung stattgefunden hat, oder der gewählte Terminus die beschriebene Anlage für ihn am besten repräsentierte. Im Falle Ekkehards würde dies also bedeuten, dass er mit der Diepoldsburg eine starke, pfalzähnliche Befestigungsanlage in Verbindung gebracht hat (unabhängig davon, ob dies der Wahrheit entsprochen hat) und deshalb den Begriff *urbs* dafür am passendsten fand. Zur Terminologie bei Pfalzen allgemein siehe: **GAUERT** Adolf, Zur Struktur und Topographie der Königspfalzen, in: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Bd. 2 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 11/II), Göttingen 1965, S. 1 – 60; **DERS.**, curtis, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Zweite, völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Bd. 5, Berlin/ New York 1984, S. 105 – 112. Eine Zusammenfassung der Terminologie am Beispiel Waiblingen siehe: **LORENZ** Sönke, Waiblingen – Ort der Könige und Kaiser (Gemeinde im Wandel. Bd. 13), Waiblingen 2000, S. 48 – 57. Zum Versuch, die unterschiedliche Terminologie eines Ortes mit dem archäologischen Befund am Beispiel Zürichs in Verbindung zu bringen siehe: **KAISER** Reinhold, Castrum und Pfalz in Zürich. Ein Widerstreit des archäologischen Befundes und der schriftlichen Überlieferung, in: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Vierter Band. Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 11/4), Göttingen 1996, S. 84 – 109. Zur unterschiedlichen Architektur früher Pfalzen siehe: **GREWE** Holger, Archäologie der Architektur, in: Auf den Spuren Karls des Grossen in Ingelheim. Entdeckungen – Deutungen – Wandlungen, Petersberg 2014, S. 31 – 43.

Jahrhunderts und der Namensüberlieferung bei der lang gesuchten *Thietpoldispurch* nur um die Diepoldsburg bei Unterlenningen handeln kann.¹¹¹¹

Zwar mag der Ort inzwischen als gesichert gelten, nicht allerdings der „Rechtsstatus“ der *Thietpoldispurch*. Wie gerade gezeigt, ist es schwierig nachzuweisen, dass es sich bei ihr um eine „Amtsausstattung“ durch den König an den Pfalzgrafen Erchanger gehandelt hat. Möglicherweise könnte sogar das Gegenteil der Fall sein. Die Besitzschwerpunkte Erchangers und seiner Verwandten befand sich nämlich im Raum zwischen der oberen Donau und dem oberen Neckar, und genau in diesem Gebiet liegt auch die *Thietpoldispurch*.¹¹¹² Doch auch hier stellt sich die letztlich müßige Frage nach der Henne und dem Ei. Gehörte die Burg Erchanger, weil sie auf seinem *allod* lag und von einem seiner Vorfahren erbaut wurde¹¹¹³, oder gehörte die Burg dem König, die er Erchanger als Kompensation für Dienst überließ, weil er in dieser Gegend bereits begütert war? Vielleicht gibt es sogar noch eine dritte Möglichkeit, wie es Ekkehards Ausführungen über die Höhenburg Stammheim nahelegen. Wie oben (s. S. 251) gezeigt wurde, war sie laut Ekkehard der Stein des Anstoßes, der zu den folgenschweren Auseinandersetzungen zwischen Erchanger und seinem Bruder Bertold auf der einen Seite sowie Salomon und dem König auf der anderen Seite führte. Hier stellt sich im Gegensatz zur *Thietpoldispurch* gar nicht Frage, ob es sich um eine „Amtsburg“ oder um eine „Privatburg“ gehandelt haben könnte. Aus dem Text geht klar hervor, dass Erchanger und Bertold die Burg auf königlichem Fiskus erbauen ließen. Ob dies aus eigener Initiative oder auf Befehl des Königs geschah, verrät uns Ekkehard allerdings nicht. Entscheidend aber ist, dass die Brüder die Burg als ihr Eigengut betrachtet haben, da sie es vom König erworben hatten.¹¹¹⁴ Konrad hat dies aber offensichtlich anders gesehen, denn aus dem Textkontext kann man schließen, dass er die Burg zusammen mit dem restlichen Besitz des Fiskus Stammheim an das Kloster St. Gallen geschenkt hat. Weshalb Konrad die Burg für sich beanspruchte, geht aus der Überlieferung nicht genau hervor, Ekkehard legt dem König lediglich die etwas nebulösen Worte in den Mund, dass die Brüder die Burg nicht würden besitzen können, ohne den

¹¹¹¹ BIZER, GÖTZ, *Thietpoldispurch*, S. 46. Dort auch eine Zusammenstellung der älteren Lokalisierungsversuche.

¹¹¹² ZOTZ Thomas, *Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen. Sonderband 15)*, Sigmaringen 1974, S. 67f.

¹¹¹³ Der Name *Thietpoldispurch* verdeutlicht ja bereits zu Genüge, dass der Erbauer ein gewisser Diebold gewesen sein muss.

¹¹¹⁴ „*Nam castellum quoddam super Stamhem iam dudum struxerant, quod conquisitionis sue proprietate coram rege sibi vendicabant.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XVI.

Bewohnern (von Stammheim?) zu schaden und dadurch seine Gnade zu verlieren.¹¹¹⁵ Nach der Hinrichtung der beiden Brüder überließ Konrad dann die Burg über Stammheim dem Kloster, um sie zu zerstören.¹¹¹⁶ Ganz offensichtlich gab es also unterschiedliche Auffassungen über die Besitzverhältnisse. Während Erchanger und Bertold diese aber klar benennen (*conquisitio*) und daraus ihren vermeintlichen Anspruch ableiten, ist dies bei König Konrad erstaunlicherweise nicht der Fall. Ob man daraus schließen kann, dass Konrad in diesem Falle im Unrecht war und deshalb keine konkreten Hinweise in Ekkehards Text zu finden sind, da er ja schließlich auf der Seite des Königs stand, ist aber nicht möglich.

3.3.3.1. Das frühmittelalterliche Burgenbauregal

Die Frage der Besitzverhältnisse hängt noch mit einem weiteren Problem zusammen, das an dieser Stelle erörtert werden muss, nämlich demjenigen, ob es ein Befestigungsrecht gegeben hat und worin dieses genau bestanden haben mag. Das Befestigungsrecht ist in der mediävistischen Forschung lange Zeit als eines der wichtigsten königlichen Regalien angesehen worden (und oft ist das auch heute noch der Fall). So war es angeblich Teil der allgemeinen Befehlsgewalt des Herrschers und sollte zur inneren und äußeren Friedenssicherung dienen. Konkret bedeutete dies das Recht, Befestigungen zu erbauen und fremde Befestigungen schleifen zu lassen. Das Befestigungsrecht konnte vom König an andere Personen vergeben werden. Allerdings gehörte das Befestigungsregal offenbar schon sehr früh zu den umstrittensten Rechten überhaupt. Der Adel habe es immer wieder widerrechtlich für sich in Anspruch genommen und erst die Stauer hätten wieder versucht, das Regal stärker an die Königsmacht zu binden. Ab dem Spätmittelalter spielte das Befestigungsrecht im Aufbau der territorialen Landesherrschaften eine immer wichtigere Rolle.¹¹¹⁷ Soweit das Handbuchwissen zu diesem vermeintlich so wichtigen Königsregal. Wenn man aber die mittelalterlichen Quellen zu diesem Thema etwas beherzter betrachtet, wird es schon schwieriger. Zwar gibt es immer wieder Texte, die auf eine vom König gewährte Erlaubnis zum

¹¹¹⁵ „*Castellum, inquit, sine oppidanorum dampno habere nequibitis; quibus si iniuriosi quidem fueritis, mei gratia carebitis.*“, siehe: MGH. SS rer. Ger. 82, XI, XVI.

¹¹¹⁶ „*Rex vero castellum illud odiosum sancto Otmaro, causa mali tanti, tradidit diruendum.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 82, XI, XXI.

¹¹¹⁷ LORENZ Friedrich Beck, Befestigungsrecht, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 1. Aachen bis Geistliche Bank, Berlin ²2008, Sp. 497 – 498.

Burgenbau verweisen¹¹¹⁸, ebenso auch Beispiele, die wiederum davon berichten, dass der König (widerrechtlich erbaute) Burgen hat einreißen lassen¹¹¹⁹, aus den normativen Quellen des Früh- und Hochmittelalters gibt es letztlich aber keinerlei handfeste Hinweise darauf, dass ein solches königliches Regal tatsächlich jemals existiert haben könnte.¹¹²⁰

Eine Quelle, die bei dieser Frage immer wieder herangezogen wird, ist das *Edikt von Pîtres* Karls des Kahlen aus dem Jahr 864.¹¹²¹ Darin findet sich einerseits die Anweisung des Königs an seine Gefolgsleute, beim Neubau von Brücken und Befestigungen sowie deren Bewachung zu helfen¹¹²², andererseits die Aufforderung, alle unrechtmäßig erbauten Befestigungen binnen kürzester Zeit abzureißen.¹¹²³ Doch auch hier gilt es den Entstehungskontext des Edikts zu beachten. Es entstand in einer Zeit, in der das westfränkische Reich unter massiven Überfällen durch die Wikinger zu leiden hatte.¹¹²⁴ Karl der Kahle scheint sich schwer damit getan zu haben, eine wirksame, nachhaltige Verteidigung für sein Land zu organisieren, wie das Beispiel Pîtres selbst zeigt. Die Gemeinde Pîtres (Dep. Eure) liegt in der Normandie auf halbem Weg zwischen Le Havre und Paris. Außerdem wird sie von der Seine, die bei Le Havre ihren Ursprung nimmt und durch Paris fließt, durchquert. Es war also ein strategisch wichtiger Punkt, wenn man die Wikinger daran hindern wollte, über den Fluss weiter ins Landesinnere und nach Paris vorzudringen, wie dies bereits schon einmal 845 der Fall gewesen war. Deshalb wurde in der Pfalz von Pîtres 864 nicht nur eine Reichsversammlung abgehalten, deren

¹¹¹⁸ Z.B. MGH. DD LdK, Nr.9, 58; MGH. DD Arn, Nr. 32; MGH. DD H II, Nr. 259; MGH. DD O II, Nr. 15.

¹¹¹⁹ Z.B. MGH. SS rer. Germ. N.S. 9, V, 24; MGH. DD H IV, Nr. 474.

¹¹²⁰ **EBNER** Herwig, Die Burg in historiographischen Werken des Mittelalters, in: Festschrift Friedrich Hausmann, Graz 1977, S. 126. Zur komplizierten Frage, ob es ein Befestigungsregal gegeben hat und wie dieses umgesetzt worden sein könnte siehe: **PATZE** Hans, Rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung der Burgen in Niedersachsen, in: Burgen Sprachraum, S. 515 – 564; **MAURER** Hans-Martin, Rechtsverhältnisse der hochmittelalterlichen Adelsburg vornehmlich in Südwestdeutschland, in: Burgen Sprachraum, S. 77 – 190; **HINZ**, Donjon, S. 127 – 134; **BOSHOF** Egon, Die Burg in der europäischen Geschichte, in: Ritterburg und Fürstenschloß. Band 1. Geschichte, Regensburg 1998, S. 158 – 164; **KERBER** Dieter, Das Burgenbauregal in: Burgen in Mitteleuropa, S. 66 – 68; **HEINE** Hans Wilhelm, Burg und Recht – Zum Burgenbaurecht im Sachsenspiegel, in: Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, Dresden 2010, S. 56 - 63. Zur Entwicklung des regalienbegriffes siehe: **FRIED** Johannes, Der Regalienbegriff im 11. und 12. Jahrhundert, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 29, Köln/Wien 1973, S. 450 – 528.

¹¹²¹ MGH. Capit.2, Nr. 273.

¹¹²² „*Ut illi, qui in hostem pergere non potuerint, iuxta antiquam et aliarum gentium consuetudinem ad civitates novas et pontes ac transitus paludium operentur et in civitate atque in marca wactas faciant; ad defensionem patriae omnes sine ulla excusatione veniant.*“, siehe: MGH. Capit.2, Nr. 273, S. 321f.

¹¹²³ „*Et volumus et expresse mandamus, ut, quicumque istis temporibus castella et firmitates et haias sine nostro verbo fecerint, Kalendis Augusti omnes tales firmitates disfactas habeant; quia ficini et circummanentes exinde multas depraedationes et impedimenta sustinet. Et qui eas disfacere non voluerint, comites, in quorum comitatibus factae sunt, eas disfaciant.*“, siehe: MGH. Capit.2, Nr. 273, S. 328.

¹¹²⁴ **MÄKELER** Hendrik, Die Wikinger im Frankenreich, in: Die Wikinger, München 2008, S. 227 – 233.

Ergebnisse im besagten Edikt festgehalten wurden, sondern zugleich auch eine Synode.¹¹²⁵ Eine wirksame Verteidigung scheint aber dennoch nicht in Gang gekommen zu sein. Obwohl es wohl vor Ort eine alte Burganlage gegeben hatte, wurde zunächst versucht, eine Brücke über die Seine zu errichten, um die Wikingerschiffe an der Durchfahrt hindern zu können. Doch scheint die Brücke niemals fertiggestellt worden zu sein. Vielleicht lag dies auch daran, dass eine solche Brücke den eigenen Schiffsverkehr ebenfalls zu sehr behindert haben dürfte. Jedenfalls konnten die Wikinger in den Jahren darauf Pîtres ohne Probleme passieren. Später versuchte man dann anscheinend, mehrere Burganlagen zu errichten, ob dieser Plan allerdings gelang, scheint ebenfalls zweifelhaft zu sein.¹¹²⁶ Karl der Kahle befand sich also in einer nicht geringen Gefahrensituation, auf die er ebenso situativ zu reagieren versuchte. Dies wird bei seiner Anweisung über den Burgenneubau deutlich. Zwar beruft er sich dabei auf „alte und anderer Völker Gewohnheiten“ (*antiquam et aliarum gentium consuetudinem*), allerdings geht aus dem Text auch ganz klar hervor, dass es sich dabei sozusagen um einen „Ersatzdienst“ für all diejenigen handelt, die nicht in der Lage seien, dem Heeresaufgebot Folge zu leisten (*Ut illi, qui in hostem pergere non potuerint*). Gerade am Schluss, so scheint es, muss Karl geradezu die Heimatliebe seiner Gefolgsleute herbeibeschwören, um seinen Anweisungen Nachdruck zu verleihen (*ad defensionem patriae omnes sine ulla excusatione veniant*). Die Motivation seiner Anhänger scheint also alles andere als groß gewesen zu sein und auch seine Aufforderung zum Neubau von Verteidigungsanlagen war wohl keinesfalls gängige Praxis.

Dies scheint auch beim zweiten Punkt, dem abreißen nicht genehmigter Wehranlagen, zuzutreffen. Alleine schon der sehr knapp angesetzte Zeitraum zur Umsetzung ist bemerkenswert. Das Edikt wurde am 25. Juni 864 erlassen und bereits am 1. August sollte die Maßnahme umgesetzt sein. Wohlgermerkt im gesamten westfränkischen Reich! Die Begründung zum Abriss dieser Bauwerke ist erstaunlicherweise ein ganz ähnliche, die auch Ekkehard für die Höhenburg bei Stammheim angeführt hat. Von ihnen gingen zahlreiche Raubüberfälle (*depraedationes*) und Hindernisse (*impedimenta*) für die umliegende Bevölkerung aus. Aber auch hier war sich der König offensichtlich im Klaren, dass seine Anweisung nur widerwillig umgesetzt werden würde, deshalb nimmt er direkt die Grafen in

¹¹²⁵ MGH. Conc. 4, Nr. 19.

¹¹²⁶ JÄSCHKE Karl-Ulrich, Burgenbau und Landesverteidigung um 900. Überlegungen zu Beispielen aus Deutschland, Frankreich und England (Vorträge und Forschungen. Sonderband 16), Sigmaringen 1975, S. 33 – 80.

die Pflicht, für die Durchführung in ihren jeweiligen Gebieten zu sorgen (*Et qui eas disfacere non voluerint, comites, in quorum comitatibus factae sunt, eas disfaciant*). Vielleicht stand bei Karl die Sorge im Hintergrund, dass bei einem so kurzfristig anberaumten großen Heereszug und Verteidigungsplan gegen die Wikinger den restlichen Landen nicht mehr genügend wehrfähige Männer zur Verfügung standen, um sich gegen eventuelle Raubzüge, die von solchen „illegalen“ Burganlagen ausgingen, zu schützen. Dies würde zumindest die Schnelligkeit erklären, mit der die Maßnahme umgesetzt werden sollte. Bei einem groß angelegten, bevorstehenden Kriegszug gegen die Wikinger musste im Hinterland Ruhe herrschen. Alles in allem erwecken die Bestimmungen im Edikt von Pîtres den Eindruck, dass wir es hier mit einem kurzfristigen, ja vielleicht sogar kurzsichtigen, durch blinden Aktionismus bestimmten Plan Karls zu tun haben, mit dem er auf eine äußere Bedrohung reagieren wollte, die er nicht richtig einschätzen konnte. Von planmäßigem Handeln, bei dem er sich auf allgemein akzeptierte königliche Regalien gestützt hat, scheint man hier allerdings eher meilenweit entfernt zu sein.

Es gibt noch eine weitere historische Überlieferung, die bei der Frage nach einem möglichen Befestigungsrecht genannt werden muss, und zwar die so genannte „Burgenordnung“ des ostfränkischen Königs Heinrichs I. aus dem Jahr 926. Sie ist eng mit den Ungarneinfällen jener Zeit verknüpft, die bis ins Elsass und Burgund reichten und oben bereits im Zusammenhang der so genannten Ungarnrefugien kurz erwähnt wurden (S. 79 – 83). Es soll nun die Frage im Mittelpunkt stehen, inwieweit der Bau dieser Burganlagen herrschaftlich organisiert gewesen war. Als die „Geißel Gottes“¹¹²⁷, so Thietmar von Merseburg über die Ungarn, im späten 9. und frühen 10. Jahrhundert immer wieder ins ostfränkische Reich einfiel¹¹²⁸, um zu überfallen und zu plündern, standen seine Bewohner diesen Beutezügen zunächst hilflos gegenüber.¹¹²⁹ Die schnellen, kleinen Reitertruppen der Ungarn verzichteten auf einen Tross und konnten sich somit nicht nur äußerst flink von einem Ort zum nächsten durchschlagen, sondern auch

¹¹²⁷ Die Ungarn sind für Thietmar eine Strafe Gottes: „[...] *quia consensu divino hii facinoribus nostris accenduntur in vindictam Die nosque admodum territi fugimus ignavi iniusticia nostri, fitque tunc, ut, qui in prosperis sprevimus timorem Die, merito sustineamus flagellum Domini, ac invocantes Deum non exaudimur, qui offensam placare supernam nullo modo conabamur.*“, siehe: MGH. SS rer. Germ. N.S. 9, II, 7.

¹¹²⁸ So berichtet zum Beispiel die Hildesheimer Annalen: 906. *Ungarii vastaverunt Saxoniam*; 908. *Liudboldus dux cum aliis multis interfectus est ab Ungariis*; 909. *Burghart dux Thuringorum occisus est ab Ungariis*; 910. *Ludowicus rex pugnavit contra Ungarios*; 911. *Ungarii vastaverunt Franciam et Thuringiam*; 915. *Ungarii vastantes omnia, venerunt usque [ad] Fuldam*, siehe: MGH. SS rer. Germ. 8, S. 19f.

¹¹²⁹ Zur Chronologie der Ereignisse siehe: GIESE Wolfgang, Heinrich I. Begründer der ottonischen Herrschaft (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2008, S. 95 – 119; KELLER, ALTHOFF, Gebhard 3, Stuttgart ¹⁰2008, S. 98ff (mit weiterführender Literatur).

große Distanzen überwinden, bevor das *regnum* überhaupt in der Lage war, eine wirksame lokale Verteidigung aufstellen zu können. Ihre gewohnte Taktik, die normalerweise aus Feldschlachten und Belagerungen bestand, war in diesem Falle nutzlos.¹¹³⁰ Für Heinrich I. war die Situation also ähnlich bedrohlich wie die gerade geschilderten Wikingereinfälle für Karl den Kahlen im Westfrankenreich ein gutes halbes Jahrhundert zuvor. Die in den Quellen nur indirekt überlieferte und schwer greifbare, vermeintliche „Burgenordnung“ ist vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig diskutiert worden und fand einen Höhepunkt in der Mythologisierung von Burgen und einer starken Verehrung für den Ostfrankenkönig in der Zeit des Nationalsozialismus, die ihm den zweifelhaften Beinamen „der Burgenbauer“¹¹³¹ einbrachte.¹¹³²

Widukind von Corvey berichtet in seinen *res gestae saxonicae* von einem Feldzug der Ungarn nach Sachsen im Jahr 926.¹¹³³ Dabei seien nicht nur viele Burgen und Klöster niedergebrannt, sondern auch unter der Bevölkerung ein ungeheures Blutbad angerichtet worden. Dem König sei nichts anderes übriggeblieben, als sich in der Pfalz Werla zu verschanzen, da er nur unerfahrene Krieger bei sich hatte. Doch glücklicherweise gelang es, einen Großen der Ungarn gefangenzunehmen. Anstatt ein Lösegeld zu fordern, gelang es Heinrich I., einen neunjährigen Waffenstillstand auszuhandeln.¹¹³⁴ Der König nutze die erkaufte Zeit klug und begann damit,

¹¹³⁰ FREY Christian, Schutzort, Schauplatz, Statussymbol. Burgen als Handlungsorte in den nord- und ostdeutschen Grenzübereichen des früheren Mittelalters (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung. Reihe A: Forschungen, Bd. 17), Braubach 2014, S. 61. Zu Taktik und Kampfweise der Ungarn siehe: BOWLUS R. Charles, Die Schlacht auf dem Lechfeld. Mit einem Vorwort von Stefan Weinfurter, Ostfildern 2012, S. 41 – 74.

¹¹³¹ „War doch Heinrich nicht der ‚Stadtgründer‘ im Sinne der mittelalterlichen Stadt, sondern der Burgenbauer und der – Burgenbesieger.“, siehe: RADIG Werner, Heinrich I. Der Burgenbauer und Reichsgründer, Leipzig 1937, S. 7.

¹¹³² FREY, Schutzort, S. 62. Vor allem die im 19. und frühen 20. Jahrhundert als Autoritäten der Geschichtswissenschaft angesehenen Historiker Wilhelm von Giesebrecht, Georg Waitz und Karl Lambrecht vertraten die Ansicht, Heinrich I. habe das Deutsche Reich gegründet und folgten damit einer allgemein anerkannten These, die bis Ende der 1930er Jahre nie ernsthaft diskutiert worden ist (einmal vom Sybel-Ficker Streit abgesehen). Im Nationalsozialismus war es vor allem Heinrich Himmler, der Heinrich I. zum alleinigen Gründer der Deutschen Nation stilisieren wollte, dessen Werk von seinem Sohn Otto verraten worden sei. Zum tausendsten Todestag Heinrichs I. im Jahr 1936 hielt Himmler in Quedlinburg eine Gedenkrede, in der er ihn unter anderem als „edlen Bauern seines Volkes“, „Führer vor tausend Jahren“ und „Ersten unter Gleichen“ bezeichnete. Himmlers Motivation der Hervorhebung Heinrichs I. als Reichsgründer dürfte nicht zuletzt darin gelegen haben, sein Wirken propagandistisch als parallele politische Entwicklung der damaligen Gegenwart ausschlagen zu können: Kampf gegen Kirche, Frankreich und Slawentum. Zur Heinrichforschung im frühen 19. und 20. Jahrhundert siehe: GIESE, Heinrich I., S. 25ff. Zur Heinrichsverehrung Himmlers siehe: WEGNER Bernd, Hitlers Politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933–1945. Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite, Paderborn ⁶1999, S. 61–62. Zu Himmlers Gedenkrede siehe: HIMMLER Heinrich, Rede des Reichsführers SS im Dom zu Quedlinburg: am 2. Juli 1936, Magdeburg 1936, S. 16f.

¹¹³³ Die vorherrschende Jahreszahl 926 ist allerdings nicht genau gesichert, siehe: KELLER, ALTHOFF, Gebhard 3, S. 131, FN 1.

¹¹³⁴ „Cumque iam civilia bella cessarent, iterum Ungarii a totam Saxoniam percurrentes urbes et oppida incendio tradiderunt et tantam caedem ubique egerunt, ut ultimam depopulationem comminarent. Rex autem

wirksame Verteidigungsmaßnahmen auf den Weg zu bringen. Neben der Sicherung der östlichen Grenze durch die Unterwerfung der dort ansässigen Slawenstämme und deren kurzzeitige Verpflichtung zu Tributzahlungen¹¹³⁵, ging es Heinrich vor allem darum, „die Heimat zu befestigen“¹¹³⁶, Thietmar von Merseburg schrieb sogar, er habe „Burgen zum Heil des Reiches errichtet“¹¹³⁷. Wie er dabei vorging erfahren wir bei Widukind:

*„Et primum quidem ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit, ut ceteris confamiliaribus suis octo habitacula extrueret, frugum omnium tertiam partem exciperet servaretque, caeteri vero octo seminarent et meterent frugesque colligerent nono et suis eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari; in quibus extruendis die noctuque operam dabant, quatinus in pace discerent, quod contra hostes in necessitate facere debuissent. Vilia aut nulla extra urbes fuere moenia.“*¹¹³⁸

Zunächst einmal gilt es festzustellen, dass auch in diesem Falle, ganz ähnlich wie bei der Anordnung Karls des Kahlen, die Baumaßnahmen mit großer Hektik ausgeführt wurden, da es abseits der bereits bestehenden Burgen (*urbs*) so gut wie keine befestigten Gebäude gegeben habe. Doch bereits bei der Frage, welche *urbes* überhaupt berücksichtigt wurden und wie genau der Befehl zustande kam, findet man bei Widukind keine Antwort. Aufgrund dieses Umstandes ist sogar teilweise die Vermutung geäußert worden, Heinrichs Anordnungen hätten sich lediglich auf seine Kerngebiete Sachsen und Franken bezogen, wo er eine starke Handlungsposition innehatte, und die Landesverteidigung eigentlich in den Händen der

erat in presidio urbis quae dicitur Werlaon. Nam rudi adhuc militi et bello publico insueto contra tarn saevam gentem non credebat. Quantam autem stragem fecerint illis diebus aut quanta monasteria succenderint, melius iudicavimus silere quam calamitates nostras verbis quoque iterare. Contigit autem quendam ex principibus Ungariorum capi vinctumque ad regem duci. Ungarii vero ipsum in tantum dilexerunt, ut pro redemptione illius innumera auri et argenti pondera offerrent. Rex autem spernens aurum expostulat pacem, tandemque obtinuit, ut reddito captivo cum aliis muneribus ad novem annos pax firmaretur.“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 60, I, XXXII.

¹¹³⁵ FREY Christian, Die Burgen Heinrichs I. – „urbes ad salutem regni“, in: Die Burg, S. 51.

¹¹³⁶ „[...] munienda patria [...]“, siehe: MGH. SS rer. Germ. 60, I, XXXV.

¹¹³⁷ „[...] urbes ad salutem regni [...] fabricavit.“, siehe: MGH. SS rer. Germ. N.S. 9, I, 18.

¹¹³⁸ MGH. SS rer. Germ. 60, I, XXXV. Natürlich gilt es das Problem der nicht zeitgenössischen, perspektivischen und per se tendenziösen Niederschrift durch Widukind von Corvey zu berücksichtigen. Für die hier zitierte Textstelle gibt es allerdings keinerlei verdächtige Anzeichen, außer, dass eventuell die aufgezählten Maßnahmen Heinrichs erst zu einem späteren Zeitpunkt befohlen wurden. Zur Problematik Widukinds als Chronist siehe: ALTHOFF Gerd, Widukind von Corvey. Kronzeuge und Herausforderung, in: Frühmittelalterliche Studien. Bd. 27, Münster 1993, S. 253–272; BEUMANN Helmut, Widukind von Corvey. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts, Weimar 1950, S. 49f.; GIESE, Heinrich I., S. 11 - 15.

einzelnen Stämme und deren Herzögen gelegen habe.¹¹³⁹ Doch existiert mit den *Miracula sancti Wigberthi*¹¹⁴⁰ eine weitere Quelle, die Informationen über die vermeintliche „Burgenordnung“ Heinrichs enthält und deutlich zeitnaher verfasst wurde.¹¹⁴¹

„Nuper dirae calamitatis flagello super nos paganis concessio, regali consensu regaliumque principum dentis decreto sanctum est et iussum, honestorum virorum feminarumque conventiculis loca privata munitionibus firmis murisque circundari. Quod ut et apud nos ita fieret, ex omni abbatia familia convocata labori cotidiano huic operi instabat peragendo.“¹¹⁴²

Die Zeilen bringen einerseits ein wenig Licht ins Dunkle, führen andererseits aber auch wieder zu weiteren Problemen. Zunächst einmal kann man davon ausgehen, dass es sich hierbei um die gleichen Maßnahmen handelt, die auch bei Widukind beschrieben werden, dies geht aus dem Beginn des ersten Satzes hervor. Auch hier wird von der Hektik berichtet, da die Baumaßnahmen so schnell wie möglich umgesetzt werden mussten. Weiterhin gibt der Mirakelbericht preis, dass der Befestigungsbefehl einem Konsens zwischen König und den Großen zugrunde lag und da er im hessischen Kloster Hersfeld aufgezeichnet wurde, wird ersichtlich, dass Heinrichs Anordnung nicht nur für Sachsen und Franken gegolten haben kann.

Carl Erdmann hat daraus geschlossen, dass ein solcher Befehl nur auf einer Reichsversammlung hätte zustande kommen können. Diese müsse unmittelbar nach den Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Heinrich und den Ungarn stattgefunden haben, da hierfür die Zustimmung der Herzöge notwendig gewesen sei. Aufgrund der Kombination von überlieferten Ungarneinfällen und Reichsversammlungen kommt deshalb nur diejenige von 926 in Worms in Frage.¹¹⁴³ Doch auch bei der Frage, welche Befestigungen überhaupt

¹¹³⁹ Zusammenfassend siehe: **ALTHOFF** Gerd, *Amicitiae und pacta: Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert*, Hannover 1992, S. 71ff.

¹¹⁴⁰ MGH. SS 4, XXIV, V, S. 224 – 228.

¹¹⁴¹ Nämlich spätestens 936, siehe: **ERDMANN** Carl, *Die Burgenordnung Heinrichs I.*, in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters*, Bd. 6, Weimar 1943, S. 59. Die zeitnahe Niederschrift bedeutet allerdings natürlich nicht per se, dass ihr auch damit ein größerer „Wahrheitsgehalt“ innewohnt. Dies hängt von vielen weiteren Faktoren ab, nicht zuletzt davon, wie gut der Schreiber über die niederzuschreibenden Ereignisse informiert war und seine *causa scribendi*.

¹¹⁴² MGH. SS 4, XXV, V, S. 225.

¹¹⁴³ **ERDMANN**, *Burgenordnung*, S. 76 – 78. Insgesamt mögen Erdmanns Überlegungen an dieser Stelle zwar durchaus schlüssig sein, allerdings ist die Übersetzung von *regali consensu regaliumque principum dentis decreto* durchaus problematisch. Erdmann übersetzt: „auf einen Beschluß der Reichsfürsten mit königlicher Zustimmung“ (**EBD.**, S. 77). Dies würde strenggenommen bedeuten, dass der König beim Beschluss außen vorgelassen worden ist und am Ende lediglich seine Zustimmung gegeben hat. Dies mag mit dem in dem in der aktuellen Forschung gerade stark vertretenen Ansatz des konsensualen Rechtsdenkens (s. Anm. 1104 mit Literaturangabe) zwar durchaus vertretbar sein, berücksichtigt aber nicht das *-que* in *regaliumque*, welches

betroffen waren, hilft der Mirakelbericht weiter. Es ist von *loca privata* die Rede, in denen sich ehrbare Männer und Frauen (*honestorum virorum feminarumque*) zu Versammlungen (*conventiculis*) trafen, die es jetzt zu befestigen galt (*munitionibus firmis murisque circumdari*). Nun ist wiederum Erdmann durchaus dahingehend zuzustimmen, dass es sich bei diesen *loca privata* nicht um Klöster gehandelt hat, wie lange Zeit in der Forschung angenommen wurde.¹¹⁴⁴ Was aber seine weiteren Interpretationen betrifft, so sind diese ebenfalls unhaltbar. Erdmann interpretiert die *loca privata* als die altgermanischen Thingstätten, die nun befestigt und zu Volksburgen ausgebaut worden seien.¹¹⁴⁵ Vermutlich mag hier der Zeitgeist der frühen 1940er Jahre eine Rolle gespielt haben. Aber ähnlich wie bei den heidnischen Höhenheiligtümern und den angeblichen kirchlichen Überbauungen (s. S. 189) fällt auch in diesem Fall der historische Nachweis schwer, auch wenn sich das ein oder andere Beispiel (Irminsel/Eresburg; Donareiche/Frizlar) hartnäckig zu halten scheint. Was zusätzlich gegen die Interpretation Erdmanns spricht, ist die Bezeichnung der Plätze selbst. Eine Thingstätte war nicht *loca privata* sondern vielmehr *loca publica*. Somit wird man davon ausgehen müssen, dass mit *loca privata* nichts anderes als grundherrliche Besitzungen gemeint waren, der Ausbau der *urbes* sich also nicht nur auf Königsgut beschränkte.¹¹⁴⁶

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass im Jahr 926 umgehend nach einem mit den Ungarn ausgehandelten Waffenstillstand auf einer Reichsversammlung in Worms ein „Befestigungsprogramm“ der Großen des Reiches beschlossen wurde, welches in großer Eile vorangetrieben wurde. Diese Baumaßnahmen betrafen nicht nur diejenigen *urbes*, die auf Königsgut lagen, sondern vermutlich all jene Orte, die zuvor schon irgendeine Art von Mittelpunktfunktion ausgeübt haben, bzw. sich in der Nähe von zentralörtlichen Siedlungen wie z.B. Klöstern oder Herrnsitzen befanden. Es ist durchaus möglich, dass dabei die Stadtmauer von Worms selbst einen gewissen Einfluss bei der Entscheidung auf der

Erdmann mit *decreto* in Verbindung setzt. Michael Fleck hat deshalb vorgeschlagen, *consensu* mit *regali regaliumque principum* zu verbinden, während *decreto* zu *sancitum est* zu ziehen sei. Somit würde die Übersetzung lauten: in Übereinstimmung von König und Reichsfürsten, durch ein Gesetz verordnet, siehe: FLECK Michael, *Leben und Wundertaten des Heiligen Wigbert* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 67. Kleine Texte mit Übersetzungen 4), Marburg 2010, S. 164 (FN 9). Dadurch ergäbe sich zwar eine erneute Inkonsistenz, da *regali* im Dativ und nicht im Genitiv steht, dies mag aber schlicht und ergreifend durch mangelnde bzw. nichtklassische Lateinkenntnisse des Autors erklärbar sein, zumal man sowieso fragen muss, ob hier das Wort *regali* nicht mit *regis* verwechselt worden ist. Jedenfalls sollte dieser Umstand nicht an der Überlegung rütteln, dass der Satz einen Reichsbeschluss meinte.

¹¹⁴⁴ ERDMANN, *Burgenordnung*, S. 60 – 62.

¹¹⁴⁵ EBD., S. 67 – 76.

¹¹⁴⁶ BÜTTNER Heinrich, *Zur Burgenbauordnung Heinrichs I.*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte*. Bd. 92, Wiesbaden 1956, S. 3.

Reichsversammlung gespielt haben mag, welche die Akteure ja unmittelbar vor Augen gehabt hatten und deren Mauerbauordnung ihnen bekannt gewesen sein dürfte.¹¹⁴⁷ Ebenso wird man aber auch noch das Edikt von Pîtres in Erinnerung gehabt haben, das in die Entscheidungsfindung miteingeflossen sein dürfte.

Genau wie bei diesem, scheint es sich auch bei der so genannten „Burgenordnung“ Heinrichs I. eher um einen „Notfallbeschluss“ in einer krisenhaften Situation gehandelt zu haben als um eine durch königliche Rechte geplantes Ausbauprogramm zur Landesverteidigung. Ein klar umrissenes, von allen anerkanntes Befestigungsrecht scheint auch hier eher unwahrscheinlich. Der situative Charakter dieser Maßnahme zeigt sich dann auch klar im archäologischen Befund. Die Ungarnrefugien, sofern sie überhaupt als solche klassifiziert werden können, geben eben gerade kein einheitliches Bauprogramm wieder. Meist handelte es sich dabei vornehmlich lediglich um – wenn auch höchst effektive – Ausbaumaßnahmen bereits bestehender Anlagen durch Wall – Graben Ergänzungen. Es mag zutreffen, dass man vor allem in Norddeutschland in erster Linie an Burganlagen zu denken hat, die in der Forschung als „sächsischer Rundwall“ bezeichnet werden.¹¹⁴⁸ Aber gerade der Mirakelbericht aus Hersfeld erzählt hingegen von einer Steinmauer, die vermutlich in der Nähe des Klosters errichtet wurde oder zum Kloster selbst gehörte¹¹⁴⁹ und Ekkehard wusste für St. Gallen zu berichten, dass die Mönche einen ungefähr sechs Kilometer entfernten Berg durch eine Wall-Graben-Anlage notdürftig absicherten. Von Heinrich als Burgenbauer oder gar einem Bautyp „Heinrichsburg“ wird man sich endgültig verabschieden müssen. Auch gibt es einige wenige Beispiele, die zeigen, dass bereits vor 926 versucht wurde, der Ungarngefahr durch den Bau von Befestigungsanlagen entgegenzutreten.¹¹⁵⁰ Man könnte daher sagen, Heinrich hat im Zusammenspiel mit den Großen des Reiches aufgrund des erreichten Waffenstillstandes versucht, den bereits punktuell und individuell vorhandenen Abwehrmaßnahmen reichsweite

¹¹⁴⁷ EBD., S. 8.

¹¹⁴⁸ HEINE Hans-Wilhelm, *Frühe Burgen und Pfalzen in Niedersachsen von den Anfängen bis zum Mittelalter*, Hildesheim 1991, S. 38 – 50; JAHNKUHN Herbert, >Heinrichsburgen< und Königspfalzen, in: *Deutsche Königspfalzen*. Bd. 2, Göttingen 1965, S. 61 – 69.

¹¹⁴⁹ Es besteht aber durchaus die Möglichkeit, dass es sich bei der im Text erwähnten Steinmauer um die Klostermauer selbst handelt, die zum Schutze verstärkt werden sollte. Leider sind die Angaben in der *Miracula* (FN 1142) hier nicht eindeutig. Tatsächlich spricht der lateinische Text eher dafür, dass die Klostermauer verstärkt wurde, also keine neue Burg angelegt wurde. Das Kloster hätte demnach als „Fluchtborg“ gedient, siehe: FLECK, *Wundertaten*, S. 165 (FN 12).

¹¹⁵⁰ BEYER Heinrich, *Urkundenbuch zur Geschichte der, jetzt die Preussischen Regierungsbezirke COBLENZ und TRIER bildenden mittelrheinischen Territorien*. Erster Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1169, Coblenz 1860, S. 231, Nr. 167; MGH. DD Arn, Nr. 32; MGH. SS rer. Germ. 7, S. 135.

Geltung zu verschaffen. Ob bzw. inwieweit ihm dies gelungen ist, wird aus den Quellen jedoch nicht ersichtlich. Neben den Baumaßnahmen ist aber noch auf einen weiteren Faktor aus den beiden Berichten zur „Burgenordnung Heinrichs“ hinzuweisen, der über die Nutzung der Anlagen Auskunft gibt.

3.3.3.2. Wer waren die *agrarii milites* bei Widukind von Corvey?

Sicherlich war die Schutzfunktion eine der wichtigsten Aufgabe, die durch die Bestimmung der Wormser Reichsversammlung verabschiedet wurden. Aber sowohl die *miracula* als auch Widukind von Corvey geben übereinstimmend wieder, dass in den Burgen auch Versammlungen aller Art (*conventiculis, concilia, conventus, convivias*) stattfinden bzw. die Anlagen für diesen Zweck überhaupt erst errichtet werden sollten. In Widukinds Bericht stehen die Ausführungen über die Organisation dieser Treffen sogar im Vordergrund: Jeder neunte Mann aus der Gruppe der *agrarii militibus* sollte von nun an seinen Wohnsitz auf den besagten Burgen (*urbes*) nehmen und dort für die übrigen acht (*confamiliares*) Wohnungen (*habitacula*) errichten. Darüber hinaus hatte er dafür Sorge zu tragen, ein Drittel der Ernte (*frugum*), die von der restlichen Bevölkerung an die Burgen geliefert werden musste, vor Ort einzulagern. Man wollte also auf eventuelle Belagerungen vorbereitet sein. Die acht *agrarii milites* wiederum mussten für den neunten, der nun ja nicht mehr zur Verfügung stand, seine landwirtschaftlichen Tätigkeiten mitübernehmen und ihm seinen wirtschaftlichen Ertrag auf die Burg liefern.

Diese Vorgehensweise erinnert stark an eine Bestimmung aus der Heeresreform Karls des Großen von 807/808. Sie besagt, dass Freie mit wenig Landbesitz (weniger als 4 Hufen) sich zusammenschließen sollten, um einem von Ihnen die teure Ausstattung eines Panzerreiters zu finanzieren. Wenn dieser in den Krieg zog, mussten die übrigen seine Äcker mitversorgen.¹¹⁵¹ Um für den Ernstfall gerüstet zu sein sollten laut Widukind auch in Friedenszeiten ab sofort sämtliche Gerichtstage (*concilia*), Versammlungen (*conventus*) und Gastmähler (*convivia*) nur noch in besagten Burgen abgehalten werden. Diese Maßnahme

¹¹⁵¹ MGH. Capit. 1, S. 137. Zum Kriegswesen in der Karolingerzeit siehe: HAACK Christoph, Die Krieger der Karolinger. Kriegsdienste als Prozesse gemeinschaftlicher Organisation um 800 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 115), Berlin/Boston 2020. Dort ist auch die maßgebliche Literatur zum Thema aufgeführt, besonders Timothy Reuter und David Bachrach. Weiterhin zum Thema: WAGNER, Schwerträger.

deckt sich ebenfalls stark mit den Ausführungen der *miracula*, wobei hier weniger präzise nur von Plätzen die Rede ist, auf denen sich „ehrbare Männer und Frauen“ (*honestorum virorum feminarumque*) zu Versammlungen (*conventiculis*) getroffen haben. Weiterhin erfährt man, dass – im Gegensatz zu Widukinds Bericht – in Hersfeld die Klostergemeinde (*abbatia familia*) für die Errichtung der Abwehrranlage zuständig war. Dies ist in diesem Zusammenhang aber leicht dadurch zu erklären, dass es sich bei dem zu sichernden Objekt eben um das Kloster selbst handelte.

In den beiden Quellentexten tauchen mit den *agrarii milites* und den *honesti viri feminaeque* zwei verschiedene Personengruppen auf, die erklärungsbedürftig sind. Dies trifft vor allem auf die *agrarii milites* zu, die laut Widukind eine entscheidende Rolle bei der Nutzung der *urbes* gespielt hatten und hier exemplarisch etwas genauer beleuchtet werden sollen. Wen er damit aber gemeint haben könnte, ist in der Forschung seit jeher stark umstritten und bis heute nicht abschließend geklärt.¹¹⁵² Warum? Da der Begriff *agrarii milites* gewissermaßen singulär in den mittelalterlichen Schriftquellen ist und Widukind ihn nicht näher präzisiert hat.¹¹⁵³ Dementsprechend groß fällt auch das Angebot an unterschiedlichen Interpretationen über ihre Funktion und soziale Einordnung innerhalb der frühmittelalterlichen Gesellschaft aus. Diese reichen von „Ministerialen“¹¹⁵⁴, „abhängige Leute des Königs“¹¹⁵⁵, „gewöhnliche Freie“¹¹⁵⁶, „bäuerliche Krieger unfreien Standes“¹¹⁵⁷, „Reste des altgermanischen

¹¹⁵² Eine erfrischend ehrliche Antwort darauf gab bereits 1883 Nitzsch: „[...] was das heißt, wissen wir nicht [...]“, siehe: NITZSCH Karl Wilhelm, Geschichte des Deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Erster Band. Geschichte des Deutschen Volkes bis zum Ausgang der Ottonen, Leipzig ²1892, S. 328.

¹¹⁵³ Lediglich in der Chronik Roberts von Torigny, Abt des Klosters Mont-Saint-Michel in der Normandie aus dem Jahr 1186 taucht zum Jahr 1159 der Begriff ein weiteres Mal auf. Aus dem Kontext geht hier allerdings klar hervor, dass er unter *agrarii milites* landsässige Ritter oder Adelige versteht, die von König Heinrich II. von England im Gegenzug für eine Geldzahlung vom Kriegszug gegen den Grafen von Toulouse verschont wurden, da er mit besagter Geldzahlung Soldritter anheuern konnte: „*Rex igitur Henricus iturus in expeditionem praedictam et considerans longitudinem et difficultatem viae, nolens vexare agrarios milites nec burgensium nec rusticorum multitudinem sumptis LX solidis Andegavensium in Normannia de feudo uniuscujusque loricae et de reliquis omnibus tam Normannia quam in Anglia sive etiam aliis terris suis secundum hoc, quod ei visum fuit, capitales barones suos cum paucis secum duxit, solidarios vero milites innumeros.*“, siehe: DELISLE Leopold Victor, Chronique de Robert de Torigni, abbé du Mont-Saint-Michel, Rouen 1872/1873, S. 320f.

¹¹⁵⁴ KÖPKE Rudolf, Widukind von Korvei. Ein Beitrag zur Kritik der Geschichtsschreiber des 10. Jahrhunderts, Berlin 1867, S. 94ff.

¹¹⁵⁵ WAITZ Georg, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich I, Leipzig ³1885, S. 92ff. & 231ff.

¹¹⁵⁶ RODENBERG Carl, Die Städtegründungen Heinrichs I., in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Band 17, Innsbruck 1896, S. 161ff.

¹¹⁵⁷ STENGEL Edmund Ernst, Über den Ursprung der Ministerialität, in: Papsttum und Kaisertum. Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. Paul Kehr zum 65. Geburtstag, München 1926, S. 172f.

Volksaufgebotes“¹¹⁵⁸, „die normalen Bewohner der burgenbewehrten *patria*, Bauernkrieger“¹¹⁵⁹ oder „Königsfreie“¹¹⁶⁰. Im Grunde genommen dreht sich die Hauptdiskussion um die Frage, ob wir es bei den *agrarii milites* mit freien Bauern bzw. Kriegen zu tun haben, die aufgrund des Heerbannes zum Kriegsdienst verpflichtet sind, oder abhängige Dienstmannen des Königs bzw. eines anderen Grundherren, die uneingeschränkt über diese verfügen konnten.¹¹⁶¹ Einzig als sicher gilt, dass die *agrarii milites* keine neue Personengruppe darstellten sondern bereits zuvor existierten.¹¹⁶² Die vermutlich umfangreichste und tiefgründigste Untersuchung stammt von Matthias Springer, der das Problem von der philologischen Seite anpackt.¹¹⁶³ Laut Springer übernahm Widukind – wie jeder andere Autor mittellateinischer Schriften – Stilmuster aus ihm bekannten antiken Texten als Lesefrüchte zur Gestaltung des eigenen Werkes. Deshalb überprüft er die Begriffe *agrarius* und *miles* aus Widukinds Chronik nach antiken Vorbildern.¹¹⁶⁴ Das Adjektiv *agrarius* übersetzt er dabei als „ländlich, auf dem flachen Land lebend“ und sieht darin den Kontrast zu denjenigen Menschen (respektive *milites*), die in Burgen, den *urbes* lebten.¹¹⁶⁵ Als antikes Vorbild habe Widukind vermutlich die *Epitoma rei militaris*¹¹⁶⁶ des *Publius Flavius Vegetius Renatus* aus dem 4. oder 5. Jahrhundert gedient, eine Abhandlung über das spätantike Militärwesen, welches im frühen Mittelalter weite Verbreitung gefunden hatte.¹¹⁶⁷ In der Tat sind die Übereinstimmungen zur Widukind Textstelle erstaunlich. Auch *Vegetius* verwendet *agrarius* bzw. *agrariae* im Sinne von Feldlager als Gegenpol zur Stadt (*civitas*), in dem die Soldaten auf die Erfordernisse des Dienstes vorbereitet werden sollen.¹¹⁶⁸ Desgleichen nutzt er *agri* als Bezeichnung für das flache Land, das wiederum im Gegensatz zu *urbs* steht.¹¹⁶⁹ Es

¹¹⁵⁸ SANDER Erich, Die Heeresorganisation Heinrichs I., in: Historisches Jahrbuch. Band 59, München/Freiburg 1939, S. 6.

¹¹⁵⁹ FLECKENSTEIN Josef, Zum Problem der *agrarii milites* bei Widukind von Corvey, in: Beiträge zur Niedersächsischen Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Hans Patze, Hildesheim 1984, S. 29.

¹¹⁶⁰ BAAKEN Gerhard, Königtum, Burgen und Königsfreie. Studien zu ihrer Geschichte in Ostsachsen, in: Königtum, Burgen und Königsfreie / Königsumritt und Huldigung (Vorträge und Forschungen. Band 6), Sigmaringen ²1981, S. 64.

¹¹⁶¹ EBD., S. 17.

¹¹⁶² FLECKENSTEIN, *agrarii milites*, S. 29.

¹¹⁶³ SPRINGER Matthias, *Agrarii milites*, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Band 66, Hannover 1994, 129 – 166.

¹¹⁶⁴ EBD., S. 132 – 134.

¹¹⁶⁵ EBD., S. 141.

¹¹⁶⁶ LANG Carl, *Flavii Vegeti Renati Epitoma rei militaris*, Leipzig ²1885.

¹¹⁶⁷ Christian Frey bezeichnet es sogar als eine Art „[...] *Blaupause für den Bericht Widukinds und die ergriffenen Abwehrmaßnahmen*.“, siehe: FREY, Schutzort, S. 65.

¹¹⁶⁸ „[...] *in agrariis plurimum detinendi sunt proculque habendi a civitatis incelebris [...]*.“, siehe: LANG, *Epitoma*, 1,3.

¹¹⁶⁹ „[...] *utrum de agris aut de urbibus utilior tiro sit, requiramus*.“, siehe: LANG, *Epitoma*, 1,3.

ist durchaus möglich, dass Widukind auf das Werk zurückgreifen konnte, auch wenn das Exemplar in der Corveyer Bibliothek erst für die Zeit nach seinem Tod sicher nachgewiesen ist.¹¹⁷⁰ Vielleicht hat er auch nur Auszüge davon gekannt, nachweislich wurden von *Hrabanus Maurus* 855 oder 856 einige Abschnitte des Werkes zusammengefasst und niedergeschrieben.¹¹⁷¹ *Agrarius* bezeichnet nach Springer also nicht den Bauer, sondern eine Person, die auf dem Land lebt. Die Bezeichnung *miles* taucht in den karolingischen Quellen des 9. Jahrhunderts nur äußerst selten und erst gegen Ende des Jahrhunderts auf, war aber ein Schlüsselwort der Ständegesellschaft in der römischen Republik und dem römischen Kaiserreich. Springer führt aus, dass im Laufe der späten Kaiserzeit und daran anschließend im fränkischen Merowingerreich der Begriff *miles* immer mehr verwässerte und die unpräzise Bedeutung von (kaiserlicher) Beamter übernahm. Die militärische Konnotation verschwand beinahe vollkommen zu dieser Zeit und musste durch die Bezeichnung *militia armata* eigens betont werden. *Miles* bezeichnete in der Merowingerzeit im Gegensatz zum Hochmittelalter also keine elitäre Kriegerklasse, sondern Amtsträger mit niederen Aufgaben. Hierin ist auch der Grund zu sehen, dass die Bezeichnung in der Karolingerzeit so gut wie keine Verwendung mehr gefunden hatte. Erst als die abwertenden Konnotationen, die dem lateinischen Wort *miles* aus den romanischen Vulgärsprachen übergestülpt worden waren, wieder verschwanden, war der Weg frei, den ursprünglichen Sinngehalt – der das kriegerische stärker betont hatte – wieder zu übernehmen.¹¹⁷² Nach der philologischen Untersuchung der beiden Wörter *miles* und *agrarius* kommt Springer zu dem Schluss, dass man die *agrarii milites* nicht als „Bauernkrieger“ übersetzen könnte. Vielmehr meinte Widukind damit „auf dem flachen Land lebende Krieger“, also Personen im gehobenen Dienst, die nicht in den *urbes* wohnten.¹¹⁷³ Weiterhin spricht sich Springer dagegen aus, dass es sich bei den *agrarii milites* um freie Bauern (insofern man diesen Begriff als Gegenstück zum feudalahhängigen Bauern

¹¹⁷⁰ LEHMANN Paul, Corveyer Studien, in: Erforschung des Mittelalters. Bd. 5, Stuttgart 1962, S. 109. Bei der fraglichen Handschrift handelt es sich um das Exemplar, das sich heute in der Bibliotheca Palatina befindet: Sig. Vatican, Pal. Lat. 909, 306r – 359v (http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/bav_pal_lat_909). Zur Diskussion über das Alter der Handschrift und mögliche Vorläufer siehe: REEVE Michael, The transmission of Vegetius's *Epitoma rei militaris*, in: *Aevum. Rassegna di scienze storiche, linguistiche e filologiche*. Vol. 74, 2000, S. 279f.

¹¹⁷¹ SPRINGER Matthias, Vegetius im Mittelalter, in: *Philologus*. Bd. 123, Berlin 1979, S. 86f. Die Zusammenfassung befindet sich in einem Widmungsbrief Hrabans an Lothar II., siehe: MGH. Epp 5, Hrabani, Nr. 57, S. 506. Ein weiteres Exemplar wurde anscheinend kurz vor den Ungarneinfällen 926 in St. Gallen angefertigt, siehe: EUW Anton von, Eine illuminierte St. Galler Handschrift mit Kriegsliteratur. Leiden Perizoni Fol. 17, in: *Die Abtei St. Gallen und Polen*, Krakau 2001, S. 99.

¹¹⁷² SPRINGER, *Agrarii*, S. 146 - 150.

¹¹⁷³ EBD., S. 150.

verstehen will)¹¹⁷⁴ gehandelt hat, da sie von Widukind als *confamiliares* bezeichnet werden. *Confamiliares* bedeutet „zur *familia*“ gehörend. Als *familia* wiederum, so Springer, wird die Gesamtheit der Untertanen einer Grundherrschaft bzw. einer Klostergemeinschaft verstanden.¹¹⁷⁵ Zwar hätte die klösterliche *familiae* durchaus auch Freie umfassen können. Bei Bauern aber sei dies unmöglich gewesen, da ein freier Bauer ja sein eigener Grundherr gewesen wäre und somit kein Angehöriger einer *familia* hätte sein können – „das Mitglied einer *familia* war entweder gar kein Bauer oder kein freier Bauer.“¹¹⁷⁶ Da das Wort *confamiliares* ebenso wie *agrarii* nur höchst selten in den mittellateinischen Quellen zu finden ist, interpretiert Springer es im Sinne von: „ die anderen Mönche/Nonnen; die anderen Klosterleute“.¹¹⁷⁷ Widukind habe beim Verfassen seiner Zeilen, als er das Wort *confamiliares* „kreierte“, die *familia* des Klosters Corvey vor Augen gehabt.¹¹⁷⁸ Am Ende seiner Ausführungen interpretiert Springer die *agrarii milites* also als landsässige, unfreie Personen, die im gehobenen Kriegsdienst tätig waren.¹¹⁷⁹

Seine Überlegungen werden hier deshalb so ausführlich besprochen, da sie sicherlich die fundiertesten zu dieser Thematik darstellen und somit eine gute Grundlage für weitere Interpretationen liefert. Denn bei aller Gründlichkeit, die Springer hierbei an den Tag gelegt hat, gibt es doch einige Punkte in seiner Darstellung, die es zu überdenken gilt: Springer hat sich bei der philologischen Herleitung der Begriffe *agrarii* und *milites* große Mühe gegeben und das Ergebnis spricht für sich, aber leider hat er beim dritten zentralen Wort in diesem Zusammenhang, *confamiliares*, vielleicht etwas vorschnell seine Schlüsse gezogen. Dies mag aber vor allem dem Umstand geschuldet sein, dass das Wort *confamiliares* dem *Thesaurus Linguae Latinae* unbekannt ist und die entsprechende Lieferung des Mittellateinischen Wörterbuches damals noch nicht zur Verfügung stand. Inzwischen ist dieses verfügbar. Das Lemma *confamiliares* wird dort allerdings zuerst als „Genosse“ übersetzt, übrigens auf Grundlage des Widukindbelegs.¹¹⁸⁰ Das gilt auch für weitere einschlägige

¹¹⁷⁴ EBD., S. 165.

¹¹⁷⁵ EBD., S. 135.

¹¹⁷⁶ EBD., S. 136.

¹¹⁷⁷ EBD., S. 137.

¹¹⁷⁸ EBD., S. 137f.

¹¹⁷⁹ EBD., S. 165f.

¹¹⁸⁰ PRINZ Otto u.a., *confamiliares*, in: *Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert*. Bd. II C, München 1999, Sp. 1290.

Nachschlagewerke.¹¹⁸¹ Somit wäre durchaus denkbar, dass Widukind den Zusammenschluss von jeweils neun *agrarii milites* als eine neue, genossenschaftlich organisierte Gruppe wahrgenommen hat, für die er keinen eigenen lateinischen Ausdruck kannte und *confamiliares* hier als *terminus technicus* benutzte.¹¹⁸² Bestärkt wird diese Überlegung durch die Erwähnung der *convivia*, die laut Widukind von nun an auf den Burgen abgehalten werden sollten. Solche Gastmähler sind für das 9. und 10. Jahrhundert nachweisbar und deren gemeinschaftsstiftender Charakter, gerade für gildisch organisierte Gruppierungen, allgemein bekannt.¹¹⁸³ Auch besteht kein Grund, hier eine alternativlose Gegebenheit herbeizureden. Die Zugehörigkeit zu einer genossenschaftlichen Gruppe muss die gleichzeitige Zugehörigkeit einer *familia* nicht ausschließen.¹¹⁸⁴ Dies bedeutet weiterhin, dass man nicht zwangsläufig davon ausgehen muss, bei den *agrarii milites* habe es sich aufgrund der Zugehörigkeit zu einer *familia* um Unfreie gehandelt, zumal Springer selbst einräumt, dass es zumindest in klösterlichen *familiae* auch Freie gegeben hätte.¹¹⁸⁵ Auch Bosl, der grundlegend zur mittelalterlichen *familia* gearbeitet hat, schließt dies nicht aus und unterstreicht ihre Heterogenität, die viele verschiedenen Möglichkeiten zum Aufstieg bot.¹¹⁸⁶ Es stellt sich ganz grundsätzlich die Frage, inwieweit es überhaupt noch sinnvoll ist, hier die Kategorien „Freiheit“ und „Bauer“ als Gradmesser zu verwenden. Zu verworren erscheint der Freiheitsbegriff, seine zeitlichen Veränderungen und unterschiedlichen Abstufungsgrade in den Quellen, weshalb er hier nur bedingt angewendet werden sollte.¹¹⁸⁷ Allerdings ist nach jetzigem Stand der Forschung nur der freie Mann dazu berechtigt gewesen, Waffen zu tragen.¹¹⁸⁸ Der Begriff „Bauer“ als Berufsbezeichnung bzw. Stand entwickelte sich erst im Laufe des Hochmittelalters durch den Wandel der sozialen Verhältnisse heraus, der neben den

¹¹⁸¹ GRÖBEL Friedrich, HABEL Edwin, *confamiliaris*, in: *Mittellateinisches Glossar*, Paderborn u.a. ²1989, Sp. 77;

NIERMEYER Jan Frederik, *confamiliaris*, in: *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*. Vol. I A – L, Leiden ²2002, S. 317.

¹¹⁸² Diese Interpretation ist schon bei Fleckenstein zu finden, siehe: FLECKENSTEIN, *Problem*, S. 33.

¹¹⁸³ ALTHOFF Gerd, *Der frieden-, bündnis-, und gemeinschaftsstiftende Charakter des Mahles im früheren Mittelalter*, in: *Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit*, Sigmaringen ²1990, S. 17f.

¹¹⁸⁴ GIESE, Heinrich I., S. 103.

¹¹⁸⁵ SPRINGER, *Agrarii*, S. 135.

¹¹⁸⁶ BOSL Karl, *Die „familia“ als Grundstruktur der mittelalterlichen Gesellschaft*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*. Bd. 38. Heft 2, München 1975, S. 416.

¹¹⁸⁷ Sie hierzu die Zusammenfassung bei Hofbauer: HOFBAUER Martin, *Vom Krieger zum Ritter. Die Professionalisierung der bewaffneten Kämpfer im Mittelalter* (Einzelschriften zur Militärgeschichte. Bd. 48), Freiburg i. Br. u.a., 2015, S. 45 – 50.

¹¹⁸⁸ EBD., S. 42 – 98.

Klerus und den Ritter rückte und nach und nach in seinen alten Rechten eingeschränkt wurde.¹¹⁸⁹

Zum Schluss soll es noch erlaubt sein, den vielfältigen Interpretationen, die im Zusammenhang der *agrarii milites* bereits zu Papier gebracht wurden, noch eine weitere hinzuzufügen. Zunächst einmal gilt es festzuhalten, dass die von Widukind genannten Personen klar als *milites* bezeichnet und lediglich durch das Adjektiv *agrarius* näher spezifiziert werden. Der *miles*, was auch immer sich genau dahinter verbergen mag – ein einfacher Krieger, Reiterkrieger, oder Amtsträger – charakterisiert also die Stellung der gemeinten Personen und somit kann es sich bei Ihnen nicht um gewöhnliche Bauern handeln, völlig egal ob frei oder unfrei. Hätte Widukind „Bauern“ vor Augen gehabt, hätte er den lateinischen Ausdruck für Bauer als Substantiv und das lateinische Wort für kämpferisch/wehrhaft als Adjektiv gewählt. Es muss sich also um Menschen gehandelt haben, die zwar von der Landwirtschaft gelebt, bzw. in den landwirtschaftlichen Kreislauf eingebunden gewesen sind – denn dies wird durch das Adjektiv *agrarius* und Widukinds Ausführung signalisiert – sich aber vom gewöhnlichen Bewohner der Siedlungen abgehoben haben. Vielleicht handelt es sich bei ihnen um die Herren bzw. deren Stellvertreter eines Fronhofverbandes. Denn eines ist klar. Die *agrarii milites* haben mit Sicherheit nicht selbst den Acker bestellt, genauso wenig wie der eine auserwählte *agrarius miles* alleine Tag und Nacht die Behausungen für die restlichen acht in den *urbes* gezimmert haben dürfte. Sie waren Aufsichtspersonen, die Untergebene für sich arbeiten ließen. Man kann es sich eventuell so vorstellen, dass ein „Ortsherr“ von all denjenigen ländlichen Siedlungen, die innerhalb eines sinnvollen Radius um eine bereits bestehende (oder nun neu angelegte) *urbs* lagen, auserwählt wurde, um diese für den Ernstfall auszubauen und für eine Belagerung auszurüsten. Die anderen „Ortsherren“ übernahmen für ihn die Aufsicht seines Fronhofverbandes und schickten die Erträge zu ihm auf die Burg. Im Falle eines Angriffes konnten dann alle Bewohner der besagten Fronhofverbände in die nun abgesicherte Burg fliehen. Möglicherweise zogen die restlichen „Ortsherren“ gar nicht mit in die Burg, sondern mussten als *miles* zum Heer dazustoßen. Allzu wörtlich sollte man dabei Widukinds Zahl von jeweils neun *agrarii milites*, in diesem Falle also neun Fronhofverbände, übrigens nicht nehmen. Man kann Springer in seiner Ausführung folgen, dass es sich hier um

¹¹⁸⁹ KORTÜM Hans-Henning, Menschen und Mentalitäten. Einführung in Vorstellungswelten des Mittelalters, Berlin 1996, S. 162f.

eine symbolische heilige Zahl handelt¹¹⁹⁰ oder einfach als Platzhalter für eine vor Ort jeweils sinnvolle Anzahl fungierte. Wie auch immer genau die Realität aussah, zumindest eines wird bei Widukind deutlich: Der durch König Heinrich zum dauerhaften „Burgbewohner“ bestimmte *agrarius miles* nahm von nun an eine Sonderstellung ein, welche ihn auch über diejenigen restlichen acht erhob, die seine Aufgaben mitzuerledigen hatten. Er hatte ab sofort eine zentrale verwaltende Position inne, mit der eine gewisse Verantwortung für sein direktes Umfeld verbunden war.

Gleichzeitig wurde auch die Zentralität der *urbes* gestärkt¹¹⁹¹, indem ihre Wehrhaftigkeit und Unterbringungsmöglichkeiten erhöht wurden, sie zukünftig als Lebensmittelspeicher für das Umland dienten und darüber hinaus zum neuen Mittelpunkt der Begegnung, Kommunikation und Rechtsprechung wurden.

Zum Schluss bleibt die Frage, inwieweit sich die von Widukind beschriebenen Maßnahmen überhaupt entfalten bzw. etablieren konnten. Widukind beschreibt die Norm, was dann tatsächlich in der Praxis passierte, ist bei ihm nicht zu lesen. Immerhin deuten die archäologischen Ausgrabungen darauf hin, dass zumindest die Ausbaumaßnahmen ernst genommen wurden. Ebenso behauptet Widukind, dass die Anordnungen von Erfolg gekrönt waren und ein ungarisches Heer in der Nähe der Steterburg (bei Wolfenbüttel) in die Flucht geschlagen werden konnte.¹¹⁹² Allerdings muss man bedenken, dass die Ungarnegefahr bereits eine gute Generation später mit dem Sieg Ottos des Großen auf dem Lechfeld wieder gebannt war. Inwieweit danach noch weiterhin auf das gerade erst etablierte System von

¹¹⁹⁰ **SPRINGER**, *Agrarii*, S. 164.

¹¹⁹¹ Gerade in Widukinds Werk zeigt sich sehr deutlich, welche herausragende Positionen Burgen in Sachsen im früheren Mittelalter eingenommen haben dürften. Da es dort keinerlei bauliche römische Überreste gegeben hatte, die als gedankliche oder materielle Vorlage hätten dienen können, fehlten auch sämtliche antik-urbanen Einflüsse. Diese mussten von den frühen Burgen mehr oder weniger übernommen werden und bildeten die eigentlichen Herrschaftsmittelpunkte. Dies kommt nicht zuletzt dadurch zum Ausdruck, dass Widukind diese Burgen meist mit dem lateinischen Begriff *urbes* umschreibt, siehe: **FREY**, *Schutzort*, S. 58 – 60.

¹¹⁹² „*Dux autem missus a castris cum parte exercitus, eo die ad vesperam signa movit circa urbem quae dicitur Stedieraburg. Urhani autem videntes hostes et ex itinere et ex pluvia, quae ingens erat, segniores, audacter erumpunt portis, et clamore primum territantes, demum repente in adversarios irruentes, plurimis ex eis caesis, et copiosa equorum multitudine cum aliquibus signis capta, caeteros fugere compulerunt. Urbes quas obvias habuere, illorum fugam animadverentes, armis eos omnibus locis urgebant, et maxima ex eis parte prostrata, ducem ipsum in quendam luti puteum cogentes obpresserunt. Altera autem pars exercitus ad aquilonem versus, et arte cuiusdam Slavi in locum qui dicitur Thrimining deductus, difficultate locorum ac manu circumfusus armatorum periit, timoremque nimium caeteris incussit. Dux autem illius exercitus cum paucis elapsus, comprehenditur, et ad regem deductus, pretio magno redimitur. His auditis, castra hostium omnia turbata, fuga salutem quaesierunt, nec ultra per triginta annos in Saxonia apparuerunt.*“, siehe: MGH. *SS rer. Germ.* 60, II, XIV.

Burgenausbau und ständiger Burgbesatzung zurückgegriffen wurde, ist fraglich, ebenso, was mit den *agrarii milites* geschah. Machten Sie weiter wie bisher und konnten dadurch eventuell kleinere Adelsherrschaften begründen? Oder wurden sie unter die Kontrolle der Grafen gestellt und sanken zu einer Art „Burgmannen“ herab? Diese Frage wird sich vermutlich auch in Zukunft nicht endgültig beantworten lassen. Auch ist nicht bekannt, wie intensiv bzw. welche der Vorgaben aus der „Burgenordnung“ in den anderen Herzogtümern umgesetzt wurden.

Zwischenfazit

Alles in allem spricht wenig dafür, dass ein frühmittelalterliches Burgenbauregal jemals existiert hat, zumindest nicht in Form eines allgemeinen anerkannten und geregelten Gesetzes. Die hierfür immer wieder angeführten Kronzeugen – das Edikt von Pîtres und die „Burgenordnung“ Heinrichs I. – deuten sogar eher das Gegenteil an. Bei beiden Verordnungen ist das individuelle Reagieren auf eine jeweilige Bedrohungssituation, ausgelöst durch fremde Feinde, klar erkennbar und es spricht nichts dafür, dass sie von bleibender Dauer waren. Eines geht aus der Widukindstelle allerdings klar hervor: In Sachsen haben Burgen zentralörtliche Funktionen eingenommen, die durch Heinrichs Maßnahmen noch erweitert wurden. Es ist durchaus möglich, dass dies auch im Herzogtum Schwaben der Fall war. Das Beispiel der *agrarii milites* zeigt darüber hinaus, dass Personen auf Burgen Verwaltungspositionen erreichen konnten, die sie von der Masse der restlichen Bevölkerung abhob. Genau dies gilt es weiterhin zu beachten: Burgen konnten zentralörtliche Funktionen ausüben und wer auf einer solchen Burg saß, konnte ein machtvolles Instrumentarium sein Eigen nennen, das vielleicht sogar dazu geeignet war, seine herrschaftlichen Befugnisse weiter auszubauen. Entscheidend war also weniger die Frage nach dem „Rechtsstatus“ einer Burganlage, sondern vielmehr die Tatsache, wer konkret auf diese zugreifen konnte.

3. 3. 4. Die Thietpoldispurch als zentralörtlicher Mittelpunkt

Der Exkurs zum „Burgenbauregal“ und den *agrarii milites* hat gezeigt, welche zentrale Rolle Burgen in der stürmischen Zeit der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts einnehmen und darüber hinaus vielleicht sogar als Sprungbrett für einen sozialen Aufstieg dienen konnten. Zwar

beschränken sich Widukinds Aussagen auf „seine sächsische“ *patria*, allerdings waren die Umstände in Schwaben denen in Sachsen nicht unähnlich. Auch hier hatte man mit den Ungarneinfällen zu kämpfen und oben wurde bereits auf das erbitterte Ringen um die erneute Herzogswürde hingewiesen. Wenn wir uns also nun wieder der *Thietpoldispurch* zuwenden, wird man mit einiger Berechtigung davon ausgehen können, dass sie für Erchanger und seinen Bruder eine wichtige Stütze ihrer Herrschaft dargestellt hat, auf die sie nur ungern verzichtet haben dürften, auch wenn wir letztlich nicht wissen, inwieweit sie die Burg zu Recht oder Unrecht für sich beanspruchten bzw. wie sie in ihren Besitz gelangten. Herrschaft ist demnach ein wichtiger und nicht zu unterschätzender Faktor, der in Peter Ettels Model der frühmittelalterlichen Zentralorte bisher zuwenig Beachtung gefunden hat und durch archäologische Forschungen auch nur schwer nachzuweisen ist – wie wir bei den Ausführungen zum Runden Berg ebenfalls feststellen konnten. Bei der *Thietpoldispurch* tritt dieser Dank der schriftlichen Überlieferung aber klar hervor. Das gleiche gilt für den Faktor Rechtsprechung, der archäologisch ebenfalls nur sehr schwer nachweisbar sein dürfte, aber durch die Widukind Textstelle in den Bereich des Möglichen rückt und durchaus auch für die *Thietpoldispurch* zutreffen könnte. Es stellt sich nun die Frage, ob darüber hinaus noch weitere Punkte nachweisbar sind, die für eine Klassifizierung der *Thietpoldispurch* als einen frühmittelalterlichen Zentralort nach dem Ettelschen Modell dienen könnten?

3.3.4.1. Die verkehrsgeografische Lage

Zum einen wäre auf die geografische Lage der Burg hinzuweisen, die der des Runden Berges nicht unähnlich ist. Wie dieser liegt sie etwas abseits am Rande des Lenninger- bzw. Lautertales auf einem Sattelbogen. Aus heutiger Sicht scheint es sich dabei um eine zurückgezogene, ja fast verborgene Position zu handeln, für das frühere Mittelalter trifft dies jedoch nicht zu (Abb. 076).

Zwischen den Orten Dettingen und Owen unter Teck kann man alljährlich in den Sommermonaten ein Naturphänomen beobachten, das bereits zu vielen Spekulationen Anlass geboten hat. Dann queren nämlich plötzlich drei dunkle Streifen das Lautertal, die ihren Anfang am Fuße des Teckberges nehmen und in nordwestlicher Richtung bis zum ehemaligen

Elektrizitätswerk südlich von Dettingen verlaufen (Abb. 077).¹¹⁹³ Dabei handelt es sich mitnichten um die Überreste derjenigen Wagenspur, die einstmals durch die hochedle Sybille von der Teck hinterlassen hat, als sie aus Frust über ihre drei missratenen Söhne ihre Höhle unterhalb der Burg Teck auf einem riesigen, von großen Katzen gezogenen Wagen für immer verlassen haben soll.¹¹⁹⁴ Der Hintergrund der sogenannten „Sibyllenspur“ ist weitaus profaner. Es handelt sich hierbei um den Lautertallimes, eine Talsperre aus dem späten 1. oder frühen 2. Jahrhundert n. Chr., der als Bindeglied zwischen dem obergermanischen Neckarlimes und dem rätischen Alblimes fungiert hat (Abb. 078).¹¹⁹⁵ Die Talsperre bestand aus zwei Spitzgräben mit einer Breite von 3,6 m und einer Tiefe von 1,5 m bzw. einer Breite von 2,8 m und einer Tiefe von 1,2 m und einem dahinter liegenden Palisadengraben. Dieser lässt auf eine ehemalige Holz-Erde-Befestigung schließen. Zusätzlich konnte inzwischen hinter der „Sibyllenspur“ ein römisches Kleinkastell von ca. 60 m x 60 m ausfindig gemacht werden. Luftbilder haben gezeigt, dass sich die „Sibyllenspur“ weder in nordwestliche noch in südöstliche Richtung fortgesetzt hat. Verlängert man die Linie aber imaginär, verläuft sie in südöstlicher Richtung am Hohenbohl und nördlich der Teck vorbei auf die Schwäbische Alb, wo sie ziemlich genau auf Donnstetten trifft. In nordwestlicher Richtung trifft die imaginäre Linie auf Köngen.¹¹⁹⁶ Bei beiden Orten handelt es sich um die ehemaligen Römerkastelle *Clarenna*¹¹⁹⁷ bzw. *Grinario*.¹¹⁹⁸ Was hat dies alles aber mit der *Thietpoldispurch* zu tun? Der Limes war immer eng in das römische Straßensystem eingebunden und auch wenn der Lautertallimes sowie der Alblimes nur kurze Zeit bestand gehabt haben, da die Grenze bald darauf weiter nach Norden verschoben worden ist, sind die Straßen weiter genutzt worden.¹¹⁹⁹ Eine solche Straße wird auch zwischen den Römerlagern Köngen und Donnstetten angenommen. Von Donnstetten aus verlief der Fahrweg weiter nach Urspring und war somit

¹¹⁹³ PLANCK Dieter, Dettingen unter Teck (ES), in: Die Römer in Baden-Württemberg. Römerstätten und Museen von Aalen bis Zwiefalten, Stuttgart 2005, S. 61.

¹¹⁹⁴ Diese Sage um die Sibylle von der Teck reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück und hat ihre Wurzeln in der antiken Sibyllengestalt. Selbstverständlich wird die Sage von der Sibylle von der Teck auch heute noch in der Gegend rund um die Burg Teck immer wieder aufgegriffen, siehe: GÖTZ Rolf, Die Sibylle von der Teck. Die Sage und ihre Wurzeln im Sibyllenmythos (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck. Bd. 25), Kirchheim unter Teck 1999.

¹¹⁹⁵ PLANCK Dieter, Ein neuer römischer Limes in Württemberg, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1982, Stuttgart 1983, S. 97f.

¹¹⁹⁶ PLANCK, Dettingen, S. 62f.

¹¹⁹⁷ HEILIGMANN Jörg, Der „Alb-Limes“. Ein Beitrag zur römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 35), Stuttgart 1990, S. 80 – 87.

¹¹⁹⁸ UNZ Christoph, Grinario – das römische Kastell und Dorf in Köngen (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Bd. 8), Stuttgart 1982.

¹¹⁹⁹ HEILIGMANN, „Alb-Limes“, S. 187 – 199.

ein Teil der wichtigen Fernstraße zwischen Mainz und Augsburg. Dabei muss dem Abschnitt bei der „Sibyllenspur“ eine besondere verkehrstechnische Bedeutung zugekommen sein, da dort der Weg auf die Albhöhe aufstieg. Leider ist der exakte Straßenverlauf entlang des Lautertallimes bis heute nicht genau bekannt. Rainer Laskowski hat aufgrund allgemeiner naturräumlicher Beobachtungen und den allgemeinen Ansprüchen, die für römische Fernstraßen gegolten haben auf folgende Wegführung geschlossen: Über Unterboihingen und Lindorf kommend, verlief die Straße südlich der heutigen Altstadt von Kirchheim unter Teck entlang Richtung Nabern und Bissingen. Dort konnte man bequem östlich des Teckberges entlang am Sattelbogen entweder den Abstieg ins Lautertal nehmen, oder direkt über die Raubersteige (und somit an der *Thietpoldispurch* vorbei) die Albhochfläche ersteigen (Abb. 079).¹²⁰⁰

3.3.4.2. Bergbau

Neben dieser günstigen Verkehrslage gilt es einen weiteren Punkt zu beachten, der für die Bedeutsamkeit der *Thietpoldispurch* wichtig gewesen sein könnte: Ihre Lage inmitten einer großen Montanregion des Frühmittelalters. Während viele Bergbaureviere durch die württembergischen Herzöge bis weit in die Frühe Neuzeit hinein gefördert wurden und deshalb in der gegenwärtigen kollektiven Erinnerung und Erforschung deutlich präsenter sind, ist die Region der Mittleren Schwäbischen Alb und ihr Vorland vergessen, da dort die Bergbautätigkeiten bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts eingestellt wurden.¹²⁰¹ Ein Grund für dieses frühe Ende könnten die sich damals veränderten Produktionsbedingungen gewesen sein. Das eisenverarbeitende Gewerbe verlegte sich damals an Flussläufe mit ausreichend Wasserkraft, um Blasebälge und Schmiedehämmer antreiben zu können. Damit steigerte sich auch der Materialumsatz. Die Erzvorkommen waren im Bereich der Mittleren Schwäbischen Alb bzw. ihrem Vorland für solche neuen Produktionsstätten zu klein. Abbau und Weiterverarbeitung lohnte sich hier also nicht mehr.¹²⁰² Für das Früh- und Hochmittelalter

¹²⁰⁰ LASKOWSKI, Vor- und Frühgeschichte, S. 46f.

¹²⁰¹ GASSMANN Guntram, Eisenerzverhüttung auf der Mittleren Schwäbischen Alb und in ihrem Vorland, in: Geschichte und Biosphäre, S. 35. Zur Entwicklung des Bergbaus in Württemberg siehe: MEYERDIRKS Uwe, Der Bergbau auf Silber und Kupfer in Württemberg von den Anfängen bis um 1700. Grundzüge seiner Entwicklung und Möglichkeiten seiner Erforschung, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, Bd. 70, Stuttgart 2011, S. 193 – 227.

¹²⁰² SPRANDEL Rolf, Das Eisengewerbe im Mittelalter, Stuttgart 1968, S. 221.

trifft dies allerdings nicht zu.¹²⁰³ Im Früh- und Hochmittelalter wurde für die Gewinnung des Eisenerzes immer noch auf den bereits sehr viel älteren Rennofen zurückgegriffen. Bei der Rennfeuerteknik wird der Schmelzpunkt von Eisen (1539° C) nicht erreicht, sondern ein Teil des Eisenerzes in der Ofenkammer im noch festen Zustand zu Eisen reduziert. Dies führt zu einem hohen Schmelzrückstand, der so genannten Schlacke, die damals als Abfallprodukt nicht weiter verwertet wurde, aber trotzdem einen nicht geringen Anteil an Eisen einschloss. Deshalb mussten die damals zu verarbeitenden Erze einen Eisenanteil von mindestens 40% aufweisen, um in einem solchen Rennofen überhaupt verhüttet werden zu können.¹²⁰⁴

Für unser Untersuchungsgebiet lassen sich zwei verschiedene Typen von Erzvorkommen nachweisen. Die Doggererzorkommen im Alpenvorland und die Bohnerzorkommen auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb. Während bei den Bohnerzen auf der Albhochfläche meist ein deutlich höherer Eisenanteil nachgewiesen wurde, belief er sich bei den Doggererzorkommen im Albvorland nur selten an die 40%, oft lag er sogar darunter.¹²⁰⁵ Trotzdem waren es diese Doggererze im Gebiet zwischen Neidlingen und Metzingen¹²⁰⁶, welche im Mittelalter vor Ort abgebaut und verhüttet wurden (Abb. 080), es spricht somit alles dafür, dass damals im Untersuchungsgebiet eine spezielle Rennofentechnik angewendet wurde, die sich auch in den Schlackefunden widerspiegelt.¹²⁰⁷ Dieser spezielle Schlackentyp wurde nach der Keimzelle der frühmittelalterlichen Montanaktivitäten rund um Frickenhausen benannt (Abb. 081).¹²⁰⁸ Der Ort befindet sich lediglich 4 Kilometer Westnordwest von der *Thietpoldispurch* und zumindest das Gebiet südlich des Ortes konnte von der Burg aus vermutlich überblickt werden (Abb. 080). Durch C-14 Datierungen konnte der Beginn des Erzabbaus in Frickenhausen in das 6. Jahrhundert datiert werden und dauerten bis ins 9. Jahrhundert an, also bis in die Zeit, in der auch die *Thietpoldispurch* bereits bestanden

¹²⁰³ Zwischen 1989 und 1998 wurden vom Landesdenkmalamt drei Forschungsprojekte durchgeführt, die sich mit dem Abbau und der Verhüttung von Eisenerzen entlang der Schwäbischen Alb beschäftigten. Hierbei wurde auch die früh- und hochmittelalterliche Periode untersucht, siehe: **KEMPA** Martin, Archäologische Untersuchungen an früh- und hochmittelalterlichen Verhüttungsplätzen, in: Abbau und Verhüttung von Eisenerzen im Vorland der Mittleren Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 86), Stuttgart 2003, S. 9 – 115.

¹²⁰⁴ **SZŐKE** László, Schlackenhalde und Schürfruben im Braunen Jura zwischen Reutlingen und Weilheim an der Teck, in: Fundberichte Baden-Württemberg. Bd. 15, Stuttgart 1990, S. 374 – 378.

¹²⁰⁵ **YALÇIN** Ünsal, **HAUPTMANN** Andreas, Zur Archäometallurgie des Eisens auf der Schwäbischen Alb, in: Beiträge zur Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 55), Stuttgart 1995, S. 296 – 298.

¹²⁰⁶ Siehe hierzu auch die Kartierung bei: **SZŐKE**, Schlackenhalde. Inzwischen konnte durch Felduntersuchungen dieses Gebiet südlich bis nach Mössingen ausgeweitet werden, siehe: **GASSMANN**, Eisenerzverhüttung, S. 51.

¹²⁰⁷ **YALÇIN**, **HAUPTMANN**, Archäometallurgie, S. 274 – 281.

¹²⁰⁸ **KEMPA**, Archäologische Untersuchungen, S. 22 – 49.

haben dürfte. Die zahlreichen Erzschürfgruben, die systematisch als Felder rings um die ältesten Ofenplätze angelegt wurden, könnten darauf hinweisen, dass der Abbau des Erzes und seine Weiterverarbeitung bereits von Beginn an kontrolliert und organisiert worden ist.¹²⁰⁹ Wie stark der Bergbau alleine die Gegend zwischen Neidlingen und Metzingen geprägt hat, verdeutlichen die riesige Anzahl an bisher gefundenen und dokumentierten Schürfgruben, die in die Tausende gehen dürften, dazu kommen noch mehr als 180 Produktionsstätten.¹²¹⁰ Nach einem Hiatus im 10. Jahrhundert folgt eine hochmittelalterliche Produktionsphase vom 11. bis ins 13. Jahrhundert, die räumlich sogar noch über die frühmittelalterlichen Abbaugebiete hinausreichte und im Bereich der Mittleren Schwäbischen Alb eine gewisse Konzentration im Gebiet zwischen Beuren und Reutlingen-Ohmenhausen aufwies.¹²¹¹ Alleine schon die hohe Anzahl an bisher gefundenen Schürfgruben verdeutlicht die Bedeutung, die der Erzabbau in jener Region im Frühmittelalter eingenommen haben dürfte. Leider fehlen uns aber sämtliche Hinweise darüber, ob die *Thietpoldispurch* an dieser Erzausbeutung unmittelbar beteiligt gewesen ist. Ein Ofen wurde bei den Untersuchungen auf der Burg nicht gefunden (allerdings fehlen archäologische Ausgrabungen), ebenso wenig Hinweise darauf, die mit dem Erzabbau in Verbindung zu bringen wären.

Die Technikgeschichte bzw. die naturwissenschaftliche Komponente des Bergbaus im Vorland der Mittleren Schwäbischen Alb ist inzwischen sehr gut untersucht, bei sozioökonomischen Fragen ist der Forschungsstand allerdings erheblich schlechter. Aber genau solche müssen im Fall der *Thietpoldispurch* gestellt werden, wenn es schon keine naturwissenschaftlichen Hinweise auf Eisenverarbeitung auf der Burg gibt. Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang geradezu aufdrängt, beschäftigt sich mit einer möglichen Kontrollfunktion über das Bergbaurevier, die von der Burg bzw. ihren Besitzern ausgegangen sein könnte. Eine solch vermeintliche Kontrollfunktion nachzuweisen ist allerdings alles andere als einfach. Zwar liegt die Burganlage inmitten des Erzabbaugebietes, allerdings kann von ihr aus nur ein geringer Teil des gesamten Abbaugbietes überblickt werden. Für diese Teile könnte eine Kontrollfunktion immerhin angenommen werden. Die Burg wäre dann weniger ein Symbol der

¹²⁰⁹ Kempa möchte gar eine Kontrolle durch die fränkischen Könige nicht ausschließen, siehe: **EBD.**, S. 37f. Ebenso gut möglich wäre aber auch der ganz banale Grund, Laufwege zwischen Schürfgrube und Rennofen möglichst gering zu halten.

¹²¹⁰ **GASSMANN**, Eisenerzverhüttung, S. 51.

¹²¹¹ **KEMPA**, Archäologische Untersuchungen, S. 49 – 87. In den letzten Jahren sind auch einige bemerkenswerte Funde und Befunde im Reutlinger Stadtbereich gemacht worden, siehe: **GASSMAN** Guntram, Mittelalterliche Eisenerzverhüttung in und um Reutlingen, in: Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstrasse 4, Reutlingen 1999, S. 39 – 44.

Macht, sondern eine Demonstration gegenüber den vielen Schürfern, dass man sie im Blick hatte! Die *Thietpoldispurch* wäre also ein Instrument der herrschaftlichen Überwachung bzw. Kontrolle gewesen.

Damit stellt sich die Frage, von welcher Herrschaft hier die Rede ist bzw. auf welcher Grundlage diese beruhte. Wie bereits beim oben besprochenen Befestigungsrecht folgt auch hier zumeist der Hinweis auf das königliche (Bergbau)-regal. Aber auch hier hat man mit denselben Problemen zu kämpfen. Ein erster schriftlicher Nachweis darüber, dass die Hoheit über den Abbau von Metallen als Regalien angesehen wurde, stammt erst aus dem 12. Jahrhundert. Auf dem berühmten Reichstag von Roncaglia im Jahr 1158 ließ Friedrich Barbarossa erstmals durch professionell ausgebildete Juristen festschreiben, was alles unter die Regalien zu fallen hatte.¹²¹² Neben dem späten Zeitpunkt dieser ersten Erwähnung kommt erschwerend hinzu, dass in den Ronkalischen Gesetzen lediglich von Silber die Rede ist, ein Bergwerkregal also streng genommen nur über diesen Rohstoff bestand.¹²¹³ Barbarossa hat sich also das königliche Vorrecht über Silberbergbau zusichern lassen, aber alleine schon die Frage nach der Art des Rechtes ist umstritten. Beanspruchte er lediglich einen gewissen Zins auf den Ertrag des geschürften Silbers, der ihm qua Königtum zugestanden hätte, oder verlangte er gar den gesamten Boden, unter dem sich das Silber verbarg?¹²¹⁴ Im Laufe der Zeit wurde das Bergbauregal – wie alle anderen Regalien auch – zum Gegenstand rechtlicher Veräußerungsgeschäfte. Sie wurden getauscht, verliehen, verpachtet, verpfändet oder verkauft und sollten sich alsbald als ein wichtiger Pfeiler der neu entstehenden Landesherrschaften herauskristallisieren. Das Bergbauregal wurde letztendlich 1356 in der Goldenen Bulle den Kurfürsten für ihre jeweiligen Gebiete zugestanden.¹²¹⁵

Für das frühe Mittelalter ist das Bergbauregal also uninteressant, aber gibt es darüber hinaus noch weitere Hinweise über die rechtlichen Bestimmungen des Bergbaus jener Zeit? Wenig erstaunen mag die Tatsache, dass die schriftlichen Nachweise darüber äußerst spärlich gesät sind. Eine Auflistung aller Diplome bis zum Jahr 1272, die mit dem Bergbau in Verbindung gebracht werden können, erreicht gerade einmal die Zahl von 56 Stück. Bei 11 weiteren

¹²¹² LÜCK Heiner, Bergrecht, Bergregal, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 527f.

¹²¹³ „*Regalia sunt hec: [...] argentarie [...]*“, siehe: MGH. DD F I, Nr. 237.

¹²¹⁴ HILSCH Peter, Bemerkungen zu Bergbau und Bergregal im 12. Jahrhundert, in: Von Schwaben, S. 41f.

¹²¹⁵ LÜCK, Bergrecht, Sp. 528.

Urkunden handelt es sich um spätere Fälschungen.¹²¹⁶ Bei diesen 56 Urkunden sind die ersten 10 älter als das gerade vorgestellte roncalische Regaliengesetz von 1158 und reichen nicht über das Jahr 1028 zurück.¹²¹⁷ Erschwerend kommt hinzu, dass es sich bei der ersten Urkunde um einen „chronologischen Ausrutscher“ handelt, das zweitälteste Diplom stammt nämlich erst wieder aus dem Jahr 1122, also rund hundert Jahre später. Immerhin scheint diese älteste Urkunde das Bild aus Roncaglia zu bestätigen: Konrad II. schenkt der Bischofskirche zu Basel sein Recht an verschiedenen Silberadern und -gruben im Breisgau.¹²¹⁸ Sowohl die Beschränkung auf Silber als auch ein gewisses königliches Vorrecht kommen hier zum Ausdruck. Wird dieses Bild aber durch die restlichen neun Urkunden bestätigt? In einer Urkunde an das Kloster Siegburg vom 29. März 1122 wird das königliche Vorrecht gar explizit von Heinrich V. genannt.¹²¹⁹ Allerdings ist dort nicht von Silber, sondern von Metallen die Rede (*metalli vel pecunie*), also ein Hinweis darauf, dass das königliche Recht am Bergbau nicht nur auf *argentum* bezogen war. Diese Ausweitung von Silber auf Metalle findet sich noch in zwei weiteren Urkunden¹²²⁰, in einer der beiden werden die Metalle sogar einzeln aufgezählt: Gold, Silber Kupfer, Blei und Zinn.¹²²¹ Was das königliche Vorrecht betrifft, gibt es ebenfalls keine eindeutige Aussage. Entweder wird direkt auf ein königliches Recht verwiesen, oder aber es wird von königlicher Seite gestattet, in bestimmten Regionen oder Plätzen Metalle abzubauen und Münzstätten zu errichten.¹²²² Neben den Diplomen kann man auch noch auf unterschiedliche Verwaltungsschriftstücke wie Zinsverzeichnisse zurückgreifen. Zwar sind auch diese quantitativ äußerst gering, allerdings reichen hier die Beispiele bis in die Karolingerzeit zurück. Auch hier ergibt sich ein ähnliches Bild. Der Abbau von Eisenerz fand zumeist auf bäuerlichen Kleinbetrieben statt, die dem König dafür zinsen mussten. Derlei

¹²¹⁶ HÄGERMANN Dieter, Deutsches Königtum und Bergregal im Spiegel der Urkunden. Eine Dokumentation bis zum Jahre 1272, in: Montanwirtschaft Mitteleuropas vom 12. bis 17. Jahrhundert. Stand, Wege und Aufgaben der Forschung (Montanhistorische Zeitschrift Der Anschnitt. Beiheft 2 = Veröffentlichungen aus dem deutschen Bergbau-Museum Bochum Nr. 30), Bochum 1984, S. 15 – 22.

¹²¹⁷ EBD., S. 14f.

¹²¹⁸ „[...] *venas et fossiones argenti [...] in pago Brisichgouwe [...] nominatis aliisque inibi locis inventas et sitas, quicquid inde nostrum ius attingit, cum omni utilitate, que ullo modo inde provenire queat, ecclesie [...] contulimus et in perpetuum tradidimus.*“, siehe: MGH. DD Ko II, Nr. 133.

¹²¹⁹ „[...] *pro iure regio, quia, quod ad nos attinet [...]*“, siehe: WISPLINGHOFF Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg. Band 1 (948) 1065 – 1399, Siegburg 1964, S. 75f., Nr. 35. Die Edition der Urkunden Heinrichs V. ist bei der MGH immer noch nicht abgeschlossen und existiert lediglich als digitale Vorab-Version: <http://www.mgh.de/ddhv/>.

¹²²⁰ MGH. DD Ko III, Nr. 232; MGH. DD F I, Nr. 106

¹²²¹ Von dieser Urkunde existiert lediglich eine kopiales Überlieferung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und stand wegen einiger seltsamer Formulierungen lange unter Fälschungsverdacht, der vom Bearbeiter der MGH Edition, Friedrich Hausmann, allerdings nicht übernommen wurde, siehe: MGH. DD Ko III, Nr. 232.

¹²²² HÄGERMANN, Bergregal, S. 15.

Vorgänge sind auch in den Zinsbüchern der großen karolingischen Klöster Saint-Remi de Reims, Saint-Germain-des-Prés, sowie den rechtsrheinischen Abteien Lorsch und Fulda festgehalten. Der Bergbau scheint also im Frühmittelalter in den Bereich der Grundherrschaft zu weisen.¹²²³ Aus der *Gesta Dagoberti I. regis Francorum* erfahren wir sogar, dass das aus dem Ort Melle geförderte Blei in den Königshöfen zwischengelagert werden sollte, bis es für seine jeweilige Bestimmung weitertransportiert wurde.¹²²⁴ Somit kann man festhalten, dass der frühe Bergbau rechtlich höchstwahrscheinlich auf der Grundherrschaft fußte und alle Metalle – nicht nur Silber – einschloss. Der Hinweis aus der *Gesta Dagoberti* könnte vielleicht dahingehend interpretiert werden, dass auch die *Thietpoldispurch* als Zwischenlagerstätte für das abgebaute Erz gedient haben könnte. Darüber hinaus wäre auch darüber nachzudenken, ob die *Thietpoldispurch* als „gräfliche Amtsburg“ mit der Verwaltung und Überwachung des Bergbaureviers, welches dann Teil des königlichen Grundbesitzes gewesen sein müsste, beauftragt war.¹²²⁵

¹²²³ ZOTZ Thomas, Schriftquellen zum Bergbau im frühen Mittelalter, in: Montanarchäologie in Europa (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 4), Sigmaringen 1993, S. 183 – 187.

¹²²⁴ „Denique eodem tempore plumbum , quod ei ex metallo censitum in secundo semper anno solvebatur, libras octo millia ad cooperiendam eandem supradictorum beatorum martyrum ecclesiam eo ordine concessit , ut tam per regales quam et per easdem villas, quas ipse antea eidem sancto loco contulerat, in alio semper anno adduceretur et agentibus vel thesaurariis ipsius venerandi monasterii traderetur, quatinus, sicut ipse basilicam eorundem martyrum devotissime tegere videbatur, ita, ipsius intercedentibus, eum omnipotens Deus umbra suarum protegeret alarum . Nam et praeceptum exinde taliter firmare studuit, ut omni post futuro tempore a regibus succedentibus eadem traditio inviolabiliter observata custodiretur.“, siehe: MGH. SS rer. Merov. 2, S. 419.

¹²²⁵ Für das Hochmittelalter scheint sich nur 2 Kilometer nordöstlich mit der Limburg ein solches neues Zentrum etabliert zu haben, nun allerdings in der Hand der Adelsfamilie der Zähringer. Da die Limburg allerdings Teil eines anderen Dissertationsprojektes ist, soll es hier nicht weiterverfolgt werden. Die Limburg nimmt eine exponierte Stellung im Vorland der Schwäbischen Alb ein, von wo aus große Teile des Erzbaureviers überblickt werden konnten. Durch die Untersuchung des Gebietes mit LIDAR-Scans kamen weitere Burgstellen zum Vorschein, die genau an den Stellen platziert wurden, wo das Erzbaurevier von der Limburg nicht eingesehen werden konnte. Allerdings muss man hier doch einschränkend erwähnen, dass Burganlagen durch LIDAR Scans nicht datiert sind und man somit von einer Gleichzeitigkeit der Anlagen lediglich ausgehen kann, es aber keine archäologischen Nachweise darüber gibt. Beim LIDAR Verfahren handelt es sich um eine Erweiterung der Luftbildarchäologie. Anstelle eines herkömmlichen Fotoapparates werden hier mit Laserscannern die Erdoberfläche abgetastet. Der große Vorteil besteht darin, dass später per Computertechnik die oberste Vegetationsschicht aus dem Abbild herausgerechnet werden kann und somit ältere Strukturen – wie zum Beispiel Burganlagen oder Pinggen – die heute im Erdboden stecken, sichtbar gemacht werden können. Zur LIDAR Technik siehe: BOFINGER Jörg, HESSE Ralf, Large area archaeological mapping and prospection using multiple LiDAR visualisation techniques: Challenges, results and implications for archaeological research and heritage management, in: Sensing the Past. Contributions from the ArcLand Conference on Remote Sensing for Archaeology, Bonn 2015, S. 60f. (Online Ausgabe: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/2513/1/SENSING-THE-PAST-Proceedings-online.pdf>). Zum Forschungsprojekt Limburg siehe: BOFINGER Jörg, GASSMANN Guntram, SCHOLZ Anke, Ressourcen der Macht: Bergbau und Burgen am Rand der Schwäbischen Alb, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, Stuttgart 2017, S. 48 – 51.

Zwischenergebnis

Versuchen wir nun, die beiden frühmittelalterlichen Burganlagen Runder Berg und *Thietpoldispurch* – die uns aufgrund ihrer jeweiligen spezifischen und jeweils andersgearteten Quellensituation ganz unterschiedliche Einblicke gewähren - auf das Modell der frühmittelalterlichen Zentralorte von Peter Ettel (siehe S. 90.) zu übertragen. Zur Erinnerung: Die Kriterien, die von Ettel als maßgeblich für eine Zuordnung als Zentralort angegeben werden lauten:

- Herrschaft
- Schutz
- Kult
- Handel und Verkehr
- Handwerk und Gewerbe

Am einfachsten dürfte der Fall beim Kriterium Schutz sein. Bei beiden Anlagen spricht bereits ihre naturräumliche Lage, die durch extrem schmale Zugänge vom Umland gesichert sind für sich. Zusätzlich waren diese Zugänge noch durch Wall-Graben-Anlagen befestigt. Beim Runden Berg gibt es zudem ernsthafte Hinweise auf eine Steinmauer und Turmanlagen. Auch beim Kriterium Herrschaft gibt es wenig Schwierigkeiten. Dank der Schriftquellen kann man davon ausgehen, dass die *Thietpoldispurch* als gräfliche Amtsburg genutzt wurde – zumindest im frühen 10. Jahrhundert und mit der Einschränkung, dass man nur wenig über die konkrete Ausgestaltung des Grafenamtes zum damaligen Zeitpunkt sagen kann. Da uns für den Runden Berg keine Schriftquellen vorliegen, kann hier eine Herrschaftsfunktion nur indirekt angenommen werden. Die große Anzahl an militärischen Gebrauchsgegenständen, Reiterzubehör und nicht zuletzt ein zentrales Gebäude inmitten des Plateaus sprechen aber durchaus dafür. Kult, also in diesem Falle Hinweise auf eine Kirche, kann in beiden Fällen nicht nachgewiesen werden. Die von Ekkehard in seiner St. Galler Klostergeschichte erwähnte Kapelle auf der *Thietpoldispurch* kann getrost ins Reich der Legenden geschoben werden, wie überhaupt seine gesamte Beschreibung der Burganlage deutlich übertrieben dargestellt ist. Die Fragmente der Glasfenster, die auf dem Runden Berg gefunden wurden, sind zwar lange als Hinweis auf eine Kirche interpretiert worden, aber letztlich entbehren derartige Überlegungen jeglicher Grundlage.

Die letzten vier Punkte Handel, Verkehr, Handwerk und Gewerbe sollen zusammen betrachtet werden, da sie eng miteinander verknüpft sind und eine strenge Trennung nicht unbedingt immer sinnvoll ist. Beim Runden Berg können fast alle dieser Kriterien nachgewiesen werden. Die römischen Militärgürtel, die vielen Glasprodukte, aber auch die lokalen keramischen Imitationen zeigen deutlich, dass sowohl Handel als auch Gewerbe auf dem Runden Berg eine wichtige Rolle gespielt haben dürften. Handwerk ist ebenso stark belegt, nicht zuletzt durch einen Schmiedeofen direkt auf dem Plateau und zahlreiche Gussabfälle. Inwieweit der Runden Berg an einem wichtigen Verkehrspunkt gelegen haben könnte, wird gleich noch zu erörtern sein. Bei der *Thietpoldispurch* fällt aufgrund fehlender archäologischer Funde der Nachweis für die letzten vier Kriterien deutlich schwerer. Am sichersten dürfte noch der Punkt Verkehr nachweisbar sein, die Lage der Burg an einer bedeutenden römischen Fernstraße und an einem wichtigen Teilstück des Limes wurden oben erläutert. Handel, Handwerk und Gewerbe hingegen können nur aufgrund der Lage der Burg in einer bedeutenden Montanregion vermutet werden, ohne dass wir genau wissen, inwieweit die *Thietpoldispurch* hier tatsächlich eine zentrale Rolle eingenommen haben könnte.¹²²⁶ Nach Ettels Definition kann der Runden Berg also problemlos als Oberzentrum klassifiziert werden. Je nachdem, wie man die einzelnen Kriterien bei der *Thietpoldispurch* bewerten mag, ist auch hier eine Annahme als Oberzentrum durchaus denkbar, auf jeden Fall haben wir es bei ihr aber mit einem Mittelzentrum zu tun.

3.4. Das historische Umfeld des Runden Berges

Da – wie bereits nun mehrfach erwähnt – keine direkten Schriftquellen auf uns gekommen sind, die uns etwas über den Runden Berg oder seine Bewohner berichten könnten, haben wir zunächst den Umweg über die Diepoldsburg bei Unterlenningen und „ihren Schriftquellen“ genommen, um zu verdeutlichen, inwieweit diese uns bei der Interpretation des historischen Umfeldes und der Einordnung solcher Burganlagen helfen können. Kehren wir also nun wieder

¹²²⁶ Mit der Montanregion und Burg Birkenberg aus dem südlichen Schwarzwald kennen wir ein etwas aussagekräftigeres Beispiel, allerdings aus einer deutlich späteren Zeit (ab dem Ende des 11. Jahrhunderts). Dank intensiver Ausgrabungen und Quellenstudien konnte hier die Burg als Verwaltungssitz für das umliegende Bergbauggebiet immerhin wahrscheinlich gemacht werden, siehe: FRÖHLICH Matthias, Burg und Bergbau im südlichen Schwarzwald. Die Ausgrabungen in der Burg am Birkenberg (Gde. Bollschweil-St. Ulrich) (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 20), Ostfildern 2013. Zusammenfassend: STEUER Heiko, Burg und Bergbau – Herrschaft durch Wirtschaft, in: Burgen im Breisgau, S. 297 – 329.

zum Runden Berg zurück und versuchen, wenn schon nichts Anderes vorhanden ist, wenigstens über die archäologischen Funde und indirekte Schriftquellen, noch etwas mehr über diesen frühmittelalterlichen Zentralort und seine Herrscher in Erfahrung zu bringen.

3.4.1. Alamannische Eliten auf dem Runden Berg

Betrachtet man die ältesten Funde der frühalamannischen Siedlungsphase auf dem Runden Berg (s. S. 237ff.), wird der Einfluss bzw. der enge Kontakt zur Römischen Welt schnell sichtbar. Neben einer nicht geringen Anzahl römischer Importkeramik und –glas sind es vor allem die römischen Militärgürtel, die in großer Zahl bei den Grabungen gefunden wurden. Bei den Bewohnern dieser frühalamannischen Besiedlungsphase ab der Mitte des 4. Jahrhunderts haben wir es also vermutlich mit einem Personenverband zu tun, der dem *Imperium Romanum* als *foederati* gedient hat.¹²²⁷ Dieses Fundspektrum deckt sich mit dem zahlreicher weiterer Höhensiedlungen auf der Schwäbischen Alb und dem westlichen Schwarzwaldrand (Abb. 082; Von West nach Ost: Zähringer Burgberg, Geißkopf, Kügeleskopf, Gelbe Bürg).¹²²⁸ Eine weitere Parallele ist der fast gleichzeitige Entstehungszeitpunkt dieser Siedlungen in der Mitte des 4. Jahrhunderts und ihre Aufgabe rund 100 Jahre später in der Mitte des 5. Jahrhunderts. Somit kann man davon ausgehen, dass es sich bei diesen Höhensiedlungen um einen Teil der römischen Grenzsicherung gehandelt hat, um die strategisch wichtigen Alaufstiege und die Schwarzwaldquerungen militärisch abzusichern.¹²²⁹ Dass die meisten dieser Anlagen in der Mitte des 5. Jahrhunderts nicht mehr weiter genutzt wurden, hat

¹²²⁷ HEATHER Peter, Fourth-Century Foedera and Foederati, in: Kingdoms of the Empire. The Integration of Barbarians in late Antiquity (The Transformation of the Roman World. Vol. 1), Leiden 1997, S. 85 – 97. In den letzten Jahren ist der Begriff *foederati*, zumindest, wenn er auf Grundlage archäologischer Grabfunde vergeben wurde in die Kritik geraten. Dies liegt letztlich an der allgemeinen Kritik gegenüber der archäologischen Methode, aufgrund von Bestattungssitten und Grabbeigaben auf die Ethnizität eines Individuums zu schließen, siehe: BRATHER Sebastian, Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie, in: Germania. Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Band 78, Frankfurt am Main 2000, S. 139 – 171. Gegen die Fundamentalkritik Brathers siehe: BIERBRAUER Volker, Zur ethnischen Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie, in: Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters. Band 8), Wien 2004, S. 45 – 84. Trotz der letztlich berechtigten Kritik Brathers, soll hier am Begriff *foederati* festgehalten werden, da er in diesem Falle nicht ethnologisch verwendet wird, sondern lediglich darauf verweisen soll, dass es einen engen Kontakt zwischen den Bewohnern des Runden Berges und der römischen Welt gegeben hat.

¹²²⁸ HOEPER Michael, STEUER Heiko, Völkerwanderungszeitliche Höhenstationen am Schwarzwaldrand. Eine Zusammenfassung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede, in: Höhensiedlungen, S. 213 – 260.

¹²²⁹ QUAST, Römer, S. 51.

sicherlich auch etwas mit den nun nicht mehr zu gewährleistenden Versorgungsmöglichkeiten aus den römischen linksrheinischen Gebieten zu tun.

Beim Runden Berg handelt es sich hingegen um eine der wenigen Höhensiedlungen, die auch nach der Mitte des 5. Jahrhunderts nicht nur weiterexistierte, sondern bei der es nun sogar zu einer circa 50 Jahre andauernden Blütephase kam. Die baulich wichtigste Veränderung jener Zeit stellt die Doppelpfostenmauer dar (Abb. 064), die vielleicht nicht nur zum Schutz der Bewohner, sondern eventuell auch zur sozialen Abgrenzung einer nun etablierten Elite gegenüber der Restbevölkerung gedient haben könnte. Wieder sind es die Keramikfunde, die uns etwas über die soziale Stellung der Personen auf dem Runden Berg jener Zeit verraten können. Auch in dieser Zeit überwiegt die Drehscheibenware, allerdings handelt es sich bei ihr nun nicht mehr um Importware aus römischen Gebieten oder dem mittleren Donaauraum, sondern um Produkte, die direkt vor Ort hergestellt wurden. Dies konnte in der Zwischenzeit durch mineralogische Analysen deutlich gezeigt werden.¹²³⁰ Neben den Töpfereien, die sich vermutlich im Tal an den Flussläufen befunden haben dürften, könnten nun auch Glasbläser auf oder in der Nähe des Runden Berges angesiedelt worden sein. Darauf deutet zumindest die hohe Zahl der 165 gefundenen Glasscherben hin, die bei den Ausgrabungen zu Tage getreten sind und quasi das gesamte bekannte Formenspektrum der damaligen Zeit abdecken. Weitere Luxusgüter und zahlreiche Fragmente von teils hochwertigen Waffen machen darüber hinaus deutlich, dass auch nach dem Rückzug des *Imperium Romanum* eine Gruppe erfolgreicher Kriegerherren auf dem Runden Berg beheimatet war. Dafür spricht auch die gewaltsame Zerstörung des Runden Berges gegen Ende des 5. Jahrhunderts, denn sie fällt genau in jenen Zeitraum, als die Alamannen von den Franken besiegt und ins fränkische Reich eingegliedert wurden.¹²³¹ Inwieweit wir es bei den damaligen Herren des Runden Berges mit den aus den zeitgenössischen Schriftquellen bekannten *reguli* oder gar *reges* zu tun haben, kann freilich nicht genauer gesagt werden.¹²³² Zu wenig wissen wir über die

¹²³⁰ KASCHAU Bernd, Der Runde Berg bei Urach II. Die Drehscheibenkeramik aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften. Bd. 2), Sigmaringen 1976, S. 66, Tafel 1; BERNHARD Helmut, Importkeramik, in: Der Runde Berg, S. 188 – 191.

¹²³¹ GEUENICH Dieter. Geschichte der Alemannen, Stuttgart/Köln/Berlin 1997, S. 78ff.

¹²³² Ammianus Marcellinus beschreibt in seinen *res gestae* im Zusammenhang mit der Schlacht von Straßburg im Jahr 357 zumindest rudimentär die Gesellschaftsstruktur der Alamannen (zumindest im Kriegsfall): An der Spitze standen demnach mehrere Könige (*reges*) und Kleinkönige (*reguli*), gefolgt von einer adeligen, kriegerischen Elite (*comites, optimates, primates*), die vermutlich zu Pferde kämpften und unterschiedliche Aufgaben und Stellungen wahrnahmen. Das Gros des Heeres bildete das einfache Fußvolk (*plebs, populus*), siehe: DIRLMEIER Camilla, GOTTLIEB Gunther, Quellen zur Geschichte der Alamannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische

Gesellschaftsstruktur jener Menschen, die damals den deutschen Südwesten bewohnt haben und noch weniger wissen wir über ihr Selbstverständnis. So viel lässt sich aus den verstreuten Quellenfragmenten aber immerhin rekonstruieren, nämlich dass wir es mit einer kriegerischen Gesellschaft zu tun haben, die von Anführern geleitet wurden und eine gewisse Gefolgschaft um sich versammeln konnten. Diese Personenverbände haben vermutlich oft die Größe von ein paar Dutzend Personen nicht überschritten, einige sind aber wohl deutlich größer gewesen und waren komplexer strukturiert, so dass die Römer sie als politische Größe im Dekumateland wahrgenommen und mit dem Namen *alamanni* bezeichnet haben.¹²³³

Nach der Eingliederung ins Frankenreich wurde der Runde Berg gut 150 Jahre später, Mitte des 7. Jahrhunderts, neu besiedelt und abermals sprechen die Befunde und Funde dafür, dass es sich bei dieser Siedlung um einen zentralen Ort gehandelt haben muss. Dieser Befund passt sehr gut in den Kontext weiterer Höhengründungen in Südwestdeutschland wie der Heuneburg und dem Goldberg, die zur gleichen Zeit wieder besiedelt wurden und von den Merowingern vermutlich zur „Landesorganisation“ an strategisch wichtigen Punkten genutzt wurden.¹²³⁴ Ob es sich bei dem von den Merowingerkönigen beauftragten Herrscher vor Ort um einen „einheimischen Alamannen“ oder einen „fremden Franken“ gehandelt hat, entzieht sich aber unserer Kenntnis. Dies liegt nicht nur an den fehlenden Schriftquellen zum Runden Berg, sondern stellt ein allgemeines Problem für das Gebiet der Alamannia jener Zeit dar.¹²³⁵

Immerhin helfen uns in diesem Fall die onomastischen Quellen, zumindest einen kleinen Einblick in die herrschaftlichen Strukturen zu erhalten. In erster Linie sind hier die Ortsnamen zu nennen. Diese werden zwar häufig erst im Laufe des 8. Jahrhunderts oder später zum ersten Mal schriftlich fixiert, spiegeln aber ältere, oft ins Frühmittelalter zurückreichende Zustände

Alttertumskunde. Schriften. Bd. 1. Quellen zur Geschichte der Alamannen I), Sigmaringen 1976, S. 45 – 49. Außerdem gilt es in diesem Zusammenhang zu beachten, dass wir hier lediglich den Blick auf eine Gesellschaft durch die fremde römische Brille sehen, „Die Alamannen“ vielleicht also ganz anders strukturiert waren, als dies Marcellinus wahrgenommen hat. Zum Problem der Ethnogenese der Alamannen siehe: **PATZOLD** Steffen, Was ist schwäbisch? Alamannen und Schwaben am Beginn des Mittelalters, in: Was ist schwäbisch? (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte. Band 2), Ostfildern 2016, S. 11 – 31.

¹²³³ **NUBER** Hans Ulrich, Zur Entstehung des Stammes der *Alamanni* aus römischer Sicht, in: Die Franken und die Alemannen bis zur "Schlacht bei Zülpich" (496/97) (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Ergänzungsbände 19), Berlin/New York 1998, S. 368f.

¹²³⁴ **WAMSER** Ludwig, Befestigte Anlagen des frühen bis späten Mittelalters in den Ruinen des Römerkastells Miltenberg-Altstadt, in: Burgen Salierzeit, S. 238f; **KOCH** Ursula, **KOCH** Robert, Die fränkische Expansion ins Main- und Neckargebiet, in: Die Franken – Wegbereiter Europas. Bd. 1, Mainz 1996, S. 282f.

¹²³⁵ **JÄNICHEN** Hans, Alemannen. II. Geschichtliches, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Bd. 1, Berlin/New York 1973, S. 141f.

wider.¹²³⁶ In Südwestdeutschland können die Siedlungsnamen aufgrund ihrer unterschiedlichen Suffixe verschiedenen frühmittelalterlichen Besiedlungsperioden zugeordnet werden. Als älteste Schicht sind hierbei Ortschaften mit den Endungen auf –ingen und –heim anzusehen, deren Gründungen bis ins späte 5. Jahrhundert zurückreichen können. Einer älteren Ausbauperiode sind die Orte mit Endungen auf –hausen, -weiler und –stetten zuzuordnen. Die -hausen Orte entstanden in der Regel zwischen dem 7. und dem 10. Jahrhundert.¹²³⁷

Die frühe Besiedlung des Ermstals reichte von seinem Taleingang bei Metzingen nicht über Dettingen hinaus, –ingen Orte fehlen im Uracher Raum. Ab dem 7. Jahrhundert scheint auch das hintere Ermstal erschlossen worden zu sein. Dafür sprechen neben den ab dieser Zeit einsetzenden Reihengräberfriedhöfen auch eine ganze Reihe von –hausen Orten, die gleichsam einem Kranz um den Runden Berg herum angelegt wurden und teilweise im späteren Mittelalter wieder wüst gefallen sind (Abb. 083). Unmittelbar beim Runden Berg auf der Albhochfläche befand sich Burghausen, das bereits um 1100 an das Kloster Zwiefalten geschenkt wurde¹²³⁸ und vielleicht eine Funktion als Burgweiler eingenommen haben könnte. Südlich und südöstlich von Burghausen befanden sich die Orte Bickelhausen und Egenhausen, die heute allerdings nur noch durch Flurnamen nachzuweisen sind. Weiter östlich im Seeburger Tal lag Mietenhausen, das später noch als Mühle weiterexistierte und schließlich nördlich vom Runden Berg Merzhausen und Eggenhausen, letzterer Ort kann heute ebenfalls nur noch durch die Flurnamen erschlossen werden. Hans Jänichen hat daraus geschlossen, dass es sich bei diesen -hausen Orten um eine planmäßige Gründung der Herren vom Runden Berg im 7. Jahrhundert handeln muss, nicht zuletzt deshalb, da er nahezu identische

¹²³⁶ **GEUENICH** Dieter, Der historische Zeugniswert der Ortsnamen (-typen), in: Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Bd. 13), Ostfildern 2004, S. 63. Geuenich bezieht dort auch kritische Stellung zu der problematischen Verwendung von ethnischen und sozialen Zuschreibungen auf bestimmte Ortsnamenstypen in der Toponomastik.

¹²³⁷ **GEUENICH** Dieter, Zum Zeugniswert der Ortsnamen für die Erforschung der Siedlungsgeschichte des nördlichen Bodenseeraums, in: Herrschaft, Kirche und Bauern im nördlichen Bodenseeraum in karolingischer Zeit (Oberschwaben. Forschungen zu Landschaft, Geschichte und Kultur. Band 5), Stuttgart 2020, S. 93 – 110; **WÄßNER** Manfred, Urach im Mittelalter, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Bd. 18), Bad Urach 2016, S. 70f. Eine Datierung von Siedlungen alleine aufgrund der Ortsnamenendungen ist aufgrund der langen Laufzeit der verschiedenen Suffixe durchaus problematisch. Daher müssen, wo immer möglich, archäologische Erkenntnisse in die Datierung mit einbezogen werden.

¹²³⁸ „Mahtilt de Spizzinberc, soror Werinheri comitis de Frikkingen, ante fores ecclesiae habens sepulturam, dedit VI mansus ad Burchusen, villam scilicet universam.“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 214.

Konstellationen bei Burgfelden, beim Wenzelstein (beide Kreis Balingen) und im Körschtal auf den Fildern nachweisen konnte.¹²³⁹ Ob allerdings die Orte Eg[g]enhausen tatsächlich auf den Rufnamen Egino – den Leitname der späteren Uracher Grafen – zurückzuführen sind und somit einen *missing link* zwischen diesen und den Herren des Runden Berges im 7. Jahrhundert darstellen könnten, ist schwer zu sagen.¹²⁴⁰

Neben den Ortsnamen gibt es aber noch einen weiteren onomastischen Hinweis, der uns über mögliche Verhältnisse im Ermstal zur Zeit der Merowinger Auskunft geben könnte. Die älteste schriftliche Erwähnung des Ermstales stammt aus dem 12. Jahrhundert. Damals wurde es noch als „Swiggerstal“ (*pago Swiggerstal*) bezeichnet.¹²⁴¹ Es ist bereits häufig darüber spekuliert worden, ob es sich bei jenem Swigger um den Herrscher auf dem Runden Berg der Merowingerzeit gehandelt haben könnte, der dann auch für die Gründung der -hausen Orte verantwortlich gewesen wäre, allerdings geben uns keinerlei Schriftquellen darüber Auskunft. Das wir es beim Swiggerstal aber mit einem „Verwaltungsraum“, der weit älter ist als seine erste Erwähnung in den Schriftquellen des 12. Jahrhunderts und nicht nur einer Lagebezeichnung zu tun haben, scheint dagegen klar. Nachweislich zählten die Orte Dettingen, Neuhausen und Metzingen im Ermstal, Riederich, Bempflingen, Altdorf, Neckartailfingen und Mittelstadt an der Erms und am Neckar sowie auf den Fildern Kechelwang, Schlaitdorf, Häslach, Aich und Harthausen zum *pagus* Swiggerstal (Abb. 084).¹²⁴² Zweierlei fällt auf: Zum einen fehlt die Uracher Umgebung, sie wird aber aufgrund ihrer zahlreichen Beziehungen zu Dettingen ebenfalls dazugehört haben.¹²⁴³ Zum anderen reichen die genannten Ortschaften weit über das Ermstal hinaus. Von Metzingen zieht sich der *pagus* Swiggerstal wie ein dünner Schlauch über die Flüsse Erms und Neckar bis auf die Fildern hin. Dies bedeutet, dass das ursprüngliche „Herrschaftsgebilde“ Swiggerstal im Laufe der Zeit über

¹²³⁹ JÄNICHEN Hans, Die Grafen von Urach, in: Alemannisches Jahrbuch 1976/78, Bühl/Baden 1979, S. 3 – 6.

¹²⁴⁰ Lutz Reichardt plädiert für eine Ableitung vom Personennamen Ecko. Allerdings bezieht er sich bei seinen Ausführungen nicht auf die beiden Eg[g]enhausen im Ermstal, sondern auf einen weiteren Ort Eckenhausen (*Ecchenhusa*), wsw von Münsingen gelegen. Der Ort wird lediglich einmal zum Jahr 904 in den Schriftquellen erwähnt, also im Zweifelsfall ca. 150 Jahre später, als die Eg[g]enhausen im Ermstal. Der Rufname Ecko und seine graphischen Varianten sowie der davon abgeleitete Ortsname Eckenhausen weisen alle die Buchstaben k, c oder ch auf, aber nicht den Buchstaben g, wie er uns in Eggenhausen entgegentritt. Es wäre somit also zu überprüfen, ob eine Lautverschiebung von c, k oder ch auf g etymologisch möglich wäre, siehe: REICHARDT Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 102), Stuttgart 1983, S. 41.

¹²⁴¹ „[...] *quod situm est in pago Swiggerstal, in comitatu Egenonis comitis [...]*“, siehe: SCHNEIDER Eugen, Codex Hirsaugiensis, in: Württembergische Geschichtsquellen. Bd. 1, Stuttgart 1887, S. 32 [Fol. 34b]. Onlineausgabe: http://www.mgh-bibliothek.de/etc/zeitschriftenmagazin/WVLG_10_1887.pdf.

¹²⁴² JÄNICHEN, Grafen, S. 3.

¹²⁴³ EBD., S. 3.

das heutige Ermstal hinaus auf seine benachbarten Gebiete ausgedehnt worden ist.¹²⁴⁴ Zu welcher Zeit dies geschehen sein mag, ist allerdings nur schwer zu entscheiden. Da das Swiggerstal im 12. Jahrhundert als *pagus*, also als Gau bezeichnet wird, der in der Grafschaft (*comitatus*) des Egino gelegen war, spricht einiges dafür, dass die räumliche Erweiterung im 7. Jahrhundert im Zuge der Etablierung der fränkischen Grafschaftsverfassung erfolgt sein könnte. Diese scheint sich zumindest teilweise an den (teilweise älteren?) Gauen orientiert zu haben.¹²⁴⁵ Dies würde auch gut zur Wiederbesiedlung des Runden Berges in dieser Zeit passen. Es kann aber sicherlich auch nicht ausgeschlossen werden, dass diese Entwicklungen erst in der Karolingerzeit oder später erfolgten, als die Herrschaftsverhältnisse in Schwaben neu geordnet wurden.

Nördlich an den *pagus* Swiggerstal grenzte der Neckargau (Abb. 084). Dieser reichte von Donnstetten auf der Schwäbischen Alb über das Lauter- und Lindachtal am Neckar entlang bis nach Neckargröningen und ist für die Zeit zwischen 778 und 960 in den Urkunden gut belegt. Folgende Orte waren im Neckargau gelegen: Donnstetten, Nürtingen, Bissingen, Nabern, Neidlingen, Schönbohl, Weilheim unter Teck, Jesingen, Kirchheim unter Teck, Ötlingen, Speck, Sadelerhusen, Köngen, Esslingen, Zazenhausen und Neckargröningen.¹²⁴⁶ Südlich an das Swiggerstal schloss sich der Pfullichgau an (Abb. 084). Dieser wird lediglich einmal im Jahr 937 in einer Urkunde erwähnt¹²⁴⁷ und reichte vermutlich von der Quelle der Echaz bis zur Pfullinger Markung. Weitere geografische Zuteilungen fallen aufgrund der schlechten Quellenlage schwer. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass mit dem namengebenden Pfullingen der zentrale Ort des Gaues angesprochen ist. Weiterhin wird die Wasserscheide zwischen Erms und Echaz als Grenze zwischen Swiggerstal und Pfullichgau angesehen.

¹²⁴⁴ LORENZ Sönke, Frühes und Hohes Mittelalter, in: Bempflingen und Kleinbettlingen. Aus der Geschichte einer Ermstalgemeinde, Stuttgart 1991, S. 16.

¹²⁴⁵ BORGOLTE Michael, Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit (Vorträge und Forschungen. Sonderband 31), Sigmaringen 1984, S. 245. Nach wie vor ist die Frage nach einer möglichen Kontinuität von Gau und Grafschaftsverfassung eines der großen ungelösten Probleme der Frühmittelalterforschung, siehe: HARDT Matthias, Gau, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 1940 – 1945; NONN Ulrich, Vom römischen *pagus* zum germanischen Gau, in: Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“ (Archäologie und Geschichte. Band 21), Ostfildern 2014, S. 287 – 298.

¹²⁴⁶ JÄNICHEN Hans, Der Neckargau und die Pleonungen, in: Zur Geschichte der Alemannen (Wege der Forschung. Bd. C), Darmstadt 1975, S. 289f.

¹²⁴⁷ MGH. DD Ko I / H I / O I, Nr. 8, S. 96, (Zweifel an der Originalität) sowie WUB Band I., Nr. 180, S. 209-210 <http://www.wubonline.de/?wub=284>.

Auch wenn diese Informationen recht spärlich ausfallen, existiert dennoch ein Hinweis darauf, dass der Herr über das Swiggerstal zugleich auch die Rechte über den Pfullichgau ausgeübt haben könnte. Um das Jahr 764 gründete der fränkische Graf Cancor gemeinsam mit seiner Mutter Williswinth am Fluss Weschnitz auf seinem Eigengut das Kloster Lorsch, um durch das Gebetsgedenken der Mönche das Seelenheil für sich und seine Familie zu sichern.¹²⁴⁸ Mit dem Tod Cancors im Jahr 771 wurde Lorsch Karl dem Großen übertragen und dadurch zum Königskloster erhoben.¹²⁴⁹ Das Kloster schien sich schon recht bald nach seiner Gründung beim Adel großer Beliebtheit erfreut zu haben. Dies bezeugt die hohe Anzahl der Schenkungen, die dem Kloster tradiert wurden. Im *Codex Laureshamensis*, ein Güterverzeichnis aus dem 12. Jahrhundert, sind diese Schenkungen auf der Grundlage älterer Vorlagen verzeichnet worden. Er enthält nicht weniger als etwa 3600 Schenkungsurkunden, wovon ein Großteil, nämlich ungefähr 2500 Stück, auf die Zeit vor 800 datiert.¹²⁵⁰ Wenn man nun die geografischen Verteilungen dieser Schenkungen betrachtet, ergibt sich ein interessantes Bild. Die meisten Schenkungen erhielt das Kloster aus dem Wormsgau, dem Lobdengau, dem Kraichgau, dem Speyergau und dem Oberrheingau, allesamt fränkische Gebiete in der unmittelbaren Umgebung von Lorsch. Aber auch aus dem alamannischen Gebiet sind zahlreiche Schenkungen bekannt. Auffälligerweise fehlen diese aber gerade im Swiggerstal und im Pfullichgau, nicht aber in deren unmittelbaren Nachbarschaft (Abb. 085). Aus dem nördlich gelegenen Neckargau sind zahlreiche Schenkungen mit einem Schwerpunkt um die Kirchheimer Gegend bekannt, die sich auf der Schwäbischen Alb in den Orten Donnstetten, Zainingen, Seeburg, Trailfingen und Münsingen fortsetzten. Südlich des Pfullichgaus kam es im Mössinger Raum ebenfalls zu zahlreichen weiteren Güterübertragungen.¹²⁵¹ Es zeigt sich also, dass sich die Schenkungen wie ein Kranz um das Swiggerstal und den Pfullichgau legen, lediglich der nordwestliche Teil bleibt ausgespart, was aber daran liegen dürfte, dass sich in dieser Gegend mit dem Schönbuch ein Waldgebiet befindet, dass zu jener Zeit nur äußerst dünn besiedelt gewesen war.¹²⁵² Dieser Zustand legt die Vermutung nahe, dass der Pfullichgau und das Swiggerstal im 8. Jahrhundert von ein und derselben Person kontrolliert worden sein könnte, dessen Herrschaftszentrum sich vielleicht

¹²⁴⁸ SCHOLZ Sebastian, Lorsch, in: *Germania Benedictina*. Bd. 7, München 2004, S. 769.

¹²⁴⁹ EBD., S. 771.

¹²⁵⁰ EBD., S. 798 – 800.

¹²⁵¹ Siehe hierzu die Karte bei: GLÖCKNER Karl, *Codex Laureshamensis*. Bd. 3. Kopialbuch, II. Teil (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen), Darmstadt 1936, S. 374 (Karte II).

¹²⁵² LORENZ Sönke, *Der Reichswald Schönbuch und die Pfalzgrafen von Tübingen*, in: *Der Schönbuch. Mensch und Wald in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen 1999, S. 47f.

auf dem Runden Berg befunden hatte. Ob das Ausbleiben der Schenkungen an das Kloster Lorsch nun darauf hindeuten möge, dass der Herrscher des Runden Berges entweder in freundlicher oder in feindlicher Beziehung zu den fränkischen Herrschern gestanden haben mag, kann nur vermutet werden. Die eventuelle Zerstörung der Anlage auf dem Runden Berg in der Mitte des 8. Jahrhunderts muss jedenfalls nicht zwingend mit dem so genannten „Blutgericht zu Cannstatt“ in Verbindung gebracht werden, bei dem angeblich der rebellische alamannische Adel von den Pippiniden auf so grausame Art und Weise dezimiert worden ist.¹²⁵³ Ebenso könnte der Runde Berg auch bei den vorhergehenden Auseinandersetzungen zwischen den karolingischen Hausmeiern während ihrer Usurpation des merowingischen Königums und dem alamannischen Adel in Mitleidenschaft gezogen worden sein.¹²⁵⁴ Was allerdings deutlich wird ist, dass das Ausbleiben der Schenkungen ein Indiz dafür ist, dass den Karolingern der zentrale Zugriff auf das Swiggerstal und den Pfullichgau vorerst verwehrt blieb.¹²⁵⁵

Zusammenfassend lässt sich über die Herrschaftsverhältnisse auf dem Runden Berg seit der Mitte des 7. Jahrhunderts sagen, dass wir es vermutlich mit adeligen Personen zu tun haben, die von den merowingischen Königen damit beauftragt waren, das Gebiet um den Runden Berg zu verwalten und zu kontrollieren. Bei diesem Gebiet handelt es sich vermutlich um jenes Gebilde, das uns in späteren Quellen als Swiggerstal und Pfullichgau in Erscheinung tritt. Die -hausen Gründungen im Ermstal verdeutlichen darüber hinaus, wie stark die Herren des Runden Berges der Gegend ihren Stempel aufgedrückt haben. Ihre relative Selbstständigkeit scheint auch dadurch zum Ausdruck zu kommen, dass es der karolingischen Zentralgewalt im 8. Jahrhundert nicht gelungen zu sein scheint, ihren Zugriff auf die beiden Gaue zu intensivieren. Über das weitere Verhältnis der beiden Akteure zueinander können indes nur Vermutungen angestellt werden.

¹²⁵³ Nach wie vor hält sich hartnäckig das Gerücht, dass es im Jahre 746 in Cannstatt zu einem Gerichtstag gekommen sei, bei dem Karlmann an den aufständischen Alamannen ein Exempel statuiert und diese zu tausenden haben umbringen lassen. Dies lässt sich durch die Schriftquellen aber nicht nachweisen. Lediglich einige der Anführer sind wohl mit dem Tode bestraft worden, siehe: **WOLF** Gunther, Das sogenannte „Blutgericht“ von Cannstatt 746, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 44, (1998), S. 1 – 5. Doch selbst wenn sich unter den Aufständischen der „Herr des Runden Berges“ befunden haben sollte und dieser an diesem Tag zu Tode gekommen wäre, ist das noch lange keine Erklärung dafür, weshalb Karlmann auch die Schleifung des Runden Berges hätte anordnen sollen.

¹²⁵⁴ ¹²⁵⁴ **WABNER**, Urach, S. 73 – 76.

¹²⁵⁵ **LORENZ** Sönke, Zur Geschichte des Münsinger Harts, in: Vom Nutzwald zum Truppenübungsplatz: Das Münsinger Hart (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 23; Veröffentlichungen des Alamannischen Instituts. Bd. 65), Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 13.

3.5. Neue Herren im Uracher Raum

Auch über die Bewohner der frühmittelalterlichen Burganlage des Runden Berges legt sich einmal mehr der Mantel des Schweigens, auch hier sind über die Schriftquellen keine direkten Namen auf uns gekommen und man muss vorerst bei denjenigen Feststellungen bleiben, die bereits aufgrund der archäologischen Funde getroffen worden sind. Die steinerne Befestigungsanlage (wie auch immer diese im Detail ausgesehen haben mag), die steinerne Innenbebauung und die hochwertige Ausstattung mit Fensterglas und Kachelofen verdeutlichen die zentralörtliche Funktion, die auch zu dieser Zeit von diesem Ort ausgegangen sein muss. Die Funde von Hufeisen, Steigbügel, Schwertscheiden- sowie Zaumzeugbeschläge weisen darüber hinaus auf kriegerische oder kontrollierende Tätigkeiten hin, man wird also davon ausgehen können, dass der Runde Berg in der Ottonenzeit als Ausgangspunkt unterschiedlichster Operationen im nahen und bestimmt auch weiteren Umfeld genutzt wurde.

Wenn man allerdings der oben erörterten Überlegung über eine gleichzeitige Kontrolle des Swiggerstaes und des Pfullichgaus durch eine Person zustimmen möchte, kann man immerhin mit einem Namen im 10. Jahrhundert aufwarten, der dazu noch recht prominent ausfällt. Es handelt sich dabei um jene Urkunde aus dem Jahr 937, in welcher der Pfullichgau das einzige Mal erwähnt wird:

„[...] cuidam presbytero dilecti comitis nostri Herimanni, nomine Hartberto, in Alemannia, in comitatu eiusdem comitis Herimanni, in pago Pfullichgouue, in loco Hohenouua nominato [...]“¹²⁵⁶

Genau wie bei der ersten Erwähnung des Swiggerstaes in den Schriftquellen ist auch hier von einem Gau (dem Pfullichgau) die Rede, der in der Grafschaft einer bestimmten Person – nämlich des Grafen Hermann liegt. Eine ähnliche Entwicklung ist durchaus denkbar. Auch beim Pfullichgau könnte es sich ursprünglich lediglich um das kleine Tal des Flüsschens Echaz gehandelt haben, das direkt unterhalb des Albtraufes in Honau entspringt und in nordnordwestlicher Richtung nach ca. 23 Kilometer in den Neckar mündet.¹²⁵⁷ Sowohl der Ort Honau, als auch das Flüsschen Echaz werden in besagter Urkunde erwähnt. Am Ende des

¹²⁵⁶ MGH. DD KI / HI / O I, Nr. 8, S. 96, (Zweifel an der Originalität) sowie WUB Band I., Nr. 180, S. 209-210

<http://www.wubonline.de/?wub=284>

¹²⁵⁷ Der Landkreis Reutlingen. Band 1. A. Allgemeiner Teil - B. Gemeindebeschreibungen Bad Urach bis Metzingen, Sigmaringen 1997, S. 880.

Echztales liegt der Ort Pfullingen, der als Eponym für den Pfullinggau Verwendung gefunden hat. Auch dieser Gau könnte im Zuge der Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung räumlich über das Tal hinaus auf das Gebiet der heutigen Reutlinger Gemarkung ausgedehnt worden sein, wo er dann direkt an die Grafschaft Swiggerstal angeschlossen hätte.

Bei dem in der Urkunde erwähnten Grafen Hermann würde es sich somit also auch um diejenige Person handeln, die neben dem Pfullinggau auch die Herrschaft über das Swiggerstal ausübte und vermutlich auch den Runden Berg unter seiner Kontrolle hatte. Somit könnte auch dieser, ähnlich wie die *Thietpoldispurch* zumindest zeitweise als „Amtsburg“ gedient haben¹²⁵⁸, was seinen zentralörtlichen Charakter ein weiteres Mal unterstreichen würde. Bei dem besagten Graf Hermann hat es sich vermutlich um den schwäbischen Herzog Hermann I. gehandelt. Dies mag im ersten Augenblick erstaunen, hätte man doch dann in der Urkunde die Titulatur *dux* und nicht *comes* erwartet, da Hermann zum Zeitpunkt, als die Urkunde ausgestellt wurde, bereits Herzog war. Allerdings ist nachweislich bekannt, dass Hermann als Herzog zusätzlich noch weitere Grafenrechte innegehabt hatte.¹²⁵⁹ Mehr lässt sich aber bereits nicht mehr sagen. Selbst wenn unsere Überlegungen zutreffen würden und Herzog Hermann I. Zugriffsrechte auf den Runden Berg gehabt haben sollte, können wir nicht einmal sagen, wie diese konkret ausgesehen haben mögen und in welcher Intensität sie genutzt worden sind.

¹²⁵⁸ Siehe hierzu oben, Seite 253ff. Dort ist auch die Problematik erörtert, die mit einer solchen möglichen Zuweisung einhergehen.

¹²⁵⁹ So z.B. in Unterrätien, was damals ein Teil des Herzogtums Schwaben war. Zur Begründung, dass es sich bei Hermann tatsächlich um den schwäbischen Herzog handelte und nicht, wie von Decker-Hauff behauptet, um eine andere Person siehe: **SCHWARZ** Wilhelm, Die Ottonen und die Schwaben. Kritische Bemerkungen zum Aufsatz von Decker-Hauff im ZWLG XIV (1955), in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 15, Stuttgart 1956, S. 283f.; **ZOTZ**, Breisgau, S. 104; **MURANO** Vinzenz, Bischof Hartbert von Chur (951 – 971/72) und die Einbindung Churrätien in die ottonische Reichspolitik (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte. Bd. 21), Chur 2009, S. 60f. Zum Grafenamt Herzog Hermanns in Unterrätien siehe: „[...] *in comitatu Herimanni ducis Rehia nuncupato* [...]“, in: MGH. DD KI / HI / O I, Nr. 99, S. 181.

3.5.1. Die Burg Achalm



Wie auch immer die Nutzung des Runden Berges im Laufe der Jahrhunderte ausgesehen haben mag, im frühen 11. Jahrhundert bricht die Besiedlung dort endgültig ab. Das Plateau wurde verlassen und nur noch in ganz geringem Umfang ab und an genutzt, von einer nennenswerten, gar dauerhaften Besiedlung kann aber keinesfalls mehr gesprochen werden. Ungefähr zur selben Zeit entsteht allerdings nicht weit davon entfernt eine weitere Höhenburg, die von nun an eine wichtige Rolle in der Region einnehmen sollte. Bei ihr handelt es sich jedoch nicht – wie man berechtigterweise zuerst vermuten würde – um den Hohenurach, sondern um die Burg Achalm (Abb. 086).

3.5.1.1. Beschreibung der Anlage

Ca. 12 Kilometer westlich des Runden Berges liegt am Rande der Stadt Reutlingen die Burg Achalm. Ebenso wie beim Hohenstaufen (s. S. 139) handelt es sich auch bei ihr um eine Höhenburg, die im Vorfeld der Schwäbischen Alb auf einem rund 180 m hohen Zeugenberg errichtet wurde. In einem jüngst vom Reutlinger Geschichtsverein abgeschlossenen Projekt wurden die Geländespuren der Burganlage noch einmal neu vermessen, um sie mit den bisherigen archäologischen, sowie bauhistorischen Befunden abzugleichen bzw. zu

ergänzen.¹²⁶⁰ Denn auch die Achalm hat das nun schon oft zitierte Schicksal vieler anderer Höhenburgen ereilt und wurde im Verlaufe des 17. Jahrhunderts fast vollständig abgerissen.¹²⁶¹

Die älteste Ansicht der Burganlage aus der Ferne im 6. Band des Städtebuchs von Georg Braun und Franz Hogenberg datiert zwar etwas früher, nämlich in die Zeit zwischen 1572 und 1617, ist aber für eine Analyse der Anlage nur wenig zu gebrauchen, da die Darstellung zu schematisch ausfällt.¹²⁶² Und so ist einmal mehr Martin Crusius unser sicherer Gewährsmann, denn von ihm stammt nicht nur die älteste zeitgenössische Beschreibung des Hohenstaufens, sondern auch die von der Burg Achalm. Am 9. Juli 1587 unternahm er eine Wanderung nach Reutlingen und bestieg dabei auch die Achalm. Natürlich war auch damals sein treuer Begleiter Magister Eusebius Stetter mit von der Partie. Die Schilderung der Anlage mitsamt einer Skizze hat Crusius sowohl in seinem *Diarium* (Abb. 087) als auch in den *Annales suevici* festgehalten. Er beschreibt insgesamt drei Tore, die durch zwei Vorhöfe in die Hauptburg auf dem südlichen Teil des Gipfelplateaus führen. Dort befindet sich fast mittig ein hoher Turm, der lediglich durch einen hoch gelegenen Zugang eines großen Gebäudes westlich davon betreten werden konnte. Im südlichen Teil werden ein weiterer Turm, eine Zisterne und Stallanlagen von ihm beschrieben.¹²⁶³

Die Beschreibung von Crusius ist heute noch zu großen Teilen sicht- und nachvollziehbar (Abb. 088). Bei den beiden Vorhöfen handelt es sich um eine Zwingeranlage am Zugang der Burganlage entlang des Südwesthanges, die in einem Graben (von Crusius als zweiten Vorhof

¹²⁶⁰ MORRISSEY Christoph, Historische Topographie der Achalm, in: Reutlinger Geschichtsblätter. Bd. 53, Reutlingen 2014, S. 10.

¹²⁶¹ EBD., S. 16.

¹²⁶² Civitates Orbis Terrarum Bd. 6: Theatri Praecipuarum totius mundi urbium Liber Sextus, Köln 1617, fol. 16v/17r.

¹²⁶³ „Iul. 9. Reutlingam expatiati sumus: ego, et Compater meus M. Eusebius Stetterus, ac nobilis adolescens Eberhardus a Gemmingen, cum Praeceptore suo M. Andrea Baiero: ut castrum vel arcem Achalmam (illam antiquorum comitum generosorum sedem: de quibus antehac part. 2. Lib. 8. cap. scripsimus) videremus. Ascendimus igitur ex oppido Reutlingensi, in montem praealtum et pulchrum, per 3. quadrantem horae. Ingreßi sumus duabus portis, in primum et secundum vestibulum: ac tandem tertia porta, in magnam et praecipuam castris partem. In cuius quasi medio, alta turris est: in quam ex domo, quae ad dextram prope murum est, per ambulacrum, in alto positum, transivimus. Infra enim iuxta solum, nulla ei turri porta est. Intra turrim vero, è sublimi per foramen, in profundissimum carcerem captivi olim demittebantur. Muri omnium trium partium arcis pervetusti, et admodum alti, sunt. Est et altera turris, in extremo angulo arcis sinistro, in parte scil. Tertia, cuius partis murum circumvivimus superius. Certem fuit magnificum quondam hoc castrum. Hodie, à Wirtembergico Forestario incolitur.“, siehe: CRUSIUS, Annales, S. 815f. Die mittelhochdeutsche Übersetzung bei MOSER, Crusii, S. 365. Zur Skizze im *Diarium* siehe: Universitätsbibliothek Tübingen, Hs. Mh 466, 3, S. 517. Digital: http://idb.ub.uni-tuebingen.de/openside/image/Mh466-3/Mh466-3_529.jp2/full/full/0/default.jpg

beschrieben) mündet, welcher das Plateau in eine nördliche und südliche Hälfte aufteilt. Das erste Tor (untere Tor) befand sich am Beginn des Zwingers am Südwesthang und ist heute noch in Teilen erkennbar. Das zweite Tor (obere Tor) befand sich am Ende des Zwingers, wo dieser in den Graben mündet. Dort ist von dem beschriebenen Tor allerdings heute außer einer etwa 5 m breiten Torlücke nichts mehr zu sehen. Daran schließt sich in nördliche Richtung entlang der Hangkante ein ca. 10 m langes Mauerstück an, welches sich nach einer annähernd 22 m langen Lücke bis zum Ende des Nordplateaus fortsetzt. Südlich der Torlücke zieht sich ebenfalls auf ungefähr 6 m Länge ein Mauerstück an der Hangkante entlang. Bei diesen Mauerresten handelt es sich offensichtlich um die älteste Ringmauer der Burganlage. Da die Zwingermauer keinen alten originären Verbund zur Ringmauer aufweist, muss der Zwinger zu einem späteren Zeitpunkt an die Ringmauer angesetzt worden sein.¹²⁶⁴ Der Graben hat heute noch eine Länge von 25 m und eine Breite von bis zu 20 m und war ursprünglich ganze 3 m tiefer. Es handelte sich demnach ursprünglich um einen Kastengraben, der die Burganlage in zwei Bereiche trennte. Im östlichen Bereich des Grabens befindet sich eine Schuttböschung, die an das nördliche Plateau anschließt und dort auf ein weiteres Stück der ehemaligen Ringmauer stößt. Vermutlich handelt es sich hier um eine ehemalige Quermauer, die das nördliche Plateau zum Graben hin abgeschlossen hat.¹²⁶⁵ Das nördliche Plateau weist heute keine Hinweise auf eine Bebauung mehr auf, allerdings muss das Plateau in jüngerer Zeit planiert worden sein, da es sehr eben ausfällt. Das Plateau umfasst eine Fläche von 0,11 Hektar und liegt etwa 5 m niedriger als sein südliches Pendant. Die heute noch sichtbaren, vor allem an der Ostseite stark ausgeprägten Reste der Ringmauer zeigen, dass diese Hälfte einst komplett von der Mauer eingefasst war.¹²⁶⁶ Das südliche Plateau weist mit einer Fläche von 0,22 Hektar die doppelte Größe auf und auch hier bestand wohl ehemals eine Quermauer zum Graben hin. Auf den Wegen vom Graben hinauf auf das Plateau sind noch einige wenige Steine zu sehen, die eine weitere Mauer vermuten lassen. Dies passt zu Crusius Beschreibung des dritten Tores, das sich an dieser Stelle befunden haben muss.

An der Westseite befinden sich die Fundamente des von Crusius beschriebenen großen Gebäudes. Die Länge betrug ca. 25 m und die Breite etwa 8 m. Lediglich die nördliche Quermauer weist noch auf eine angebliche Aufteilung des Gebäudes in drei Innenräume hin.

¹²⁶⁴ MORRISSEY, Achalm, S. 21 – 23.

¹²⁶⁵ EBD., S. 23f.

¹²⁶⁶ EBD., S. 24.

Die Bauweise aus großen Steinblöcken verweist auf eine spätere Entstehung der Ringmauer, denn diese besteht aus dem typischen kleinen Quadermauerwerk. Da der Grundriss aber für ein altes Gebäude spricht, wird es in späterer Zeit mindestens einmal umgebaut worden sein. Über den östlich anschließenden Bergfried kann heute leider nicht mehr allzu viel ausgesagt werden, da dieser im 19. Jahrhundert zuerst seiner Steine beraubt und später dann mehrfach wieder auf- und umgebaut wurde. Aus einer Bleistiftzeichnung von Karl Urban Keller aus dem Jahr 1810 geht immerhin hervor, dass damals der Turm noch in einer Höhe von 8m bis 10m bestanden haben muss. Der erhöhte Zugang über das große Gebäude westlich des Turmes ist darauf aber auch schon nicht mehr zu sehen. Von der Ringmauer sind im südlichen Plateau nur noch ganz wenige Reste vorhanden und auch die von Crusius erwähnte Zisterne bzw. der zweite, am Südende gelegene Turm ist heute nicht mehr nachweisbar. Bei den Böschungen im südwestlichen Bereich könnte es sich um Grundrisse von einem oder mehreren Gebäuden mit einem Umfang von etwa 20 m auf 10 m handeln. Vielleicht verbergen sich dahinter die Stallungen, die bei Crusius erwähnt werden.¹²⁶⁷

Zwischen 2000 und 2005 hat das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen mehrere Grabungskampagnen durchgeführt. Sie haben ergeben, dass auch die Achalm, vor allem der östliche Hangbereich, bereits in vorgeschichtlicher Zeit in zwei Phasen während dem 11. bis 9. und dem 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. intensiv besiedelt war. Im Verlauf des 6. Jahrhunderts v. Chr. wurde sogar eine massive Trockensteinmauer errichtet.¹²⁶⁸ Aus alamannischer Zeit sind bisher nur sehr wenige Funde auf uns gekommen. Lediglich eine Perle aus dem 4./5. Jahrhundert, eine Gürtelschnalle, welche in den Kontext der römischen Militärgürtel verortet werden kann, sowie Fragmente eines kleinen Keramikgefäßes aus dem 6./7. Jahrhunderts können dieser Periode sicher zugeordnet werden – zu wenig, um hier eine weitere alamannische Höhenburg mit zentralörtlichen Funktionen postulieren zu wollen.¹²⁶⁹ Auch die Achalm ist durch Christoph Bizer intensiv begangen worden und die von ihm gesammelten Oberflächenfunde zeigen ein klares Bild. Insgesamt 187 Scherben der älteren gelben Drehscheibenware lassen eine Errichtung der Burganlage im frühen 11. Jahrhundert immerhin im Bereich des Möglichen

¹²⁶⁷ **EBD.**, S. 26 – 30.

¹²⁶⁸ **VEIT** Ulrich, Neue archäologische Ausgrabungen auf der Achalm: Die Ausgrabungen am „Rappenplatz“ 2000 – 2005, in: Reutlinger Geschichtsblätter. Bd. 45, Reutlingen 2006, S. 9 - 54.

¹²⁶⁹ **QUAST** Dieter, Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 84), Stuttgart 2006, S. 137, 317.

erscheinen. Die Verteilung der Fundstücke rings um das komplette Gipfelplateau weisen darüber hinaus darauf hin, dass auch auf dem nördlichen Gipfelplateau im 11. und 12. Jahrhundert eine eigenständige Burganlage gestanden haben muss. Es sind also zwei Burganlagen parallel auf dem Berg errichtet worden, die durch den West-Ost Graben getrennt waren. Neben der Keramik im nördlichen Bereich sind es vor allem die Metallfunde – Nägel, Hufeisen, ein Stachelsporn und Funde von Ofenkacheln sowie Geschirrkemik – die eine solche These stützen.¹²⁷⁰ Nachdem die nördliche Burg spätestens im 13. Jahrhundert aufgegeben wurde, ist der Graben zum Teil aufgefüllt und das Nordplateau eventuell als Vorburg genutzt worden. Als Crusius die Burg 1587 besuchte, war von der nördlichen Anlage anscheinend schon nichts mehr zu sehen.

Zusammenfassend ergibt sich ein Befund, der gut in den bisherigen Kontext einzuordnen ist: Sowohl die Lage der Burg auf einem dem Albrauf vorgelagerten Zeugenberg als auch seine vorgeschichtliche Besiedlung findet seine Entsprechung im Hohenstaufen. Die spärlichen Funde aus der Alamannenzeit zeigen, dass die Achalm damals zwar eventuell in den Herrschaftsbereich der Herren vom Runden Berg miteinbezogen war, aufgrund seiner geografischen Nähe zu diesem aber kein eigenes Herrschaftszentrum ausbilden konnte. Erst als der Runde Berg aufgegeben wurde, konnte sich die Achalm durch den Bau einer bzw. zweier Burganlagen als neues Zentrum etablieren. Sowohl die Errichtung der Ringmauer entlang der Hangkante, das hierfür genutzte kleinquadrige Mauerwerk und die Tatsache, dass diese direkt auf den anstehenden Kalkstein verbaut wurde, sprechen für das hohe Alter dieser Mauer. Dazu passt auch der Grundriss und die Inneneinteilung des Gebäudes westlich des Turmes auf dem Südplateau.¹²⁷¹ Aus archäologischer und bauhistorischer Sicht spricht somit alles für eine Errichtung der Burganlagen im frühen 11. Jahrhundert.

Diese Annahme wird noch durch eine weitere Quelle bestätigt. Bei der Achalm sind wir in der glücklichen Situation, dass ihre Gründung in einer Schriftquelle festgehalten wurde.¹²⁷²

¹²⁷⁰ BIZER Christoph, Oberflächenfunde von Burgen der Schwäbischen Alb. Ein Beitrag zur Keramik- und Burgenforschung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 26), Stuttgart 2006, S. 128 – 134.

¹²⁷¹ MORRISSEY, Achalm, S. 40f.

¹²⁷² Es handelt sich darüber hinaus auch noch um den ältesten schriftlichen Nachweis über den Bau einer Höhenburg überhaupt, was von Hans-Martin Maurer dementsprechend gewürdigt wird: „*Was die Zwiefalter Chronik über den Bau der Burg Achalm mitteilt, ist mehr als irgendeine Episode; es ist für den geradezu erregend, der weiß, daß das kein Einzelfall, sondern typisch für eine sozialgeschichtlich höchst bedeutsame Entwicklung ist. Hier kann man einmal schwarz auf weiß nachlesen, was man sonst mit allerlei*

Aus der Zwiefalter Chronik, die zwischen 1135 und 1138 von den Mönchen Ortlieb und Berthold verfasst wurde und die Gründungsgeschichte des 1089 gestifteten Klosters beschreibt, erfahren wir zudem interessante Details über die Vorfahren der beiden Stifter Kuno und Liutold (Abb. 089). Demnach lebten zu Zeiten Kaiser Konrads II. (1027 – 1039) in Alamannien zwei Grafenbrüder mit dem Namen Egino und Rudolf. Bei dem genannten Rudolf handelt es sich um den Vater der beiden Klostergründer.

„E quibus Egino vir bellicosus [...] montem qui a praeterfluente rivo Achalmin vocatur dato pretioso quodam praedio suo nomine Slate nec non pecuniarum pondere non modico a possessoribus eius coemit, moxque fundamenta urbis quae hodieque dicitur Achalmin in eiusdem montis cacumine iecit. Verum quia vita praesens dum haberi putatur amittitur, isdem Egino modico febris dolore tactus mortisque debitum solvere coactus castrum quod cepit aedificare non potuit consummare. Cuius frater Roudolfus, tanto germano viduatus, gloriae, virtutis et inchoati operis est heres factus. Hic urbe iam constructa et ad fastigium usque decenter [...]. Wernhero nepoti suo tradiderunt dimidiam ecclesiae partem apud Tetingin et eandem villam dimidiam, in qua parentes eorum sedem suam statuerant et ubi frequentibus, cum in his essent regionibus, habitaverant, ubi etiam pater eorum Roudolfus comes cum duobus parvulis suis, fratribus eorum Hunfrido videlicet atque Beringario, sepultus quiescebat. [...] et milites suos cum castello suo Achalmin dicto, quod usque in diem hodiernum cernitur in duas munitiones esse discretum, quarum unam, maiorem videlicet, Roudolfus pater eorum, alteram, id est minorem, Liutolfus comes a fundamentis construxit.“¹²⁷³

Egino, der laut Ortlieb ein gewaltiger Kriegermann gewesen sein muss, erwarb im Tausch für eines seiner Eigengüter¹²⁷⁴ sowie einer nicht geringen Geldsumme einen Berg namens

wissenschaftlichen Methoden und Kniffen mühsam genug erschließen muss: Daß der führende Adel bis ins 11. Jahrhundert auf Herrnhöfen in den Dörfern mitten unter den Bauern wohnte und dann den unerhörten Entschluß faßte, auf den bisher unbesiedelten Gipfeln der Berge neue Wohnungen zu bauen. Diese Herren lösten sich damit sichtbar aus der Masse der Bevölkerung und exponierten sich in einer nicht mehr zu überbietenden Entschiedenheit.“, siehe: MAURER Hans-Martin, Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: Reutlinger Geschichtsblätter. Bd. 6, Reutlingen 1968, S. 8.

¹²⁷³ MGH. SS 10, X, I & VII, & MÜLLER Karl Otto u.a: Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Bd. 2), Sigmaringen ²1978, S. 10f. & 38 (Kapitel 1 & 7).

¹²⁷⁴ Bei dem in der Chronik genannten Ort Schlatt (Slate) ist eine gesicherte Lokalisierung bisher nicht gelungen. Vermutlich handelt es sich um den Ort Schlattstall, der ganz am südlichen Ende des Lenninger Tals am Ursprung der Schwarzen Lauter, also gut 4 Km NÖ von Bad Urach, liegt. Slate ist der mhd. Begriff für „schmales, langes Sumpfgas“, er passt also zu den örtlichen Gegebenheiten. Bei Schlatt könnte es sich um den nordöstlichsten Bereich des *comitatus Swiggerstal* gehandelt haben, denn er taucht später auch als Grenze zweier Forstbezirke – des Uracher und des Kirchheimer Forstes auf. Hierfür spricht auch eine Urkunde aus dem Jahr 1254. Damals

Achalm, auf dessen Gipfel er alsbald eine Burg errichten ließ. Als Eginio starb, erbte sein Bruder Rudolf dessen Besitzungen und ließ die Burg fertigstellen. Vermutlich wurde damals das südliche, größere Plateau bebaut und erst Rudolfs Sohn Liutold errichtete auf dem kleineren nördlichen Plateau später die zweite Burg (Abb. 088). Zuvor bewohnten Eginio und Rudolf noch den Herrenhof im benachbarten Ort Dettingen, wo in der dortigen Kirche vermutlich auch eine Familiengrablege angelegt wurde, denn Rudolf sowie zwei seiner Söhne mit den Namen Huntfried und Berengar sind dort bestattet worden (Abb. 090). In der Tat haben wir hier also tatsächlich den bisher einzigen bekannten schriftlichen Nachweis über den Vorgang einer Vertikalverschiebung vor uns, der aber in einem Punkt in klarem Widerspruch zu Maurers These steht: Aus Ortliebs Beschreibung geht eindeutig hervor, dass die Burg zu Zeiten der Kaiserherrschaft Konrads II., also irgendwann zwischen 1027 und 1039 errichtet wurde und nicht erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Maurer versucht dies durch die erst gut einhundert Jahre spätere Aufzeichnung der Chronik und eine mündliche Fehlüberlieferung zu erklären, allerdings gibt es keine stichhaltigen Argumente, die dafürsprechen würden, dass hier eine fehlerhafte Überlieferung vorliegt, im Gegenteil: Die archäologischen Funde und auch die baulichen Überreste scheinen die Angaben in der Chronik zu bestätigen.¹²⁷⁵ Interessanterweise nutzt Ortlieb in seinem Bericht zwei verschiedene lateinische Ausdrücke für die Burg Achalm, nämlich *castrum* und *urbs*. Bei *castrum* handelt es sich um die klassische lateinische Bezeichnung einer Höhenburg, wie oben bereits erörtert wurde (s. S. 163) und seine Verwendung ergibt alleine schon aus dem Erzählkontext Sinn. Wieso nutzt Ortlieb aber an zwei Stellen die Bezeichnung *urbs*? Bei der ersten Nennung: *fundamenta urbis iecit* hat er

schloss Graf Ludwig von Württemberg einen Tauschvertrag mit Graf Heinrich von Fürstenberg über die halbe Burg Wittlingen gegen die halbe Burg Urach etc mit allem dazugehörigen Zubehör ab. Das Gebiet, das Graf Ulrich erhält erstreckt sich zwischen Hohenurach und der Schlattstaller Steige (et insuper donavit ei dimidiam partem omnium que habet inter clivum qui vulgariter vocatur Slaterstaige et castrum Vrach), Schlattstall war also auch schon 1254 Grenzregion, siehe: **WABNER** Manfred, Im Schatten der Burgen. Lenningen vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, in: Lenningen – Mehr als nur ein Ort, Lenningen 2015, S. 43f. Zur Etymologie des Ortsnamens siehe: **REICHARDT** Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Esslingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Bd. 98), Stuttgart 1982, S. 96. Zur Urkunde siehe: HStA Stuttgart U 601 U 30. Edition: WUB Band V., Nr. 1293, S. 57-59 <http://www.wubonline.de/?wub=1932>.

¹²⁷⁵ **MAURER**, Achalm, S. 8. Es gibt allerdings keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit der Chronik zu zweifeln. Es spricht vieles dafür, dass es sich bei der für die Edition maßgeblich genutzte Handschrift sogar um die Reinschrift Ortliebs – quasi sein Manuskript - handelt, die er später nicht mehr als ordentliche Abschrift fertigstellen konnte. Die Informationen über die Gründer des Klosters und deren Vorfahren hat Ortlieb laut eigener Aussage von seinem damaligen Abt Ulrich erhalten. Er war der zweite Abt des Klosters und bestieg den Abtstuhl bereits vier Jahre nach der Gründung des Klosters im Jahr 1089. Er wird Liutold also noch persönlich gekannt haben, der als Mönch im Kloster gestorben ist.

vermutlich auf ein Liviuszitat zurückgegriffen.¹²⁷⁶ Für die zweite Nennung: *hic urbe iam constructa* konnte allerdings keine Zitatverwendung auffindig gemacht werden.

3.5.2. Die Grafen von Achalm

Doch warum haben die Brüder Eginio und Rudolf überhaupt eine neue Burg errichten lassen, da der Runde Berg zu diesem Zeitpunkt ja anscheinend herrenlos war? Weshalb wurde nicht einfach diese bereits existierende Anlage weitergenutzt? Man sollte in diesem Zusammenhang bedenken, dass ein solcher Burgenbau sicherlich eine nicht gerade geringe ökonomische Belastung für die Erbauer darstellen konnte und beim Runden Berg hätte man auf eine bereits stattlich vorhandene Bebauung zurückgreifen können. Es sind vor allem zwei mögliche Gründe, die bei dieser Frage beachtet werden sollten:

Folgt man den Überlegungen, dass es sich auch beim Runden Berg um eine „Amtsburg“ gehandelt haben könnte, die zur Amtsausstattung des schwäbischen Herzogs oder eines Grafen genutzt wurde, könnte der Grund schlicht darin liegen, dass der Runde Berg dem Zugriff Eginos und Rudolfs verwehrt war, sie also keine besitzrechtlichen Ansprüche vorweisen konnten. Interessanterweise fällt auch die andere „Amtsburg“, die wir etwas näher betrachtet haben, die *Thietpoldispurch* in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wüst und wird erst nach ungefähr 150 Jahren wieder besiedelt und vermutlich als „Ministerialenburg“ genutzt.¹²⁷⁷ In die gleiche Zeit der Aufgabe der *Thietpoldispurch* fällt vermutlich auch die Entstehung der benachbarten Burg Teck, vielleicht durch Graf Burkhard von Nellenburg (Abb. 091). Es ist hier also eine ähnliche Konstellation zu beobachten. Die „alte Amtsburg“ wird aufgegeben und in unmittelbarer Nachbarschaft wird durch eine in dieser Region bisher unbekannte bzw. weniger bedeutenden Familie/Sippe eine neue Burganlage errichtet.¹²⁷⁸

¹²⁷⁶ LIVIUS, *Ab urbe condita*, 1, 12: „[...] *urbi fundamenta ieci*.“ Zur mittelalterlichen Rezeption des Werkes siehe: RASCHLE Christian, *Livius (Titus Livius). Ab urbe condita in: Die Rezeption der antiken Literatur. Kulturhistorisches Werklexikon (Der Neue Pauly. Supplemente. Band 7), Stuttgart/Weimar 2010, Sp. 423f.*

¹²⁷⁷ Zum Jahr 1210 taucht ein Ritter Ulrich von Diepoldsburg als Zeuge in einer Urkunde an das Kloster Salem auf, siehe: WEECH Friedrich von, *Codex diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem. Band 1, Karlsruhe 1883, Nr. 77.* In dieser Zeit beginnen die Herzöge von Teck massiv ihre Herrschaft auszubauen und gründen etliche Burgen für ihre Vasallen und Ministeriale, siehe: WABNER, Schatten, S. 51.

¹²⁷⁸ Bizer vermutet in Burkhard von Nellenburg den Burgengründer, aufgrund der von ihm gesammelten Keramikfunde muss die Burg kurz vor 1100 erbaut worden sein, siehe: BIZER, GÖTZ, *Thietpoldispurch*, S. 75. Inwieweit es sich bei den Nellenburgern tatsächlich um eine „neue“ Familie/Sippe in der Kirchheimer Gegend handelt, ist nur schwer zu beantworten. Einerseits hatten sie einigen Streubesitz in der Gegend und werden

Aus der Zwiefalter Chronik geht jedoch hervor, dass sowohl Eginio als auch Rudolf das Grafenamt innehatten. Was wir leider nicht erfahren ist, ob die beiden Brüder zur selben Zeit jeweils einen eigenen Grafentitel führten, oder ob Rudolf seinem Bruder erst nach dessen Tod ins Amt folgte – die Chronik lässt darüber keine Rückschlüsse zu und es sind sonst keinerlei Schriftquellen auf uns gekommen, die über das Bruderpaar weitere Informationen geben. Die Zwiefalter Chronik verrät uns aber noch mehr. Die Aussagen über die Vorfahren der beiden Klostergründer Liutold und Kuno machen nämlich nur einen kleinen – wenn für uns auch sehr wichtigen – Teil der Chronik aus. Der weitaus größere Teil erzählt die Gründungsgeschichte des Klosters und enthält eine Aufzeichnung der zahlreichen Schenkungen, die von Liutold und Kuno als Grundausrüstung gegeben wurden (Abb. 092). Betrachtet man diese Schenkungen fällt auf: Beide Stifter waren im Swiggerstal und dem Pfullichgau reich begütert, es sind häufig sogar diejenigen Orte, die bereits oben im Zusammenhang mit dem *pagus* Swiggerstal erwähnt wurden (s. S. 289).¹²⁷⁹ Dies ist zum einen ein weiterer Hinweis darauf, dass die beiden Gauen, bzw. Grafschaften Pfullichgau und Swiggerstal (nach wie vor) herrschaftlich in einer Hand gelegen haben, wirft aber zum anderen umso mehr die Frage auf, weshalb man nicht auf den Runden Berg zurück gegriffen hat. Als Verwalter der beiden Bezirke hätten sie dann ja durchaus besitzrechtliche Ansprüche geltend machen können. Allerdings muss an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, wie dürftig unsere Informationen über das Grafenamt überhaupt sind (s. FN 1105). Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass die Burg inzwischen an andere Personen oder gar an die Herzogsgewalt gefallen war, da es allem Anschein nach keine feste Regelung über die Ausstattung der einzelnen Ämter gab. Außerdem befinden wir uns nun bereits in einer Zeit, in der wir langsam einen Wandel beim Grafentitel weg vom Amtscharakter hin zu einem erblichen Familientitel feststellen können.¹²⁸⁰ Also selbst wenn Eginio und Rudolf Grafenrechte im Swiggerstal und Pfullichgau ausgeübt haben, spricht einiges dafür, dass die alten „Amtsausstattungen“ inzwischen nicht mehr gegolten

auch in der Mitte des 11. Jahrhunderts als Neckargaugrafen erwähnt (dann wären sie zu dieser Zeit eventuell auch die Herren der *Thietpoldispurch* gewesen), allerdings scheinen sie das Grafenamt nur sehr kurz ausgeübt zu haben. Generell liegen die Besitzschwerpunkte und somit deren territorialen Interessen der Nellenburger im Bodenseeraum und der Nordschweiz, siehe: **HILS** Kurt, Die Grafen von Nellenburg im 11. Jahrhundert. Ihre Stellung zum Adel, zum Reich und zur Kirche (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Bd. 19), Freiburg im Breisgau 1967, S. 48f.

¹²⁷⁹ Die wichtigsten Orte in denen Schenkungen erfolgt sind waren: Neckartailfingen, Altenburg, Dettingen, Metzigen, Eningen, Oferdingen, Neuhausen, Hülben, Wittlingen, Hofstetten, Winden, Rommelsbach, Sickenhausen, Reutlingen, Pfullingen, Unterhausen und Udingen, siehe: **MÜLLER**: Chroniken, S. 14, 22, 26, 30, 32 – 36, 38, 40, 146, 150, 180 – 184, 186, 192, 206.

¹²⁸⁰ **REINDEL** Kurt, Königtum und Kaisertum der Liudolfinger und frühen Salier in Deutschland und Italien (919 – 1056), in: Handbuch der europäischen Geschichte. Bd. 1), Stuttgart 1976, S. 688.

haben müssen. Vielleicht hatte man aber auch überhaupt kein Interesse daran, die Besiedlung auf dem Runden Berg fortzuführen.

Der andere Grund für die Errichtung der Achalm könnte nämlich in ihrer geostrategischen Lage zu suchen sein. Ein Blick auf die Landkarte zeigt, dass die Achalm an der Grenze der beiden Gawe bzw. Grafschaften liegt (Abb. 084). Man hatte von ihr aus einen viel besseren Einblick in beide Verwaltungsbezirke und genau wie oben bereits bei der *Thietpolisurch* erwähnt – man wurde auch sehr viel besser wahrgenommen! Vom Runden Berg aus kann man jedoch aufgrund seiner etwas versteckten Lage in einem Seitental nur einen sehr beschränkten Teil des Ermstales überblicken.

Doch die Zwiefalter Chronik verrät uns noch mehr über die Familie der Achalmgründer (Abb. 089). Bei den ältesten, namentlich bekannten Familienmitgliedern handelt es sich um die bereits vorgestellten Brüder Eginio und Rudolf, die von Ortlieb als Grafen bezeichnet werden, ohne dass wir weitere Details über ihre Amtsausübung kennen. Die Namen ihrer Eltern werden in der Chronik nicht erwähnt, wir erfahren lediglich, dass Eginio und Rudolf zu den Zeiten, in denen sie sich in der Region aufhielten, auf ihrem Herrenhof in Dettingen gewohnt hatten und dort eine Kirche stand, die vermutlich als Familiengrablege eingerichtet werden sollte, denn Rudolf ist zusammen mit zweien seiner Söhne dort bestattet worden.

Von Rudolf¹²⁸¹ wissen wir, dass er eine gewisse Adelheid von Wülflingen geheiratet hat, die ihm insgesamt 10 Kinder gebar – 7 Jungen und 3 Mädchen. Deren Namen sind in der Zwiefalter Chronik überliefert, wo sie jeweils in der Reihenfolge ihrer Geburt aufgezählt werden. Ihre Namen lauten: Kuno (Konrad), Liutold, Eginio, Rudolf, Hunfrid, Berengar, Werner, Willibrig, Mathilde und Beatrix. Wenden wir uns zunächst Adelheid von Wülflingen zu, über deren Familienverhältnisse wir etwas besser unterrichtet sind. Ihre Eltern waren Liutho (Liutold) von Mömpelgard und Willibrig von Wülflingen (Abb. 093). Die Grafschaft Mömpelgard lag an der burgundischen Pforte, also dem Gebiet zwischen den Vogesen im Norden und dem Schweizer Jura im Süden und war deshalb bereits seit der Römerzeit eine strategisch wichtige Verkehrsachse zwischen dem Mittelmeer und dem Elsass. Bereits im 10. Jahrhundert scheint

¹²⁸¹ Die nachfolgenden Ausführungen zu der komplizierten Genealogie der Achalmer beruhen auf dem – falls nicht anders angegeben – hervorragend recherchierten und zusammengefassten Aufsatz von Sönke Lorenz, siehe: **LORENZ** Sönke, Graf Liutold von Achalm (+ 1098) – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits, in: Liutold von Achalm (+ 1098) Graf und Klostergründer. Reutlinger Symposium zum 900. Todesjahr, Reutlingen 2000, S. 11 – 55.

dort eine Höhenburg existiert zu haben.¹²⁸² Liuthos Amtssprengel umfasste vermutlich den elsässischen Sundgau. Bei Wülflingen handelt es sich um eine Grafschaft im Thurgau, nahe Winterthur. Die dortige Höhenburg Alt-Wülflingen scheint aber erst im 11. Jahrhundert erbaut worden zu sein.¹²⁸³

Adelheid hatte drei Brüder. Wotto muss bereits vor 1044 gestorben sein. Ein weiterer Bruder hieß Hunfrid, der 1045 von Kaiser Heinrich III. zum Kanzler von Italien ernannt und im Jahr darauf zum Erzbischof von Ravenna erhoben wurde. Zuvor war er Kanoniker am Straßburger Dom. Der dritte Bruder Adelheids war Berengar, der 1027 in Rom starb und von Kaiser Konrad neben dem Grab Kaiser Ottos II. in der Vorhalle der alten Peterskirche bestattet worden ist. Betrachtet man die Namenswahl Rudolfs und Adelheids für ihre Kinder und berücksichtigt dabei die von der Genealogie aufgestellte Arbeitsthese, nach der der Erstgeborene immer den Stammmamen der für die Familie wichtigsten Vorfahren erhält, wird deutlich, dass auch sie – wie wir bereits am Beispiel der „Staufer“ gesehen haben – sich zur damaligen Zeit an den Vorfahren mütterlicherseits orientiert haben. Denn die Namen Eginio und Rudolf tauchen erst an dritter und vierter Stelle auf, während der Zweitgeborene nach dem Vater Adelheids, Liutho von Mömpelgard benannt wurde. Doch wer war der Namensgeber für den erstgeborenen Kuno/Konrad? Bei ihm handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit um den Großvater Adelheids und hinter ihm verbirgt sich kein geringerer als der schwäbische Herzog Konrad. Wie sehr die weibliche Linie bei der Namenswahl dominierte wird deutlich, wenn man sich die restlichen Namen vor Augen hält. Die Söhne Berengar und Hunfrid sind nach den Brüdern Adelheids benannt. Die älteste Tochter Williburg erhielt den Namen von Adelheids Mutter und die nachgeborenen Mathilde und Beatrix wurden nach Adelheids Cousinen väterlicherseits (Herzog Hermann II. von Schwaben, der Bruder ihres Gemahls Liutho) benannt. An dieser Stelle sei noch darauf verwiesen, dass es noch eine weitere Cousine gab, die zwar als Namensgeberin nicht auftrat, für die Bedeutung der weiblichen Linie aber nicht unerheblich gewesen sein dürfte. Die Rede ist von Gisela, der Gemahlin Kaiser Konrads II. Ohne weiter ins Detail gehen zu wollen, bleibt festzuhalten, dass sich die Achalmgrafen über die Vorfahren Adelheids in eine verwandtschaftliche Herkunft und Zusammengehörigkeit mit

¹²⁸² LORENZ Sönke, Mömpelgard in vorwürttembergischer Zeit. Raumfunktion – herrschaftliche Verdichtung – Dynastie, in: Württemberg und Mömpelgard. 600 Jahre Begegnung (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 26), Leinfelden-Echterdingen 1999, S. 3 – 5.

¹²⁸³ BOXLER Heinrich, Burgen der Schweiz. Bd. 5 Kantone Zürich und Schaffhausen, Zürich 1982, S. 22f.

den Konradinern, Ottonen und frühen Salier setzen konnten, die seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts versuchten, den Einfluss des Ostfrankenreiches auf das Elsass auszudehnen.

Deutlich weniger können wir über die Vorfahren Eginos und Rudolfs sagen. Von den Eltern sind die Namen, wie oben bereits erwähnt, nicht bekannt und auch sonst schweigt sich die Zwiefalter Chronik darüber aus. Es existiert lediglich ein Name, der in eine gewisse Verbindung zu setzen ist. Im älteren Zwiefaltener Nekrolog ist unter dem 18. November ein gewisser *Unruoch* eingetragen worden. Der Nekrolog entstand ungefähr um 1120, fällt also durchaus auch noch in die Gründungszeit des Klosters, ebenso wie die Zwiefalter Chronik. Um das Jahr 1200 wurde ein jüngeres Totenbuch angelegt, in welches der ältere Bestand ebenfalls übernommen wurde. Der Eintrag *Vnröch* wurde allerdings verändert. Zum einen weicht die Schreibform mit *Vnr°vch* leicht vom Original ab. Zum anderen wird der Name durch eine Randnotiz hervorgehoben, der diese Person näher spezifiziert, denn der Eintrag lautet: *proauus Liutoldi comitis*.¹²⁸⁴ Das lateinische *proavus* hat nun mehrere Bedeutungen und können mit Großvater, Urgroßvater oder einfach nur Vorfahre übersetzt werden. Bei Unruoch könnte es sich also um den Vater, Großvater oder einem anderen Altvorderen der Grafenbrüder Eginos und Rudolf handeln. Natürlich muss man im Hinterkopf behalten, dass dieser Zusatz erst aus der sehr viel späteren Quelle aus der Zeit um 1200 stammt und die jüngere ihn nicht kennt. Da dort aber immerhin der Name überliefert wird und dieser auch noch mit einem speziellen Datum verknüpft ist, spricht es durchaus dafür, dass der spätere Nachtrag seine Richtigkeit hat. Da der Name mit einem Datum erscheint, kann man weiterhin davon ausgehen, dass tatsächlich der Großvater oder Urgroßvater von Liutold gemeint war und nicht um einen mythischen, nebulösen Vorfahren, den man nur noch aus Erzählungen kannte, da man diesen vermutlich nicht mit einem konkreten Gedenktag versehen hätte. Da der Name Unruoch im älteren Nekrolog ohne weiteren Hinweis auf die familiären Beziehungen zum Klostergründer erscheint, unterstreicht einmal mehr die Vermutung, dass die Grafen von Achalm sich nicht allzu sehr um ihre männlichen Vorfahren gekümmert haben. Wenn man *proavus* mit Großvater übersetzen möchte, muss es sich bei besagtem Unroch um den Vater von Eginos und Rudolf gehandelt haben, denn der Großvater mütterlicherseits ist

¹²⁸⁴ RIEZLER Siegmund, Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 1, Tübingen 1877, S. 1, Nr. 1, Anm. 1; BORRIES-SCHULTEN Sigrid von, Katalog der illuminierten Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Bd. 2,1: Die romanischen Handschriften, Provenienz Zwiefalten, Stuttgart 1987, S. 50 – 52, Nr. 25, Abb. 41 – 50 (älteres Nekrolog) & S. 120 – 122, Nr. 73, Abb. 296 – 300; MGH. Necr. 1, S. 265. Zur Kritik der MGH Ausgabe siehe: KUIZHAN Rolf, Die Benediktinerabtei Zwiefalten in der kirchlichen Welt des 12. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Untersuchung der Zwiefalter Memorialquellen, Münster 1997, S. 46.

mit Liutho von Mömpelgard bekannt. Wählt man hingegen die Übersetzung Urgroßvater, hätten wir entweder einen Großvater Eginos und Rudolfs oder den Vater der Willibrig von Wülfigen vor uns. Entscheidet man sich hingegen für die Übersetzung Urahn, und dies ist seit dem 19. Jahrhundert meist der Fall gewesen¹²⁸⁵, stößt man schnell auf einen Grafen Unroch aus dem späten 8. und frühen 9. Jahrhundert, bei dem es sich um den Stammvater des „Adelsgeschlechts“ der Unruochinger gehandelt haben soll. Jener Graf Unroch zählte zu den engsten Vertrauten Karls des Großen und war Mitunterzeichner seines Testaments. Er stammt wohl aus dem nordfranzösisch-belgischen Raum, in dem auch seine Besitzschwerpunkte zu suchen sind, seine Nachkommen haben aber auch in Alamannien, Septimanie und Italien Verwaltungsaufgaben für die Karolinger übernommen. Über Markgraf Eberhard von Friaul und dessen Sohn Berengar von Friaul, der 888 zum König von Italien gekrönt und 924 in Verona ermordet wurde, hat man versucht, eine Verwandtschaft bis zu den Achalmgrafen zu rekonstruieren. Diese genealogischen Überlegungen sind aber bis heute aufgrund der geschilderten methodischen Schwierigkeiten zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen, letztlich ist nicht einmal sicher, inwieweit Eberhard und Berengar von Friaul überhaupt als Nachkommen von Unroch in Betracht gezogen werden können.¹²⁸⁶

Während Eginos und Rudolf in der Zwiefalter Chronik bis auf eine Ausnahme¹²⁸⁷ lediglich als *comes* ohne nähere Herkunftsbezeichnung erwähnt werden, trifft dies für die Söhne Rudolfs, Kuno und Liutold bereits nicht mehr zu. In einem Güterbeschrieb des Klosters Schaffhausen wird Kuno als Graf von Wülfigen bezeichnet. Bei dieser Güterbeschreibung handelt es sich um eine Kombination aus Fundationsbericht und anschließendem Traditionsverzeichnis¹²⁸⁸, die allerdings nur noch fragmentarisch erhalten ist. Immer wieder wird diese Nennung Graf Kunos von Wülfigen in der Literatur in die Zeit um 1050 datiert¹²⁸⁹, die Aufzeichnung selbst wurde allerdings vermutlich erst im frühen 12. Jahrhundert vorgenommen und es gibt gute Gründe die dafür sprechen, dieser Datierung zu folgen.¹²⁹⁰ Neben zahlreichen Nennungen als

¹²⁸⁵ So z.B. RIEZLER, Urkundenbuch, S. 1, Nr. 1, Anm. 2; STÄLIN Christoph Friedrich, Württembergische Geschichte. Teil 1, Stuttgart/Tübingen 1841, S. 564.

¹²⁸⁶ Zu Graf Unroch siehe: BORGOLTE, Grafen, S. 271f.

¹²⁸⁷ Lediglich Rudolf wird einmal als *Rudolfus comes de Achalmin* genannt, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 24. Zu den Problemen die damit behaftet sind siehe die folgenden Ausführungen im Text.

¹²⁸⁸ Diese Art der Aufzeichnung war damals weit verbreitet, an dieser Stelle sollen lediglich auf die von uns genutzten Zwiefalter Chroniken und den *codex hirsaugiensis* verwiesen werden.

¹²⁸⁹ So z.B. bei LORENZ, Graf Liutold, S. 42 oder SCHIPPERGES Stefan, Der Bempflinger Vertrag von 1089/90. Überlieferung und historische Bedeutung, Esslingen am Neckar 1990, S. 74.

¹²⁹⁰ Ritzler datiert in seinem Fürstenbergischen Urkundenbuch jenen Eintrag des Güterbeschriebs auf ca. 1052, mit der Begründung, auf diesen Eintrag würde eine Schenkung aus demselben Jahre folgen. Er bezieht sich

comes ohne weitere Zusätze taucht die Bezeichnung Graf von Wülfigen insgesamt noch dreimal in den Quellen auf, allerdings ist die Datierung dieser Dokumente nicht ganz unkompliziert. Aus den *notitiae foundationis et traditionum monasterii S. Georgii* erfahren wir, dass Kuno 1086 an einer Synode der Papstanhänger in Konstanz teilgenommen hat. Der Fundationsbericht ist uns allerdings nur aus einer Abschrift aus dem 15./17. Jahrhundert überliefert.¹²⁹¹ Auch bei den beiden anderen Erwähnungen ist die Überlieferungslage ähnlich. Eine stammt aus dem Reichenbacher Schenkungsbuch und ist in der heute überlieferten Form erst zwischen 1116 und 1143/52 aufgezeichnet worden, obwohl jene Schenkung, in der Graf Kuno von Wülfigen als Zeuge auftaucht, bereits in den 1080er Jahren getätigt wurde.¹²⁹² Bei

dabei auf die Arbeit von Melchior Kirchhofer aus dem Jahr 1851, der den Güterbeschrieb des Klosters damals ediert hatte. Die Jahreszahl selbst taucht im Güterbeschrieb allerdings nicht auf, sondern lediglich im Anmerkungsapparat. Kirchhofer bezog sich hier vermutlich auf eine nicht von ihm zitierte Urkunde. Auch in den anderen Editionen wie zum Beispiel dem Thurgauer Urkundenbuch oder bei Baumann ist keine Jahreszahl genannt. Elisabeth Schudel hat sich in ihrer Dissertation mit dem frühen Grundbesitz des Klosters Allerheiligen auseinandergesetzt und sich dabei auch intensiv mit dem Güterbeschrieb und dessen Datierung befasst. Sie kann klar nachweisen, dass der Traditionsteil nicht chronologisch, sondern nach geografischen Gesichtspunkten angelegt wurde, also selbst wenn eine andere Quelle mit Datum existiert, auf die sich Kirchhofer bezogen hat, bedeutet dies noch lange nicht, dass die vorher eingetragene Schenkung aus demselben Zeitraum stammen muss. Nun kann die Aufzeichnung des Güterbuches aber nicht vor dem Jahr 1096 stattgefunden haben, denn der Kauf eines Gutes in Balingen, der dort verzeichnet ist, ist durch eine noch erhaltene Urkunde datiert, wir haben es also bei diesem Datum mit einem *terminus post quem* zu tun. Spätestens im Jahr 1111 muss die Niederschrift vollzogen gewesen sein. Es existiert nämlich eine Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs V. vom 04. September 1111 über die Güter des Klosters. Jene Urkunde fehlt allerdings in der Einleitung des Güterbeschriebs, in der sonst alle anderen Privilegien verzeichnet wurden. Erhärtet wird dieses Datum durch die Tatsache, dass alle späteren Schenkungen an das Kloster, die durch andere Urkunden bekannt sind, im Güterbeschrieb bereits nicht mehr auftauchen, siehe: **RIEZLER**, Urkundenbuch, S. 32, Nr. 12; Zu den unterschiedlichen Editionen siehe: **KIRCHHOFER** Melchior, Die ältesten Vergabungen an das Kloster Aller Heiligen in Schaffhausen, in: Archiv für Schweizerische Geschichte. Bd. 7, Zürich 1851, S. 240; **BAUMANN** Franz Ludwig, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen (Quellen zur Schweizer Geschichte. Band 3,1), Basel 1883, S. 130; **MEYER** Johannes, **SCHALTEGGER** Friedrich, Thurgauisches Urkundenbuch. Bd. 2 1000 – 1250, Frauenfeld 1917, S. 89 (mit paralleler deutscher Übersetzung); **KLÄUI** Paul, Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung II: Urbare und Rödel bis zum Jahr 1400. Bd.1 Urbare von Allerheiligen in Schaffhausen und von Beromünster, Aarau 1941, S. 1. Zur Datierung siehe: **SCHUDEL** Elisabeth, Der Grundbesitz des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen, Schleithem 1936, S. 3 – 5; Zur Bestätigungsurkunde Heinrichs V. siehe: http://www.mgh.de/ddhv/dhv_92.htm (digitale Vorabversion).

¹²⁹¹ MGH. SS 15,2, S. 1011. Der Hauptteil des Textes stammt aus einer Abschrift, die von Abt Gaisser (1627 – 1655) in Auftrag gegeben wurde. Lediglich die Anfangskapitel stammen noch von einer Handschrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, siehe: **SCHARF** Winfried, Der Gründungsbericht des Klosters St. Georgen im Schwarzwald, in: 900 Jahre Stadt St. Georgen im Schwarzwald, St. Georgen 1984, S. 205.

¹²⁹² Es handelt sich hier um zwei, zeitlich getrennte, Schenkungen eines Diemar von Trifels an das Kloster Hirsau, die vermutlich während der Regierungszeit Hermanns von Salm getätigt wurden. Die zweite Schenkung wurde erstmals zwischen 1099 und 1105 ins Reichenbacher Schenkungsbuch eingetragen, allerdings ohne die Zeugenliste, in der Graf Kuno von Wülfigen erwähnt wird. Diese wurde erst in der Zeit zwischen 1116 und 1143/52 vermutlich nach älteren Notizen nachgetragen, als das Reichenbacher Schenkungsbuch seine heutige überlieferte Form erhielt. In dieser Zeugenliste befindet sich unter anderem Herzog Bertold II. von Zähringen, der dort den Titel *dux* führt. Bertold erlangte die zähringische Herzogswürde aber frühestens 1098, die Titulatur wurde hier also retrospektivisch und anachronistisch. Ähnliches gilt für Konrad von Württemberg, der in der Zeugenliste der ersten Diemar Schenkung vertreten ist. Es besteht also der berechtigte Verdacht, dass auch die Zubenennung Wülfigen bei Graf Kuno erst retrospektivisch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei der endgültigen Aufzeichnung des Reichenbacher Schenkungsbuches erfolgte und eben nicht bereits in den 1080er

der dritten Nennung handelt es sich um eine Schenkungsurkunde, die in das Jahr 1063 oder 1073 datiert wurde, bei der es sich aber um eine Fälschung aus dem späten 12. Jahrhundert handelt.¹²⁹³ Neben der Bezeichnung nach Wülfigen gibt es aber noch zwei Quellenbelege, in denen Kuno abweichend als Graf von Achalm bezeichnet wird. Einer stammt aus dem *codex hirsaugiensis*, der allerdings ebenfalls eine höchst problematische Überlieferungsgeschichte aufzuweisen hat.¹²⁹⁴ Der andere stammt aus der Zwiefalter Chronik selbst.¹²⁹⁵

Kunos Bruder Liutold taucht in den Quellen mehrheitlich ebenfalls nur als *comes* oder mit der Zubenennung „von Achalm“ auf. Die angeblich älteste Nennung fällt vermeintlich ins Jahr 1075 und befindet sich im berühmten Hirsauer Formular, in dem Liutold als Zeuge aufgelistet wird. In dem langen Streit um die Echtheit jenes bedeutenden Dokumentes wurde kürzlich jedoch mit überzeugenden Argumenten dargelegt, dass das Hirsauer Formular tatsächlich eine Fälschung aus dem frühen 12. Jahrhundert darstellt.¹²⁹⁶ Zwei weitere Nennungen stehen in den beiden Schenkungen Diemars von Trifels, die wir gerade im Zusammenhang mit seinem Bruder Kuno kennengelernt haben, der in der zweiten Schenkung ebenfalls als Zeuge in

Jahren. Zum Reichenbacher Schenkungsbuch siehe: **MOLITOR** Stephan, Das Reichenbacher Schenkungsbuch (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A Quellen. Bd. 40), Stuttgart 1997, P 123 (S. 166f); Zur Datierung siehe: **MERTENS** Dieter, Beutelsbach und Wirtemberg im Codex Hirsaugiensis und in verwandten Quellen, in: Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum fünfundsechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 460f.

¹²⁹³ In einer Urkunde aus dem Jahr 1003 wird Kuno von Wülfigen als Berater des schwäbischen Herzoges Rudolf bei einem Grenzstreit erwähnt. Bei dieser Urkunde handelt es sich allerdings um eine recht plumpe Fälschung aus dem späteren 12. Jahrhundert. Aufgrund der Nennung Herzog Rudolfs und seiner Berater würde nur eine Datierung in das Jahr 1063 oder 1073 Sinn ergeben, dies passt aber wiederum weder zum Actum Ort noch zu den angegebenen Ordinationsjahren König bzw. Kaiser Heinrichs IV. Außerdem scheint es sich bei dem angehängten Siegel um eine recht grobschlägige Messerarbeit zu handeln, siehe: **SCHIEß** Traugott, Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung I: Urkunden. Bd. 1: Von den Anfängen bis Ende 1291, Aarau 1933, S. 40 – 42 (Nr. 83); **ESCHER** J., **SCHWEIZER** P., Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Bd. 1, Zürich 1888, S. 118f. (Nr. 227).

¹²⁹⁴ **SCHNEIDER** Eugen, Codex Hirsaugiensis, S. 54 (fol. 65a). Der Codex wurde in seiner heutigen Form erst in der Zeit um 1500 zusammengestellt. Zwar hat der Compiler dabei auf ältere Vorlagen aus dem 11. und 12. Jahrhundert zurückgegriffen, wie der Fund der *Traditiones Hirsaugienses* im Jahre 1949 zeigt, allerdings kann natürlich nicht mehr gesagt werden, inwieweit diese Vorlagen wiederum bereits spätere Zusammenfassungen bzw. Aufzeichnungen des eigentlichen Rechtsgeschäftes gewesen sind. Zu den *Traditiones Hirsaugienses* siehe: **MÜLLER** Karl Otto, Traditiones Hirsaugienses, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 9, Stuttgart 1949/50, S. 21 – 46.

¹²⁹⁵ **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 214.

¹²⁹⁶ MGH. DD H IV, Nr. 280. Das Hirsauer Formular wurde lange als Fälschung angesehen, bis man zwischenzeitlich von der Echtheit der Urkunde überzeugt war, siehe: **JAKOBS** Herman, Die Hirsauer. Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreites (Kölner Historische Abhandlungen. Bd. 4), Köln/Graz 1961; S. 13ff.; **JAKOBS** Herman, Eine Urkunde und ein Jahrhundert. Zur Bedeutung des Hirsauer Formulars, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd 140, Stuttgart 1992, S. 39–60. Vor kurzem konnte Dennis Drumm jedoch überzeugend darlegen, dass es sich tatsächlich um eine Fälschung aus dem frühen 12. Jahrhundert gehandelt hat, siehe: **DRUMM**, Geschichtsbild, S. 113 – 126.

Erscheinung tritt.¹²⁹⁷ Somit fallen auch diese Nennungen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Eine letzte Nennung erfolgt in der Chronik des Klosters Petershausen. Dort tritt Liutold als Ratgeber auf einer Konstanzer Synode zwischen 1084 und 1098 auf, die Chronik selbst wurde aber ebenfalls erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts verfasst.¹²⁹⁸ Betrachtet man diese gerade aufgelisteten Zubenennungen fällt zweierlei auf:

In den meisten Fällen werden Kuno und Liutold lediglich als Grafen bezeichnet, ohne toponyme Beinamen. Bei den insgesamt acht bekannten Fällen, bei denen toponyme Beinamen verwendet wurden, handelt es sich zwar immer um Ereignisse aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die Aufzeichnungen der Quellen, die diese Ereignisse wiedergeben, wurden aber allesamt nicht vor dem 12. Jahrhundert vorgenommen, teils sogar erst erheblich später. Dies bedeutet natürlich nicht, dass all diese Quellen als vermeintliche Fälschungen gebrandmarkt werden sollen, sondern lediglich, dass die angeblich ältesten toponymen Benennungen erst für eine spätere Zeit belegt werden können und wir nicht wissen, ob diese Zubenennungen bereits in den „Urtexten“ existierten, oder eben erst zum Zeitpunkt der Anfertigung von den jeweiligen Schreibern ergänzt wurden. Hierfür spricht nicht nur der gerade vorgestellte Fall im Reichenbacher Schenkungsbuch (s. FN 1292), sondern die Annahme deckt sich auch mit denjenigen Ergebnissen, die bei Untersuchungen zu toponymen Beinamen im Umfeld der Strassburger Bischofskirche erzielt wurden. Auch hier erscheinen die frühen toponymen Beinamen fast ausschließlich in Traditionsbüchern der schwäbischen Reformklöster, die nicht *ad hoc*, sondern ebenfalls erst ab dem früheren 12. Jahrhundert entstanden.¹²⁹⁹ Auch hier muss mit Interpolationen gerechnet werden: Oft sollten die Texte für Rechtssicherheit sorgen und es besteht deshalb die Möglichkeit, dass die Schreiber in den Klöstern des 12. Jahrhunderts die Verwendung toponymer Beinamen als neues Mittel der Absicherung einführten. Auf jeden Fall zeigen die Beispiele deutlich, dass diese jüngsten Nennungen aus einer Fremdwahrnehmung heraus entstanden sind und verraten uns eben nichts über die Selbstwahrnehmung der jeweiligen adeligen Personen, in unserem Fall also,

¹²⁹⁷ Siehe FN 1292.

¹²⁹⁸ In der Chronik wird lediglich erwähnt, die Konstanzer Synode wurde während der Amtszeit Bischofs Gebhards III. abgehalten. Die Amtszeit Gebhards III. begann 1084 und endete mit seinem Tod im Jahr 1110. Da Liutold allerdings bereits 1098 starb muss die Synode also spätestens in diesem Jahr stattgefunden haben, siehe: MGH. SS 20, S. 661f.; FEGGER, Chronik Petershausen, S. 174 – 176. Zu Gebhard III. siehe: MAURER Helmut, Gebhard (III), in Lexikon des Mittelalters. Bd. 4, München/Zürich 1989; Sp. 1162.

¹²⁹⁹ WALTHER Tobie, Frühe toponyme Beinamen am Oberrhein. Methodische und quellenkritische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung der Straßburger Bischofskirche, in: Burgen im Breisgau, S. 192ff.

ob sich Kuno als Graf von Wülfigen und Liutold als Graf von Achalm verstanden haben mag. Der Fall Kuno mag darüber hinaus verdeutlichen, dass gerade in dieser Anfangszeit noch gewisse Unsicherheiten im Gebrauch der Beinamen geherrscht haben könnte, denn anders lässt es sich wohl schwerlich erklären, dass bei ihm zwar viermal die Bezeichnung „von Wülfigen“, aber auch zweimal die Bezeichnung „von Achalm“ auftaucht, zumal eine der Erwähnungen aus der Zwiefalter Chronik stammt, deren Verfasser Kuno vermutlich noch gekannt haben dürften. Außerdem stehen den spärlichen Einträgen mit toponymen Bezeichnungen eine Masse ohne solche Beinamen gegenüber. Wenn man also nach dem Selbstverständnis des Grafenpaares fragt, trifft man auf dieselben Schwierigkeiten, die uns bereits bei der Frage nach dem „staufischen Haus“ entgegengetreten sind (s. S. 193ff.).

Aber trotz all jener Schwierigkeiten, die mit diesen frühen Beinamen verbunden sind und zur Vorsicht mahnen, ist eine weitere Überlegung sinnvoll. Es scheint in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts tatsächlich zu einer, zumindest teilweisen, Aufteilung der Besitzungen unter dem Brüderpaar gekommen zu sein und damit verbunden eventuell auch der Schaffung jeweils eigener Herrschaftsmittelpunkte rund um die Burgen Achalm und Wülfigen. Jedenfalls die Zeitgenossen bzw. diejenigen Mönche, die im 12. Jahrhundert besagte Texte verfasst haben, scheinen dies so wahrgenommen zu haben. Denn auch wenn wir bei Kuno insgesamt zwei Benennungen nach der Burg Achalm vorfinden, scheint im Großen und Ganzen Konsens darüber geherrscht zu haben, Kuno mit Wülfigen und seinen Bruder Liutold mit der Achalm in Verbindung zu bringen. Ob man deswegen gleich von einer Aufspaltung der Familie in verschiedene Seitenlinien sprechen muss, sollte jedoch überdacht werden. Zum einen geht aus der Zwiefalter Chronik klar hervor, dass die beiden Brüder noch eine Menge gemeinsamen Besitz besessen haben mussten und zum anderen bedeuteten verschiedene Herrschaftsmittelpunkte nicht automatisch auch ein Auseinanderbrechen von Familiensippen. Eine solche Aufteilung könnte sich auch ganz leicht mit einer Strategie erklären lassen, die darauf abzielte, den gewaltigen Streubesitz, den die Familie auf der Schwäbischen Alb, im Thurgau und im Elsass innehatte, besser verwalten und kontrollieren zu können. Kuno und Liutold tauchen auch immer wieder als gemeinsam handelnde Personen in

den Quellen auf.¹³⁰⁰ Lediglich von der Vorstellung, wir hätten es bei ihnen mit „zwei gleichzeitigen Achalmgrafen“ zu tun, sollte man sich langsam verabschieden.

Da beide Brüder keine erbberechtigten Söhne hinterlassen konnten, starb ihre Familie nach dem Tode Liutolds im Jahr 1098 im Mannesstamm aus. Die Gründe, weshalb keine Nachkommen existierten bzw. uns keine bekannt sind, können heute für Liutold nicht mehr geklärt werden. In der Chronik des Klosters Petershausen wird ein Graf Kuno erwähnt, den die Forschung mit Kuno von Wülfigen gleichsetzt¹³⁰¹ und von dem berichtet wird, er habe eine Konkubine namens Berta geliebt, die ihm drei Söhne gebar. Neben ihr hätte er keine weitere Frau gehabt. Da Berta eine Leibeigene (*ancilla*) war, gingen ihre Söhne Liutold und Marquard in die Leibeigenschaft des Hartmann von Dillingen über, während ihr Bruder Theoderich als Mönch ins Kloster Augsburg eintrat.¹³⁰² Dies würde also bedeuten, dass Kuno von Wülfigen zwar männliche Nachkommen hatte, diese aber unfrei bzw. nicht erbberechtigt gewesen waren.

Doch bereits vorher trafen Kuno und Liutold Vorkehrungen für ihr Seelenheil, als sie sich im Jahr 1089 dazu entschlossen, das Kloster Zwiefalten zu gründen und mit einem Großteil ihrer Besitzungen auszustatten. Vermutlich lebte zu diesem Zeitpunkt bereits keines ihrer Geschwister mehr. Um das neu gegründete Kloster gegenüber möglichen Ansprüchen von anderen Verwandten abzusichern, wurde noch im selben Jahr oder im Jahr darauf durch den Bempflinger Vertrag ein Erbvergleich mit ihrem Neffen Werner IV. von Grüningen (der Sohn ihrer Schwester Willibrig) abgeschlossen (Abb. 094).¹³⁰³ Darin verzichtet Werner von

¹³⁰⁰ Nicht zuletzt in der Zwiefalter Chronik selbst, in der die gemeinsame Stiftung des Klosters festgehalten wurde. Aber auch in der zweiten Diemar Schenkung (s. FN 1292) sind beide Brüder in der Zeugenliste vertreten, auch wenn nur einer der beiden Brüder mit einem toponymen Beinamen genannt wird. Dasselbe trifft für die Schenkung der beiden im *Codex Hirsaugiensis* zu (s. FN 1296). Falls es sich bei der Synode vom 01. April 1086 in Konstanz, bei der Kuno von Wülfigen als Teilnehmer im Fundationsbericht des Klosters St. Georgen (s. FN 1291) um dieselbe Synode handelt, die in der Chronik des Klosters Petershausen (s. FN 1299) nur grob in die Regierungszeit Bischof Gebhards III. datiert wird und von Liutold besucht wurde um dieselbe Veranstaltung handeln, wäre auch hier ein weiteres gemeinsames Auftreten der Brüder belegt.

¹³⁰¹ **KREBS** Manfred, Quellenstudien zur Geschichte des Klosters Petershausen, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd. 87, Stuttgart 1935, S. 527; **BORST** Arno, Mönche am Bodensee 610 – 1525 (Bodensee-Bibliothek. Bd. 5), Sigmaringen 1978, S. 143f.

¹³⁰² „[...] *concubinam habeat, nomine Bertham, sibi valde dilectam, nec aliam uxorem duxerat preter eam, que ei tres peperit filios, corpore valde formosos, animo vero non minus acutissimos, Liutoldum scilicet, Marquardum et Theodericum. Sed Liutoldus et Marquardus, cum post obitum patris in ius Hartmanni comitis de DilinginCESSissent, eo quod ex ancilla nati essent [...].*“, siehe: **FEGER**, Chronik Petershausen, S. 126. Auch Kunos Vater scheint neben seinen 10 Kindern mit seiner Frau Adelheid noch einen unehelichen Sohn namens Gottschalk gezeugt zu haben, dessen Namen im Zwiefalter Nekrolog zum 2. Juni auftaucht, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 272.

¹³⁰³ Siehe zum Bempflinger Vertrag ausführlich: **SCHIPPERGES**, Bempflinger Vertrag.

Grüningen auf sämtliche Besitzungen, die dem Kloster Zwiefalten von seinen Onkeln übertragen worden waren und erhielt als Kompensation einen Teil des alten Familienbesitzes.¹³⁰⁴ Vielleicht handelte sich dabei aber auch um einen ganz bewussten Akt, denn indem man den Großteil des Familiengutes vertraglich an den hauptberechtigten Erben übertrug, blieb dieser Besitz zumindest der weiblichen Linie der Familie in einer Hand erhalten.¹³⁰⁵ Zumindest die Zwiefalter Chronik bezeichnet Werner von Grüningen als *successor* von Liutold und Kuno.¹³⁰⁶

3.5.3. Die Grafen von Urach und noch einmal zurück zum Hohenurach

Auch wenn am Beispiel von Liutold von Achalm und Kuno von Wülfigen gerade gezeigt wurde, dass unterschiedliche toponyme Beinamen zweier Personen nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass sich eine adelige Familie in zwei Linien aufgespalten hat, scheint dies bei den „Achalmern“ trotzdem einmal vorgefallen zu sein. Dieses Ereignis muss eine Generation früher zwischen Rudolf, dem Vater von Liutold und Kuno und seinem Bruder Eginno stattgefunden haben (Abb. 094). Wir erinnern uns: Eginno erwirbt laut Zwiefalter Chronik den Berg Achalm und beginnt damit, darauf eine Burg zu errichten. Nach seinem Tod erbt der Bruder Rudolf den Berg und vollendet den Bau. Noch vor Eginos Tod muss es also zur vermuteten Aufspaltung der Familie gekommen sein. Was ist aber die Grundlage einer solchen Vermutung? Einmal mehr ist es die Zwiefalter Chronik, die an dieser Stelle weiterhilft. Es fällt nämlich auf, dass es sich bei nicht wenigen Schenkungen, die dort verzeichnet sind, um Halbtteile handelte. Bei der Kompensation für Werner IV. von Grüningen, die wir gerade im Bempflinger Vertrag kennen gelernt haben, werden ausschließlich halbe Kirchen und bis auf die Ausnahme Ehningen auch halbe Orte verschenkt.¹³⁰⁷ Weitere Beispiele aus der Zwiefalter

¹³⁰⁴ Nämlich die halbe Kirche und den halben Ort Dettingen, die halbe Kirche und den halben Ort Metzgingen, die halbe Kirche in Eningen (unter Achalm?) mit einem Herrenhof (*salica terra*), sowie die Burg Achalm mit fast allen „Knappen“ (*apparitores*) und „Rittern“ (*miles*), siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 38.

¹³⁰⁵ SCHIPPERGES, Bempflinger Vertrag, S. 49. Die restlichen Verwandten sind bereits zuvor abgefunden worden, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 28/30, 40/42

¹³⁰⁶ „[...] quae milites Liutoldi vel Cunonis comitum huic coenobio contulerunt, per manum Wernheri comitis, successoris vel nepotis eorum, dederunt.“, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 188. Interessanterweise werden Kuno und Liutold hier lediglich als *miles* und Werner von Grüningen, der im Bempflinger Vertrag auch die Burg Achalm zugesprochen bekam nur als *comes* ohne Zubenennung bezeichnet.

¹³⁰⁷ Siehe FN 1304.

Chronik wären Neckartailfingen¹³⁰⁸, Oferdingen¹³⁰⁹, Wittlingen¹³¹⁰, Undingen¹³¹¹ und Derendingen¹³¹². Da wir aber leider keinerlei Informationen darüber besitzen, ob die genannten Halbtteile zuvor in einer Hand vereinigt gewesen waren, kann man natürlich auch nicht gänzlich ausschließen, dass der nicht verschenkte Halbteil nie im Besitz von Eginno und Rudolf gewesen war. Auch das Schweigen in der Zwiefalter Chronik über Eginno sowie dessen Vor- und Nachfahren muss nicht zwangsläufig als Familienaufspaltung gedeutet werden, da wir bereits mehrfach darauf hingewiesen haben, dass das Familienverständnis und das Hervorheben der eigenen Vorfahren noch ein höchst individueller Prozess war, bei dem es vor allem darum ging, einen möglichst günstigen Stammbaum zu präsentieren. Im Falle Zwiefaltens muss außerdem berücksichtigt werden, dass für die Klosterchronik in erster Linie die Geschichte der Klosterstifter von Interesse war und nähere Verwandte nur dann in der Chronik erwähnt werden, wenn diese direkt mit den Geschicken des Klosters zu tun hatten. Somit steht die Überlegung einer Aufspaltung der Familie unter Rudolf und Eginno von Anfang an auf höchst wackeligen Beinen. Lediglich die Tatsache, dass Eginno und seine Nachkommen versuchten, im direkten Umfeld der Achalm mit Urach einen neuen Herrschaftsmittelpunkt zu gründen, könnte noch für eine Trennung sprechen. Wäre es wie bei Kuno und Liutold darum gegangen, die weit voneinander entfernten Besitzschwerpunkte unter die Kontrolle eines Familienmitgliedes zu stellen, wäre Eginno vermutlich eher in Franken oder an der burgundischen Pforte zu erwarten gewesen. Nun aber Urach! Da Eginno anscheinend nicht als großer Stifter tätig geworden ist, findet man ihn und seine Nachkommen auch deutlich seltener in den Quellen und man ist auf die wenigen Namensnennungen angewiesen, die verstreut überliefert sind. Bekannt sind die drei Geschwister Eginno II., Gebhard und Mathilde. Aber bereits bei der Frage, ob es sich bei ihnen um die Kinder oder Enkel Eginnos handelt, scheiden sich aufgrund fehlender Geburts- und Sterbedaten die Geister.¹³¹³ Zusätzlich zu

¹³⁰⁸ [...] *decem houbas et unam salicam terram cum dimidia parte ecclesiae apud Tagelvingin [...]*, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 12.

¹³⁰⁹ [...] *dimidiam ecclesiae partem apud Onfridingin cum IV houbis optimis ibidem positis [...]*, EBD., S. 26.

¹³¹⁰ [...] *praedium Witilingin et dimidiam partem ecclesiae [...]*, EBD., S. 192.

¹³¹¹ [...] *dedit villam quae dicitur Undingin dimidiam [...]*, EBD., S. 22

¹³¹² [...] *donavit dimidiam villam quae Tarodingin appellatur [...] et super omnem villam usum totius legitimi iuris dimidium [...] dimidiam quoque partem ecclesiae in eadem villa [...]*, EBD., S. 22.

¹³¹³ Während beispielsweise Stälin, Riezler, Jänichen und Pretsch einer eindeutigen Zuweisung unterlassen, hat sich Sönke Lorenz dafür entschieden, in Eginno II. den Sohn von Eginno zu sehen. Allerdings ist die für seine Argumentation herangezogene Urkunde hierfür wenig hilfreich: „[...] *cum consensu praedicti Ottonis comitis et Rudolfi, Eginonis et filiorum eius, alterius Eginonis, Hunberti, Adelberonis, [...]*“, siehe: MGH. DD H III, Nr. 252. Die genannten Namen lassen natürlich aufhorchen, allerdings ist in der Urkunde nicht vermerkt, dass es sich bei Rudolf und Eginno um Brüder handelt, beide tragen hier auch keinen Grafentitel. Falls es sich aber tatsächlich um die Achalmgründer Rudolf und Eginno handeln sollte, hätten wir mit den hier genannten Söhnen

diesen drei Geschwistern wird häufig noch ein weiterer Bruder namens Kuno genannt, der Kardinal gewesen sein soll. Bei ihm handelt es sich aber höchst wahrscheinlich um eine Verwechslung durch Sulger¹³¹⁴ mit dem Kardinalbischof und päpstlichen Legaten Konrad von Porto und St. Rufina (1219 – 1227) bzw. Konrad von Zähringen, der allerdings tatsächlich aus dem Hause Urach stammte. Wir schließen uns bei der Frage nach der Nachkommenschaft der Geschwister Eginio II., Gebhard und Mathilde denjenigen an, die für eine Enkelgeneration von Eginio I. plädieren, aus dem einfachen Grunde, da ihr Erscheinen in den Urkunden zeitlich für eine Kindergeneration zwar nicht ganz unmöglich, aber doch wenig wahrscheinlich ausfällt. Gebhard war vermutlich von Anfang an für eine geistliche Laufbahn bestimmt. Man findet ihn zuerst im Straßburger Domstift, von dem er später ins Kloster Hirsau übertrat, wo er 1091 Nachfolger von Abt Wilhelm wurde. 1105 ist er von Heinrich V. zusätzlich zum Abt von Lorsch und Bischof von Speyer ernannt worden. Er starb vermutlich am 01. März 1110 und wurde in Hirsau bestattet.¹³¹⁵ Da er aber für unsere Fragestellungen weniger interessant ist, wollen wir es an dieser Stelle vorerst dabei belassen.¹³¹⁶ Eginio II. wird in den Quellen insgesamt viermal erwähnt, zweimal – nämlich im *codex hirsaugiensis*¹³¹⁷ und in der Zwiefalter Chronik¹³¹⁸ –

Eginio II., Hunbert und Adelbero tatsächlich die direkten Nachkommen Eginos I. vor uns. Dies könnte vielleicht auch zum Datum der Urkunde passen, die auf den 12. Juli 1250 datiert. Ob Eginio I. zu dieser Zeit noch lebte ist nur schwer einzuschätzen, da wir lediglich wissen, dass er in den 1030er Jahren mit dem Bau der Burg Achalm begann und die Fertigstellung nicht mehr erlebte. Allerdings tauchen die beiden anderen Brüder Hunbert und Adelbero in keiner weiteren Quelle mehr auf und somit könnte es sich bei dem hier genannten Eginio II. nicht um jenen Eginio handeln, der in den restlichen Quellen jener Zeit auftaucht, denn dessen Geschwister waren ja bekanntlich Gebhard und Mathilde. Bühler vermutet in den Geschwistern Eginio I., Gebhard und Mathilde die Enkelgeneration Eginos I. Tobie Walther hat sich jüngst ebenfalls der Vater – Kinder These angeschlossen, allerdings verweist er lediglich auf die auch hier genannte Sekundärliteratur, die in dieser Frage alles andere als eindeutig ausfällt, siehe: **STÄLIN**, Geschichte, S. 564; **STÄLIN** Christoph Friedrich, Württembergische Geschichte. Teil 2, Stuttgart/Tübingen 1847, S. 453 & 464; **RIEZLER** Siegmund, Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seinen Ahnen bis zum Jahre 1509, Tübingen 1883, S. 32f.; **JÄNICHEN**, Grafen, S. 9 – 13; **PRETSCH** Hermann Josef, Adel und Kirche. Verwandtschaftliche Verhältnisse im Zusammenhang mit der Stiftung des Klosters Zwiefalten, in: 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten, Ulm 1989, S. 45 – 48; **LORENZ** Sönke, Graf Liutold, S. 18; **BÜHLER** Heinz, Studien zur Geschichte der Grafen von Achalm und ihren Verwandten, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 43, Stuttgart 1984, S. 44f.; **WALTHER** Tobie, Zwischen Polemik und Rekonziliation. Die Bischöfe von Straßburg im Investiturstreit bis 1100 und ihre Gegner (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 210), Stuttgart 2017, S. 50.

¹³¹⁴ **SULGER** Arsenius, Annales imperialis monasterii Zwifaltensis, ordinis S. Benedicti in Suevia 1, Augustae Vindelicorum 1698, S. 53; **BÜHLER**, Studien, S. 51.

¹³¹⁵ Das Sterbedatum ist nicht genau bekannt, siehe: **REMLING** Franz Xaver, Geschichte der Bischöfe zu Speyer. Bd. 1, Speyer 1852, S. 345.

¹³¹⁶ Siehe jetzt ausführlich zu Gebhard von Urach: **WALTHER**, Polemik, S. 49 – 87.

¹³¹⁷ „*Domnus abba Gebehardus et frater eius, comes Egeno de Urach, tradiderunt nobis ad Owa et ad Atenherd unam salicam terram et octo hubas, quod fratribus ad sanctum Gregorium concessum est.*“, siehe: **SCHNEIDER**, Codex Hirsaugiensis, S. 54 (fol. 65a).

¹³¹⁸ „*Manegoldus de Sunimotingen, nobilis progenie, sed nobilior moribus, Mahtilt, soror Eginonis comitis de Urahe, uxor eius, [...].*“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S.226.

sogar dezidiert als Graf von Urach. Im *codex hirsaugiensis* findet sich noch eine weitere Nennung Eginos, allerdings wird er hier lediglich als Graf bezeichnet.¹³¹⁹ Es handelt sich hierbei um jene Textstelle, die oben bereits im Zusammenhang mit der herrschaftlichen Einordnung des Swiggerstaales besprochen wurde (s. S. 289). Bei der letzten Stelle handelt es sich um eine Abschrift aus der gerade erwähnten Stelle des *codex hirsaugiensis* (FN 1241) in leicht veränderter Form im Reichenbacher Schenkungsbuch.¹³²⁰ Es sind also genau dieselben Quellen, in denen auch Liutold und Kuno auftauchen und die gerade ausführlich besprochen wurden. Das bedeutet aber auch, dass wir es hier mit denselben Problemen zu tun haben: Keine der Einträge sind vor dem 12. Jahrhundert und teilweise retrospektiv entstanden.

Auch über die Besitzungen der Uracher Grafen sind wir weniger gut informiert. Glaubt man an die Aufspaltung der Familie unter Eginno und Rudolf, wären die in der Zwiefalter Chronik genannten verschenkten Halbeile gleichzeitig auch ein möglicher Nachweis für Uracher Besitz. Eine bis jetzt noch nicht erwähnte Stelle der Zwiefalter Chronik könnte einen weiteren Hinweis hierfür liefern. Ein gewisser Eberhard von Urach, „Ritter“ (*miles*) des Grafen Kuno schenkt dem Kloster Zwiefalten eine Manse in Kohlberg.¹³²¹ Urach aber war der neue, zentrale, namengebende Ort der Uracher Grafen, also der Nachkommen Eginos. Wenn nun in diesem Ort ein „bewaffneter Dienstmann“ Kunos von Wülfigen genannt wird, nachdem die Erbteilung zwischen Eginno und Rudolf bereits vollzogen gewesen sein muss, würde dies bedeuten, dass auch Urach einer jener Orte gewesen war, der bei der Erbteilung jeweils zur Hälfte an die Kinder Rudolfs und Eginos gefallen ist. Dies würde aber voraussetzen, dass jener Ritter Eberhard auch ein Lehen oder einen Dienstsitz seines Herren in Urach innegehabt hätte.¹³²² Aber genau dies ist letzten Endes nicht nachzuweisen. Denn inzwischen ist das altehrwürdige Modell von Dienst und Lehen seit der richtungsweisenden Studie von Susan Reynolds ernsthaft ins Wanken geraten.¹³²³ Auch wenn sich Reynolds These, das Lehnswesen sei eine Erfindung der frühneuzeitlichen Gelehrtenstube gewesen, nicht komplett hat

¹³¹⁹ „*Ruderchingen, quod situm est in pago Swiggerstal, in comitatu Egenonis comitis.*“, siehe: SCHNEIDER, *Codex Hirsaugiensis*, S. 32 (fol. 34b).

¹³²⁰ „*Domnus Gebehardus abbas nouiter ad conuersionem ueniens cum fratre suo Egenone dedit in Owa et Atenheride iuxta Renum duo predia Hyrsavgiensi ecclesie.*“, siehe: MOLITOR, *Schenkungsbuch*, S. 127 (P25).

¹³²¹ „*Eberhardus de Uraha, miles Cunonis comitis, dedit unum mansum in villa Colberc dicta.*“, siehe: MÜLLER, *Zwiefalter Chroniken*, S.182.

¹³²² Außerdem ist auch in Betracht zu ziehen, dass jener Eberhard als „Ritter“ von Graf Liutold gar nicht mehr in Urach wohnte, sondern in der Zwiefalter Chronik lediglich seine ursprüngliche Herkunftsbezeichnung festgehalten worden ist.

¹³²³ REYNOLDS Susan, *Fiefs and Vassals. The Medieval Evidence Reinterpreted*, Oxford 1994.

durchsetzen können, haben doch eine Menge einzelner Untersuchungen der letzten Jahre deutlich gezeigt, dass das Lehnswesen als systematische Verbindung von Lehen und Vasalität als eine Grundkonstante der gesellschaftlichen Ordnung seit dem Frühmittelalter ebenso wenig in Betracht zu ziehen ist. Vielmehr geht man heute davon aus, dass das Lehnswesen erst langsam im 12. Jahrhundert Gestalt angenommen hat, als man begann, die Vielzahl der unterschiedlichen personellen Bindungen und Vertragsverhältnisse zu verrechtlichen bzw. zu vereinheitlichen.¹³²⁴

Hinzu kommt das Problem, was genau man zu jener Zeit unter dem Begriff *miles* überhaupt verstanden hat.¹³²⁵ Da Egino im *codex hirsaugiensis* allerdings als Graf jener Grafschaft, in welcher der Gau Swiggerstal gelegen war, bezeichnet wird, kann man nicht nur davon ausgehen, dass auch er im Bereich des Ermstales und im Neckartal zwischen Reutlingen und Nürtingen einen Besitzmittelpunkt gehabt haben wird, sondern sogar noch weitreichendere Schlüsse ziehen. Wenn man an unseren Überlegungen, Egino und Rudolf hätten als Grafen – in welcher Konstellation auch immer – sowohl den *pagus* Swiggerstal als auch den Pfullichgau verwaltet, im *codex hirsaugiensis* jener Egino allerdings als alleiniger Inhaber der Grafschaft Swiggerstal genannt wird, könnte dies darauf hindeuten, dass bei der Aufspaltung der Familie zugleich auch die beiden Grafschaften aufgeteilt worden sind. Egino bzw. seine Nachkommen hätten dann das Swiggerstal, Rudolf und seine Söhne den Pfullichgau erhalten.

Es gab vermutlich noch einen weiteren Güterkomplex in Franken, der eng mit Überlegungen zur Herkunft des Namens Urach zusammenhängt. Urach ist mit „Siedlung am Auerochsenbach“ zu übersetzen. Nun liegt Urach zwar am Zusammenfluss von Erms und Elsach, allerdings sind keine älteren Namen für die beiden Flüsse überliefert, die auf die Bedeutung Urach hindeuten würden.¹³²⁶ Auch für den in Frage kommenden Brühlbach, der am Runden Berg und dem Hohenurach vorbei ins Ermstal fließt, sind keine älteren Namensformen bekannt. Jänichen hat darüber hinaus die Vermutung aufgestellt, dass das Ermstal alles andere als einen idealen Lebensraum für Auerochsen darstellen würde und hat deshalb daraus geschlossen, dass es sich bei Urach um einen Namen aus einer anderen

¹³²⁴ Gute Überblicke zum aktuellen Stand der Forschung bieten: **PATZOLD** Steffen, *Das Lehnswesen* (Beck Wissen 2745), München 2012 sowie **DENDORFER** Jürgen/**DEUTINGER** Roman, *Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungskonstrukte – Quellenbefunde – Deutungsrelevanz* (Mittelalter-Forschungen. Bd. 34), Ostfildern 2010.

¹³²⁵ Siehe hierzu die obigen Ausführungen zu den *agrarii milites* (S. 266ff.).

¹³²⁶ **REICHARD**, Reutlingen, S. 133.

Gegend handeln müsse, welcher von dort ins Ermstal übertragen wurde.¹³²⁷ Bei der Suche nach diesem Ort ist Jänichen im Würzburger Raum fündig geworden. Urach bzw. Aurach findet sich als Bezeichnung für Orte und Gewässer recht häufig im ostfränkischen Raum, ebenso war dort der Name Eginio zahlreich vertreten. Dieser ist dort zwischen 790 bis 956, also ungefähr über fünf bis sechs Generationen hinweg und immer wieder in Verbindung mit denselben Ortschaften in ca. 50 Urkunden nachweisbar – somit ist es durchaus möglich, dass wir hier eine „Eginio Sippe“ vor uns haben. Ihr Wirkungsbereich lag grob zwischen dem Mainviereck im Westen, Haßberge im Osten und der Rhön im Norden.¹³²⁸ In diesem Gebiet findet man die Ortschaften Aura (Herrenaura) an der Saale, Aura bei Burgsinn und Stegaurach bei Bamberg sowie mehrere Flüsse und Flösschen mit der Bezeichnung Aurach und Aura. Um 820 schenkte ein Graf Eginio unter anderem Güter aus einem Ort *Uraha* an das Hochstift Würzburg, bei dem es sich entweder um Aura an der Saale oder Stegaurach bei Bamberg gehandelt haben dürfte.¹³²⁹ Auch wenn man den genauen Ort nicht mehr eindeutig identifizieren kann, ist es doch immerhin der einzige Nachweis eines Eginos in Verbindung mit einem Ort namens Urach. Es ist möglich, dass Aura an der Saale tatsächlich einmal in Besitz der Eginonen gewesen sein könnte, selbst wenn es sich bei dem Urach aus der Schenkungsurkunde von ca. 820 um den Ort Stegauarch gehandelt haben sollte. Immerhin liegt Aura an der Saale doch sehr zentral in ihrem ehemaligen Wirkungskreis der *francia orientalis*.¹³³⁰

1108 gründete Bischof Otto I. von Bamberg als Testamentsvollstrecker Kaiser Heinrichs II. in Aura an der Saale als westlichsten Stützpunkt des Bistums Bamberg ein Benediktinerkloster

¹³²⁷ JÄNICHEN, Grafen, S. 6f.

¹³²⁸ BÜHLER, Studien, S. 52.

¹³²⁹ Die Urkunde ist lediglich als Notiz in einem Manuskript, welches ursprünglich Abt Ekkehard von Aura zugeschrieben wurde, in der Handschriftensammlung des Corpus Christi College in Cambridge. Pertz hat die Notiz 1839 untersucht und dort an einer verderbten Stelle aus den Buchstaben a bzw. ha auf den Ortsnamen *Uraha* geschlossen und diesen mit Aura an der Saale gleichgesetzt, da Ekkehard im dortigen Kloster Abt gewesen war. Waitz und spätere sind ihm bei dieser Auflösung *Uraha* gefolgt, jedoch hat Erich Freiherr von Guttenberg besagtes *Uraha* mit Stegaurach und nicht mit Aura an der Saale gleichgesetzt. Er begründet dies, da *Uraha* und der darauffolgende genannte Ort *Gusibah*, den er als Breitengüßbach identifiziert, „in *sclavis*“ gelegen haben. Bei *sclavis* bzw. *terra sclavorum* handelt es sich um die „Slawengebiete“. In einem Formular Ludwigs des Frommen wird dieses Gebiet als zwischen Main im Westen und Regnitz im Osten beschrieben. Legt man diese Beschreibung zu Grunde – und vermutlich hat dies von Guttenberg getan – befindet sich in diesem Gebiet tatsächlich lediglich Stegaurach. Allerdings sind die tatsächlichen Grenzen der „Slawengebiete“ in der Tat nur sehr schwer nachzuvollziehen. Zur Edition der Notiz siehe: MAHR Walter, Zur Geschichte der ehem. Benediktinerabtei Aura/Saale, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Bd. 13, Würzburg 1961, S. 55 – 57; WAITZ Georg, Urkunden aus karolingischer Zeit, in: Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. 18, Göttingen 1878, S. 181f. Zur Identifizierung mit Stegaurach siehe: GUTTENBERG Erich Freiherr von, Die Territorienbildung am Obermain. 1 Teil. Univ. Diss., Würzburg 1926, S. 9 Anm. 44. Zum Slawengebiet siehe: MGH. Formulae, Nr. 40, S. 317f.

¹³³⁰ BÜHLER, Studien, S. 54.

und zwar auf dem Gelände einer ehemaligen stark befestigten Burg (*castellum fortissimum*), die einst angeblich dem ostfränkischen und später schwäbischen Herzog Ernst gehört hatte.¹³³¹ Es könnte allerdings sein, dass ein gewisser Eginos, Graf im Badenach- und Iffgau als Belohnung für seinen Parteienwechsel in der Babenberger Fehde 906 ins Lager König Ludwigs des Kindes unter anderem mit dem Besitz dieser Burg belehnt wurde.¹³³² Auch wenn die hier vorgebrachten Argumente mit Vorsicht zu genießen sind, könnten sie doch ein Hinweis darauf sein, dass die Vorfahren Eginos und Rudolfs tatsächlich aus dieser Gegend stammen und Eginos Kinder nach der Aufspaltung des Familienbesitzes im Ermstal den Ort und die Burg Urach gründeten, den sie nach dem alten Zuhause ihrer Vorfahren benannten. Es existieren noch zwei weitere Hinweise, die dieser These eventuell doch noch etwas mehr Gewicht verleihen könnten: Zum einen wird das Kloster Aura an der Saale nach der Gründung mit Hirsauer Mönchen besetzt. Dies könnte noch auf Initiative Gebhards, des Bruders Eginos II. geschehen sein, der bis 1105 das Abtsamt in Hirsau innegehabt hatte. Zum anderen hatten die Nachkommen Eginos und Rudolfs noch beträchtlichen Besitz in Ostfranken. Aus der Zwiefalter Chronik erfahren wir, dass Liutold dort angeblich 1000 Huben Land als *beneficium* vom Bistum Würzburg innehatte, bevor sie ihm durch Heinrich IV. entrissen wurden.¹³³³

Auch wenn der toponyme Beiname Urach retrospektivisch erst für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts belegt ist, sprechen die gerade dargelegten Umstände dafür, dass die Nachfahren Eginos bereits in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts damit begannen, auf der Uracher Gemarkung einen neuen Herrschaftsmittelpunkt zu errichten. Was können wir über diesen aussagen?

Wie oben bereits beschrieben wurde das hintere Ermstal erst zu Beginn des 7. Jahrhunderts besiedelt. Im Uracher Stadtgebiet sind ab diesem Zeitpunkt insgesamt drei alamannische Reihengräberfelder nachweisbar, man wird also mit mindestens einer, wenn nicht gar mehreren Siedlungen zu rechnen haben, deren genaue Lage allerdings bis heute nicht

¹³³¹ HOCHHOLZER Elmar, Aura a. d. Saale, in: Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern (Germania Benedictina. Bd. II-1), München 2014, S. 215; Zur Gründungsurkunde siehe: REININGER N., Die Benedictiner-Abtei Aura, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 16, Würzburg 1862, S. 93 – 95.

¹³³² BÜHLER, Studien, S. 55. Beide Annahmen, sowohl das es sich bei jenem Herzog Ernst aus der Gründungsurkunde des Klosters um den Babenberger Herzog Ernst gehandelt habe als auch einen möglichen Erwerb der Burg Aura durch Graf Eginos nach der Babenberger Fehde beruhen lediglich auf Vermutungen.

¹³³³ MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S.156.

lokalisiert werden konnte.¹³³⁴ Leider ist ansonsten über die weitere früh- und hochmittelalterliche Besiedlung im heutigen Stadtgebiet so gut wie nichts bekannt.

Das Uracher Stadtgebiet liegt am Ausgangspunkt von vier Tälern in der Mulde einer Kalktuffterrasse. Immerhin verraten Stadtansichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert einen gewissen Eindruck der spätmittelalterlichen Stadt (Abb. 095). Diese war rundherum von natürlichen oder künstlich angelegten Gewässern umgeben. Dieser Zustand musste dem einstigen Betrachter die Stadt nicht nur gleichsam einer Insel inmitten eines Sees erscheinen lassen, sondern führte auch dazu, dass die Stadt quasi eine Funktion als Talsperre einnehmen konnte, die den Verkehr durch das Tal kontrollierte.¹³³⁵ Inwieweit diese Gewässersituation auch schon für das Urach des 11. und 12. Jahrhunderts zutrifft, ist allerdings fraglich. Weiterhin wissen wir, dass südlich des heutigen Neuen Schlosses, das nach neuesten Erkenntnissen schon um 1400 errichtet wurde¹³³⁶, bereits eine ältere Wasserburg existierte, die erst kurz nach 1789 abgebrochen wurde (Abb. 096). Diese Niederungsburg ist detailliert auf der ältesten existierenden Uracher Stadtansicht auf dem 1569 datierten Epitaph des Uracher Stadtschreibers Brendlin in der Amanduskirche zu sehen (Abb. 097).¹³³⁷ Leider gibt es keinerlei schriftliche, bauliche oder archäologische Belege, die uns über die frühere Zeit dieser Anlage Auskunft geben und somit kann man nur vermuten, dass sie eventuell bereits bis ins frühe Mittelalter zurückreicht.¹³³⁸ Nördlich der Wasserburg schließt sich der Kirchenbezirk mit der Amanduskirche an (Abb. 096). Bei Ausgrabungen im Jahr 1988 wurden mehrere Vorgängerbauten der Kirche entdeckt, allerdings waren die ältesten gefundenen Baustrukturen zu wenige, um Aussagen über den Grundriss und die Größe der Anlage zu treffen. Da auch keine datierbaren Funde gemacht wurden, ist auch das Alter dieser ältesten Kirche nicht genauer zu bestimmen.¹³³⁹ Das Areal nördlich von Wasserburg und Amanduskirche könnte ebenfalls noch Teil eines frühen, herrschaftlichen Burgenkomplexes gewesen sein. Das sich daran im Westen anschließende Stadtareal wird zwar von Teilen der Forschung als frühmittelalterliches Dorf Urach interpretiert, doch sicher ist dies keineswegs

¹³³⁴ **QUAST**, Besiedlung, S. 95 – 101 & 187 – 190.

¹³³⁵ **MARSTALLER** Tilmann, Residenz aus Stein und Holz. Schloss, Stift und Stadt Urach im Licht der historischen Bauforschung, in: Stadt, Schloss und Residenz Urach. Neue Forschungen, Regensburg 2015, S. 137.

¹³³⁶ **EBD.**, S. 144.

¹³³⁷ **MARSTALLER** Tilmann, Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation. in: Urachs historische Bauwerke bis zum 19. Jahrhundert, in: Geschichte Stadt Urach, S. 287f.

¹³³⁸ **MARSTALLER**, Residenz, S. 139.

¹³³⁹ **SCHMIDT** Erhard, Die Amanduskirche und ihre Vorgängerbauten, in: Die Amanduskirche in Bad Urach, Sigmaringen 1990, S. 154.

und es gibt auch eine andere plausible Erklärung. Die ältesten dendrochronologisch datierten baulichen Zeugnisse jenes Areals stammen aus dem Jahr 1443 und würden somit wunderbar in jene Ausbauphase ab 1442/43 passen, als Urach zur Residenz der gerade geteilten Grafschaft Württemberg erhoben wurde.¹³⁴⁰

Mit aller gebotenen Vorsicht wird man über das frühe Urach folgendes sagen können: Die Nennung eines „Ritters“ Eberhard von Urach (s. FN 1321) in der Zwiefalter Chronik, der ein Gefolgsmann Graf Kunos von Wülfigen war, lässt vermuten, dass zumindest zum Zeitpunkt der Abfassung der Chronik im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts Urach eine Siedlung von gewisser Bedeutung gewesen sein wird. Da jener Eberhard als Ritter bezeichnet wird lässt dies weiter darauf schließen, dass er sich vornehmlich militärischen Aufgaben gewidmet haben dürfte. Das wäre wiederum ein Argument dafür, dass zu dieser Zeit bereits die Wasserburg existierte. Da die Erbteilung zwischen Eginio und Kuno vermutlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts stattfand, wird auch der Plan von Eginos Nachkommen, Urach als neuen Herrschaftsmittelpunkt aufzuwerten, schnellstmöglich und somit bereits in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Angriff genommen worden sein. Aufgrund der verkehrstechnisch interessanten Lage Urachs im Schnittpunkt mehrerer Täler (Abb. 054) könnte die Wasserburg als strategisch wichtiges Bauwerk zur Kontrolle des hinteren Ermstales durchaus bereits in deutlich früherer Zeit als der Hohenurach errichtet worden sein.

Für die Frühgeschichte von Urach lohnt es sich, auch einen Blick auf die kirchlichen Verhältnisse zu werfen. Hier fällt zunächst einmal die enge Beziehung, aber auch Abhängigkeit auf, die Urach zu Dettingen hatte. Denn bis ins Spätmittelalter besaß die Pfarrei Dettingen Zehntrechte, die bis an die Stadtmauer von Urach heranreichten, was beinahe die gesamte landwirtschaftlich nutzbare Fläche der Uracher Gemarkung ausmachte. Das bedeutet, dass die Pfarrei Urach eine relativ späte Gründung gewesen sein muss, die irgendwann aus der ursprünglichen Pfarrei Dettingen herausgeschnitten wurde.¹³⁴¹ Dazu passt, dass die Kapelle auf dem Hohenurach ebenfalls bis zur Reformation nach Dettingen eingepfarrt war und für das Jahr 1236 ein Kaplan erwähnt wird.¹³⁴² Sowohl von der Kirche im Ort Urach, als auch von der Kapelle auf der Burg Hohenurach sind die Patrozinien bekannt: St. Amandus für die

¹³⁴⁰ MARSTALLER, Residenz, S. 140.

¹³⁴¹ QUARTAL Franz, Clemens und Amandus. Zur Frühgeschichte von Burg und Stadt Urach, in: Jahrbuch, S. 18.

¹³⁴² ERNST Victor, Beschreibung des Oberamts Urach, Stuttgart ²1909, S. 577; Zur Nennung des Kaplans siehe: WUB Band IV., Nr. N124, Seite 422 <http://www.wubonline.de/?wub=1305>.

Uracher Stiftskirche und St. Clemens für die Burgkapelle. Beide Patrozinien sind jedoch wie so oft erst im Spätmittelalter überliefert.¹³⁴³ Für eine Burgkapelle ist St. Clemens eine ungewöhnliche Patrozinienwahl. Man müsste hier eigentlich mit Michael oder Georg rechnen.¹³⁴⁴ Auch bei Amandus handelt es sich um einen höchst seltenen Patron für Südwestdeutschland.¹³⁴⁵ Lange ist man davon ausgegangen, dass es sich aufgrund der guten Verbindungen der Familien Achalm und Urach nach Straßburg bei der Reliquie für die Uracher Kirche um den Heiligen Amandus von Straßburg handeln müsste, allerdings ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass wir es in Wirklichkeit mit dem Heiligen Amandus von Maastricht zu tun haben, da dessen Kult in Südwestdeutschland wesentlich weiter verbreitet war als derjenige seines elsässischen Namensvetters.¹³⁴⁶ Wichtiger ist jedoch die Frage, ob diese doch recht seltenen Patrozinien etwas zur Datierung von Siedlung und Burg Urach beitragen können. Es gilt also zu prüfen, ob wir etwas darüber in Erfahrung bringen können, wie die Reliquien der beiden Heiligen nach Urach gelangt sein könnten. Die Spur dieser Suche führt uns direkt nach Hirsau. Dort wurde am 02. Mai 1091 die neue Klosterkirche geweiht und mit zahlreichen Reliquien an den insgesamt 11 Altären ausgestattet. Diese wurden hierfür planmäßig erworben und zusammengetragen, wie wir aus der Vita Abt Wilhelms erfahren. Für den Erwerb der Reliquie des Apostels Petrus wurde der damalige Prior des Klosters extra nach Rom entsandt, konnte dort aber nichts erreichen. Also wandte er sich nach Cluny, wo er insgesamt drei Haare des Apostelführers erhielt. Wir kennen den Namen des damaligen Priors. Es handelte sich um niemand geringeren als Gebhard, den Bruder Eginos II.¹³⁴⁷ Der *codex hirsaugiensis* enthält eine Aufzählung aller Altäre mitsamt den darin deponierten Reliquien. Im Heiligkreuzaltar in der Mitte der Kirche befand sich neben 22 anderen auch die Reliquie des Heiligen Amandus, während der Heilige Clemens gar in zwei Altären niedergelegt wurde.¹³⁴⁸

¹³⁴³ St. Amandus im Jahr 1409, siehe: HStA Stuttgart A 602 WR14035 und St. Clemens 1491, siehe: ERNST, Urach, S. 577.

¹³⁴⁴ NAENDRUP-REIMANN Johanna, Weltliche und kirchliche Rechtsverhältnisse der mittelalterlichen Burgkapellen, in: Burgen Sprachraum, S. 148f.

¹³⁴⁵ Zur Verbreitung siehe: HOFFMANN Gustav, Kirchenheilige in Württemberg (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte. Bd. 23), Stuttgart 1932, S. 261.

¹³⁴⁶ QUARTAL, Clemens, S. 26f.

¹³⁴⁷ MGH SS 12, IX, S. 221.

¹³⁴⁸ SCHNEIDER, Codex Hirsaugiensis, S. 21f (fol. 21a – 22a). Clemens wurde in den Altären *Romanorum pontificium* und *Altare omnium sanctorum* beigesetzt.

Wir finden den Heiligen Clemens als Patron noch in einer weiteren Kirche, die für die Achalmer und Uracher wichtig gewesen sein muss: Wie oben bereits dargelegt, schenkte Graf Liutold als Grundausrüstung für Zwiefalten u.a. auch die halbe Kirche in Oferdingen (s. FN 1319). Diese Kirche lag in einem Burgbezirk und war ebenfalls dem Heiligen Clemens gewidmet.¹³⁴⁹ Oferdingen ist deshalb interessant, weil es schon einmal in unserer Untersuchung eine zentrale Rolle gespielt hat. Dort fand jener Gerichtstag statt, auf dem die Brüder Erchanger und Berthold bei den Streitigkeiten um das Herzogtum Schwaben in die Verbannung geschickt wurden und Oferdingen wird als Ort auch immer im Zusammenhang mit dem *pagus Swiggerstal* genannt. Bei ihm könnte es sich vielleicht neben dem Runden Berg ebenfalls um einen Ort von zentraler Bedeutung für den Gau bzw. die Grafschaft gehandelt haben. Leider ist die Quellenlage zu Oferdingen derart schlecht, dass keinerlei Aussagen darüber getätigt werden können.¹³⁵⁰ Zuletzt bleibt in diesem Zusammenhang noch auf die Kirche in Dettingen, dem alten Hauptsitz von Eginio und Kuno hinzuweisen. Die dortigen Patrone Pankratius und Hippolytus sind ebenfalls als Altarausstattung für die neu geweihte Hirsauer Klosterkirche nachweisbar.¹³⁵¹ Mit Dettingen, Oferdingen, Stadt und Burg Urach hätten wir also insgesamt vier für die Uracher und Achalmer wichtige Ortschaften, die durch ein Familienmitglied über das Kloster Hirsau zur gleichen Zeit mit den genannten Patrozinien ausgestattet hätten werden können. Die Weihe der Hirsauer Klosterkirche im Jahr 1091 fällt zeitlich nicht weit mit der Gründung Zwiefaltens 1089 auseinander und man darf nicht außer Acht lassen, dass zur damaligen Zeit in Schwaben der Investiturstreit heftig tobte. Es wäre durchaus denkbar, dass man sich durch die Beschaffung von Reliquien aus einer für die damalige Zeit sowohl religiös

¹³⁴⁹ Der Landkreis Reutlingen. Band. 2. B. Gemeindebeschreibungen Münsingen bis Zwiefalten - Gutsbezirk Münsingen, Sigmaringen 1997, S. 424f. & 481.

¹³⁵⁰ Trotz schlechter Quellenlage geht die Forschung davon aus, dass in Oferdingen und im benachbarten Altenburg ein Königshof existiert hat, auf dem 914 derjenige Hoftag abgehalten wurde, der Erchanger in die Verbannung geschickt hatte, siehe: **LORENZ** Sönke, Oferdingen und Altenburg an Neckar (Reutlingen) - ein befestigter Königshof und Aufenthaltsort König Konrads I., in: Aus südwestdeutscher Geschichte, Stuttgart 1994, S. 25-43; **MAURER** Helmut, Oferdingen, in: Die deutschen Königspfalzen, Bd. 3.1 Baden Württemberg, Göttingen 2004, S. 467-475; **SCHNEIDER** Wilhelm, Altenburg a. N. - eine spätkarolingische Königspfalz, in: Die südwestdeutschen Ungarnwälle und ihre Erbauer (Arbeiten zur Alamanischen Frühgeschichte, Heft 16), Tübingen 1989, S. 427-466; **FAHRION** Christoph, Ausgrabungen im karolingerzeitlichen Königshof bei Altenburg, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, Stuttgart 2015, S. 399f.; **FAHRION** Christoph, Fortsetzung der Ausgrabungen im karolingerzeitlichen Königshof in Altenburg, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, Stuttgart 2016, S. 299 – 301.

¹³⁵¹ Hippolyt und Pankratius wurden beide im *Altare omnium sanctorum* beigesetzt, in dem sich auch Clemens befindet. Pankratius wurde zusätzlich im *Altare sancti Emmerammi martiris* und im *Altare sancte crucis in medio ecclesie* beigesetzt, in dem auch Amandus niedergelegt wurde.

als auch politisch bedeutenden Institution eine gewisse Absicherung für unruhige Zeiten erhoffte.¹³⁵²

Gibt es noch weitere Hinweise aus dem kirchlichen Bereich, die für eine Datierung herangezogen werden können? Die Zwiefalter Chronik nennt einen Leutpriester Egilolf aus Urach.¹³⁵³ Allerdings stehen wir hier vor demselben Problem, wie bei „Ritter“ Eberhard aus Urach. Handelt es sich bei dem in der Zwiefalter Chronik erwähnten toponymen Beinamen um die Bezeichnung nach einem „Amtssitz“ oder handelt es sich lediglich um eine Herkunftsbezeichnung? Für das Jahr 1254 ist ein Dekan Walter in Urach¹³⁵⁴ nachweisbar und im *liber decimationis* von 1275¹³⁵⁵ wird das Dekanat Urach mit allen zugehörigen Pfarreien aufgezählt. Interessanterweise decken sich die Pfarreien des Dekanats Urach stark mit den beiden Verwaltungsräumen Swiggerstal und Pfullichgau.

Leider sind die Informationen über die kirchlichen Verhältnisse zu vage, um daraus weitere gesicherte Informationen über die frühe Siedlung und Burg Urach abzuleiten. Interessant wäre es, den genauen Zeitpunkt zu kennen, wann Urach zur Pfarrei erhoben wurde, um immerhin einen weiteren zeitlichen Hinweis auf die Errichtung des Hohenurachs zu erhalten. Denn dies muss vor der Erhebung Urachs zur Pfarrei geschehen sein, da ansonsten die Burgkapelle nicht mehr nach Dettingen, sondern nach Urach eingepfarrt gewesen wäre. Falls man den Leutpriester Egilolf aus der Zwiefalter Chronik als Priester in Urach identifizieren möchte, müsste die Pfarrei spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts errichtet worden sein und die Errichtung der Burg Hohenurach würde tatsächlich noch ins 11. Jahrhundert fallen. Die Patrozinien hingegen sind mit Vorsicht zu genießen. Selbst wenn man den Überlegungen glauben mag, darin ein Programm der beiden Familien zu sehen, ihre wichtigsten Handlungsorte in der Region um das Jahr 1090 neu aufzustellen. Dies sagt nicht zwangsläufig etwas über das Alter der jeweiligen Gotteshäuser aus. Kirchen konnten unter gewissen Umständen, wie zum Beispiel einem Umbau oder Besitzwechsel, neu geweiht und somit mit neuen Patrozinien ausgestattet werden. Im Falle des Hohenurachs kommt noch das Problem

¹³⁵² Allerdings muss man sich auch die Frage stellen, weshalb bei den engen Verbindungen zum Kloster Hirsau nicht dessen Hauptpatrone – Peter und Paul – für die Achalmer und Uracher Kirchen ausgewählt wurden? Deshalb sollte die vorgestellte These mit Vorsicht behandelt werden.

¹³⁵³ „Egilolf presbyter de Uraha dimidium mansum in eadem villam [Wasserstetten bei Gomadingen] dedit.“, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S.248.

¹³⁵⁴ WUB Band V., Nr. 1295, Seite 60-62 <http://www.wubonline.de/?wub=1934>.

¹³⁵⁵ PERSON-WEBER, liber decimationis, S. 227 – 231.

hinzu, dass wir letztlich nicht einmal sicher sagen können, ob sich das Patrozinium St. Clemens auf die Burg im Tal oder der Höhe bezieht.

Im Zusammenhang mit der Siedlungsentwicklung Urachs wird auch immer wieder auf eine Urkunde aus dem Jahr 1188 verwiesen, in der Uracher Kaufleute genannt werden. Hier wäre alleine schon die späte Nennung Ende des 12. Jahrhunderts problematisch, da man von dieser nicht zwangsläufig darauf schließen kann, dass bereits im 11. Jahrhundert in Urach eine Marksiedlung existiert hat. Betrachtet man den Text jedoch genauer, muss dieser Überlegung definitiv eine Absage erteilt werden, denn die Urkunde besagt lediglich, dass Graf Eginio IV. – genannt der Bärtige – seinen Dienstleuten (*ministerialis*) und Kaufleuten (*mercatores*) erlaubt, sich selbst oder ihre Güter dem Kloster Bebenhausen zu übergeben.¹³⁵⁶ Diese Erlaubnis bezieht sich aber nicht ausschließlich auf Urach sondern auf alle Personen, die ihm verpflichtet waren.

Immerhin sind die hier zusammengetragenen Hinweise doch valide genug, dass man mit aller notwendigen Vorsicht davon ausgehen kann, dass die Nachkommen Eginos tatsächlich nach der Teilung des Erbes relativ zügig versuchten, in Urach, wohin sowieso bereits Beziehungen bestanden und das aufgrund seiner günstigen Lage im Ermstal über eine strategisch wichtige Flachlandburg verfügte, einen neuen Herrschaftsmittelpunkt zu errichten. Ob man allerdings von Beginn an daran gedacht hatte, auf dem benachbarten Zeugenberg eine neue Höhenburg zu errichten, oder ob dabei auch die sicherlich tiefgreifenden Erfahrungen des Investiturstreites, die sich gerade in jener Zeit in diesem Raum ereigneten, eine Rolle gespielt haben, wird man nicht mehr restlich klären können.

Wann auch immer letztlich der Hohenurach tatsächlich erbaut wurde, stellt sich bei ihm dieselbe Frage, wie bereits bei der Errichtung der Achalm. Warum baute man eine neue Burg, wenn man in unmittelbarer Nachbarschaft – und beim Hohenurach ist diese Nachbarschaft noch viel evidenter – mit dem Runden Berg bereits auf eine voll ausgebaute Höhenburg hätte zurückgreifen können? Auch hier kann man dieselben Argumente wie bereits bei der Achalm anführen, wie zum Beispiel eine fehlende Möglichkeit, auf den Runden Berg zugreifen zu können. Aber auch beim Hohenurach könnte die geostrategische Lage durchaus der ausschlaggebende Punkt gewesen sein. Betrachtet man das hintere Ermstal rund um Urach

¹³⁵⁶ WUB Band III., Nr. 724, Seite 208-209 <http://www.wubonline.de/?wub=1089>.

aus der Vogelperspektive wird schnell ersichtlich, dass der Runde Berg etwas versteckt in einem Seitental liegt, wohingegen der Hohenurach sich prominent ins Ermstal hineinschiebt (Abb. 098). Während vom Runden Berg aus nur ein kleiner Ausschnitt des Ermstales eingesehen werden kann, ist dies vom Hohenurach aus deutlich besser möglich. Man hat von dort nicht nur einen direkten Blick auf die Stadt Urach, sondern kann auch das Ermstal bis nach Dettingen, de alten Herrenhof und Grablege der Uracher, überblicken, aber natürlich auch von diesen Orten aus gesehen werden. Man demonstrierte also auch hier womöglich dem Umland seine Anwesenheit und die Möglichkeit der Kontrolle. Neben dieser neuen verstärkten Präsenz könnte aber auch noch ein weiterer Punkt eine wichtige Rolle gespielt haben.

Ein Charakteristikum der meisten Täler am Nordrand der Schwäbischen Alb sind die in der Vergangenheit entstandenen Kalktuffbildungen. Davon waren auch die Täler zwischen dem Ermstal hinauf auf die Hochfläche der Schwäbischen Alb betroffen. Kalktuff ist nicht zu verwechseln mit herkömmlichem Tuff, vielmehr handelt es hierbei um Travertin. Dies sind Kalkablagerungen, die aus tieferen Wasserschichten an die Oberfläche gelangen und sich dort ablagern. Dort, wo Wasser über eine Felskante stürzt, sind die Ablagerungen besonders stark und bilden im Laufe der Zeit Terrassen, die weiter talabwärts wachsen und sich zu regelrechten Kalktuffbarren ausbilden können. Diese Kalktuffbarren formieren nicht selten buchstäblich Staudämme, hinter dem Seen und Sümpfe entstehen.¹³⁵⁷ Solche Stauseen existierten auch im Seeburger Tal, welches das Ermstal bei Urach mit Münsingen auf der Albhochfläche verbindet und noch auf Karten des 16. Jahrhunderts teilweise verzeichnet waren.¹³⁵⁸ Am Zusammenfluss von Fischbach und Erms bei Seeburg entstand durch eine solche Tuffbarre ein besonders beeindruckender Stausee, der so genannte „Bodenlose See“ der zwischen 10.000 vor Christus und 1720 vor Christus entstand und eine Länge von über einen Kilometer eingenommen hat.¹³⁵⁹ Aufgrund dieser zahlreichen Stauseen war das

¹³⁵⁷ **SCHREG** Rainer Wasser im Karst. Mittelalterlicher Wasserbau und die Interaktion von Mensch und Umwelt, in: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 21, Paderborn 2009, S. 24.

¹³⁵⁸ **GADNER** Georg, Chorographia Ducatus Wirtenbergici, Beschreybung des löblichen Fürstentums Wirtenberg, Auracher Vorst, 1596; **RAMMINGER** Jakob, Seebuch. Blatt 18, 1596; **SCHICKHARDT** Heinrich, Lageskizze des Seeburger Sees und des geplanten Stollens, 1610.

¹³⁵⁹ **ROSENDAHL** Wilfried, **CORREA** Matthias López, Wenn Kalk ausfällt, umkrustet und staut – Zur Entstehung der Seeburger Kalktuffbare und des „Bodenlosen Sees“, in: „Bodenloser See“ und Schickhardt-Stollen, Natur- und Kulturgeschichte im Kalktuff von Seeburg bei Bad Urach, Stuttgart 2005, S. 15 – 24.

Seeburger Tal vermutlich im früheren Mittelalter für den Verkehr nicht geeignet.¹³⁶⁰ Dies wird auch durch das Fehlen einer römischen Straße unterstrichen, die das Ermstal und das Seeburger Tal als bequemen Alaufstieg hätte nutzen können, wie es im benachbarten Echaztal und Lindachtal der Fall gewesen ist. Vielmehr scheint eine römische Straße von Eningen unter Achalm hinauf auf die Albhochfläche und dann an Würtingen und Gächingen vorbei nach Münsingen existiert zu haben.¹³⁶¹ Diese Straße wäre somit relativ nahe am Albtrauf entlanggelaufen und würde dadurch sehr gut die Lage des Runden Berges erklären. Dieser hätte somit vor allem eine Fokussierung auf die Römerstraße in unmittelbarer Nähe südlich auf der Albhochfläche ermöglicht und eben nicht aufs Ermstal. Dies würde auch die Lage des vermutlichen Burgweilers „Burghausen“ erklären, der sich dann genau zwischen dem Runden Berg und der Römerstraße befunden hätte.

Die Kalktuffbarren und die dadurch entstandenen Stauseen sind heute größtenteils aus der Landschaft wieder verschwunden. Dies liegt vor allem an den bewussten – Kalktuff war ein beliebter Baustoff – und unbewussten Landschaftseingriffen des Menschen und die sich dadurch verändernden Energie- und Stoffkreisläufen.¹³⁶² Ein solcher willentlicher Eingriff könnte direkt mit der neuen Funktion Urachs als zukünftigen Mittelpunkt der Uracher Grafen zusammenhängen, die zum einen den Kalktuff als Rohstoff für die zahlreichen neuen Gebäude und vielleicht sogar der Amanduskirche und des Hohenurachs hätten nutzen können und zum anderen durch das teilweise Auflösen der Stauseen Raum für Mühlen, Fischteiche und eben auch Verkehrswege entstanden, die für die neue Siedlung von großem Nutzen gewesen wären. Denkbar wäre aber auch, dass eben gerade gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Kalktuffbaren im Seeburger Tal soweit zurückgegangen waren, dass nun das Tal als bequemer Alaufstieg der Region den Menschen zur Verfügung stand. Dann würde sich die Ortswahl Urach als neuen Mittelpunktsort geradezu aufdrängen. Mit Geislingen an der Steige existiert

¹³⁶⁰ **QUAST**, Besiedlung, S. 100. Die Argumentation von Quast, ein Verkehrsweg hätte seit dem 6. oder 7. Jahrhundert existiert, da seit dieser Zeit an den beiden Talausgängen bei Seeburg und Urach alamannische Siedlungen nachzuweisen sind, ist unserer Meinung nach nicht stichhaltig. Weder die Siedlung[en] in Urach noch in Münsingen noch in Trailfingen können plausibel mit dem Seeburger Tal als Verkehrsweg in Verbindung gebracht werden, vielmehr wäre zum Beispiel an die günstige Lage an einem der Stauseen zu denken, der wirtschaftlich genutzt werden konnte. Dies mag auch für den dem Tal namengebenden Ort Seeburg selbst zutreffen. Münsingen liegt deutlich außerhalb des Talausgangs und orientiert sich vielmehr an der alten Römerstraße. Der Grabfund im Seeburger Tal bei Georgenau ist ein Einzelfall und lässt deshalb weder auf eine Siedlung noch auf eine Nutzung des Tals als regelmäßigen Verkehrsweg schließen.

¹³⁶¹ **HERTLEIN** Friedrich et al., Die Römer in Württemberg. Teil II. Die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg, Stuttgart 1930, S. 232f.

¹³⁶² **SCHREG** Rainer, Von der römischen Gutswirtschaft zum mittelalterlichen Dorf. Kontinuität und Wandel, in: Antike im Mittelalter, S. 302f.

ca. 35 Kilometer nordöstlich eine Ortschaft, bei der die naturräumlichen Gegebenheiten und die Ortschafts- und Verkehrsentwicklung einen ganz ähnlichen Verlauf genommen zu haben scheint.

Es gibt also gute Gründe, die dafürsprechen, dass ab der Mitte des 11. Jahrhunderts durch die Schaffung eines neuen zentralen Ortes in Urach durch die Nachkommen Eginos das Ermstal stärker in deren Fokus geriet und deshalb die Lage der alten Burg auf dem Runden Berg nicht mehr annehmbar war. Die Errichtung einer neuen Burg auf einer strategisch besseren Lage scheint ihnen die Mühen wert gewesen zu sein. In diesem Zusammenhang wurde vermutlich auch ein neuer Burgweiler angelegt. Auch dieser orientierte sich nun Richtung Ermstal und befand sich westlich des Burgberges im Brühlbachtal. Allerdings wird dieser Weiler nur einmal im Jahr 1490 erwähnt.¹³⁶³

3.5.4. Die adeligen Familien von Achalm/Wülfingen und von Urach – der Versuch einer Annäherung

Es ist ein großes Glück, dass durch die Zwiefalter Chronik nun zum ersten Mal ein helleres Licht auf diejenigen Personen scheint, die im Gebiet zwischen Echaz, Erms und Neckar in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wesentliche Herrschaftsrechte ausgeübt und dort Grundbesitz besessen haben. Allerdings ist dieser Blick durch die Brille einer Klosterchronik auch immer ein eingeschränkter. In diesem Fall verdanken wir ihn der Tatsache, dass zwei der Familienangehörigen – nämlich Liutold und Kuno – die Stifter des Klosters waren und somit ihre Schenkungen an das Kloster als Grundausrüstung quasi als eine Art „Grundbucheintrag“ sowie die engere Familiengeschichte für die Memoria der beiden Stifterbrüder Eingang in die Chronik gefunden haben. Die Informationen über die Familie beschränkten sich allerdings auf die Gesichtspunkte Abstammung, Schenkungen an das Kloster, Todestag und Ort der Grablege. Es mag den besonderen Umständen der Zeit geschuldet sein, dass auch teilweise etwas über die Haltung der einzelnen Familienmitglieder hinsichtlich des Investurstreites vermerkt wurde. Aber bereits hier ist Vorsicht geboten, von einem Kloster, das der einen Streitpartei deutlich näherstand als der anderen, ist nicht unbedingt mit einer neutralen Berichterstattung zu rechnen. Trotzdem scheinen die Informationen, die wir hier erhalten,

¹³⁶³ Ernst, Urach, S. 593.

dahingehend ausreichend zu sein, dass man zumindest versuchen kann, sich dieser Familie(n) zu nähern, auch wenn vieles dabei selbstverständlich hypothetisch bleiben wird.

Die namentlich ältesten Familienmitglieder, die in der Zwiefalter Chronik genannt werden und als Erbauer der Achalm gelten dürfen, waren vermutlich keine „alteingesessenen“ Bewohner des Ermstales sondern vielmehr „*homines novi*“. Zwar kennen wir ihre Eltern nicht, aber es spricht einiges dafür, dass sie aus dem Würzburger Raum stammten, wo sie beträchtlichen Landbesitz besessen hatten, der noch bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts in Familienhand lag und durch die Kämpfe des Investiturstreites verlustig ging. Weshalb die Familie die alte „Heimat“ verließ, wissen wir nicht, genauso wenig, was sie dazu bewogen haben könnte, ausgerechnet am Fuße der Schwäbischen Alb eine neue Herrschaft zu errichten. Möglich wäre ein in der Gegend bereits vorhandener Besitz, vielleicht durch Heirat oder die Übernahme des Grafenamtes für das Swiggerstal und den Pfullichgau – natürlich können auch beide Faktoren zugleich bestanden haben. Dass die beiden Brüder viel unterwegs waren und vermutlich nicht nur einen Herrschaftsmittelpunkt innegehabt haben (woraus auch immer diese bestanden haben mögen), geht aus der Zwiefalter Chronik hervor, in der explizit erwähnt wird, dass der Sitz der beiden Brüder Dettingen im Ermstal war, aber immer nur dann, wenn sie sich gerade in der Gegend aufhielten. Leider können wir auch nichts Genaueres über das Grafenamt selbst aussagen, außer, dass diese Zeit vermutlich eine Art Umbruchphase darstellte, weg vom Amtscharakter, hin zu einem erblichen Titel. Allerdings scheinen die alten Amtsstrukturen noch eine Rolle gespielt zu haben, da die beiden Gaue Swiggerstal und Pfullichgau vermutlich schon deutlich länger als Amtssprengel jenes Grafenamtes galten, das Eginio und Rudolf übernahmen. Bei ihren Nachkommen kann man dann bereits davon ausgehen, dass der Titel erblich geworden ist oder zumindest der alte Amtscharakter immer mehr an Bedeutung verloren hat. Dies könnte auch der Grund dafür sein, dass der alte Zentralort jener Region, der Runde Berg von nun an nicht mehr genutzt wurde und man damit begann, neue Burgen zu erbauen. Zuerst die Achalm, vermutlich nur wenig später den Hohenurach. Ob der Grafentitel von nun an allen Familienmitgliedern zustand oder immer nur von demjenigen der Familie geführt werden durfte, der das Amt auch tatsächlich innehatte, ist schwer zu sagen; möglich wäre es immerhin. Diejenigen Personen, die mit Grafentitel in den Quellen auftauchen – Eginio, Rudolf, Kuno, Liutold und Eginio II. – könnten rein theoretisch nacheinander in die Gunst des Amtes gelangt sein, nachdem der jeweilige Verwandte zuvor verstorben war. Zwar werden hier zum ersten Male verschiedene toponyme Beinamen

erwähnt, diese müssen aber nicht zwangsläufig an den verwalteten Amtssprengel gekoppelt gewesen sein, vielmehr scheint es sich hierbei um eine Gedächtnisstütze der Reformmönche gehandelt zu haben, die zur Unterscheidung der Personen, welche oft denselben Vornamen trugen, diente. Dies war allerdings nur möglich, da sich offenbar in dieser Zeit zumindest im Uracher Raum Burgen als zentrale Orte für bestimmte Personen herauskristallisierten. Wie bei den Staufern scheint es auch bei den Achalmern und Urachern noch kein Bedürfnis gegeben zu haben, die Familie nach strengen agnatischen Regeln zu definieren, im Gegenteil: Auch hier zeigt sich deutlich, wie wichtig nach wie vor die Sippe war und es zählte nach wie vor der Grundsatz, sich die jeweils „beste“ Verwandtschaft herauszupicken. Es ist sicherlich kein Zufall, dass in der Zwiefalter Chronik vor allem die Vorfahren von Liutolds und Kunos Mutter Adelheid prominent hervorgehoben wurden, über die eine Verbindung bis in die höchsten adeligen Kreise des Reiches aufgezeigt werden konnten. Auch an einer gemeinsamen Grablege scheint man noch kein Interesse gezeigt zu haben, denn in den Quellen werden derer zwei erkennbar. Zum einen Dettingen, wo Rudolf mit seinen Söhnen Hunfrid und Berengar zunächst seine letzte Ruhe fand. Diese wurden später auf Initiative Liutolds nach Zwiefalten überführt und dort mit ihm und seinem Bruder Kuno gemeinsam im Kapitelsaal bestattet. Die Mutter Liutolds und Kunos hingegen ließ sich gemeinsam mit ihrem Schwager und ihren Söhnen Egino, Rudolf und Werner in Straßburg vor dem Altar des Heiligen Laurentius bestatten. Der massive Besitz, der durch Adelheid in die Familie eingebracht wurde, machte es anscheinend nötig, den Kindern gewisse Gebiete, in denen sich Besitz konzentrierte, zur Verwaltung zu übertragen. So kümmerte sich Kuno vermutlich bevorzugt um die Gebiete um Winterthur, weshalb er in der Zwiefalter Chronik nach der dortigen Burg Wülfigen benannt wurde. Sein Bruder Liutold wurde zwar nach der Burg Achalm benannt, es ist aber gut möglich, dass er erst sehr spät in deren Genuss gekommen ist. Die Zwiefalter Chronik erwähnt nämlich, dass der Besitz Liutolds von Achalm, der den Großteil der Gründungsausstattung des Klosters ausmachte, zuvor seinem Bruder Werner gehörte, der Liutold erst nach dessen Tod 1079 zugefallen war. Stimmt diese Information, hätte also zunächst Werner die Bezeichnung von Achalm zugestanden, aber als Bischof von Straßburg hatte er anscheinend weniger Interesse an diesen Gebieten. Liutold hatte auf jeden Fall die restlichen Besitzungen in Ostfranken inne, bis sie ihm von König Heinrich IV. entrissen wurden. Vielleicht kümmerte er sich auch um den Besitz in der Mömpelgarder Gegend. Er war also eventuell zuerst ein Liutold von Mömpelgard, wir erinnern uns, die Zwiefalter Chronik wurde erst eine Generation später und somit aus der

Retrospektive verfasst und die Mömpelgarder Besitzungen waren für die Geschicke des Klosters nicht von Bedeutung, ganz im Gegenteil zur Achalm. Allerdings haben wir hierüber keinerlei Auskünfte. Auch wenn anscheinend der Familie daran gelegen zu sein schien, den immensen Besitz unter den Söhnen für eine bessere Organisation zu verteilen, scheint es auch zu Besitzspaltungen gekommen zu sein. Dies wird zumindest für die Brüder und Achalmerbauer Eginio und Rudolf angenommen, aber leider kennen wir die Gründe nicht, die hierzu geführt haben könnten. Die Erbteilung ist vermutlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts vonstattengegangen. Vielleicht ist ein Grund in den Bemühungen von Eginos Nachkommen, in Urach einen neuen Herrschaftsmittelpunkt zu errichten, darin zu suchen, da nach der Erbteilung die Achalm noch im Besitz Werners lag und Liutold sich zunächst auf andere Regionen konzentrierte. Da Werner als Bischof von Straßburg aber vermutlich in der Gegend rund um das Ermstal keinerlei Ambitionen hegte, hätten die Nachkommen Eginos diese Lücke füllen können.

Sowohl die Uracher als auch die Achalmer waren direkt von den Ereignissen des Investiturstreites betroffen und es wird in der Forschung immer wieder betont, dass die Entscheidung, für die Partei des Papstes oder die des Königs ganze Familien zerrissen habe. Auch in der Familie der Achalmer scheint es unterschiedliche Meinungen gegeben zu haben. Während Kuno und Liutold mit Sicherheit eher den gregorianischen Reformern zuneigten, tendierten ihre Brüder Werner und Eginio zu Heinrich IV. Vor allem Werner war einer der entschiedensten Streiter und engsten Vertrauten des Königs. Von ihm als Bischof in Straßburg eingesetzt, wurde er von Papst Alexander II. der Simonie bezichtigt. Da er starb, ohne sich mit Rom ausgesöhnt zu haben, wurde sein Name nicht in den Nekrolog des Stiftes Straßburg aufgenommen. Durch Papst Gregor VII. exkommuniziert, begleitete er seinen König nach Canossa, wo er sich vom Bann lösen wollte. Während eines Feldzugs gegen das Kloster Hirsau, das er im Namen Heinrichs plündern und zerstören sollte, fand er den Tod.¹³⁶⁴ Ob diese Situation aber zu einem nicht mehr heilbaren Konflikt innerhalb der Familie führte, geht aus den Quellen nicht hervor. Man sollte im Gegenteil beachten, dass Liutold zwar seine Verwandten aus Dettingen nach Zwiefalten überführen ließ, nicht aber seine Mutter Adelheid, seinen Onkel Eginio und seine Brüder Rudolf und Werner, die allesamt in Straßburg, einem Zentrum des Saliers bestattet lagen. Entweder hatten die Zwiefalter Mönche etwas dagegen,

¹³⁶⁴ Siehe jetzt ausführlich zu Werner: **WALTHER**, Polemik, S. 27 – 48.

was zumindest im Fall von Werner durchaus möglich gewesen sein könnte, oder Liutold schien mit dem Begräbnisort schlicht kein Problem gehabt zu haben. Natürlich könnte auch genau gegenteilig argumentiert werden. Dann wäre Liutold derart erzürnt über die „falsche“ Parteinahme von Teilen seiner Verwandtschaft, dass er diese mit voller Absicht nicht im Kloster Zwiefalten bestattet sehen wollte. Wie genau die jeweiligen Verhältnisse untereinander genau ausgesehen haben mögen, kann vermutlich nie mehr rekonstruiert werden, allerdings muss man durchaus damit rechnen, dass man auch während des Investiturstreites innerhalb einer Familie durchaus verschiedener Meinung sein konnte, ohne dass das Tischtuch direkt zerschnitten war.

Kapitel 4

4. Ausblick: Die Grafen von Gammeringen und Burg Baldenstein

Nachdem Kuno und Liutold ohne erbberechtigte Nachkommen gestorben waren und im Kloster Zwiefalten bestattet wurden, ist die Familie im Mannesstamme erloschen. Dank dem zuvor geschlossenen Bempflinger Vertrag (s. S. 312f.) wissen wir allerdings, dass die Burg Achalm zusammen mit den meisten Dienstmannen an ihren Neffen, Graf Werner IV. von Grüningen übertragen wurde (Abb. 094). Leider ist über jenen Werner nur sehr wenig bekannt. Seine Mutter war Willibrig, eine der Schwestern Kunos und Liutolds und er trat als Wohltäter der Klöster Zwiefalten und Hirsau in Erscheinung. Die Zwiefalter Chronik bezeichnet ihn als Nachfolger seiner Onkel Kuno und Liutold.¹³⁶⁵ Alle anderen Informationen über ihn, insbesondere die Frage nach seinem Vater, dem toponymen Ort Grüningen/Gröningen oder allerhand Ämter, die er innegehabt haben soll, können aus den wenigen Quellen nicht sicher belegt werden.¹³⁶⁶ Aufgrund der schlechten Quellenlage besitzen wir auch nur ein sehr unklares Bild darüber, was mit dem Besitz Werners von Grüningen nach dessen Tod geschah. Vermutlich ist auch er wie seine beiden Onkel ohne (erbberechtigte) männliche Nachkommen gestorben. Allerdings treten im Jahr 1134/37 und 1161 mit Graf Ulrich II. von Gammertingen, Graf Adalbert I. von Gammertingen/Hettingen und Graf Adalbert II. von Hettingen mehrere Personen aus der Familie Gammertingen in Erscheinung, die ebenfalls teilweise nach der Achalm benannt wurden.¹³⁶⁷ Wie die Burg Achalm in die Hände der Gammertinger Grafen gelangt sein könnte, ist jedoch ebenfalls nur sehr schwer nachvollziehbar. Ein mögliches Szenario bestünde darin, dass Adelheid, Tochter Adalberts von Winterthur, die mit Hartmann von Dillingen verheiratet war, den Besitz geerbt hat und an ihre gleichnamige Tochter weitergab, die wiederum Graf Ulrich I. von Gammertingen geheiratet hatte (Abb. 094).¹³⁶⁸ Dies würde aber voraussetzen, dass Werner IV. von Grüningen der Sohn Graf Werners III. von

¹³⁶⁵ MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 188.

¹³⁶⁶ SCHIPPERGES, Bempflinger Vertrag, S. 55 – 71.

¹³⁶⁷ Graf Ulrich II. und sein Bruder Graf Adalbert I. werden als Zeugen in der Gründungsurkunde des Klosters Salem 1134/7 erwähnt: „[...] *Ulrico et Alberto comitibus de Achalm* [...]“, siehe: WEECH, Codex Salemitanus I, Nr. 1. Adalbert II., der Sohn des gerade genannten Adalberts wird als Kirchenvogt in Kohlstetten erwähnt: „[...] *comes Adelbertus de Achalm, advocatus in Cholsteten* [...]“, siehe: WUB Band II., Nr. 376, Seite 137-138 <http://www.wubonline.de/?wub=588>. In der Petershausener Chronik wird Ulrich II. als Graf von Gamemrtingen und sein Bruder Adalbert I. als Graf von Achalm benannt, siehe: FEGER, Chroniken Petershausen, S. 44.

¹³⁶⁸ MAURER, Neuffen, S. 95.

Maden gewesen wäre, dessen Cousine wiederum Adelheid (von Winterthur) war. Dies ist aber aus den Quellen nur bedingt nachvollziehbar. In der *historia welforum* kann man hingegen lesen, Liutold habe all seinen Besitz mit Ausnahme dessen, was er dem Kloster Zwiefalten vermacht habe, darunter die Burgen Achalm und Wülfigen an Welf IV. geschenkt.¹³⁶⁹ Dies würde aber direkt dem Bempflinger Vertrag widersprechen. Teile der Forschung postulieren deshalb, Werner habe die Burgen als Eigen behalten und den Welfen zu Lehen gegeben.

Eine weitere Überlegung zielt dahin, dass Arnold, der „Stammvater“ der Gammertinger Grafen mit den Achalmern verwandt gewesen sei und deshalb nach Werners Tod sein Erbe angetreten habe (Abb. 094). Dies würde am plausibelsten erklären, weshalb große Teile des Gammertinger Besitzes zuvor bei den Achalmern nachweisbar war.¹³⁷⁰ Auch wenn die Frage nach den Besitzverhältnissen oder gar verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Achalmern und Gammertingern eine sehr spannende ist, kann sie an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden. Es muss genügen darauf hinzuweisen, dass mögliche verwandtschaftliche oder andere enge Beziehungen bestanden haben könnten und sich große Teile ehemaligen achalmischen Besitzes in den Händen der Gammertinger wiederfindet.¹³⁷¹ Jüngst hat sich Casimir Bumiller erneut mit den Grafen von Gammertingen und ihrer komplizierten Familiengeschichte auseinandergesetzt und hierfür alle bekannten schriftlichen Quellen konsultiert. Auch wenn ihm durchaus gelingt, die bisher bekannten, teils wirren, Thesen zur Familiengeschichte zu ordnen und zu bewerten, bleibt auch Bumiller am Ende lediglich die Erkenntnis, dass man sich der „Familie“ der Gammertinger Grafen zwar durchaus annähern kann, aber aufgrund fehlender Quellen eine sichere Aussage nicht zu machen ist.¹³⁷²

¹³⁶⁹ „*Omnes possessiones Liutoldi comitis, quas in partibus istis habuit, praeter illas, quas in Zwiviltoun sanctae Mariae contradidit, cum duobus castris Achalmen et Wulvelingen ipso donante possedit.*“, siehe: **KÖNIG** Erich, *Historia Welforum* (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Bd. 1), Sigmaringen ²1978, S. 20.

¹³⁷⁰ **KERKHOFF** Joseph, Die Grafen von Altshausen-Veringen. Die Ausbildung der Familie zum Adelsgeschlecht und der Aufbau ihrer Herrschaft im 11. und 12. Jahrhundert, in: Hohenzollerische Jahreshefte. Bd. 24, Hechingen 1964, S. 89 – 91.

¹³⁷¹ Zu den Grafen von Gammertingen und ihre Verbindungen zu den Achalmern siehe: **LORENZ**, Mittelalter, S. 27f.; **KERKHOFF**, Grafen, S. 101 – 104; **BÜHLER**, Studien, S. 73ff.; **KRAUS** Johann Adam, Die Grafen von Gammertingen, in: Hohenzollerische Jahreshefte. Bd. 4, Hechingen 1937, S. 59 – 77; **MAURER**, Neuffen, S. 95f.; **MAURER**, Die Achalm, S. 11f.; Nach wie vor sehr lesenswert: **KRÜGER** Emil, Der Ursprung des Hauses Württemberg, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Bd. 8, Stuttgart 1899, S. 137 – 195.

¹³⁷² **BUMILLER** Casimir, Zwischen Alb und Alpen. Die Grafen von Gammertingen in der politischen Welt des Hochmittelalters, Konstanz 2019. Lediglich auf ein Problem der ansonsten hervorragenden Studie sei an dieser Stelle hingewiesen. Bumiller nutzt als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen die Burg und „Adelsgeschlecht“ Achalm. Leider scheint er bei beiden Punkten über den Forschungsstand von Maurer und Schmid bezüglich des

4.1. Die Grafenfamilie von Gammertingen

Die erste Person, die in den Quellen als Familienmitglied der Gammertinger auftritt, ist ein gewisser Graf Arnold.¹³⁷³ Viel mehr verraten die Quellen allerdings nicht über ihn, was zu den üblichen Hypothesen seiner Herkunft, Verwandtschaft und Besitzungen geführt hat, die letztlich allerdings allesamt im Spekulativen verhaften bleiben.¹³⁷⁴ Gestorben ist er vermutlich um 1090. Sein Sohn Ulrich I. wird in der Zwiefalter Chronik bereits als Graf von Gammertingen genannt.¹³⁷⁵ Wir kennen sein Geburtsdatum nicht, er wird aber vermutlich um 1110 gestorben sein.¹³⁷⁶ Auch von ihm ist nur wenig bekannt. Er schenkte dem Kloster Zwiefalten neben 6 Mansen einen großen Wald bei Rüti und war ursprünglich in seiner Eigenkirche in Gammertingen zusammen mit seinem Vater Arnold bestattet worden.¹³⁷⁷ Ulrichs I. Frau Adelheid von Dillingen (+1141) war die Tochter Graf Hartmanns I. von Dillingen und Adelheid, der Tochter Adalberts von Winterthur.¹³⁷⁸ Sie hat ihren Mann um 30 Jahre überlebt und scheint eine tiefe Verbundenheit zum Kloster Zwiefalten verspürt zu haben. So sorgte sie nicht nur dafür, dass ihr Ehemann und ihr Schwiegervater aus der alten Grablege in Gammertingen ins Kloster Zwiefalten transferiert wurden, sondern trat auch selbst als Nonne im benachbarten Frauenkloster ein, das sie zum größten Teil auf ihre Kosten hatte erbauen lassen, und ließ dem Kloster auch sonst solange sie lebte unzählige Wohltaten aus ihren weltlichen Gütern zukommen.¹³⁷⁹

frühen Burgenbaus und adeligen Selbstverständnisses nicht hinausgegangen zu sein. Somit bleiben einige Überlegungen zu den frühen Gammertingern des 10. Jahrhunderts unter den tatsächlichen Möglichkeiten.

¹³⁷³ „*Udalricus comes de Gamritingen, in capitulo nostro cum patre suo Arnolde comite tumulatus, [...]*“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 198.

¹³⁷⁴ Vor allem Kraus hat versucht, mögliche Bezüge zu anderen gleichnamigen Personen in den Quellen herzuleiten, verrennt sich dabei aber immer wieder und hat anscheinend auch Probleme bei der Übersetzung der lateinischen Quellen, siehe: **KRAUS**, Grafen, S. 59 – 61. Ausführlich und zusammenfassend: **BUMILLER**, Grafen, S. 72 – 89.

¹³⁷⁵ **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 198.

¹³⁷⁶ **KRAUS**, Grafen, S. 61f.

¹³⁷⁷ „*[...] comes Oudalricus, qui apud Gamertingin in ecclesia suae dicionis erat primo tumulatus [...] apud villam Ruti dedit VI mansus et unum magnum nemus.*“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 92 & 198.

¹³⁷⁸ **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 88. Hier auch weitere Verwandtschafts- und Familienverhältnisse.

¹³⁷⁹ „*Udalricus comes de Gamritingen, in capitulo nostro cum patre suo Arnolde comite tumulatus, sed per uxorem suam Adelheidam superius memoratam postmodum huc est translatus. [...] Huius vidua Adilhait comitissa, plus quam XXX annis nobiscum devotissime conversata, nocte ac die ad pedes Iesu sedens cum Maria, inter cetera ornamenta, quae dedit vel quae propriis manibus contexit, magna duo vela linea diebus Quadragesimae in ecclesia ad obsequium sanctae Die genitrici obtulit suspendenda aliaque multa et infinita nobis contulit beneficia. Nam quamdiu vixit ex eis praediis, quae sibi usu fructuario retinuit, frumento et vino nos sufficientissime pavit et ecclesiam sanctimonialium cum claustro suo sumptu ex maxima parte construxit.*“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 198.

Ulrich I. und Adelheid hatten mindestens zwei Söhne, die gerade erwähnten Ulrich II. und Adalbert I.¹³⁸⁰ Ulrich II. wird in der Zeugenliste zweier Schenkungsurkunden aus den Jahren 1116¹³⁸¹ und 1131¹³⁸² an das Kloster Allerheiligen als Graf von Gammertingen bezeichnet. Aus insgesamt drei Urkunden vom 22. Januar 1139 erfahren wir von Güterschenkungen im Oberengadin an den Bischof und die Kirche in Chur durch Ulrich II., seinen Bruder Adalbert I., ihre Mutter Adelheid sowie ihre Nachkommen. In einer der drei Urkunden wird Ulrich II. abermals als Graf von Gammertingen angesprochen.¹³⁸³ Die Gründungsurkunde des Klosters Salem, in dem der toponyme Beiname „von Achalm“ für die beiden Brüder zum ersten Mal auftaucht, wurde oben bereits zitiert (s. FN 1367). Eine letzte Nennung als Graf von Gammertingen findet sich in der Zwiefalter Chronik. Dort schenken die Brüder Milo und Heinrich Besitz in Krissenbuch und Mägerkingen durch die Hand ihres Herren Ulrich II.¹³⁸⁴ Falls man den St. Galler Klostersgeschichte glauben schenken mag, war Ulrich II. Vogt dieser Abtei, hatte viele Lehen vom Kloster inne und starb 1157 etwa zur selben Zeit wie ein nicht namentlich genannter Sohn von ihm, der sich noch im Kindesalter befunden haben soll.¹³⁸⁵ Dies scheint aber im Widerspruch mit einem Eintrag im Zwiefaltener Nekrolog zu stehen, in dem der Todestag Ulrichs II. am 12 Juni verzeichnet ist, denn dort steht geschrieben, dass Graf Ulrich von Achalm Laienbruder im Kloster gewesen sei.¹³⁸⁶ Wie lässt sich dieser augenscheinliche Widerspruch auflösen? Als Konverse unterstand Graf Ulrich II. nicht der *stabilitas loci* wie es für Mönche der Fall gewesen ist. Er könnte also durchaus die Funktion als Vogt von St. Gallen wahrgenommen haben und gleichzeitig auch Laienbruder in Zwiefalten gewesen sein. Ansonsten bestünde natürlich auch die Möglichkeit, dass der in den

¹³⁸⁰ „[...] Huius filia erat Adilheidis, quam comes Hartmannus senior de Dilinga in matrimonium accepit, [...] filias quoque tres, que modo in sanctimoniali habitu commorantur, quarum una genuit Oudalricum comitem de Gamirtingin et Adilbertum de Achalmin, qui ambo adhuc vita potiuntur.“, siehe: FEGGER, Chroniken Petershausen, S. 44.

¹³⁸¹ „Ödalricus comes de Gamutingin.“, siehe: WUB Band I., Nr. 270, Seite 341-342
<http://www.wubonline.de/?wub=427>.

¹³⁸² „Ödalricus comes de Gamirtingin.“, siehe: BAUMANN, Kloster Allerheiligen, S. 123, UK Nr. 72.

¹³⁸³ „Ego itaque Dedalricus comes de Camertingen et frater meus Adalbertus cum matre nostra [...]“, siehe: MEYER-MARTHALER Elisabeth, PERRET Franz, Bündner Urkundenbuch. Bd. 1 390 – 1199, Chur 1955, S. 218f, UK Nr. 297. Zu den beiden anderen Urkunden siehe: EBD., S. 219 – 221, UK Nr. 298, 299.

¹³⁸⁴ *Milo et Heinricus duo fratres dederunt duos mansus in villa Krissinbuch per manum domini sui Udalrici comitis de Gammertingen pro sorore sua Elisabeth, aoud nos conversa. Praefatus Heinricus, apud Brusil occisus atque in cimiterio nostro sepultus, dedit unum mansum ad Magerichingen.*“, siehe: MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 276. Es existiert noch eine weitere Urkunde aus dem Jahr 1143, in der ein Ulrich von Gammertingen als Zeuge auftritt. Bei ihr handelt sich um eine Schenkungsurkunde Konrads III. an das Kloster Einsiedeln. Allerdings ist es gut möglich, dass es sich bei besagtem Ulrich nicht um Ulrich II., sondern auch um seinen gleichnamigen Sohn gehandelt haben könnte, siehe: MGH. DD Ko III, Nr. 89, S. 160,

¹³⁸⁵ MGH. SS 2, XI, IX.

¹³⁸⁶ „Uodalricus com. de Achalme et m. n. c. (monachus noster conversus)“, Siehe: MGH. Nocr. 1, S. 254.

Klostergeschichten genannte Ulrich von Gammertingen nicht mit Graf Ulrich II. gleichzusetzen ist, sondern es sich um eine andere Person mit demselben Namen Ulrich gehandelt hat, der ebenfalls aus Gammertingen stammt. Eine dritte Möglichkeit bestünde darin, dass mit dem in den Klostergeschichten genannten Ulrich nicht Ulrich II., sondern sein Sohn Ulrich III. gemeint war. Für das Jahr 1156 würden beide Ulriche in Frage kommen. Ulrichs II. Ehefrau war Judith von Zähringen, deren Todestag am 05. August – das Todesjahr kennen wir leider nicht – ebenfalls im Zwiefalter Nekrolog verzeichnet ist. Interessanterweise wird sie dort genau wie ihr Ehemann als Gräfin von Achalm titulierte.¹³⁸⁷ Judith hat ihrem Mann vier Kinder geschenkt: Ulrich III., Konrad von Achalm, Bertha von Achalm und Adelheid. Die ältere Forschung ist davon ausgegangen, dass alle vier Kinder ins Kloster Zwiefalten eingetreten sind.¹³⁸⁸ Tatsächlich lässt sich dies aber nur für die beiden Töchter Bertha von Achalm und Adelheid sicher nachweisen.¹³⁸⁹ Bei den beiden Brüdern¹³⁹⁰ Ulrich III. und Konrad von Achalm fällt dieser Nachweis schwerer. Beide Brüder sind zwar ebenfalls im Zwiefalter Nekrolog verzeichnet, allerdings ohne den Zusatz, Mönche bzw. Laienbrüder im Kloster gewesen zu sein.¹³⁹¹ Andererseits gibt es auch keinen stichhaltigen Hinweis darauf, dass es sich bei den in den Quellen erwähnten Udilhild und Konrad um die Kinder der beiden Brüder handeln muss, wie dies von Teilen der Forschung postuliert wird.¹³⁹² Außerdem würde diese Situation einem am späten Lebensabend getroffenen Entschluss, ins Kloster einzutreten, nicht entgegenstehen. Hier zeigt sich einmal mehr die problematische Situation aufgrund fehlender Namen- und Jahreszahlen. Sollten jedoch tatsächlich sämtliche Kinder Ulrichs II. von Gammertingen/Achalm und Judiths von Zähringen ins Kloster eingetreten sein, wäre die Familie nach dieser Generation erloschen. Dies wiederum würde nun die interessante Frage aufwerfen, ob wir es hier mit einem bewussten, sehr individuellen, aber auch sehr radikalen Lebensentwurf in einer Zeit zu tun haben, als die Welt für so manchen aus den Fugen geraten

¹³⁸⁷ „*Judinta, com^a de Achalme.*“, siehe: MGH. Nocr. 1, S. 257.

¹³⁸⁸ KRÜGER, Ursprung, S. 179.

¹³⁸⁹ MÜLLER, Zwiefalter Chroniken, S. 88.

¹³⁹⁰ Ulrich III. und Konrad I. werden im Güterverzeichnis des Klosters St. Peter als Brüder erwähnt: „[...] *Odalricus et frater eius Conradus de Gammertingen, [...]*“, in: KRIMM-BEUMANN Jutta, Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri. Edition, Übersetzung, Abbildung (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A Quellen. Bd. 54), Stuttgart 2011, S. 84 – 86, R. 136. Konrad wird im Güterverzeichnis noch ein weiteres Mal als Zeuge genannt: „[...] *Conradus de Gammertingen*], [...]“, siehe: EBD., S. 82, R 133.

¹³⁹¹ „*Uodalricus com. [...] Cuonradus com. de Achalme [...]*“, siehe: MGH. Nocr. 1, S. 262 & 256.

¹³⁹² WOLF Armin, Hatte Heinrich der Löwe eine Schwester? Der Markgraf von Ronsberg und die deutsche Königswahl, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 40, Stuttgart 1981, S. 234f. & FN 28.

zu sein schien¹³⁹³ und man sich deshalb entschloss, die gesamte Familie in den vermeintlich sicheren Hafen eines monastischen Lebensideals zu lenken?

Auch Ulrichs II. Bruder Adalbert I. taucht in den Quellen mit unterschiedlichen toponymen Zubenennungen auf. Bereits in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Schaffhausen aus dem Jahr 1101 ist ein Adalbert von Gammertingen, jedoch ohne Grafentitel genannt.¹³⁹⁴ 1113 folgt eine Erwähnung als Graf von Gammertingen im Güterverzeichnis des Klosters St. Peter. Hier taucht Adalbert in der Weihe- und Dotationsurkunde der Abtei als Spitzenzeuge an erster Position auf.¹³⁹⁵ Diese Position lässt sich am besten dadurch erklären, dass mit Bischof Ulrich von Konstanz sowie den beiden Herzögen Bertold III. und Konrad von Zähringen nahe Verwandte Adalberts II. beim Weiheakt federführend waren. In der bereits mehrfach angesprochenen Gründungsurkunde für das Kloster Salem (s. FN 1367) wird Adalbert ebenfalls als Graf von Achalm bezeichnet. In der Schenkungsurkunde vom 22. Januar 1139 an die Kirche in Chur wird er jedoch ohne jeden Titel und ohne toponymen Beinamen lediglich als Bruder des Grafen Ulrich von Gammertingen angeführt (s. FN 1383). Da in jener Urkunde bei Adalbert im Gegensatz zu seinem Bruder keinerlei Zustimmung von anderer Seite angeführt wird, hat er vermutlich zu jenem Zeitpunkt noch keine erwachsenen Kinder gehabt. In der Zwiefalter Chronik hingegen wird Adalbert I. immer als Herr von Hettingen genannt.¹³⁹⁶ Bei dem 1161 erwähnten Grafen Adalbert von Achalm (s. FN 1367) dürfte es sich mit ziemlicher Sicherheit um den Sohn Adalberts I. handeln. Darauf weist auch ein Eintrag im Zwiefalter Nekrolog zum 12. September hin, in dem ein Graf Adalbert von Hettingen als der Jüngere bezeichnet wird.¹³⁹⁷ Adalbert I. selbst ist am 15. Oktober unbekanntes Jahres als Laienbruder von Zwiefalten verstorben.¹³⁹⁸ Seine Ehefrau trug ebenfalls den Namen Adelheid und ist an einem 9. Januar aus dem Leben geschieden. Im Zwiefalter Nekrolog wird sie als Gräfin von Gammertingen und Nonne des Klosters bezeichnet.¹³⁹⁹ Ihre Tochter, die denselben Namen

¹³⁹³ Stefan Weinfurter hat 2006 seiner Monographie über Canossa und den Investiturstreit sicherlich nicht ganz zu Unrecht den vielsagenden Untertitel „die Entzauberung der Welt“ gegeben, siehe: **WEINFURTER** Stefan, *Canossa: die Entzauberung der Welt*, München 2006.

¹³⁹⁴ „[...] *Adalbertus de Gamertingen*, [...]“, siehe: **BAUMANN** Franz Ludwig, *Fürstenbergisches Urkundenbuch*, Bd. 5, Tübingen 1885, S. 46f, Nr. 78,

¹³⁹⁵ „[...] *Adalbertus, comes de Gammertingen*, [...]“, siehe: **KRIMM-BEUMAN**, *Güterverzeichnisse*, S. 70 – 74, R 106.

¹³⁹⁶ **MÜLLER**, *Zwiefalter Chroniken*, S. 88, 191, 251, 255

¹³⁹⁷ „*Adalbertus com. de Hatingin iunior.*“, in: **MGH. Necr.** 1, S. 260.

¹³⁹⁸ „*Adalbertus m. n. c. Hatingin.*“, in: **EBD.**, S. 263.

¹³⁹⁹ *Adelheit, com^a de Gamertingen n. c. m^a (nostrae congregationis monacha).*“, in: **EBD.**, S. 242.

wie ihre Mutter trug, war ebenfalls Nonne in Zwiefalten.¹⁴⁰⁰ Ähnlich wie bei Ulrich II. scheint auch für seinen Bruder Adalbert I. und dessen Familie ein Leben im Kloster eine angemessene Lebensgestaltung dargestellt zu haben.

Mehr soll an dieser Stelle über die komplizierten Familienverhältnisse der Gammertinger nicht geschrieben werden, auch wenn dabei interessante Details wie eine mögliche Verwandtschaft zu der Familie der Achalmer auf der Strecke bleiben müssen. Dies gilt ebenso für die verwandtschaftlichen Verhältnisse innerhalb der Familie.¹⁴⁰¹ Auch über den ihnen zur Verfügung stehenden Besitz lassen sich nur rudimentäre Aussagen treffen. Hier ist immerhin als wichtige Beobachtung festzuhalten, dass ein vermutlich nicht geringer Teil des Besitzes derjenige war, den zuvor die Achalmer innegehabt hatten. Namentlich ist hier natürlich in erster Linie an die Achalm selbst zu denken. Einerseits wird aus der Zwiefalter Chronik zwar deutlich, dass die Ortschaft Gammertingen für die Familie mit dem Besitz einer Eigenkirche, die zunächst auch als Familiengrablege gedacht war, eine zentrale Funktion zugekommen sein muss. Andererseits aber der Ort seit dem frühen 12. Jahrhundert relativ schnell zugunsten anderen Orten an Bedeutung eingebüßt haben muss. Anscheinend wusste man aber selbst nicht so genau, wohin die Reise eigentlich gehen sollte. Dies wird nicht zuletzt an den vielen verschiedenen toponymen Beinamen sichtbar, mit denen die verschiedenen Familienmitglieder von den unterschiedlichen monastischen Einrichtungen versehen wurden, mehr noch darin, dass ein und dieselbe Person gar mit bis zu drei unterschiedlichen Beinamen (Gammertingen, Achalm, Hettingen) in den Quellen zu finden ist. Auch bei der Verwendung des Grafentitels scheint eine gewisse Unsicherheit durchzuscheinen, allerdings muss hier noch einmal ausdrücklich auf die schlechte Quellensituation und die fehlenden Lebensdaten der meisten Familienmitglieder hingewiesen werden. Die Bezeichnung mehrerer Ehefrauen in den Quellen als Gräfin zeigt aber doch, dass das Amt des Grafen mehr und mehr als erblicher Familientitel aufgefasst worden sein muss. Neben dem Versuch, sich mit der Herrschaft Achalm einen weiteren und mit Hettingen gar einen komplett neuen Herrschaftsmittelpunkt zu errichten, ist aber bei dieser Familie noch eine weitere Entwicklung der „Familienstrategie“ zu beobachten, die den restlichen allerdings konträr entgegenzustehen schien. Beinahe sämtliche Familienmitglieder scheinen im Laufe ihres Lebens ins Kloster Zwiefalten eingetreten zu sein und sich somit von der profanen Welt zum Großteil verabschiedet zu

¹⁴⁰⁰ „Adelheit I. de Gamertingin m. n. (monacha nostra).“, siehe: EBD., S. 247.

¹⁴⁰¹ Hier sei noch einmal auf BUMILLER, Grafen verwiesen!

haben. Ob auch hier die Erfahrungen des Investiturstreites eine unmittelbare Rolle gespielt haben, kann und soll an dieser Stelle allerdings nicht beurteilt werden.

Der Versuch einer Neuorientierung der Familie wird noch schwerer nachvollziehbar, wenn man einen Punkt betrachtet, der bisher nicht angesprochen wurde, weil er in den Quellen nicht auftaucht. Bei all den toponymen Benennungen, die in den Quellen für die verschiedenen Gammertinger Familienmitglieder Verwendung gefunden haben, fehlt nämlich einer, den man am ehesten erwartet hätte, nämlich Baldenstein!

4.2. Die Burg Baldenstein



Etwa zwei Kilometer südwestlich von Gammertingen befindet sich auf der linken Seite des Fehltales auf einem etwa 50 m hohen Bergsporn (711,6 m über NN) die heutige Ruine Baldenstein (Abb. 099, 100, 101).¹⁴⁰² Zur Südseite hin fällt das Gelände sehr flach, zur Nord- und Westseite hingegen äußerst steil ins Tal hinab. Die Ostseite, die den Sporn mit der Hochfläche verbindet, ist durch einen künstlich angelegten Halsgraben abgesichert, der heute teilweise sehr flach ausfällt (Abb. 102).¹⁴⁰³ Bei Burg Baldenstein handelt es sich um eine der vielen Anlagen, von der keinerlei zeitgenössische Schriftzeugnisse existieren und somit im

¹⁴⁰² SCHMITT Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Bd. 5. Westalb: wandern und entdecken zwischen Reutlingen und Spaichingen, Biberach 1993, S. 92.

¹⁴⁰³ EBD., S. 94

Laufe der Jahrhunderte in völlige Vergessenheit geraten sind. 1933 entdeckte Johann Adam Kraus Mauerreste und Bauschutt der damals völlig im Erdreich versunkenen Ruine. Lediglich der Hinweis des Flurnamens „Altes Schloß“¹⁴⁰⁴ hat ihn damals bewogen, an besagter Stelle überhaupt nach einer Burganlage zu suchen. Kurz darauf wurden durch den Gammertinger Lehrer Joseph Wiest und Prof. Wilhelm Friedrich Laur, dem damaligen hohenzollerischen Denkmalpfleger, erste archäologische Grabungen durchgeführt. Hierfür wurden die beiden arbeitslosen jungen Männer Josef Ott, ein Elektromonteur, und der Schlosser Josef Buck angestellt, die nach damaliger Methodik sämtliche Grundmauerreste der Anlage freischaufelten. Leider sind bis auf eine kleine Notiz von Wiest keine Grabungsberichte angefertigt worden. Auch die Burg Baldenstein „krankt“ somit an demselben Problem wie die meisten anderen hier vorgestellten Anlagen. Aus dieser Notiz geht immerhin hervor, dass man bei den Grabungen Urnen und Knochen, teilweise von Raubtieren, sowie mehrere Feuerstellen vorgefunden hat. Die Funde sind heute allerdings verschollen.¹⁴⁰⁵ Erst 30 Jahre später hat man sich erneut archäologisch mit der Baldenstein beschäftigt, und wieder waren es Heimatforscher, die sich an die Untersuchung der Anlage machten. In insgesamt drei Grabungskampagnen zwischen 1963 und 1965 hat man die Mauerreste komplett freigelegt, wiederaufgemauert und das Fundgut geborgen. Verantwortlich waren damals Forstmeister Gröning und Hauptmann Georg Bodin, sowie Dr. Gerhard Wein vom Denkmalamt Tübingen. Für die Arbeiten hatte Bodin einige Soldaten seiner Panzerkompanie aus Münsingen abgestellt.¹⁴⁰⁶ Ausgrabungsberichte wurden in der Hohenzollerischen Heimat und den Fundberichten aus Schwaben publiziert. Aus ihnen geht hervor, dass wohl auch Kampagnen nach 1965 geplant waren, diese aber offenbar nicht mehr zustande gekommen sind und somit auch keine Fundbearbeitung stattgefunden hat.¹⁴⁰⁷

4.2.1. Beschreibung der Anlage

Mindestens zwei Bauphasen konnten für die Baldenstein nachgewiesen werden. In die erste Phase gehört das rechteckige Steinhaus (19 m x 15 m) in der äußersten Nord-West Ecke des Sporns (Abb. 101, 103). Mit einer Mauerstärke von fast 2 m fällt dieser Bau besonders massiv

¹⁴⁰⁴ Siehe hierzu die Flurkarten bei Leo BW [wie Anm. 942].

¹⁴⁰⁵ SCHOLKMANN Barbara, Burg Baldenstein. Das „Alte Schloß“ bei Gammertingen, Sigmaringen 1982, S. 11f.

¹⁴⁰⁶ EBD., S. 12.

¹⁴⁰⁷ EBD., S. 12.

aus. Errichtet wurde das Haus aus mit Kalkmörtel verstrichenen Handquadern und hat mehrere Stockwerke besessen. Sowohl außen als auch innen war das Gebäude mit weißem Kalk verputzt. Da bei den Ausgrabungen keine Dachziegel gefunden wurden, hat man vermutlich Stroh oder Holzschindeln benutzt. Heute stehen nur noch die in Richtung Innenhof laufenden Ost- und Südwand des Gebäudes, die teilweise sogar noch die Höhe des ersten Stockes erreichen. Die dort heute noch sichtbaren Balkenlöcher in der Südwand, die sich auf Höhe eines etwa 25 cm breiten Mauerrückenvorsprungs befinden, machen deutlich, dass das obere Stockwerk durch einen Holzboden getrennt war. Dort muss sich auch der Eingang befunden haben, denn weder in der Ostwand, noch in der Südwand, also denjenigen Seiten, die eine Verbindung zum Innenhof aufwiesen, ist eine Türe nachgewiesen worden. Hier werden sich also vermutlich die Wohnräume befunden haben. Das Erdgeschoss, das direkt auf den felsigen Untergrund aufgesetzt worden ist, war hierfür auch schwerlich tauglich, da das Bodenniveau von Ost nach West mit bis zu drei Meter ein erhebliches Gefälle aufweist und somit nur im westlichen Bereich genutzt werden konnte. Es wurde vermutlich als Küche und Vorratslager genutzt. In der Westwand befand sich außerdem zwei kleine Fensternischen.¹⁴⁰⁸ Im Obergeschoß war an der Ostseite ein rechteckiges Loch, das die gesamte Mauer schräg nach unten durchzog und vermutlich als Gußöffnung im Verteidigungsfalle dienen sollte.¹⁴⁰⁹ Das starke Mauerwerk, der fehlende ebenerdige Zugang, die Lage an der am weitesten von der Angriffsseite entfernten Stelle der Anlage und das dortige Fehlen von Fenstern zeigt, dass wir es hier mit einem Gebäude zu tun haben, das sowohl Wohn- als auch Wehrfunktion miteinander vereinigte und somit stark an den Bautyp eines „Donjon“ erinnert.¹⁴¹⁰ Wie die restliche Bebauung jener ersten Phase ausgesehen hat, konnte archäologisch nicht geklärt werden, somit kann man mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass alle anderen Gebäude der Anlage wie Ställe und Wohnungen aus Holz bestanden haben müssen. Es könnte sein, dass die steinerne Umfassungsmauer bereits in jener Zeit bestanden hat – sicher ist dies nicht. Falls die Steinmauer ebenfalls erst in der zweiten Bauphase errichtet wurde, hat es sicherlich eine hölzerne Palisade gegeben.

In der zweiten Bauphase wurden an die West- und Südmauer weitere Steingebäude errichtet, deren genaue Maße wir allerdings nicht kennen (Abb. 101). Allerdings waren die

¹⁴⁰⁸ EBD., S. 14 – 16.

¹⁴⁰⁹ Ob dieser Ausfluss aber nicht auch für andere Flüssigkeiten gedient haben könnte sei an dieser Stelle einmal dahingestellt.

¹⁴¹⁰ Zum Donjon siehe: HINZ, Donjon.

Mauerstärken jener neuen Gebäude deutlich geringer als beim alten „festen Haus“. Dort ist allerdings die wichtigste bauliche Neuerung entstanden. Es handelt sich dabei um eine schiffsbugartige Vormauerung an der Ostseite, die aus der gleichen Mauertechnik wie das restliche Gebäude besteht, allerdings noch einmal etwas dicker ausfällt (Abb. 101, 104).¹⁴¹¹ Da dieser dreieckige Anbau ebenfalls keinen Zugang im Erdgeschoss aufweist, keinerlei Fenster und andere Innenbebauung bzw. –nutzung nachweisbar ist, kann es sich nur um ein verteidigungsstrategisches Element handeln. Ein solches dreieckiges Bauelement findet man zum Beispiel ganz in der Nähe von Gammertingen am Bergfried der Burg Straßberg, allerdings wurde hier die Dreiecksform von Anfang an geplant und ist nicht erst später hinzugefügt worden.¹⁴¹² Zwischen Halsgraben und Umfassungsmauer existiert eine ca. 10 m bis 15 m breite Berme (Abb. 105). Ziemlich genau in der Mitte dieser östlichen Umfassungsmauer befindet sich ein viereckiger Torturm von 1,6 m x 1,6 m, der in die Berme auskragt und damit die Funktion eines spätmittelalterlichen Flankenturmes einnimmt.¹⁴¹³

Fasst man die bauliche Gestalt der Baldenstein zusammen – Hausteine als Baumaterial, kein Bergfried, der Verlauf der Umfassungsmauer direkt an der Hangkante entlang, ein vorspringender Torturm, eine verhältnismäßig geringe Burgfläche und ein Haupthaus das Wohn-, Wehr- und Repräsentationsfunktion miteinander verbindet – wird deutlich, dass wir es hier mit einer sehr frühen Burganlage zu tun haben müssen – vergleichbar etwa mit dem „Schlüssel“ bei Klingenstein in der Pfalz.¹⁴¹⁴ Aufgrund der Keramikauswertung hat Barbara Scholkmann die Anlage in die Zeit zwischen ca. 1050 und 1150 datiert.¹⁴¹⁵ Inzwischen ist aber auch die Keramikchronologie von Gammertingen und der Baldenstein durch Sören Frommer präzisiert worden und somit ergeben sich auch hier neue Datierungsansätze. Die Baldenstein wurde nach heutigem Stand anhand der Keramik sicherlich bereits im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts erbaut.¹⁴¹⁶ Spätestens gegen Mitte des 12. Jahrhunderts ist die Burg

¹⁴¹¹ SCHOLKMANN, Baldenstein, S. 17.

¹⁴¹² SCHMITT, Burgenführer 5, S. 245 – 258.

¹⁴¹³ SCHOLKMANN, Baldenstein, S. 17f.

¹⁴¹⁴ Beim „Schlüssel“ bei Klingenstein handelt es sich um eine gut untersuchte und vielzitierte Anlage des frühen Burgenbaues. Eine erste Anlage bestand aus einer großen „Fluchtburg“ des 9.(?)/10. Jahrhunderts. Die zweite Anlage datiert in etwa in die gleiche Zeit wie die Achalm und weist in der Tat frappierende architektonische Ähnlichkeiten mit der Baldenstein auf, siehe: BARZ Dieter u.a., Schlößl (Schlüssel), in: Pfälzisches Burgenlexikon. Bd. 4.1 O – Sp (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 12.4.1), Kaiserslautern 2007, S. 448 – 461.

¹⁴¹⁵ SCHOLKMANN, Baldenstein, S. 25 - 31.

¹⁴¹⁶ FROMMER Sören, Gammertingen, St. Michael. Auswertung der archäologischen Ausgrabungen insbesondere unter herrschafts-, siedlungs- und landesgeschichtlicher Fragestellung (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Bd. 4), Wiesbaden 2017, S. 147f.

niedergebrannt und nicht wieder aufgebaut worden und dies ist für die heutige Forschung ein großer Glücksfall, denn dadurch wurde der, zugegebenermaßen etwas magere, Baubestand einer frühen Höhenburg für die Nachwelt „konserviert“. Somit stellt die Burg Baldenstein nach wie vor ein lohnendes Objekt für die Burgenforschung dar, die man nicht leichtfertig außer Acht lassen sollte. Ob die Anlage durch einen Unfall oder durch einen feindlichen Angriff zerstört wurde, kann heute nicht mehr gesagt werden. Zumindest ist kein historisches Ereignis aus den Schriftquellen bekannt, das mit einer möglichen Zerstörung der Baldenstein in Verbindung gebracht werden könnte.

Wie beim Runden Berg und beim Hohenurach scheint auch für die Burg Baldenstein ein Burgweiler existiert zu haben. Der Ort muss im Laufe des Mittelalters wüst gefallen sein und ist heute nur noch über Flurnamen nachzuweisen. Der Burgweiler befand sich direkt zu Füßen des Bergspornes im Fehltal unterhalb der Burg.¹⁴¹⁷ Dank der Zwiefalter Chronik haben wir aber eine ungefähre Vorstellung des Ortes, denn auch er wurde im 12. Jahrhundert an das Kloster geschenkt. Auch der Burgweiler Baldenstein war geteilt, eine Hälfte war im Besitz von Adelheid, der Tochter Ulrichs II., die bereits in jungem Alter ins Kloster Zwiefalten eingetreten ist. Ihr Besitz im Ort belief sich auf 4 Huben und 1 Mühle.¹⁴¹⁸ Die andere Hälfte des Ortes war im Besitz Gepas von Dietfurt, die ebenfalls Nonne in Zwiefalten gewesen ist. Ihr Besitz in Baldenstein bestand aus 6 Huben.¹⁴¹⁹ Insgesamt bestand der Burgweiler um die Mitte des 12. Jahrhunderts also aus 10 Huben und einer Mühle.

Vom Reichtum der Burgbewohner zeugen die wertvollen Funde, die bei der Ausgrabung zutage gefördert wurden. Überreste von Reiterzubehör und Pferdeausstattung, Schachfiguren und Tric Trac Steinen, sowie orientalische Gläser verdeutlichen die weitreichenden Verbindungen und den gehobenen Lebensstandard, der auf der Burg vorhanden gewesen sein muss.¹⁴²⁰ Aber auch über den schnöden Alltag sind wir durch die Grabung gut informiert. Neben der üblichen zahlreichen Keramik fand man Glasscherben von Flaschen und Messer mit

¹⁴¹⁷ **SCHOLKMANN**, Baldenstein, S. 23.

¹⁴¹⁸ „*Huius filia Adilhait nomine [...] apud Baldinstain IV mansus et unum molendinum, dimidiam scilicet villam, per manum patris sui Udalrici dedit.*“, siehe: **MÜLLER**, Zwiefalter Chroniken, S. 200.

¹⁴¹⁹ „*Gepa de Dietfurt, soror nostra, nobilissimis natalibus orta, dedit VI mansus in villa Baldinstain dicta, sicut retulimus supra.*“, siehe: **EBD.**, S. 226. Bei jener Gepa von Dietfurt könnte es sich um die Tochter Adalberts I. und dessen Frau Adelheid gehandelt haben, denn dies waren auch die Namen ihrer beiden Kinder. Gepa wäre somit eine Cousine Adelheids, der Tochter Ulrichs II. gewesen und dies würde auch die Teilung des Burgweilers erklären: Er wäre also im gemeinsamen Besitz der Brüder Ulrich II. und Adalbert I. gewesen, die dann jeweils eine Hälfte an ihre Tochter vererbt hätten, siehe: **FROMMER**, Gammertingen, S. 153.

¹⁴²⁰ **SCHOLKMANN**, Baldenstein, S. 37 – 44.

Rothirschgeweihgriffen. Nägel, Hacken, Krampen, Schlüssel und Schlösser, sowie Bohrer und Keil deuten Handwerk und sogar das Vorhandensein einer Schmiede an. Beim Speisezettel lässt sich natürlich aufgrund der Skelettreste lediglich der Fleischanteil rekonstruieren. Über die Hälfte bestand aus Schwein, gefolgt von Rind, Schaf und Ziege. Sehr selten war anscheinend Wild.¹⁴²¹

4.3. Die Siedlung Gammertingen – ein weiterer frühmittelalterlicher Zentralort

Hält man sich noch einmal die momentan aktuelle Datierung zur Entstehung der Burg Baldenstein vor Augen fällt auf, dass diese in etwa zur gleichen Zeit wie die Achalm entstanden sein muss – vermutlich sogar noch etwas früher. Dies bedeutet aber auch, dass der angebliche „Stammvater“ der Gammertinger, Graf Arnold höchstwahrscheinlich nicht als Erbauer in Betracht kommen kann.¹⁴²² „Die Grafen von Gammertingen“, zumindest aber der Ort Gammertingen muss also bereits vor der Mitte des 11. Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung innegehabt haben, die aus den Schriftquellen nicht ersichtlich wird. Einmal mehr sind es die archäologischen Befunde und Zeugnisse, die uns auch hier weiterhelfen.

Diese reichen in Gammertingen bis weit in die Frühgeschichte zurück. Hunderte Grabhügel in den Wäldern rund um Gammertingen aus der Bronze- und Eisenzeit sowie mehrere urnenfelderzeitliche Bestattungen (Körper- und Brandbestattungen) innerhalb des heutigen Stadtgebietes bezeugen, dass diese Gegend seit jeher eine bedeutende Rolle gespielt haben

¹⁴²¹ SCHMITT, Burgenführer 5, S. 93.

¹⁴²² In diesem Zusammenhang muss auch noch auf den Burgnamen Baldenstein selbst verwiesen werden. „Balden“ geht zurück auf das althochdeutsche *bald*, *pald* und weitere germanischen Dialektformen zurück und bedeutet soviel wie kühn, mutig, dreist, vertrauensvoll, frei. Im Zusammenhang mit Baldenstein würde man also zuerst an eine Übersetzung wie „kühner Felsen“ o.ä. denken, was aufgrund der topografischen Lage der Burg durchaus sinnvoll erscheint. Man sollte aber auch berücksichtigen, dass *bald*, *pald* ein beliebter Bestandteil in Namen war. Das heute noch bekannteste Beispiel dürfte Balduin sein, was sich aus *bald* und *win* zusammensetzt und soviel wie kühner Freund bedeutet. Auf den Namen der Burg Baldenstein bezogen könnte *balden* also auch als Personennamen verstanden werden, der die Burg errichtet hat, lassen, ähnlich wie wir es bereits bei der *Thietpoldispurch* gesehen haben. Man müsste also in den Quellen untersuchen, ob es irgendeine mögliche genealogische Verbindung zwischen den Gammertingern und einem Balduin gegeben haben könnte. Das der Vorname Balduin durchaus als Burgennamen herangezogen worden ist, beweist die Burg Balduinseck bei Buch (Hunsrück), allerdings wurde diese Anlage erst im 14. Jahrhundert. Zum althochdeutschen Begriff siehe: FRINGS Theodor, KARG-GASTERSTÄDT Elisabeth, Althochdeutsches Wörterbuch. Bd. 1: a und B, Berlin 1968, Sp. 787f.; LLOYD Albert L., SPRINGER Otto, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. 1_ -a – bezzisto, Göttingen 1988, Sp. 434 – 436. Zur Burgruine Balduinseck siehe: WENDT Achim et al., Burgruine Balduinseck, Regensburg 2016.

muss.¹⁴²³ Gammertingen liegt im Laucherttal in einer breiten Mulde und dank des lehmhaltigen Kalkbodens herrschen dort gute Bedingungen für die Landwirtschaft vor. Hinzu kommt, dass Gammertingen eine wichtige verkehrstopografische Lage eingenommen hat. Von Nordwesten her konnte man über das Killer- und Fehltal relativ leicht bis Gammertingen vordringen und hier einen sanften Alaufstieg in südöstliche Richtung nach Riedlingen an der Donau nehmen (Abb. 106). Es gibt Anzeichen, dass diese Verbindung schon sehr früh als Handelsweg genutzt wurde. Die Gammertinger Mulde selbst bietet günstige Voraussetzungen für das Errichten einer Siedlung. Das Laucherttal weitet sich hier zum ersten Mal und beide Talseiten bestehen aus Tuffsteinbänken (Abb. 107). Von besonderer Bedeutung war mit Sicherheit die Furt, die an dieser Stelle die Lauchert querte und somit einen natürlichen Kontrollpunkt für den Handelsweg darstellte.¹⁴²⁴ In römischer Zeit wurde auf beiden Seiten der Lauchert gesiedelt. Im Gewann „Breite“ wurde 1929 ein römisches Bad ausgegraben, das sicherlich Teil einer *villa rustica* gewesen war (Abb. 107). In direkter Nachbarschaft scheint eine Gruppe Gräber existiert zu haben, die allerdings ohne Dokumentation zerstört wurden. Auf der anderen Lauchertseite hat man Hinweise auf eine Töpferei gefunden, aber auch hier fehlt jegliche Grabungsdokumentation.¹⁴²⁵ Es mag somit kaum verwundern, dass in Gammertingen auch ein großes alamannisches Gräberfeld gefunden wurde (heute: Alemannenweg). Dieses wurde zwischen 1926 und 1931 vermutlich in seiner Gesamtheit ergraben (Abb. 107). Da auch hier zum Teil keine Grabungsdokumentation angelegt wurde, kann die Anzahl der Gräber nur ungefähr auf 300 bis 350 taxiert werden. Mit einer Laufzeit von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis ins frühe 8. Jahrhundert haben wir es hier mit einer extrem langen Belegdauer zu tun, die sowohl den Beginn als auch das Ende der Nutzung der Reihengräberfriedhöfe in Südwestdeutschland umfasst. Der bedeutendste Fund stellt mit Sicherheit das Grab des „Fürsten von Gammertingen“ aus dem letzten Drittel des 6. Jahrhunderts dar. In dem Grab des ungefähr 55-jährigen Mannes fand man einen Spangenhelm, Kettenhemd, Ango, Spatha, Sax, Lanze, Axt, reichverziertes Pferdegeschirr, eine goldene Gürtelschnalle, goldene Schuhschnallen und weitere wertvolle Beigaben.¹⁴²⁶

¹⁴²³ FROMMER Sören, Niederungsburg, Hochadelsgrablege, Schlosskapelle, Bürgerkirche. Die Ausgrabungen in der Gammertinger Michaelskirche (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg. Heft 69, Stuttgart 2014, S. 8f.

¹⁴²⁴ BURKARTH Herbert, Geschichte der Herrschaft Gammertingen-Hettingen, Sigmaringen 1983, S. 14.

¹⁴²⁵ FROMMER, Niederungsburg, S. 9.

¹⁴²⁶ STEIN Frauke, Alamannische Siedlung und Kultur: das Reihengräberfeld in Gammertingen, Sigmaringen 1991.

1981/82 wurden aufgrund von anstehenden Bodensanierungen Grabungen in der Gammertinger Michaelskirche durchgeführt. Mit der Fundauswertung war zwischen 2010 bis 2012 Sören Frommer betraut, der durch die Aufarbeitung beachtenswerte Ergebnisse zur Siedlungsentwicklung Gammertingens im Früh- und Hochmittelalter herausgearbeitet hat.¹⁴²⁷ Die Michaelskirche befindet sich am nördlichen Rand der heutigen Altstadt, direkt neben der Stadtmühle (Abb. 107). Das Gelände, auf dem sich die Kirche und ihre Vorgängerbauten befinden, war ursprünglich Teil eines Herrenhofkomplexes. Da sich die Grabungen nur auf das Kircheninnere beschränkten und ein solches Hofgut natürlich deutlich größere Dimensionen eingenommen hat, sind keine Baubefunde zutage getreten, der Herrenhof kann also nur indirekt nachgewiesen werden. Bei diesem indirekten Nachweis handelt es sich in erster Linie um Verlagerungen von Aufschüttungsarbeiten aus dem frühen 10. Jahrhundert und diese sind somit stratigrafisch nicht von den ebenfalls dort abgelagerten frühgeschichtlichen Funden zu trennen. Wichtigste Fundgattung dürften in diesem Zusammenhang die Schlackenfunde ausmachen. Diese können in Schmiede- und Verhüttungsschlacken differenziert und insgesamt zwei unterschiedlichen Phasen zugeordnet werden. Während die Schmiedeschlacken in den Grabungsschnitten eher punktuell und konzentriert auftreten und somit an eine Art Deponierung erinnern, sind die Verhüttungsschlacken deutlich regelmäßiger über die Fläche verteilt. Da es sich bei den Aufschüttungen um Material handelt, das außerhalb der Kirche gewonnen wurde, lässt sich daraus folgern, dass die Schlacken über das gesamte ehemalige Herrenhofgelände verstreut waren. Die Verhüttungsschlacken lassen sich aufgrund von Fundvergesellschaftung mit Keramik bereits ins 7. und 8. Jahrhundert datieren. Die Schmiedeschlacke findet sich häufig im Verbund mit der älteren gelben Drehscheibenware und datiert dadurch ins 8. bis 10. Jahrhundert. Die ¹⁴C Datierung eines Holzkohlepartikels, welcher aus einem Fundkomplex mit Schmiedeschlacke stammte, stammt aus dem 8. Jahrhundert.

Somit ergibt sich folgendes Bild: Auf dem Herrenhofgelände wurde seit dem 7. Jahrhundert Eisenverhüttung betrieben. Da auch die gefundene Keramik zeitlich nicht weiter zurückreicht, kann man davon ausgehen, dass der Herrenhof ebenfalls erst in jener Zeit errichtet wurde und von Beginn an für die Eisengewinnung genutzt worden ist. Spätestens im 8. Jahrhundert wurde dann das Roheisen vor Ort auch weiterverarbeitet.¹⁴²⁸ Neben der Eisenverhüttung spricht

¹⁴²⁷ FROMMER, Gammertingen.

¹⁴²⁸ EBD., S. 82 – 94.

auch die topografische Lage für einen Herrenhof. Am westlichen Lauchertufer, direkt an der wichtigen Furt gelegen, handelt es sich mit Sicherheit um das attraktivste Siedlungsgelände innerhalb der Gammertinger Mulde, zumal die anderen Gehöfte vermutlich auf der anderen Seite der Lauchert, also im Osten, zu suchen sind. Südlich des Herrenhofgeländes schloss sich die herrschaftliche Breite an, die noch in die Flurkarten des 19. Jahrhunderts verzeichnet wurde. Somit dürfte vermutlich einst das gesamte westliche Lauchertufer in Herrenhand gewesen sein, während sich die dazugehörige Siedlung auf der gegenüberliegenden Ostseite befand.

Kontrolle eines Handelsweges an einem neuralgischen Punkt und Eisenverarbeitung sind gute Argumente für die Existenz eines Herrenhofes, auch wenn er im archäologischen Befund tatsächlich nur sehr schwer nachvollziehbar ist. Ob dieser Herrenhof des 7. Jahrhunderts in Zusammenhang mit der Familie des „Fürsten von Gammertingen“ aus dem letzten Drittel des 6. Jahrhunderts steht, oder ob es zu einer Neusiedlung oder gar einer Siedlungsverdichtung ehemaliger mehrerer Ansiedlungen gekommen ist, soll an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden. Hierfür wären gründliche und zeitaufwendige Auswertungen der Katasterpläne und herrschaftlichen Urbare, sowie der Grabfunde vonnöten.

Nach einer gewissen Nutzungsdauer ist es auf dem Herrenhofgelände zu drastischen architektonischen Veränderungen gekommen, die *pars pro toto* auch für viele andere Herrensitze angenommen werden können, aber leider fast nie im schriftlichen oder archäologischen Befund zu greifen sind. Der Herrenhof wurde zu einer Niederungsburg umgestaltet, genauer, zu einer zweiteiligen Flachmotte. Hierfür wurde teilweise stark in die bisherigen Geländegegebenheiten eingegriffen. Auf dem sanft zur Lauter hin abfallenden Hang wurden nun zwei künstliche Hügel, die miteinander verbunden waren, aufgeschüttet (Abb. 108). Der westliche Hügel füllte dabei den größten Teil des heutigen Langhauses der Michaelskirche aus und hat vermutlich eine Fläche von 20 m x 15 m eingenommen. Die Höhe der künstlichen Aufschüttung, soweit sie im Kircheninneren festgestellt werden konnte, betrug bis zu 1,2 m. Der östliche Hügel, der fast bis an die Lauchert heranreichte, dürfte bis zu einer Höhe von 2 m aufgeschüttet worden sein.¹⁴²⁹ Wann genau die Niederungsburg errichtet wurde und ob eine Kontinuität zwischen Herrenhof und Burg bestand, ist nur schwer zu

¹⁴²⁹ Ob eine solch „niedrige“ Aufschüttung dazu berechtigt, die Anlage als Motte zu bezeichnen oder nicht, ist unserer Meinung nach eine Scheindebatte, die zu keinem vernünftigen Ergebnis führen kann und deshalb hier nicht weiterverfolgt werden wird.

beurteilen. Dies liegt daran, dass das keramische Fundmaterial in erster Linie aus älterer gelber Drehscheibenware vom Typ Runder Berg besteht und dies auch nur in einer sehr geringen Zahl (28 Fragmente). Aufgrund der recht langen Laufzeit jenes Keramiktypes wäre eine Errichtung der Niederungsburg zwischen der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts und dem frühen 10. Jahrhundert möglich. Frommer datiert die Anlage in die Zeit um 920/30 und begründet dies durch die damals unsichere Zeit während der Errichtung des neuen Schwäbischen Herzogtums – wir haben oben im Zusammenhang der *Thietpoldispurch* ähnliche Argumente bereits diskutiert (s. S. 248ff.). Über die Bebauung jener ersten Phase kann nur sehr wenig ausgesagt werden. Auf dem westlichen Hügel existierte vielleicht eine Holzpalisade oder ein Holzzaun, womit das Hügelplateau eingegrenzt wurde. Über eine mögliche Bebauung des Osthügels lässt sich überhaupt nichts sagen, da dieser bei den Grabungen nur randlich angeschnitten wurde. Baubeobachtungen aus dem Jahr 2010 lassen darauf schließen, dass einige Meter südlich der beiden Hügel ein Graben verlief, der somit die Burghügel von der restlichen Anlage abgegrenzt hätte. Eine Holzpalisade, welche das gesamte Herrenhofgelände umgeben hätte, kann nur vermutet werden.

Die Zweiteilung der Motte lässt auf eine funktionale Differenzierung der Anlage schließen. Auf dem westlichen Hügel könnte sich von Anfang an eine sakrale Anlage befunden haben während der Osthügel dann dem herrschaftlichen Wohnen und Repräsentieren gedient haben dürfte. Darauf deuten auch die wenigen archäologischen Funde hin. So wurde zum Beispiel ein Messergriff aus Bein entdeckt, der denjenigen Exemplaren, die auf der Baldenstein gefunden wurden, äußerst ähnlich ist. Weiterhin wurde auf dem Osthügel eines von insgesamt vier Topfkachelfragmenten gefunden, es könnte dort also ein Kachelofen gestanden haben. Tierknochenfunde verraten einen herrschaftlichen Speiseplan: Rind, Schwein, Schaf, Ziege, Hirsch, Pferd und Huhn.

Nimmt man eine Datierung der Burganlage um 920/30 an, kam es bereits eine Generation später um 950/60 zu tiefgreifenden Umbauten auf der Niederungsburg (Abb. 109). Die Hügelstruktur wurde zwar beibehalten, allerdings ist die topografische Gestaltung und die Bebauung deutlich verändert worden. Wichtigste Neuerung stellte der Übergang vom Holz- zum Steinbau dar. Der Westhügel wurde etwas erhöht und ein Stück nach Osten erweitert und die hölzerne Umfriedung aufgegeben (oder durch eine Hecke ersetzt?). Auf ihm wurde nun ein Fachwerkbau errichtet, der auf vermörtelte Schwellfundamente gesetzt wurde. Das

Gebäude wurde zwar nur in der Südostecke angeschnitten, da man aber Achsensymmetrie voraussetzen darf, wird der Bau nicht breiter als 6 m ausgefallen sein. Auch das Plateau des Osthügels wurde durch Tuffsand erweitert und erhöht. Am Fuße des neu aufgeschütteten Sandhügels errichtete man eine ca. 55 cm hohe und 80 cm breite Trockenmauer, die diesen Sandhügel rechtwinklig einschloss (Abb. 110). Anschließend wurde der dadurch geschaffene Innenraum verfüllt und der gesamte Hügel noch einmal mit humosen Material ausgekleidet. Es wird sich also um eine Art Fundamentierung für einen geplanten massiven Steinbau gehandelt haben, da ansonsten der bisherige Hügel, zumal in Wassernähe gelegen, diesem Druck nicht hätte standhalten können.¹⁴³⁰

Wir hätten es im 10. Jahrhundert in Gammertingen also mit einer Niederungsburg unbekanntes Ausmaßes zu tun, deren Kern aus einer zweiseitigen flachen Motte bestand, wobei der eine Hügel für ein sakrales Gebäude, der andere Wohnraum, Repräsentationsort und Verteidigungsanlage genutzt wurde. Der möglicherweise rasch erfolgte Ausbau jenes Zentrums durch die Neuerrichtung der Gebäude in Steinbauweise verdeutlicht einerseits die Wichtigkeit, die dem Ort damals beigemessen wurde, andererseits aber auch, dass damals eine Familie dort gelebt hat, die sich einen solchen Ausbau auch leisten konnte. Auch hier scheint die Zentralortstheorie zu greifen.

Um 980 erfolgte nur kurze Zeit später bereits eine weitere grundlegende bauliche Veränderung. Auf dem Westhügel wurde nun eine steinerne Saalkirche mit einer vermuteten Größe von 14 m x 7,4 m erbaut (Abb. 111). Die Senke zwischen den beiden Mottenhügeln wurde während der Bauarbeiten als Kalkofen genutzt und später zugeschüttet, die beiden Hügel verschmolzen zu einer Art kleinem Sporn Richtung Lauchert. Die Kirche wurde im Inneren durch eine Chorschranke, deren Fundamente im Befund festgestellt werden konnten, im Verhältnis 3:2 geteilt. Diese erste Steinkirche orientierte sich in den Fluchten an dem hier zuvor gestandenen sakralen Fachwerkbau, der damit als Vorgängerkirche angesehen werden kann. Eventuell war der Chorboden um eine Stufe von ca. 17 cm erhöht oder es wurde dort ein Fußboden verlegt, der Befund ist hier nur schwer zu interpretieren. Wovon man allerdings ausgehen kann ist, dass die Kirche verputzt und im Innenbereich bunt ausgemalt war. Zumindest deuten einige gefundene Putzreste darauf hin. Der Kirchenbau wurde auch als Grablege genutzt – vielleicht ist darin gar die Hauptmotivation seiner Errichtung zu verstehen.

¹⁴³⁰ FROMMER, Gammertingen, S. 97 – 104.

Einer solchen Bestattung ist vermutlich auch der südliche Annex geschuldet, der nachträglich an die Saalkirche als Fachwerkbau angefügt wurde.¹⁴³¹

Auch dieser Kirchenbau hatte nicht lange Bestand. Um 1025 wurde die Kirche zu einer Basilika erweitert (Abb. 112). Aufgrund der schlechten Grabungsdokumentation ist der genaue Ablauf ihrer Erbauung und das genaue Aussehen der Basilika allerdings teilweise unklar. Mit Sicherheit kann man sagen, dass es sich bei der Kirche, als sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts abbrannte, um eine zweischiffige Basilika gehandelt hat. Das Seitenschiff schloss sich südlich an das Hauptschiff an und ging am östlichen Ende direkt in einen Glockenturm über. Die Kirche war im Gegensatz zu ihren Vorgängern bereits mit Dachziegeln gedeckt worden. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die gesamte Kirche um einige Meter nach Süden verrückt wurde. Die Außenwand des südlichen Annexbaues sollte von nun an die Südwand des Mittelschiffes darstellen, an die das südliche Seitenschiff und der Glockenturm angebaut wurden. Die Nordwand der ehemaligen ersten Steinkirche hätte man direkt als nördliches Seitenschiff der neuen Basilika nutzen können und vermutlich war dies ursprünglich auch so geplant, alleine schon die dadurch entstandene exakt gleiche Breite von nördlichem und südlichem Seitenschiff sprechen hierfür Bände. Weshalb allerdings das nördliche Seitenschiff am Ende doch nicht verwirklicht wurde muss spekulativ bleiben. Entweder ist die Nordwand bereits vor der Errichtung der Basilika abgerutscht und gab somit den Anlass zur Planung eines kompletten Neubaus, da der westliche Mottenhügel im Laufe der Zeit eventuell doch zu instabil geworden ist. Dies würde zwar erklären, weshalb man die Kirche ein Stück nach Süden in stabileres Gelände verlegen wollte, nicht aber, weshalb das nördliche Seitenschiff dann trotzdem nicht wieder aufgebaut wurde. Bestand der alte Kirchenbau jedoch noch als man mit dem Neubau der Basilika begann und errichtete tatsächlich eine vollständige dreischiffige Basilika, muss man sich fragen, wann das nördliche Seitenschiff zusammenbrach und weshalb es nicht wieder errichtet wurde. Die Seitenschiffe des mittleren Langhauses wurden nach Norden verlängert und somit ein viereckiger Chor geschaffen. Im Inneren war die Pfeilerbasilika in drei Joche untergliedert und sie muss bemalt gewesen sein. Eine letzte bauliche Veränderung erfolgte um 1047 (Abb. 113). Damals kam es zu einer – wie wir unten

¹⁴³¹ EBD., S. 105 – 115.

noch ausführen werden – Doppelbestattung im Vorchorbereich, der dafür extra aufgeschüttet und an das Höhenniveau des Chores angepasst worden ist.¹⁴³²

Die Errichtung der Basilika um 1025 kann mit großer Wahrscheinlichkeit in den Zusammenhang mit dem Bau der Burg Baldenstein gestellt werden, die um diese Zeit vielleicht sogar schon fertiggestellt gewesen sein könnte. Denn eine Sache tritt klar zutage. Das Gelände des ehemaligen Herrenhofes wurde jetzt deutlich von der Basilika dominiert und aufgrund ihrer Geometrie war nun für den östlichen Mottenhügel vermutlich nicht mehr allzu viel Platz. Zumindest ein mögliches herrschaftliches Haus stand von nun an sicherlich im „Schatten“ des neuen Kirchenbaus.

Baulich lässt sich für Gammertingen im Laufe der Jahrhunderte somit ein steiler Aufstieg verzeichnen. Am Anfang steht der Herrenhof des 7. Jahrhunderts, an einer strategisch günstigen Stelle gelegen und durch die Produktion von Eisen sicherlich ein überregionales Handwerks- und vielleicht auch Handelszentrum. Dieser Herrenhof wurde dann auch konsequent spätestens im frühen 10. Jahrhundert zu einer Niederungsburg mit repräsentativem Wohnbau und Eigenkirche ausgebaut und somit das bisherige Handels- und Wirtschaftszentrum um die Funktionen Schutz und Religion erweitert. Spätestens jetzt sind mit Herrschaft, Schutz, Kult, Handel und Verkehr sowie Handwerk und Gewerbe alle Kriterien der Ettelschen Definition für ein Oberzentrum in Gammertingen vorhanden.

Den Höhepunkt stellte dann mit Sicherheit das frühe 11. Jahrhundert dar, als man begann, sich mit der Burg Baldenstein zu einem sehr frühen Zeitpunkt eine neue, repräsentative und mit Sicherheit auch militärisch herausragende Anlage zu errichten. Gleichzeitig wurde die bisherige Niederungsburg, die den bisherigen Ansprüchen vermutlich in mehrfacher Hinsicht (Kult, Repräsentation, Schutz) nicht mehr genügte, zu einem neuen religiösen Zentrum, das zugleich auch als Familiengrablege geplant war, umgestaltet. Somit haben wir es bei Gammertingen nicht nur mit einem Oberzentrum zu tun, sondern auch noch mit einem „Sprung auf die Höhe mit Umwegen“, nämlich dass dieser Sprung nicht vom Herrenhof aus erfolgte, sondern sozusagen als Zwischenglied noch eine Niederungsburg zu berücksichtigen ist. Das Beispiel Gammertingen zeigt deutlich, dass man die These der Vertikalverschiebung in Zukunft etwas differenzierter betrachten sollte. Bei der Vertikalverschiebung sollte nicht so

¹⁴³² Ebd., S. 136 – 148.

streng auf die Abfolge Herrenhof – Höhenburg wert gelegt werden, da der Fall Gammertingen mit seiner Abfolge Herrenhof – Niederungsburg – Höhenburg vermutlich kein Einzelfall, wenn nicht gar den Normalfall repräsentiert. Lediglich die frühen Steinbauten in der Gammertinger Niederungsburg stellten tatsächlich eine Besonderheit dar.

4.3.1. Die Innenbestattungen der Gammertinger St. Michaelskirche

Von dem Gebrauch der Michaelskirche als Familiengrablege zeugen nicht nur die Nachricht aus der Zwiefalter Chronik über die Translation der Gebeine der Grafen Arnold und Ulrich I. nach Zwiefalten¹⁴³³, sondern auch die dort aufgefundenen Innenbestattungen. Insgesamt konnten in den beiden Kirchenbauten sechs Innenbestattungen geborgen werden. Zwei zusätzliche Bestattungen stammen aus Lesefundkomplexen und sind ebenfalls im ersten Kirchenbau zu verorten. Alle acht Bestattungen wurden radiometrisch (¹⁴C) datiert und molekulargenetisch (aDNA) auf ihre Verwandtschaftsbeziehungen hin untersucht. Bei zwei der weiblichen Bestattungen war es aufgrund des Zahnschmelzes sogar möglich, eine isotopenanalytische Herkunftsbestimmung (Strontium Isotope ⁸⁷Sr/⁸⁶Sr) durchzuführen. Somit liegt für Gammertingen ein weitgehend abgesicherter Stammbaum der bestatteten Grafenfamilie vor, der sich über vier Generationen sowie das 10. und 11. Jahrhundert erstreckt (Abb. 114).¹⁴³⁴

Bei der ältesten Bestattung (I ib 1) handelt es sich um eine ca. 50-jährige Frau, die ungefähr 170 cm groß gewesen sein dürfte. Gelebt hat sie vermutlich ungefähr zwischen 917 und 987.¹⁴³⁵ Als ältestes gefundenes Individuum in der Grablege wird sie von Frommer als „Stammutter“ der Gammertinger Grafenfamilie bezeichnet. Das Grab befand sich in der nordwestlichen Ecke des Kirchensaales und grenzte beinahe an die Chorschranke an. Bei der zweiten Bestattung (I ib 2) handelt es sich um einen ca. 60- bis 70-jährigen Mann, der etwa 179 cm groß gewesen ist und von ca. 935 bis ca. 1000 gelebt haben dürfte. Der Mann wies

¹⁴³³ Siehe FN 1379.

¹⁴³⁴ FROMMER, Niederungsburg, S. 42.

¹⁴³⁵ Siehe hierzu und die folgenden Aufzählungen: FROMMER, Gammertingen, S. 119 – 129, 284 – 295. Natürlich gestaltet sich die konkrete Analyse, Auswertung und Interpretation der Bestattungen deutlich komplexer und problematischer, vor allem, was die Einordnung der Lebensdaten der jeweiligen Personen anbelangt. Diese sind nicht als absolut, sondern lediglich als relativchronologisch zu verstehen. Hier soll nur summarisch das von Frommer als wahrscheinlichstes Modell der Familiengrablege formulierte, wiedergegeben werden, da es auch uns durchaus überzeugt hat.

mehrere degenerative Erscheinungen, darunter einen so genannten „Schiefhals“ (*Torticollis*) auf, und war im östlichen Bereich des südlichen Annexes bestattet. Die dritte Bestattung (I ib 3) schloss direkt südlich an das Grab der „Stammutter“ an. Auch hierbei handelt es sich um eine weibliche Person von etwa 161 cm Größe. Sie lebte vermutlich zwischen 944 und 1014 und litt an einer arthrotischen Erkrankung der Kniescheiben. Bei der vierten Bestattung (I ib 4) handelt es sich wieder um einen 50- bis 60-jährigen Mann von 176 cm Körpergröße. Seine Lebensdaten sind zwischen 965 und 1020 anzusetzen. Sein Grab befand sich neben der anderen männlichen Bestattung im westlichen Teil des südlichen Annexraumes. Bei der nächsten Bestattung (I ib 5?) handelt es sich um eine der beiden Lesefundkomplexe. Dieser wurde nördlich, nahe am Kirchenschiff gefunden und da er in einem Eimer gesammelt und aufbewahrt wurde, von Frommer die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Dame im Eimer“ verpasst bekommen. Die „Dame im Eimer“ ist mindestens zwischen 50 und 60 Jahre alt geworden und hat ungefähr von 961 bis 1021 gelebt. Man wird davon ausgehen können, dass sie ursprünglich ebenfalls im Kirchensaal westlich der beiden anderen Frauengräber bestattet worden ist. Bei dem zweiten Lesefund (I ab?) handelt es sich wieder um einen Mann, von dem lediglich sieben Menschenknochen, vermischt in einem Komplex aus Tierknochen gefunden wurden. Es besteht also rein theoretisch auch die Möglichkeit, dass man es hier mit mehreren männlichen Individuen zu tun haben könnte. Die Untersuchungen haben ergeben, dass der Mann noch im juvenilen Alter gestorben ist und ungefähr zwischen 990 und 1005 gelebt hat. Gemäß dem Bestattungsmuster müsste er als Außenbestattung westlich des südlichen Annexbaues beerdigt worden sein.

Die Familiengrablege wurde im zweiten Kirchenbau fortgesetzt. Allerdings sind hier nur noch zwei Innenbestattungen nachweisbar, die dafür aber eine Besonderheit aufweisen. Zum einen der Bestattungsplatz im Kirchenraum selbst, der sich zentral im Vorchorbereich befand und extra für die Bestattungen erhöht und auf das Niveau des Chores angepasst wurde. Zum zweiten handelte es sich um ein Doppelgrab. Die ältere Bestattung (II ib 1) war ein Mann, der knapp 70 Jahre alt geworden ist und mit 179 cm für die damalige Zeit eine recht große Erscheinung gewesen ist. Gelebt hat er ungefähr zwischen 959 und 1027. Der Körper ist trotz oder vielleicht gerade wegen seinem hohen Alter deutlich von Krankheiten gezeichnet gewesen. Die Wirbelsäule des Toten weist im Hals-, Brust- und Lendenbereich starke degenerative Veränderungen auf und auch mit knöchigen Auswüchsen auf den Kniescheiben hatte der Mann zu kämpfen. Dazu kommt noch ein Knochentumor im Bereich des Gaumens

(*Torus palatinus*). Auch bei der jüngeren Bestattung (II ib 2) im Doppelgrab handelt es sich um eine 179 cm große, männliche Person desselben Alters und mit demselben Krankheitsbild. Er lebte von ca. 977 bis 1047.

Die molekulargenetische Untersuchung hat ergeben, dass alle acht Individuen eng miteinander verwandt gewesen sind. Dabei konnten in einigen Fällen Eltern - Kind-Beziehungen in sehr hoher Wahrscheinlichkeit (mehr als 99%) nachgewiesen werden:

I ib 3 ist die Mutter von I ib 5

I ib 2 ist der Vater von I ib 4

II ib 1 ist der Vater von II ib 2 und I ab?

Schwieriger gestalten sich die Aussagen für die Generation davor, genauer gesagt zwischen der „Stammutter“ I ib 1 und I ib 2. In etwa gleichen Teilen (91,7% zu ca. 88%) könnte es sich um ein Geschwisterverhältnis (Schwester/Bruder) oder Eltern – Kind Verhältnis (Mutter/Sohn) handeln. Hier gibt allerdings die Isotopenanalyse von I ib 1 einen starken Hinweis. Das Ergebnis besagt, dass I ib 1 nicht aus der Gegend von Gammertingen stammen kann, sondern vermutlich in der Gegend des Keuperberglandes aufgewachsen sein muss. Wenn man davon ausgeht, dass es sich bei der Familie nicht um gerade erst nach Gammertingen eingewanderte Personen handelt, wäre I ib 1 also eine eingeheiratete Frau und zugleich Mutter von I ib 2. Leider konnten an I ib 2 mangels geeignetem Material keine Strontium Isotopenanalyse durchgeführt werden, die hier für mehr Sicherheit gesorgt hätte. Des Weiteren zeigen sich ganz klar die patrilinearen Erbstrukturen, denn alle männlichen Individuen weisen denselben Y-chromosomalen Haplotyp auf und sind daher mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit in männlicher Linie untereinander verwandt.

Somit ergibt sich folgender Stammbaum: Frau I ib1 heiratete von auswärts kommend eine männliche Person aus der Gammertinger Gegend. Da der Ehemann von I ib 1 in der Grablege nicht gefunden werden konnte, wird er vermutlich deutlich früher als seine Frau gestorben sein, als noch keine Idee vorhanden war, eine Familiengrablege zu errichten. Die zweite Generation bilden der Mann I ib 2 und die Frau I ib 3, die vermutlich miteinander verheiratet waren. Leider existieren auch von der Frau I ib 3 keine Isotopenanalysen, um eventuell festzustellen, ob auch sie in einer anderen Gegend aufgewachsen ist. Am stärksten vertreten ist mit dem Mann I ib 4, dem Mann II ib 1 und der Frau I ib 5? die dritte Generation. Alle drei

sind Geschwister gewesen und von Frau I ib5? liegt die zweite Strontium-Isotopenanalyse vor. Aus ihr geht klar hervor, dass I ib 5? aus Gammertingen stammt. Da der Mann II ib 1 eine der beiden Personen aus der Doppelgrabkammer der zweiten Steinkirche ist, wird es sich bei ihm mit Sicherheit um das Familienoberhaupt jener Generation gehandelt haben. Da er Kinder hatte, muss auch eine Ehefrau existiert haben, deren Grab in der Kirche allerdings nicht gefunden worden ist. Weil die beiden anderen Geschwister ebenfalls in Gammertingen bestattet wurden und keine weiteren Gräber gefunden wurden, scheinen sie vermutlich kinderlos gestorben zu sein. Bei der Frau I ib 5? Stellt sich dann zusätzlich die Frage, ob sie überhaupt jemals verheiratet gewesen ist, bzw. falls sie es war, muss der Ehemann zu ihr nach Gammertingen gezogen sein. Nicht ganz ausschließen kann man natürlich auch, dass sie nach dem vielleicht frühen Tod eines potentiellen Ehemannes wieder nach Gammertingen zurückgekehrt ist. Die vierte Generation bilden der Mann II ib 2 und der früh verstorbene Junge I ab?. Auch bei Mann II ib 2 kann man aufgrund der prominenten Grablege im Doppelgrab bei seinem Vater davon ausgehen, dass er Familienoberhaupt gewesen war.

Durch die naturwissenschaftlichen Analysen der Bestatteten bei gleichzeitigem Fehlen anderer Familienmitglieder sowie den beiden Kirchengebäuden selbst ergibt sich ein interessantes Bild, das uns vielleicht ein Konzept von einer Familiengrablege verrät, welches von Anfang an nicht sonderlich gut durchdacht und mehrfach umgestaltet worden war. Rufen wir uns noch einmal die Bestattungen aus dem ersten Kirchenbau in Erinnerung, in dem drei Generationen einen Platz gefunden haben. Im nordöstlichen Bereich lagen die „Stammutter“ I ib 1 und ihre Schwiegertochter I ib 3. Im südlichen Annex wurden ihr Sohn I ib 2, sowie dessen Sohn I ib 4 bestattet. Dieser Annex wurde ganz klar erst später an die Kirche angebaut und von Anfang an war er so konzipiert, dass hier lediglich nur zwei Personen Platz finden konnten. Es muss hier also ganz klar gefragt werden, ob man mit dem Annex nicht eine Art „Grabkapelle“ zur kultischen Verehrung des Familienoberhauptes und seines Sohns errichten wollte. Auf jeden Fall wird eine geschlechtsspezifische Trennung innerhalb der Kirche deutlich. Die Männer im südlichen Anbau, die Frauen im nordöstlichen Teil des Kirchensaales. Rein theoretisch wäre im Kirchensaal noch für sechs weitere Bestattungen Platz gewesen. Zwei westlich der Frauenbestattungen – und hier wird man vermutlich auch das Grab von Frau I ib 5?, der Tochter von I ib3 und der Enkelin von I ib 1 – verorten dürfen, sowie vier weitere im südlichen Teil des Kirchensaales. Bei diesen vier südlichen Plätzen muss man sich die Frage stellen, für welches Geschlecht dieser Teil des Kirchensaales vorbehalten war?

Auch für Frauen? Dann wären diese überproportional stark vertreten gewesen. Wenn er aber für Männer gedacht war, stellt sich nicht nur die Frage nach dem Annex, den man mit der besonderen würdevollen Umgebung für das Familienoberhaupt erklären könnte, sondern auch, weshalb der Junge I ab? nicht dort, sondern als Außenbestattung, vermutlich westlich des Annexes gelegen hat? Außerdem ist auffällig, dass die Ehefrau von Mann II ib 1 nirgends in der Kirche gefunden worden ist. Dies lässt eigentlich nur zwei Rückschlüsse zu. Entweder sind im Laufe der Zeit ehemalige Bestattungen verlagert worden, dann hätte man aber wenigstens die Grabgruben im Befund finden müssen, oder aber, für Sie war von Anfang an keinen Platz in der Kirche vorgesehen. Wenn man davon ausgeht, dass lediglich die Kernfamilie in der Kirche bestattet werden durfte, würde dies das Fehlen des Ehemannes der „Stammutter“ I ib 1 und das Fehlen der Ehefrau von II ib 1 erklären, allerdings muss man dann wiederum fragen, weshalb I ib 3, die Ehefrau von I ib 2 in der Kirche bestattet werden durfte? Eine klare Linie lässt sich hier nicht erkennen. Vielleicht liegt darin auch der Grund für den Umbau der Saalkirche zu einer Basilika. Diese dürfte vom Mann II ib 1 in Auftrag gegeben worden sein und vermutlich tat er dies erst, nachdem sein Sohn I ab? gestorben und bereits beerdigt war, denn ansonsten wäre dieser vermutlich ebenfalls in der Basilika bestattet worden. Die neue Basilika ist nun ganz klar auf das Vater (II ib 1) und Sohn (II ib 2) Doppelgrab im Zentrum der Kirche direkt vor dem Chorbogen ausgelegt, wohingegen der Erbauer auf seinen Bruder I ib 4 und den Vater I ib 2, die beide im Südanex bestattet waren, keine Rücksicht genommen hat (wie übrigens auf keinen der vorherigen Bestatteten). Vielleicht wollte er sich nicht mit einem „unprominenten“ Begräbnisplatz in der alten Saalkirche zufriedengeben. Man muss an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass er nicht nur die neue Kirche, sondern vermutlich auch die Burg Baldenstein errichten ließ.

In der Basilika sind keine weiteren Gräber mehr gefunden worden und man muss sich die Frage stellen, weshalb dies der Fall ist. Die Zwiefalter Chronik erwähnt ja Arnold und Ulrich I., die in genau jener Kirche ebenfalls beerdigt gewesen sein müssen und bei denen es sich dann um den Sohn und den Enkel vom Mann II ib 2 gehandelt haben müsste. Die einfachste Erklärung wäre darin zu finden, dass in der neuen Basilika neben der zentralen Grablege nur noch oberirdisch bestattet wurde.

Sören Frommer hat darüber hinaus auch versucht, den namenlosen Stammbaum mit Namen zu füllen, bzw. die unbekannte „Gammertinger Grafenfamilie“ genealogisch zu verorten. Er

hat dabei eine Konstruktion gefunden, die zwar plausibel ist, aber an den üblichen Problemen „krank“. Es handelt sich lediglich um eine mehr oder weniger aufgrund von Namensgleichheit plausible Kette von Personen, die halbwegs in den historischen Kontext passen. Sie sei deshalb an dieser Stelle nur kurz erwähnt. Aus den Wirrungen bei der Neuetaablierung des Schwäbischen Herzogtums im frühen 10. Jahrhundert konnte zunächst die Sippe der Burkhardinger als Siegerin hervorgehen und sich bis ans Ende des 10. Jahrhundert mit nur wenigen Unterbrechungen an der Spitze des Herzogtums halten. Die Burkhardinger hatten großen Besitz im südlichen Alamannien, wozu auch der Schweizer Raum (Markgrafschaft Rätien) zu zählen ist. Weitere größere Besitzkomplexe ließen sich auf der Baar und im Neckargau nachweisen. Diese Besitzungen sind im 10. Jahrhundert sicherlich ausgebaut und auch gestärkt worden. Frommer nimmt an, dass zu einer solchen Stärkung auch der Burgenbau zu zählen ist und möchte die Gammertinger Niederungsburg in diesem Kontext verorten. Dies würde zum einen den archäologischen Fund mehrerer Fragmente von Specksteingefäßen erklären, die höchstwahrscheinlich noch in die Zeit vor der Niederungsburg zu datieren sind. Diese Gefäße können aus dem Oberengadin stammen, das als Herkunftsgebiet für Speckstein bekannt ist. Wie oben gezeigt, besaßen die Gammertinger Grafen im Oberengadin Besitz, den sie 1139 an die Kirche in Chur verkauften. Das Oberengadin wiederum war im 10. Jahrhundert Teil der Markgrafschaft Rätien und somit in burkhardinischem Besitz. Die Markgrafschaft Oberrätien fiel im 11. Jahrhundert an die Grafen von Buchhorn, welcher Teil der Sippe der Udalrichinger waren. Sowohl zu den Grafen von Buchhorn als auch zu den Udalrichingern standen die Grafen von Gammertingen in enger Beziehung, was ihre Leitnamen betrifft: Ulrich, Adalbert, Berta.

Wie auch immer man diese genealogischen Überlegungen bewerten möchte, zumindest der archäologisch-bauhistorische Befund in Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Untersuchungen erbringen deutliche Zeugnisse für den Aufstieg einer Familie an einem Ort mit zentralörtlicher Bedeutung: Ein Herrenhof an strategisch günstiger Lage eines Fernhandelsweges (vielleicht ist hier auch der Grund für Specksteinfragmente zu suchen?) gelegen und in der Lage, einen der wichtigsten und sicherlich auch teuersten Rohstoffe jener Zeit zu produzieren und zu verhandeln. Da mag es durchaus sinnvoll sein, in unsicheren Zeiten jenen Ort mit modernen Mitteln architektonisch abzusichern und auszubauen. Nicht zuletzt mag dabei auch ein gewisser Prestigegegedanke eine Rolle gespielt haben. Eine solche unruhige Zeit stellte das frühe 10. Jahrhundert, als die Niederungsburg vermutlich errichtet wurde, mit

Sicherheit dar. Gut 100 Jahre lang schien die Grafenfamilie in Gammertingen an ihrem Zenit angekommen zu sein und auch dies spiegelt sich architektonisch im Bau der Basilika und der Burg Baldenstein wieder. Folgt man diesen Überlegungen, wird aber auch eines deutlich: Die Gammertinger Grafen, die uns eine Generation später in den Schriftquellen entgegentreten, sind nicht mehr Vertreter einer glanzvollen Grafenfamilie auf dem Höhepunkt ihrer Macht, sondern repräsentieren eher deren Abstieg. Dies würde zumindest die vielen Brüche erklären, die uns bei diesen drei Generationen aus den Schriftquellen entgegensehen. Die Burg Baldenstein selbst scheint bei Ihnen schon so gut wie keine Rolle mehr gespielt zu haben, denn sie werden von keiner einzigen kirchlichen Institution nach dieser benannt, obwohl auch hier durch die toponymen Bezeichnungen Gammertingen, Achalm und Hettingen eine gewisse Unsicherheit bei den monastischen Autoren deutlich wird. Deshalb ist die Burg, als sie Mitte des 12. Jahrhunderts – eventuell sogar schon etwas früher – zerstört wurde, nicht wiederaufgebaut worden. Was könnten die Gründe hierfür sein? Zum einen scheint man sich kurz zuvor zumindest die Burg Achalm gesichert zu haben, eventuell auch mit einem Großteil des ehemaligen Achalmer Besitzes. Vielleicht wollte sich die Familie der Gammertinger räumlich neu orientieren, und hierfür bot die Achalm einfach bessere Chancen? Man darf nicht vergessen, dass die Baldenstein eine sehr frühe Burgengründung auf der Höhe darstellt und vielleicht hatte sich gezeigt, dass die Platzwahl nicht ideal dafür war. Sie kontrolliert zwar das Fehltal, es ist aber nicht bekannt, dass jenes Tal jemals eine Bedeutung als Verkehrsweg oder ähnliches erlangt hätte. Somit befand man sich eventuell nach Fertigstellung der Anlage in einer topografischen Sackgasse, die man zuvor gar nicht bemerkt hatte und auch sonst war die Anlage wenig nützlich.

Eine mögliche Neuorientierung kam zumindest teilweise mit der Linie Gammertingen – Hettingen zustande. Ein Großteil der Familie zog sich ins Kloster Zwiefalten zurück und starb aus. Ob dies der originäre Wunsch der Familienmitglieder war, oder ob es sich um einen „Plan B“ handelte, weil die neuen Expansionspläne gescheitert waren, lässt sich im Nachhinein nicht mehr klären.

Zu guter Letzt soll noch auf eine Sache hingewiesen werden: Wie gezeigt, eignet sich das Beispiel Gammertingen hervorragend sowohl für die Burgen- als auch für die Adelsforschung, deren Potentiale noch lange nicht ausgeschöpft sind. Aber wem hat man dies zu verdanken? Letztlich zwei Mönchen, die eine Chronik verfasst haben und einem beherzten Archäologen,

der mit viel Fleiß eine komplizierte Altgrabung ausgewertet hat. Ohne diese beiden „Zufälle“, was wüssten wir von den Grafen von Gammertingen und ihren Bauten? Nahezu nichts. In der Forschung wären sie vermutlich nicht mehr als eine von hunderten kleinen Ortsadeligen oder Grafengeschlechtern, denen man weiter keine Beachtung schenken muss, wahrgenommen worden. Dies zeigt einmal mehr, wie stark wir vom historischen Überlieferungszufall abhängig sind, und wie stark unsere Wahrnehmung auf diese Zeit(-en) dadurch selektiert wird!

Conclusio

Wenn an dieser Stelle keine weiteren Beispiele mehr folgen – es hätte noch dutzende weitere gegeben – bleibt zuletzt die Überlegung, welchen Gewinn, welche Erkenntnis aus dem gerade Dargebrachte erzielt werden kann. Zur Erinnerung: Die Frage lautet, inwieweit die These von Hans-Martin Maurer aus dem Jahr 1969, dass in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Südwestdeutschland schlagartig Burgenanlagen aus Stein auf den Höhen errichtet wurden und sich von nun an die Hochadelsgeschlechter nach diesen benannten – die so genannte Vertikalverschiebung – heutzutage, also fast 50 Jahre später, immer noch haltbar ist?

Maurer muss auch heute noch als Pionier der akademischen Burgenforschung Anerkennung erhalten, die es lange schwer hatte, an den Universitäten Gehör zu finden. An diesem Zustand waren die Universitäten allerdings alles andere als unschuldig, da im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als die allgemeine Burgenbegeisterung in Deutschland ihren Lauf nahm, keine der historischen Disziplinen ernsthaftes Interesse an den vermeintlich schmucklosen profanen Zweckbauten zeigte. Die Burgenforschung lag deshalb von Anfang an in der Hand von Laien und dies hat sich bis heute auch nicht allzu sehr verändert. Dies liegt vielleicht nicht zuletzt an der Rolle, welche die Burgenforschung in der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland gespielt hat – nämlich keine besonders Große. Das mag einerseits erst einmal überraschen, andererseits waren Burgen aber genau aus diesem Grund in der Nachkriegszeit Objekte, die nicht – oder besser: nicht so stark von der Ideologie der Nationalsozialisten pervertiert worden waren. Genau wie der Heimatfilm der 1950er Jahre boten sie somit eine Grundlage für eine „unschuldige“ und „heile Welt“, nach der sich die Bevölkerung im Nachkriegsdeutschland sehnte.

Die Burgenbegeisterung scheint bis heute ungebrochen, wenn sie sich nicht sogar noch verstärkt hat. Dies führte und führt zu dreierlei Problemen. Erstens fällt es auch heute noch sehr schwer, akademische und außerakademische Forschung zu verknüpfen. Zweitens existiert inzwischen eine Unzahl an Publikationen unterschiedlichster Qualität, die von einer Person alleine nur noch sehr schwer überblickt werden kann. Drittens, und dies ist bei weitem das größte Problem, wurden von den „Burgenpionieren“ immer wieder Burgenrenovierungen und Restaurierungen vorgenommen, die natürlich in keiner Weise einem wissenschaftlichen Standard entsprachen und für die nur in den seltensten Fällen eine Grabungsdokumentation angefertigt wurde. Deshalb ist es in der Burgenforschung so wichtig, dass man sich auch mit

ihrer Historiographie beschäftigt. Dies soll aber nicht als Abrechnung mit der „Laienforschung“ verstanden werden – im Gegenteil: Im außerakademischen Feld der Burgenforschung sind immer wieder – und werden auch sicherlich in Zukunft – bedeutende Forschungsleistungen getätigt worden, die das „Fach Burgenforschung“ vorangebracht haben und voranbringen werden. Allerdings muss auch deutlich darauf hingewiesen werden, dass Laienforscher eben keine ausgebildeten Akademiker sind und dementsprechend oft nicht über das nötige Wissen und Ausbildung verfügen, um eine Arbeit vorzulegen, die strengen wissenschaftlichen Standards entspricht. Da von universitärer Seite allerdings so lange Zeit der Fokus nicht auf der Burgenforschung gelegen hat, ist sehr viel Grundlagenarbeit von jenem außerakademischen Feld geleistet worden, auf die auch die heutige Forschung an den verschiedenen akademischen Einrichtungen gerne zurückgreift. Man muss dann aber auch bei der Nutzung jener Literatur ihren historiographischen Hintergrund stets im Hinterkopf behalten. Dass die Burgenforschung, zumindest in Deutschland, überhaupt ab den 1950er Jahren an den Universitäten Eingang gefunden hat, ist letztlich unserem Protagonisten Hans-Martin Maurer zu verdanken, der es durch seine Forschungsleistungen geschafft hat, die Lücke zwischen Laienforscher und Akademiker zu schließen. Diese Leistung ist unserer Meinung nach sogar noch höher zu bewerten als seine These der „Vertikalverschiebung“ und hat auch uns deutlich gezeigt, wie wichtig es ist, sich präzise mit den wenigen Quellen auseinanderzusetzen und diese in den Mittelpunkt der eigenen Untersuchung zu stellen.

Ein großes Ärgernis besteht in der Tatsache, dass viele der frühen Grabungen und Burgenrekonstruktionen ohne vernünftige Dokumentation durchgeführt wurden. Somit ist die Arbeitsgrundlage für eine derjenigen wissenschaftlichen Disziplinen, welche heute besonders stark in der Burgenforschung vertreten ist und zu Maurers Zeiten noch in den „Kinderschuhen“ steckte, zerstört und verloren gegangen. Gemeint ist die Disziplin der Mittelalterarchäologie. Vor allem was die Datierung von Burganlagen anbelangt, sind von ihr wichtige Impulse ausgegangen und haben das alte Bild der Burg teilweise stark durcheinandergewirbelt. Heute wissen wir dank der zahlreichen archäologischen Grabungen und Untersuchungen, dass viele Burgen älter sind als ihre Ersterwähnung in den Schriftquellen und nicht selten sogar Vorgängeranlagen besaßen. Neben der Datierung von Anlagen ist in den letzten Jahren durch den Archäologen Peter Ettel der Blick auf die Frage gerichtet worden, inwieweit Burgen im früheren Mittelalter Orte von zentraler Bedeutung gewesen sein könnten. Dieses Konzept hat Ettel aus der Frühgeschichtsforschung übernommen, wo es bereits prominent an den

„Fürstensitzen“ der Hallstattzeit entwickelt und angewandt worden ist. Auch für das Mittelalter ist das Konzept durchaus interessant, vor allem, da die Kriterien, was einen Zentralort ausmacht, variabel gebildet werden können und nicht nur auf einen architektonischen Bautypus beschränkt sind. Neben der Frage der Vertikalverschiebung stand also auch die Frage nach zentralörtlichen Funktionen der hier untersuchten Burganlagen im Fokus.

Als Untersuchungsgebiet diente die Neckarseite der Schwäbischen Alb und hier waren es drei Regionen, aus denen die Beispiele entnommen wurden. Erstens das Gebiet rund um Göppingen mit dem Hohenstaufen, dann die Region Bad Urach mit den Anlagen Runder Berg, Hohenurach, Achalm und Diepoldsburg und zuletzt der Gammertinger Raum mit der Burg Baldenstein. Die Beispiele wurden deshalb ausgewählt, da die Schwäbische Alb als eine der reichsten Burgenlandschaften anzusehen ist und auch Hans-Martin Maurer seine These der Vertikalverschiebung an der ein oder anderen dortigen Anlage erarbeitet hatte. Zudem wurde versucht Anlagen auszuwählen, bei denen aufgrund sowohl der schriftlichen als auch der archäologischen Quellenlage Hoffnung auf Ergebnisse möglich schienen. Denn dies ist nach wie vor das größte Manko der Burgenforschung für das frühere Mittelalter, die Quellenlage beider genannter Disziplinen ist minimal.

Blicken wir zunächst auf die Erkenntnisse, die im Zusammenhang mit der Frage nach einer möglichen Vertikalverschiebung stehen. Neben der Überprüfung, ob die Burganlage tatsächlich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut wurde, muss auch nach der dazugehörigen Adelsfamilie gefragt werden, die bis dato in einer ländlichen Siedlung auf einem Herrenhof gelebt hat. Am besten kann dies für die Achalm und für die Baldenstein beantwortet werden. Bei der Achalm haben wir das große Glück, dass wir mit der Zwiefalter Chronik aus dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts eine schriftliche Quelle besitzen, in der die Burgengründung beschrieben wurde – für den deutschen Raum ein einmaliger Vorgang (zumindest für diese frühe Zeit). Hier wird der Prozess der Vertikalverschiebung quasi mustergültig beschrieben: Der vorherige Sitz auf dem Herrenhof im nahen Dettingen, der Erwerb des Berges Achalm und der Bau einer Burganlage darauf durch einen Grafen namens Eginio. Lediglich der Zeitpunkt der Errichtung passt nicht ganz ins Schema der Vertikalverschiebung. Denn laut Zwiefalter Chronik muss der Baubeginn der Achalm in den 1030er Jahren zu suchen sein, also deutlich früher, als noch von Maurer in seiner These

postuliert. Von der Burg Baldenstein besitzen wir zwar keine Schriftquellen, dafür aber sowohl Grabungen auf der Burganlage selbst als auch im nahegelegenen Ort Gammertingen in der St. Michaelskirche. Dank der exzellenten Auswertung der Grabungsfunde und -befunde jener Kirche durch Sören Frommer, sprechen gute Gründe dafür, dass auch in Gammertingen ein Herrenhof existierte, der sich direkt an der Furt über die Lauchert und einem alten Fernhandelsweg, also an einer geostrategisch günstigen Lage befunden hat. Im Laufe des 10. Jahrhunderts wurde dieser Herrenhof jedoch zu einer Niederungsburg, vielleicht gar zu einer Flachmotte umgebaut. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts hat man dann auch hier in einigen Kilometern Entfernung mit der Burg Baldenstein eine Höhenburg errichtet und den Herrenhof, bzw. die Niederungsburg aufgegeben. Lediglich die Kirche St. Michael, die Teil der Anlage war, scheint noch weiter als Familiengrablege genutzt worden zu sein, bis diese Funktion gegen den Beginn des 12. Jahrhunderts durch das Kloster Zwiefalten übernommen wurde. Aber auch der Baldenstein war nur eine kurze Lebenszeit gegönnt. Sie brannte bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts ab und wurde nicht wiederaufgebaut. Auch in Gammertingen scheint demnach ein Zug in die Höhe stattgefunden haben. Allerdings wurde hier zuerst eine Niederungsburg errichtet und auch die Baldenstein selbst ist deutlich vor der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts errichtet worden.

Ähnlich liegt der Fall beim Hohenstaufen. Auch für ihn existiert mit der *gesta frederici* Ottos von Freising eine schriftliche Quelle, die eine Burggründung in den 1070er Jahren nahelegt. Es hat sich bei unserer Untersuchung allerdings gezeigt, dass jene Textstelle nicht allzu wörtlich genommen werden sollte und sich dahinter eine „Meistererzählung“ Ottos verbirgt, die versucht, die Vorfahren Friedrich Barbarossas in einem möglichst guten Licht erscheinen zu lassen. Als Beleg für die Gründung des Hohenstaufen ist sie aber somit wertlos. Vielmehr beschreibt Otto durch die Verwendung des Lemma *colonia* die Inbesitznahme einer bereits bestehenden Burganlage auf dem Hohenstaufen und die dortige Ansiedlung von Kolonen. Eventuell könnte man von der Einrichtung eines Stützpunktes durch den jungen Grafen Friedrich ausgehen, um in einem zum damaligen Zeitpunkt stark umkämpften Gebiet eine Operationsbasis zur Verfügung zu haben. Auch der archäologische Befund widerspricht jener Textstelle. Zwar reichen die baulichen Befunde auf dem Hohenstaufen lediglich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück. Aber das Fundgut schenkt uns weitere Hinweise. Da wären zum einen die Keramikscherben der älteren gelben Drehscheibenware Typ Jagstfeld, die bei Grabungen auf dem Hohenstaufen entdeckt wurden. Diese werden heute in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts datiert; ein erster Hinweis auf ein höheres Alter der Burganlage oder zumindest einer Siedlung. Der vermutlich sensationellste Fund auf dem Hohenstaufen folgte

im Jahr 2003. Damals wurde ein Bestattungsplatz mit 20 Individuen auf dem nordöstlichen Plateau entdeckt. Eine paläoanthropologische Untersuchung der Knochen, sowie mehrere c^{14} Datierungen belegen dass beide Geschlechter in sämtlichen Altersgruppen dort bestattet wurden. Die Laufzeit des Bestattungsplatzes reicht dabei von der späten Merowingerzeit bis ins frühe Hochmittelalter. Dank der Archäologie reichen die Siedlungsspuren auf dem Hohenstaufen somit bis ins 8. Jahrhundert zurück. Allerdings muss einschränkend auch erwähnt werden, dass weder die Scherben noch die Skelettreste zwingend auf eine frühere Burganlage schließen lassen. Letztlich kennen wir die Art der Vorgängersiedlung auf dem Bergplateau nicht. Gibt es weitere Hinweise, die im Falle des Hohenstaufen auf eine Vertikalverschiebung deuten? Aus einer weiteren Schriftquelle, der *tabula consanguinitatis* des Abtes Wibald von Stablo kennen wir den angeblichen Vater des angeblichen Burgengründers Herzog Friedrichs von Schwaben, Friedrich von Büren. Auch wenn die *tabula* ebenso wie die *gesta* Ottos von Freising in ihrer Aussagekraft mit Vorsicht zu genießen ist, gibt sie immerhin einen Hinweis. Es existiert mit Wäschenbeuren tatsächlich nur wenige Kilometer westlich des Hohenstaufen ein Ort, den man mit demjenigen Büren aus der *tabula* gleichsetzen könnte. Es konnte in dieser Arbeit deutlich gemacht werden, dass gute Gründe dafürsprechen, dass der Ort einst im Besitz der „Staufer“ gewesen ist. Auch ein Herrenhof am westlichen Ortsrand konnte dank einiger Hinweise durch die Flurkarten wahrscheinlich gemacht werden. Ein Sprung von Wäschenbeuren hinauf zum Hohenstaufen wäre also allemal denkbar. Allerdings existiert nur wenige hundert Meter nordwestlich vom Ort Wäschenbeuren noch eine weitere Niederungsburg, der so genannte Burren, welcher 1957 durch Hartmut Zürn ergraben wurde. Leider sind die damaligen Grabungsergebnisse sehr dürftig ausgefallen, weshalb man nur sehr wenig zu Aussehen und Alter der Anlage sagen kann – hier wäre dringend Nachbesserung wünschenswert und erforderlich. Vermutlich handelte es sich bei der älteren Anlage um einen Steinturm, der durch eine Holzpalisade eingerahmt wurde. Wegen des fehlenden Fundmaterials konnte Zürn die Anlage lediglich als romanisch klassifizieren. Somit haben wir es beim Beispiel Hohenstaufen also mit einer Höhenburg, einer früheren Siedlung auf dem Burgberg, deren genaueres Aussehen sich unserer Kenntnis entzieht, einer ländlichen Siedlung mit Herrenhof und einer Niederungsburg aus romanischer Zeit zu tun. Da keine der Anlagen besonders präzise datiert werden kann, ist es auch nicht möglich, etwas zur genauen Besiedlungsabfolge und -beziehungen zu sagen. Eine Vertikalverschiebung ist zwar denkbar, aber keinesfalls das einzige mögliche Szenario.

Fast dasselbe gilt für den Hohenurach. Auch hier haben wir eine Höhenburg, eine ländliche Siedlung und eine Niederungsburg vor uns, deren Datierung nur sehr vage ausfällt und auch

hier deshalb keine genauen Aussagen zu einer möglichen Siedlungsentwicklung getroffen werden können. Beim Runden Berg und der Diepoldsburg handelt es sich zweifelsfrei um deutlich frühere Anlagen, bei denen keinerlei Hinweise auf eine Vertikalverschiebung existieren.

Somit zeigt sich, dass keines der Beispiele den strengen Vorgaben Maurers für eine Vertikalverschiebung nach seinen Vorstellungen standgehalten hat. Wenn man die Zügel allerdings etwas lockert, sieht die ganze Sache deutlich besser aus. Bei der Achalm passt lediglich der Erbauungszeitpunkt nicht und bei der Baldenstein kommt noch der vorherige Umbau des Herrenhofes zu einer Niederungsburg hinzu. Trotzdem bleibt der entscheidende Punkt, der Wille einer Familie, sich vom ursprünglichen Siedlungsverband zu lösen und eine neue „Residenz“ in luftiger Höhe zu beziehen, bei beiden Anlagen klar ersichtlich. Auch beim Hohenstaufen könnte es sich ähnlich abgespielt haben, auch wenn der Nachweis hier bereits deutlich schwieriger ausfällt. Somit bleibt festzuhalten, dass Maurers These der Vertikalverschiebung zwar deutliche Risse hat hinnehmen müssen, durch einige leichte Modifikationen aber im Kern noch Geltung besitzen dürfte. Es zeigt sich wieder einmal, dass ein allzu strenges Festhalten an Modellen für die Mediävistik nur wenig Sinn ergibt.

Betrachtet man die Burgen unter dem Gesichtspunkt zentralörtlicher Funktionen, ergibt sich ebenfalls ein differenziertes Bild. Ettel nannte als zentrale Kriterien für die Einstufung einer Anlage als Zentralort folgende Punkte: Herrschaft, Schutz, Kult, Handel und Verkehr sowie Handwerk und Gewerbe. Je mehr von diesen Punkten eine Anlage auf sich vereinen kann, desto eher dürfen sie als Zentralorte aufgefasst werden.

Der Baldenstein erfüllt keines der Kriterien, außer der gerade erwähnten Schutzfunktion. Im Gegenteil: Die rätselhafte Lage im Fehltal, die sich ja dezidiert von einem wichtigen geografischen Punkt an der Gammertinger Furt wegbewegte, sowie die schnelle Aufgabe der Anlage lassen eigentlich nur die Vermutung zu, dass wir es bei der Baldenstein mit einem besonders frühen Gründungsversuch zu tun haben, der sich letzten Endes als unpassend herausstellen sollte.

Beim Hohenstaufen kann lediglich aufgrund seiner Höhenlage der Punkt Schutz mit Sicherheit verifiziert werden. Falls der Friedhof bereits Teil einer Burganlage gewesen war, wäre auch noch der Punkt Kult hinzuzuziehen und man darf nicht vergessen, dass für das Spätmittelalter eine Marienwallfahrt für den Hohenstaufen belegt ist. Der vermeintlich offensichtlichste

Punkt Herrschaft kann hier nur bedingt angeführt werden, da die Familie der Stauer nach allem was wir wissen sich so gut wie nie auf der Burg aufgehalten haben und sie schon früh unter die Obhut einer Burgmannschaft gestellt haben. Dies wiederum bedeutet aber nicht, dass von ebenjenen keine Herrschaft ausgeübt wurde, wie auch immer man sich diese konkret vorzustellen hat. Alles in allem wird man den Hohenstaufen somit zwar nicht als Oberzentrum einstufen können, allerdings würde die Definition als Mittelzentrum durchaus passen.

Auch bei der Achalm gibt es nur wenig Punkte, die anzuführen sind. Neben der Schutzfunktion ist es hier sehr wohl der Punkt Herrschaft, der in Betracht zu ziehen ist, da die Burg vermutlich eine zentrale Rolle für die vor Ort herrschenden Grafen eingenommen hat. Je nachdem – und dies ist eine Schwierigkeit bei der Zentralortstheorie – wie stark jener Aspekt der Herrschaft gewertet wird, der durch archäologische Quellen nicht oder nur sehr schwer zu greifen ist, hätten wir es auch bei der Achalm sicherlich mit einem Zentralort zu tun. Legt man lediglich die archäologischen Kriterien an, ohne diese untereinander zu gewichten, wird man auch bei der Achalm wie zuvor beim Hohenstaufen eher von einem Mittelzentrum ausgehen müssen.

Bei der Diepoldsburg könnte es sich um eine „Amtsburg“ gehandelt haben, die den jeweiligen Grafen als Kompensation für den zu leistenden Dienst übergeben worden ist. Dafür spricht auch das hohe Alter der Anlage, die vermutlich bis in die Karolingerzeit zurückreicht. Aus den St. Galler Klostergeschichten erfahren wir, dass die Burg zu Beginn des 10. Jahrhunderts bei der Neuerrichtung des Herzogtums Schwaben eine wichtige Rolle eingenommen hat. Aber auch aufgrund ihrer Lage an einer alten Römerstraße, die an dieser Stelle vermutlich den Aufstieg auf die Hochfläche der Schwäbischen Alb nutzte und die Tatsache, dass die Gegend im frühen Mittelalter ein sehr großes Erzabbaugebiet darstellte, könnten die Punkte Handel und Verkehr, sowie Handwerk und Gewerbe mit etwas Vorsicht hinzugezählt werden. Klar ist auch hier die Schutzfunktion. Bei der Diepoldsburg wird man also schon eher von einem frühmittelalterlichen Zentralort ausgehen dürfen.

Geschlagen wird die Diepoldsburg lediglich vom Runden Berg. Auch wenn hier die Schriftquellen fehlen, lassen die oben ausführlich dargelegten archäologischen Funde und Befunde keinen Zweifel darüber aufkommen, dass hier bis auf den Punkt Kult alle Kriterien erfüllt sind und der Ort zumindest seit dem 5. Jahrhundert bis ins 10. Jahrhundert hinein zentralörtliche Funktionen ausgeübt hat.

Auch bei den Überlegungen über mögliche zentralörtliche Funktionen von Burgen zeigt sich, dass es wenig sinnvoll erscheint, allzu starr an vorher aufgestellten Regeln eines Forschungsmodelles festzuhalten. Bei Ettels Theorie ist dies aber weniger gravierend, da er sein Modell bewusst offen angelegt hat. Es können also die unterschiedlichen Punkte, angepasst, verändert, ergänzt oder verworfen werden. Auch kann man durchaus überlegen, wie stark jeder einzelne Punkt zu gewichten ist. So wäre zum Beispiel der Punkt Herrschaft, da dieser vermutlich noch mit weiteren Handlungsmöglichkeiten wie zum Beispiel Gefolgschaft oder Ähnlichem verknüpft ist, mit Sicherheit besonders hoch zu bewerten, während Kult – bei Burgen hat man es in der Regel mit privaten Kapellen zu tun – mit Sicherheit weniger gravierend ausfällt als bei einem öffentlichen Heiligtum eines keltischen Fürsten. Würde man hingegen das Modell der Zentralorte nicht auf eine Burg, sondern eine große mittelalterliche Kathedrale anwenden, wären die beiden gerade genannten Punkte genau gegenteilig zu gewichten. Da bei unseren Beispielen sowohl der Runde Berg als auch die Diepoldsburg als frühe gräfliche „Amtsburgen“ möglich erscheinen und mit dem Grafenamt zur damaligen Zeit weitere Privilegien und Rechte verknüpft waren (die wir im Detail jedoch nicht kennen), sollte der Punkt Herrschaft hier besonders stark gewichtet werden. Auch die Achalm, der Hohenurach und der Hohenstaufen können mit Grafenfamilien in Verbindung gebracht werden. Da diese Familien aber erst in jener Zeit in den Schriftquellen greifbar werden, als das Grafenamt vermutlich größeren Veränderungen unterworfen war und eventuell an Bedeutung einbüßte, wäre bei diesen Anlagen der Punkt Herrschaft wiederum weniger schwer zu gewichten. Diese Überlegung soll lediglich verdeutlichen, dass es durchaus lohnenswert erscheint, dass in dieser Arbeit nur recht oberflächlich angewandte Modell der Zentralorte zukünftig (an denselben Beispielen !?) zu vertiefen.

Der Blick auf das Grafenamt im Zusammenhang mit Burgen führt zur Überlegung, wie Burgen am besten in den historischen Kontext eingebettet werden können, denn eine bloße Beschreibung des architektonischen Objektes, selbst mithilfe archäologischer Zeugnisse, bleibt am Ende weitestgehend ahistorisch. Es sind somit in erster Linie die vermeintlichen Erbauer und Besitzer von Burganlagen, die sehr viel stärker in die Burgenforschung miteinbezogen werden müssen. Uns ist klar, wie schwierig ein solches Unterfangen gerade für das frühere Mittelalter ist, da die wenigen Schriftquellen nur sehr begrenzte Aussagemöglichkeiten zulassen. Wie kann man diesem Problem am besten entgegentreten? In den letzten Jahren, so zumindest in unserer Wahrnehmung, scheinen sich diejenigen

Publikationen zu häufen, die immer mehr mit sozialhistorischen Theorien arbeiten, vor allem die Bereiche Netzwerk und Kommunikation, aber auch die Bereiche Symbolik und Ritual sind hier zu nennen. Wir haben zu Beginn der Arbeit dargelegt, weshalb wir auf diesen Weg verzichten und am Beispiel des Machtsymbols ausgeführt, mit welchen Schwierigkeiten man dabei zu kämpfen hat und weshalb solche Theorien für die hiesige Arbeit wenig erfolgversprechend sein dürften. Dies soll aber nicht bedeuten, dass auf das Zurückgreifen von Theorien und Entwickeln von Arbeitsmodellen verzichtet werden soll, im Gegenteil: Auch wir haben gerade am Beispiel der zentralörtlichen Funktionen gezeigt, dass es durchaus sinnvoll sein kann, auf diese Art und Weise zu arbeiten. Nur sollte man dabei immer im Hinterkopf behalten, dass Theorien und Modelle lediglich im hilfswissenschaftlichen Sinne angewendet werden sollten und nicht als Selbstzweck, denn dann bieten sie aus unserer Sicht keinen wissenschaftlichen Mehrwert. Stattdessen sollte man den Fokus auf die wenigen vorhandenen Quellen legen, diese erneut interpretieren, immer wieder aufs Neue in den historischen Kontext einordnen und mit weiteren, nach Möglichkeit interdisziplinären Quellen zu verknüpfen. Dass dies wunderbar funktionieren kann, hat jüngst Sören Frommer anhand der Gammertinger Michaelskirche bewiesen.

Bei unserer Untersuchung hat sich zweierlei herausgestellt:

Zum einen zeigte sich die Wichtigkeit des Grafenamtes. Neue Erkenntnisse auf diesem Gebiet könnten eventuell vieles zum Verständnis des Burgenbaues beitragen. Sei es in (den heute häufig verpönten) rechtshistorischen Belangen, zum Beispiel inwieweit das Recht zum Burgenbau bzw. die Kontrolle des Burgenbaues in den Händen von Grafen lag, oder im Bereich der Handlungsmöglichkeiten, also inwieweit Burgen als Stützpunkte von Grafen bei der Ausübung ihres Amtes genutzt werden konnten.

Zum anderen könnten siedlungsgeografische Überlegungen viel zum Verständnis des Burgenbaues beitragen. Hier wären neben archäologischen Grabungen vor allem die „indirekten“ Schriftquellen wie Orts- und Flurnamen zu nennen. Wenn man Siedlungsgeographie, Handlungsoptionen und rechtshistorische Verhältnisse eines Raumes rekonstruieren kann, wird man auch die Rolle der Burgen darin besser verstehen. Wünschenswert wäre auch, sich weiterhin mit der Genealogie und dem Konubium von Adelsfamilien zu beschäftigen, auch wenn unsere Beispiele gezeigt haben, auf welchem schwierigen Terrain man sich dabei begibt. Immerhin kann unsere Untersuchung deutlich

zeigen, wie individuell sich die verschiedenen „Familiengeschichten“ des „Hochadels“ entwickelten. Während „Staufer“ und „Achalmer“ in unserem Untersuchungszeitraum einen wahren *take off* erleben, der auf der einen Seite sogar bis ins höchste weltliche Amt der damaligen westeuropäischen Welt, bei der anderen vermutlich zu einer Aufspaltung der Sippe führte, haben wir es mit den „Gammertingern“ hingegen mit einer Sippe zu tun, deren Zenit zum Untersuchungszeitraum bereits überschritten gewesen zu sein scheint. Dadurch mag sich auch erklären, weshalb die Baldenstein zu keinerlei größeren Bedeutung gelangt ist.

Aber immerhin, so viel konnten wir bei unserer Untersuchung wahrscheinlich machen: Es entspricht nicht dem Selbstverständnis des Adels, sich bereits im 11. Jahrhundert nach einer Burg zu benennen. Vielmehr stammen diese Bezeichnungen aus den Reformklöstern, die mit diesen Familien zu tun hatten und vermutlich taten sie dies lediglich, um Personen, die häufig denselben Vornamen trugen, besser unterscheiden zu können. Dazu kommt, dass diese frühen Nennungen meist erst im 12. Jahrhundert aufgezeichnet wurden, somit eine retrospektive Sichtweise nicht ausgeschlossen werden darf. Der Adel des 11. Jahrhunderts in unseren Beispielen benannte sich also nicht nach Burgen, sondern wurde von Dritten nach diesen benannt. Das macht es umso schwerer, etwas über das Selbstverständnis jener Personen zu erfahren. Nichtsdestoweniger müssen die Burgen eine entscheidende Rolle für diese Familien und für ihre Umwelt eingenommen haben, anderenfalls hätten die Mönche diese nicht als toponyme Beinamen ausgesucht, sondern einen anderen Ort, zum Beispiel eine ländliche Siedlung.

Somit lässt sich zusammenfassend sagen, dass Maurers These der Vertikalverschiebung zwar inzwischen tatsächlich auf tönernen Füßen stehen mag, aber durchaus nicht völlig außer Acht gelassen werden kann. Unsere Beispiele bestätigen jenes Bild, das in den letzten Jahren dank interdisziplinärer Forschung in anderen geografischen Räumen erarbeitet wurde. Die Wurzeln der hochmittelalterlichen adeligen Höhenburg sind sehr viel heterogener als noch von Maurer angenommen. Dies betrifft nicht nur die Bauwerke selbst sondern auch die Erbauer und Bewohner jener Anlagen. Es sind höchst individuelle Geschichten, die letztlich jede Burg zu einem Individuum machen und vorschnelles Verallgemeinern eigentlich verbieten. Zugleich bedeutet dies aber auch, dass das Rekonstruieren der Geschichte einer Burg und die Einbettung in die historische Landschaft ein sehr aufwendiges und oft auch verzwicktes Unterfangen darstellt, an dessen Ende im Zweifelsfall nur bescheidene Ergebnisse zu Buche

schlagen. Wir haben bei unserem Thema mit der Entstehung der Höhenburg einen verhältnismäßig kleinen geografischen Raum gewählt. Dies trifft auch auf die zeitliche Dimension und den architektonischen Rahmen zu. Aber es sollte trotzdem – oder gerade deshalb – deutlich geworden sein, wieviel Arbeit selbst in einem solch bescheidenen Projekt steckt. Gleichwohl ist uns durchaus bewusst, dass die von uns untersuchten Burgen selbstverständlich eine sehr viel längere Nutzungsdauer und somit eine sehr viel längere Geschichte aufweisen (von der Baldenstein einmal abgesehen) und wir auch nur einen sehr kleinen Bruchteil aller möglicher Anlagen im Untersuchungsgebiet überhaupt untersucht haben. Neben weiteren wichtigen Höhenburgen wie der Hohenzollern, die Limburg oder die Teck, aber auch weiteren alten Anlagen wie der Altenburg bei Bronnweiler oder dem Rösslesberg bei Gönningen sind es aber vor allem die vielen kleinen Niederungsburgen, die bei einer adäquaten Gesamtanalyse des Raumes miteinbezogen werden müssten. Von den meisten dieser Niederungsburgen fehlen jedoch grundlegende Informationen, da über sie keine schriftlichen Zeugnisse existieren und archäologische Untersuchungen ausstehen. Durch die heutige Möglichkeit moderner Analysemethoden wie LIDAR Scans, bei denen die Erdoberfläche mit einem Laser erfasst wird und später am Computer georeferenziert bearbeitet werden kann, kommen jedoch neue mögliche Burgstätte in potentiellen Untersuchungsgebieten hinzu.

Wir sind aber der festen Überzeugung, dass genau hierin das große Potenzial der zukünftigen Burgenforschung liegt. Die Burg dient als Aufhänger, um das historische, höchst individuelle natürliche und personelle Umfeld, in dem sie sich befindet, zu erforschen. Die besten Ansätze hierfür bieten die oben vorgestellten Burgenbücher oder Datenbanken. Wenn man sich einen bestimmten geografischen Raum absteckt, egal ob dabei moderne künstliche Grenzen wie ein Landkreis, eine historische Verwaltungseinheit wie ein Oberamt oder ein bestimmtes naturräumliches Gebiet zugrunde gelegt wird, und darin systematisch sämtliche Burgstellen (und nicht nur die Höhenburgen des früheren Mittelalters) interdisziplinär untersucht und ausgewertet, kann man die Basis für weitere, vergleichende Untersuchungen legen, die wiederum zu neuen, wegweisenden, vielleicht sogar spektakulären Erkenntnissen führen können. Uns ist bei unserer Untersuchung jedenfalls deutlich geworden, dass wir uns bei der Burgenforschung keinesfalls am Ende, sondern vielmehr noch am Anfang befinden!

Verwendete Quellen

Ungedruckte Quellen

HStA Stuttgart A 602 WR14035.

HStA Stuttgart U 601 U 30.

HStA Stuttgart, A 346, Bü 3, Nr. 36, f. 69v.

HStA Stuttgart, A 602, WR 1372.

Universitätsbibliothek Tübingen, Hs. Mh 160.

Universitätsbibliothek Tübingen, Hs. Mh 466, 4.

Gedruckte Quellen

ABEL Otto, Bertholdi liber de constructione monasterii Zwivildensis libri II (MGH SS, 10), 1852, S. 93 - 124.

ABEL Otto, Ortliebi de fundatione monasterii Zwivildensis libri II (MGH. SS, 10), 1852, S. 64 – 92.

ABEL Otto, **WEILAND** Ludwig, Casus monasterii Petrishusensis recogniti (MGH. SS 20), 1868, S. 621 - 683.

ADAMNANUS HIENSIS, Adamnani De locis sanctis libri tres, in: Itineraria et alia geographica (CCSL 175), Brepols 1965.

APPELT Heinrich, Die Urkunden Friedrichs I. Teil 1: Die Urkunden Friedrichs I. 1152-1158 (MGH. DD F I), 1975.

ARNDT Wilhelm, Chronicon Eberspergense a. 880 – 1045 (MGH SS, 20), 1868, S. 10 – 15.

BARLAVA Desirée, Die Lebensbeschreibungen Bischof Burchards von Würzburg. Vita antiquior – Vita posterior – Vita metrica (MGH SS rer. Germ., 76), 2005, S. 119 – 200.

BAUMANN Franz Ludwig, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen (Quellen zur Schweizer Geschichte. Band 3,1), Basel 1883.

BAUMANN Franz Ludwig, Die ältesten Urkunden von Allerheiligen in Schaffhausen, Rheinau und Muri (Quellen zur Schweizer Geschichte. Band3,2), Basel 1881 – 1883.

BAUMANN Franz Ludwig, Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 5, Tübingen 1885.

BAUMANN Ludwig Franz, Necrologia Germaniae 1. Dioeceses Augustensis, Constantiensis, Curiensis (MGH. Nocr. 1), 1866 – 1888.

BECHER Matthias, Quellen zur Geschichte der Welfen und die Chronik Burchards von Ursberg (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 18b), Darmstadt 2007.

BENDEL Franz Joseph, Urkundenbuch der Benediktiner-Abtei St. Stephan in Würzburg (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, III. Reihe, Band. 1), Leipzig 1912.

BEYER Heinrich, Urkundenbuch zur Geschichte der, jetzt die Preussischen Regierungsbezirke COBLENZ und TRIER bildenden mittelrheinischen Territorien. Erster Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1169, Coblenz 1860.

BISCHOFF Bernhard, Die „Abrogans“-Handschrift der Stiftsbibliothek St. Gallen. Das älteste deutsche Buch. 1. Band Faksimile. 2. Band Kommentar und Transkription, St. Gallen 1977. <http://www.e-codices.unifr.ch/en/list/one/csg/0911>.

BORETIUS Alfred, Capitularia regum Francorum 1 (MGH. Capit. 2), 1883.

BORETIUS Alfred, **KRAUSE** Victor, Capitularia regum Francorum 2 (MGH. Capit. 2), 1890 – 1897.

BRESSLAU Harry u.a., Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins (MGH. DD H II), 1900 – 1903.

BRESSLAU Harry, Die Urkunden Konrads II. Mit Nachträgen zu den Urkunden Heinrichs II. (MGH. DD Ko II), 1909.

BRESSLAU Harry, **Kehr** Paul, Die Urkunden Heinrichs III. (MGH. DD. H III), 1931.

CRUSIUS Martin, Annales suevici sive Chronica rerum gestarum antiquissimae et inclytae Suevicae gentis, Frankfurt am Main 1595/96.

DELISLE Leopold Victor, Chronique de Robert de Torigni, abbé du Mont-Saint-Michel, Rouen 1872/1873.

DETTE Christoph, Liber Possessionum Wizenburgensis (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte. Band 59), Mainz 1987.

DIRLMEIER Camilla, **GOTTLIEB** Gunther, Quellen zur Geschichte der Alamannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften. Bd. 1. Quellen zur Geschichte der Alamannen I), Sigmaringen 1976.

DOLL Anton, Traditiones Wizenburgenses. Die Urkunden des Klosters Weißenburg 661 – 864, Darmstadt 1979.

DOMBART Bernhard, **KALB** Alfons, Sancti Aurelii Augustini episcopi De civitate Dei libri XXII, Leipzig ⁵1928/1929.

DRONKE Ernst Friedrich Johann, Codex Diplomaticus Fuldensis (Neudruck der Ausgabe 1850), Aalen 1962.

DÜMMLER Ernst u.a., Epistolae (in Quart) Epistolae Karolini aevi (III) (MGH. Epp 5), 1898 - 1899.

ESCHER J., **SCHWEIZER** P., Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Bd. 1, Zürich 1888.

FEGER Otto, Casus monasterii Petrishusensis. Die Chroniken des Klosters Petershausen (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Band 3), Sigmaringen ²1978.

FLECK Michael, Leben und Wundertaten des Heiligen Wigbert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 67. Kleine Texte mit Übersetzungen 4), Marburg 2010.

GLADISS Dietrich von, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Die Urkunden Heinrichs IV. Teil 2 1077 – 1106 (MGH. DD H IV.), 1952.

GLADISS Dietrich von, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Die Urkunden Heinrichs IV. Teil 1 1056 – 1076 (MGH. DD H IV.), 1941.

GLÖCKNER Karl, Codex Laureshamensis. Bd. 3. Kopialbuch, II. Teil (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen), Darmstadt 1936.

HAEFELE Hans F., Ekkehard IV., St. Galler Klostergeschichten (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 10), Darmstadt 1980.

HAID Wendelin, Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275, in: Freiburger Diöcesan-Archiv. Band 1, Freiburg 1865, S. 1 – 303.

HARTMANN Martina, Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey (MGH Briefe d. dt. Kaiserzeit, 9/3), 2012.

- HARTMANN** Martina, Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey (MGH Briefe d. dt. Kaiserzeit, 9/2), 2012.
- HARTMANN** Martina, Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey (MGH Briefe d. dt. Kaiserzeit, 9/3), 2012.
- HARTMANN** Wilfried, Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 860-874 (MGH. Conc. 4), 1998.
- HAUSMANN** Friedrich, Die Urkunden Konrads III. und seines Sohnes Heinrich (MGH. DD Ko), 1969.
- HEHL** Ernst Dieter, Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916 – 1001. Teil 1: 916 – 961 (MGH. Conc. 6.1), 1987.
- HIRSCH** Paul, **LOHMANN** Hans-Eberhard, Die Sachsengeschichte des Widukind von Korvei (MGH SS rer. Germ., 60), 1935, S. 1 – 154.
- HOFMEISTER** Adolf, Ottonis episcopi Frisingensis Chronica sive Historia de duabus civitatibus (MGH SS rer. Germ., 45), 1912, S. 1 – 457.
- HOLTZMANN** Robert, Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung (MGH SS rer. Germ. N. S., 9), 1935, S. 3 – 533.
- HOLTZMANN** Robert, Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung (MGH SS rer. Germ. N. S., 9), 1935, S. 3 – 533.
- HUILLARD-BRÉHOLLES**, Jean Louis Alphonse, Historia diplomatica Friderici II sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius. Tomus 6, Paris 1960.
- JAFFÉ** Philipp, Wibaldi epistolae, in: Bibliotheca rerum Germanicarum. Tomus Primus. Monumenta Corbeiensia, Berlin 1864.
- KEHR** Paul, Die Urkunden der deutschen Karolinger. Die Urkunden Arnolfs (MGH. DD Arn), 1940.
- KLÄUI** Paul, Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung II: Urbare und Rödel bis zum Jahr 1400. Bd.1 Urbare von Allerheiligen in Schaffhausen und von Beromünster, Aarau 1941.
- KOCHER** Ambras, Solothurner Urkundenbuch 1, Solothurn 1952.
- KÖNIG** Erich, Historia Welforum (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Bd. 1), Sigmaringen ²1978.
- KRIMM-BEUMANN** Jutta, Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri. Edition, Übersetzung, Abbildung (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A Quellen. Bd. 54), Stuttgart 2011.
- KRUSCH** Bruno, Gesta Dagoberti I. regis Francorum (MGH. SS rer. Merov. 2), S. 396 – 425, 1898.
- KURZE** Friedrich, Annales Fuldenses sive Annales regni Francorum orientalis (MGH. SS rer. Germ. 7), 1891.
- LAMMERS** Walther, Otto Bischof von Freising. Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 16), Darmstadt 1960.
- LANG** Carl, Flavii Vegeti Renati Epitoma rei militaris, Leipzig ²1885.
- LENDI** Walter, Untersuchungen zur frühalemannischen Annalistik. Die Murbacher Annalen. Mit Edition (Scriinium Friburgense. Veröffentlichungen des mediaevistischen Instituts der Universität Freiburg, Bd. 1), Freiburg/Schweiz 1971.
- LEVISON** Wilhelm, Passio Kiliani Martyris Wirzburgensis (MGH SS rer. Merov., 5), 1910, S. 711 – 728.
- LINDSAY** Wallace Martin, Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarum Sive Originum Libri XX. 2 Bände, Oxford 1911.
- MEHRING** Gebhard, Stift Lorch. Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche (Württembergische Geschichtsquellen. Band 12), Stuttgart 1911.

- MEYER** Johannes, **SCHALTEGGER** Friedrich, Thurgauisches Urkundenbuch. Bd. 2 1000 – 1250, Frauenfeld 1917.
- MEYER-MARTHALER** Elisabeth, **PERRET** Franz, Bündner Urkundenbuch. Bd. 1 390 – 1199, Chur 1955.
- Missale Romanum XXVIII, Regensburg 1920.
- MOLITOR** Stephan, Das Reichenbacher Schenkungsbuch (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A Quellen. Bd. 40), Stuttgart 1997.
- MÖLLER** Lenelotte, Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla, Wiesbaden 2008.
- MOSER** Johann Jacob, Martin Crusii Schwäbische Chronick, Frankfurt am Main 1738.
- MÜLLER** Karl Otto u.a.: Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit. Bd. 2), Sigmaringen ²1978.
- MÜLLER** Karl Otto, Traditiones Hirsaugienses, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 9, Stuttgart 1949/50, S. 21 – 46.
- OSWALD** Holder-Egger, **SIMSON** Bernhard von, Die Chronik des Propstes Burchard von Ursberg (MGH SS rer. Germ., 16), 1916, S. 1 – 127.
- PERSON-WEBER** Gerlinde, Der liber decimationis des Bistums Konstanz. Studien, Edition und Kommentar (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Band 44), Freiburg/München 2001.
- PERTZ** Georg Heinrich, Annales Alamannici (MGH. SS 1), 1826, S. 22 – 60.
- PERTZ** Georg Heinrich, Herimanni Augiensis chronicon a. 1 – 1054 (MGH. SS 5), 1844, S. 67 – 133.
- Pertz** Georg Heinrich, Vita Willihelmi abbatis Hirsaugiensis (obiit 1091) auct. Haimone (MGH. SS 12), 1861, S. 209 - 225.
- RIEDER** Karl Joseph, **SIEBERT** Hans Dietrich, Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz von Bubulcus bis Thomas Berlower (517-1496). Band. 4. 1436-1474, Innsbruck 1941.
- RIEZLER** Siegmund, Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 1, Tübingen 1877.
- SATTLER** Christian Fridrich, Topographische Geschichte des Herzogthums Württemberg und aller demselben einverleibten Herrschaften, worin die Städte, Klöster und derselben Aemter nach ihrer Lage, ehemaligen Besitzern, Schicksalen, Natur- und andern Merkwürdigkeiten ausführlich beschriben sind, Stuttgart 1784.
- SCHIEFFER** Theodor, Die Urkunden der deutschen Karolinger. Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes (MGH. DD Zwent / LdK), 1960.
- SCHIEß** Traugott, Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung I: Urkunden. Bd. 1: Von den Anfängen bis Ende 1291, Aarau 1933.
- SCHMALE** Franz-Josef, Bischof Otto von Freising und Rahewin. Die Taten Friedrichs oder richtiger Chronica (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Band 17), Darmstadt 1965.
- SCHNEIDER** Eugen, Codex Hirsaugiensis, in: Württembergische Geschichtsquellen. Bd. 1, Stuttgart 1887
http://www.mgh-bibliothek.de/etc/zeitschriftenmagazin/WVLG_10_1887.pdf.
- SCHÖNBERGER** Axel, Die Ars Minor des Aelius Donatus. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Elementargrammatik aus dem 4. Jahrhundert nach Christus (Bibliotheca Romanica et Latina, 6), Frankfurt 2008.
- SCHRÖDER** Edward, Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters 1,1: Deutsche Kaiserchronik. Trierer Silvester, Annolied (MGH. Dt. Chron. 1.1), 1892, S. 1 – 441.
- SICKEL** Theodor, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Die Urkunden Ottos des II (MGH. DD O II), 1888.

SICKEL Theodor, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I. (MGH. DD Ko I / H I / O I), 1879 – 1884.

SICKEL Theodor, die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I (MGH. DD Ko I), 1879 – 1884.

SULGER Arsenius, Annales imperialis monasterii Zwifaltensis, ordinis S. Benedicti in Suevia 1, Augustae Vindelicorum 1698.

WAITZ Georg, Annales Hildesheimenses (MGH. SS rer. Germ., 8), 1878, S. 1 – 69.

WAITZ Georg, Historia monasterii Marchtelanensis (MGH SS, 24), 1879, S. 660 - 683.

WAITZ Georg, Richeri Gesta Senoniensis ecclesiae (MGH. SS 25), 1880, S. 249 - 345.

WAITZ Georg, **SIMSON** Bernhard von, Ottonis et Rahewini Gesta Friderici I. imperatoris (MGH SS rer. Germ., 46), 1912, S. 1 – 346.

WAITZ Georg, **WATTENBACH** Wilhelm, Notitiae foundationis et traditionum S. Georgii in Nigra silva (MGH. SS 15,2), 1888, S. 1005 - 1023.

WAITZ Georg, Vita Heinrici II. imperatoris auctore Adalboldo (MGH SS, 4, 1841), S. 679 – 695.

WEECH Friedrich von, Codex diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem. Band 1, Karlsruhe 1883.

WEILAND Ludwig, Constitutiones et acta publica imperatorum et regum inde ab a. DCCCCXI usque ad a. MCXCVII (MGH. Constitutiones I), 1893.

WEISERT Hermann, Annales Sindelfingenses. 1083 – 1482, Sindelfingen 1981.

WENTZKE Paul, Regesten der Bischöfe von Strassburg. Band I,2. Regesten der Bischöfe von Strassburg bis zum Jahr 1202, Innsbruck 1908.

WISPLINGHOFF Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg. Band 1 (948) 1065 – 1399, Siegburg 1964.

WUB Band I., Nr. 264, S. 334-335 <http://www.wubonline.de/?wub=412>.

WUB Band I., Nr. 303, S. 383-385 <http://www.wubonline.de/?wub=478>.

WUB Band I., Nr. 303, S. 383-385 <http://www.wubonline.de/?wub=478>.

WUB Band II., Nr. 457, S. 256-260 <http://www.wubonline.de/?wub=688>.

WUB Band III., Nr. N6, S. 466-467 <http://www.wubonline.de/?wub=485>.

WUB Band V., Nr. 1293, S. 57-59 <http://www.wubonline.de/?wub=1932>.

WUB Band VI., Nr. NC, S. 498-499 <http://www.wubonline.de/?wub=152>.

WÜRDTWEIN Stephan Alexander, Nova Subsidia Diplomatica Ad Selecta Juris Ecclesiastici Germaniae Et Historiarum Capita Elucidanda. Tomus sextus, Heidelberg 1785.

ZEUMER Karl, Formulae Merowingici et Karolini aevi (MGH. Formulae), 1886.

ZEVMER Karl, MGH. Formulae Merowingici et Karolini aevi.

Historische Abbildungen & Karten

BOHNENBERGER Johann, von **AMMANN** Ignaz Ambros, Charte von Schwaben. Blatt 15, Tübingen um 1800.

Civitates Orbis Terrarum Bd. 6: Theatri Praecipuarum totius mundi urbium Liber Sextus, Köln 1617, fol. 16v/17r.

GADNER Georg, Chorographia Ducatus Wirtenbergici, Beschreybung des löblichen Fürstentums Wirtenberg, Auracher Vorst, 1596.

HStA Stuttgart H 107/15 Bd 7 Bl. 24 <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=1-513295>.

HStA Stuttgart J 122/500 Nr. 4-19.

KIESER Andreas, Alt-Wuerttemberg in Ortsansichten und Landkarten. Band 3: Das Kartenwerk [Faksimile], Stuttgart 1985.

MATTHAEUS Merian, Fleckenstein im Elsaß, 1663.

MATTHAEUS Merian, Wildenstein, BW, 1643.

RAMMINGER Jakob, Seebuch. Blatt 18, 1596.

SCHICKHARDT Heinrich, Lageskizze des Seeburger Sees und des geplanten Stollens, 1610.

WOLF Huber, Donaulandschaft bei Krems, Federzeichnung 1529.

Verwendete Literatur

ADE-RADEMACHER Dorothee, Viele Dörfer – eine Stadt – Sindelfingen im Mittelalter, in: Reich an Vergangenheit. Römer und Alamannen in Sindelfingen (Schriftenreihe des Stadtarchivs Sindelfingen. Band 6), S. 60 – 61.

AKERMANN Manfred, Das Bild der Burg Hohenstaufen, in: Schwäbische Heimat. Band 21. Heft 2, Stuttgart 1970, S. 102 – 106.

AKERMANN Manfred, Die Staufer. Ein europäisches Herrscher-geschlecht, Stuttgart 2003.

ALBRECHT Uwe, Von der Burg zum Schloß. Französische Schloßbaukunst im Spätmittelalter, Worms 1986.

ALBUS-KÖTZ Stefanie, Von Krautgärten, Äckern, Gülten und Hühnern. Studien zur Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Prämonstratenserstifts Adelberg im Mittelalter 1178 – 1535 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 73), Ostfildern 2014.

ALTHOFF Gerd, Amicitiae und pacta: Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert, Hannover 1992.

ALTHOFF Gerd, Der frieden-, bündnis-, und gemeinschaftsstiftende Charakter des Mahles im früheren Mittelalter, in: Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit, Sigmaringen ²1990, S. 13 – 25.

ALTHOFF Gerd, **GEUENICH** Dieter, Vorwort, in: Karl Schmid: Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge, Sigmaringen 1983, S. XIII – 2.

ALTHOFF Gerd, Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im frühen Mittelalter, Darmstadt 1990.

ALTHOFF Gerd, Widukind von Corvey. Kronzeuge und Herausforderung, in: Frühmittelalterliche Studien. Bd. 27, Münster 1993, S. 253–272.

ALTHOFF Gerd, Causa scribendi und Darstellungsabsicht: Die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde und andere Beispiele, in: Litterae medii aevi. Festschrift für Johanne Autenrieth zu ihrem 65. Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 117 - 133.

ALTHOFF Gerd, Spielregeln der Politik im Mittelalter - Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt ²2014.

ANGENENDT Arnold, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, Hamburg ²2007.

ARENDET Hanna, Macht und Gewalt, München ¹⁷2006.

AUGE Oliver, Stiftsbiographien. Die Kleriker des Stuttgarter Heilig-Kreuz-Stifts (1250 – 1552) (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 38), Leinfelden-Echterdingen 2002.

BAAKEN Gerhard, Königtum, Burgen und Königsfreie. Studien zu ihrer Geschichte in Ostsachsen, in: Königtum, Burgen und Königsfreie / Königsumritt und Huldigung (Vorträge und Forschungen. Band 6), Sigmaringen ²1981, S. 9 – 95.

BAATZ Dietwulf, Der römische Limes. Archäologische Ausflüge zwischen Rhein und Donau, Berlin 1993.

BACHTLER Micha, **RADEMACHER** Reinhard, Die vorgeschichtlichen Funde, in: Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 34), Göppingen 1996, S. 38 – 61.

BADER Karl Siegfried, Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. Zweiter Teil), Weimar 1962.

BADER Karl Siegfried, Rechtsformen und Schichten der Liegenschaftsnutzung im mittelalterlichen Dorf (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. Dritter Teil), Wien/Köln/Graz 1973.

BAIER Thomas, Der neue Georges. Ausführliches Lateinisch - Deutsch Handwörterbuch. Erster Band A – H, Darmstadt 2013.

BANDMANN Günter, Ikonologie der Architektur, Darmstadt 1969.

Bandmann Günther, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951.

BARZ Dieter u.a., Schlößl (Schlüssel), in: Pfälzisches Burgenlexikon. Bd. 4.1 O – Sp (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 12.4.1), Kaiserslautern 2007, S. 448 – 461.

BECHTOLD André, **RUDARI** Maria Maddalena, Schloss Runkelstein. Die Bilderburg, Bozen 2000.

BECKER Thomas Igor C., Von Reichardsroth nach Villingen: Die Johanniter und der Jakobusweg zwischen Würzburg und Bodensee, in: Der Jakobuskult in Süddeutschland. Kultgeschichte in regionaler und europäischer Perspektive (Jakobus-Studien. Band 7), Tübingen 1995, S. 115 – 128.

BERGMANN Rolf, Althochdeutsche Glossen zu „Bauer“, in: Wort und Begriff „Bauer“. Zusammenfassender Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Dritte Folge. Nr. 89), Göttingen 1975, S. 89 – 127.

BERGMANN, Rolf, **STRICKER**, Stefanie, Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch. 2 Bände, Berlin/New York 2009.

BERNHARD Helmut, Importkeramik, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 188 – 191.

BERNHARD Helmut, Importkeramik, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 188 – 191.

BETHAUSEN Peter, Georg Dehio. Ein deutscher Kunsthistoriker, München/Berlin 2004.

BEUMANN Helmut, Widukind von Corvey. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts, Weimar 1950.

BIEL Jörg, Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Band 24), Stuttgart 1987.

BIERBRAUER Volker, Zur ethnischen Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie, in: Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters. Band 8), Wien 2004, S. 45 – 84.

BILL Jakob, Balzers >>Gutenberg<< Prähistorische Einzelfunde, römische Mauern, frühmittelalterlicher bis mittelalterlicher Friedhof mit Kirche, mittelalterliche Burganlage, in: Ergrabene Geschichte. Die archäologischen Ausgrabungen im Fürstentum Liechtenstein 1977 – 1984, Vaduz 1985, S. 54 – 66.

BILLER Thomas, Bemerkungen zum Bestand und Entwicklung der Hohkönigsburg im 12. und 13. Jahrhundert, in: Burgen und Schlösser. Nummer I, Braubach 1979, S. 2 – 10.

BILLER Thomas, Burgenforschung heute – Gedanken aus der Praxis, in: Forschungen zu Burgen und Schlössern. Band 1, Berlin/München 1994.

BILLER Thomas, Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Gestaltung, Berlin/München 1993.

- BILLER** Thomas, **GROßMANN** Ulrich, Burg und Schloss. Der Adelssitz im deutschsprachigen Raum, Darmstadt 2002.
- BILLER** Thomas, **METZ** Bernhard, Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte. 3 Bände, München/Berlin 1995 – 2018.
- BINDING** Günther, Arculf, in: Lexikon des Mittelalters. Band 1, München 1980, Sp. 911f.
- BISCHOFF** Malte, „Eure Majestät, Hochgeehrte Versammlung!“ Die Kaiservorträge, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ebhardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 40 – 47.
- BISCHOFF** Malte, Initiator der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ebhardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 35 – 39.
- BITSCHNAU** Martin, Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung, Innsbruck 1980.
- BIZER** Christoph, **GÖTZ**, Rolf, Die Thietpoldispurch und die Burgen der Kirchheimer Alb. Neue Methoden und Ergebnisse der Burgenforschung (Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs, Bd. 31), Kirchheim unter Teck 2004.
- BIZER** Christoph, Oberflächenfunde von Burgen der Schwäbischen Alb. Ein Beitrag zur Keramik- und Burgenforschung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 26), Stuttgart 2006.
- BLESSING** Elmar, Müller Wolfgang, Karte VIII 1a. Patrozinien des Mittelalters (in Auswahl), in Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Stuttgart 1975.
- BÖCHER** Otto, Walter Hotz. Leben und Werk, in: Der Wormsgau. Band 16, Worms 1992, S. 28 – 32.
- BOFINGER** Jörg, **GASSMANN** Guntram, **SCHOLZ** Anke, Ressourcen der Macht: Bergbau und Burgen am Rand der Schwäbischen Alb, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, Stuttgart 2017, S. 48 – 51.
- BOFINGER** Jörg, **HESSE** Ralf, Large area archaeological mapping and prospection using multiple LiDAR visualisation techniques: Challenges, results and implications for archaeological research and heritage management, in: Sensing the Past. Contributions from the ArcLand Conference on Remote Sensing for Archaeology, Bonn 2015, S. 60 – 61.
- BÖHME** Horst Wolfgang, Burgen der Salierzeit in Hessen, in Rheinland-Pfalz und im Saarland, in: Burgen der Salierzeit. 2. Band, Sigmaringen 1991, S. 7 – 80.
- BÖHME** Horst Wolfgang, Burgen der Salierzeit. Zwei Bände (Römisch-Germanisches Zentralmuseum,
- BÖHME** Horst Wolfgang, Burgenbau der Salierzeit, in: Sie Salier. Macht im Wandel, Speyer 2011, S. 119 – 127.
- BÖHNER** Kurt, Die Bedeutung der Ausgrabungen auf dem Runden Berg, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 28 – 48.
- BOLL** Leon, Hohkönigsburg und rationelle Organisation der Fremdenindustrie in den Vogesen, Straßburg 1902.
- BORCHMEYER** Dieter, Zur Typologie des Klassischen und Romantischen, in: Goethe und das Zeitalter der Romantik (Stiftung für Romantikforschung Band 21), Würzburg 2002, S. 19 – 29.

BORGOLTE Michael, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 2), Sigmaringen 1986, S. 85 – 87.

BORGOLTE Michael, Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit (Vorträge und Forschungen. Sonderband 31), Sigmaringen 1984.

BORRIES-SCHULTEN Sigrid von, Katalog der illuminierten Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Bd. 2,1: Die romanischen Handschriften, Provenienz Zwiefalten, Stuttgart 1987.

BORST Arno, Mönche am Bodensee 610 – 1525 (Bodensee-Bibliothek. Bd. 5), Sigmaringen 1978.

BORSZINSKI Hartmut, Hiltibraht. Das Hildebrandlied. Faksimile der Kasseler Handschrift (Kasseler Semesterbücher. Pretiosa Cassellana. Band 1), Kassel ³2004.

BOSHOF Egon, Die Burg in der europäischen Geschichte, in: Ritterburg und Fürstenschloß. Band 1. Geschichte, Regensburg 1998, S. 158 – 164.

BOSL Karl, Die „familia“ als Grundstruktur der mittelalterlichen Gesellschaft, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Bd. 38. Heft 2, München 1975, S. 403 – 424.

BOSSERT Gustav, Die Entstehung der Marienkirche in Reutlingen bis 1343, in: Die Marienkirche in Reutlingen. Bedeutung, Geschichte, Kunstwerk, Reutlingen [1946], S. 19 – 21.

BOTHE Rolf, Burg Hohenzollern. Von der mittelalterlichen Burg zum nationaldynastischen Denkmal im 19. Jahrhundert, Berlin 1979.

BOURDIEU Pierre (übersetzt durch Reinhard Kreckel), Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt. Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183 – 198.

BOWLUS R. Charles, Die Schlacht auf dem Lechfeld. Mit einem Vorwort von Stefan Weinfurter, Ostfildern 2012.

BOXLER Heinrich, Burgen der Schweiz. Bd. 5 Kantone Zürich und Schaffhausen, Zürich 1982, S. 22 – 23.

BOXLER Heinrich, Vorwort. Werner Meyer als Forscher und Vereinspräsident, in: Wider das „finstere Mittelalter“. Festschrift für Werner Meyer zum 65. Geburtstag (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 29), Basel 2002, S. 7 – 10.

BRATHER Sebastian, Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland. 25 Jahre Forschungsverbund 1984 – 2009 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends, Sonderband.), Rahden/Westfalen 2010.

BRATHER Sebastian, Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie, in: Germania. Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Band 78, Frankfurt am Main 2000, S. 139 – 171.

BRATHER Sebastian, Rethra, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 24, Berlin/New York ²2003, S. 515f.

BRAUN Gerd, Die Burg Hohenzollern als Denkmal des Historismus. in: Burgen und Schlösser. Band 3/1, Braubach 1976, S. 40 – 44.

BRINKHUS Jörn, Macht – Herrschaft – Gegenmacht. Überlegungen zu Reichweite und Analysetiefe von Max Webers Herrschaftssoziologie, in: Macht – Herrschaft – Gewalt. Gesellschaftswissenschaftliche Debatten am Beginn des 21. Jahrhunderts (Verhandlungen mit der Gegenwart. Band 1), Münster 2005, S. 167 – 178.

BÜHLER Heinz, Schwäbische Pfalzgrafen, frühe Staufer und ihre Sippengenossen, in: Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. Band 77, Dillingen an der Donau 1975, S. 118 – 156.

BÜHLER Heinz, Studien zur Geschichte der Grafen von Achalm und ihren Verwandten, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 43, Stuttgart 1984, S. 7 – 87.

BÜHLER Heinz, Wie kommen die frühen Staufer ins Remstal?, in: Adel, Klöster und Burgherren im alten Herzogtum Schwaben. Gesammelte Aufsätze, Weißenhorn 1997, S. 1117 – 1129.

BÜHLER Heinz, Zur Geschichte der frühen Staufer. Herkunft und sozialer Rang – unbekannte Staufer, in: Adel, Klöster und Burgherren im alten Herzogtum Schwaben. Gesammelte Aufsätze, Weißenhorn 1997, S. 442 – 494.

BUMILLER Casimir, Geschichte der Schwäbischen Alb. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Gernsbach 2008.

BUMILLER Casimir, Zwischen Alb und Alpen. Die Grafen von Gammertingen in der politischen Welt des Hochmittelalters, Konstanz 2019.

BURKARTH Herbert, Geschichte der Herrschaft Gammertingen-Hettingen, Sigmaringen 1983.

BURMEISTER Karl, Allod, in: Lexikon des Mittelalters. Band 1, München 1988, Sp. 440.

BÜTTNER Heinrich, Die Zähringer und Burgund im Lichte der Gesta Friderici Ottos von Freising, in: Speculum historiale. Geschichte im Spiegel von Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung, München 1965, S. 237 – 241.

BÜTTNER Heinrich, Zur Burgenbauordnung Heinrichs I., in: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Bd. 92, Wiesbaden 1956, S. 1 – 17.

BUTZ Eva-Maria, Die <<vorgestellte Wirklichkeit>>: Bildquellen in der Burgenforschung, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 24, Caen 2010, S. 9 - 16.

CARQUÉ Bernd, Bauten des Mittelalters in frühneuzeitlicher Wahrnehmung. Französische Architekturdarstellungen der Dezennien um 1600, in: Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur (Beihefte zur Mediaevistik. Band 17), S. 269 – 288.

CHRISTLEIN Rainer, Der Runde Berg bei Urach I: Die frühgeschichtlichen Kleinfunde außerhalb der Plangrabungen (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 1), Heidelberg 1974.

CHRISTLEIN Rainer, Der Runde Berg bei Urach III: Kleinfunde der frühgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 4). Sigmaringen 1979.

CLEMENS Lukas, Hochmittelalterliche Turmhäuser in Trier, in: Zur Sozial- und Kulturgeschichte der mittelalterlichen Burg. Archäologie und Geschichte (Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte. Band 1), Trier 2009, S. 71 – 87.

COHAUSEN Karl August von, Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung derselben, Wiesbaden 1884.

COHAUSEN Karl August von, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters, Wiesbaden 1898.

COHAUSEN Karl August von, Die Bergfriede, besonders rheinischer Burgen, in: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Band 28, Bonn 1860, S. 1 – 53.

CONZ Karl Philipp, Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland, Gotha 1786, S. 105.

CREITHON Oliver, **LIDDIARD** Robert, Fighting yesterday`s battle: Beyond war or status in castle studis, in: Medieval Archaeology. Journal oft he society for medieval archaeology. Volume 52, Leeds 2008, S. 161 – 169.

CROSSLEY Paul, Medieval Architecture and Meaning: The Limits of Iconography, in: The Burlington Magazine. Vol. 130, No. 1019, London 1988, S. 116 – 121.

CURTIUS Ernst Robert, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, Tübingen/Basel ¹¹1993.

DANNENBAUER Heinrich, Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen. Grundlagen der deutschen Verfassungsentwicklung, in: Historisches Jahrbuch. Band 61, Köln 1941, S. 1 – 50.

DAPPER Michael, Tilleda, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 35, Berlin ²2007, S. 167 – 169.

DECKER-HAUFF Hansmartin, Das Staufische Haus, in: Die Zeit der Stauer. Geschichte – Kunst – Kultur. Band 3, Stuttgart 1977, S. 339 – 374.

DECKER-HAUFF Hansmartin, Konrad III. und die Korbung, in: Württembergisch-Franken. Band 62, Schwäbisch Hall 1978, S. 3 – 12.

DEHIO Georg, Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Festrede an der kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg, den 27. Januar 1905, in: Kunsthistorische Aufsätze, München/Berlin 1914, S. 261 – 282.

DEHIO Georg, Die angebliche Theoderichsstatue in Aachen, in: Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Band 5, Leipzig 1872, S. 176 – 186.

DEHIO Georg, Geschichte der deutschen Kunst. Des Textes erster Band, Berlin Leipzig 1919.

DEHIO Georg, Geschichte der deutschen Kunst. Des Textes zweiter Band, Berlin Leipzig 1921.

DEHIO Georg, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen. Band 1, Berlin 1877.

DEHIO Georg, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Band 1 Mitteldeutschland, Berlin 1905.

DEINHARDT Wilhelm, Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Studien zur Frühgeschichte der Diözesen Bamberg und Würzburg, Nürnberg 1933.

DENDORFER Jürgen, Gescheiterte Memoria? – Anmerkungen zu den „Hausklöstern“ des hochmittelalterlichen Adels, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 73, Stuttgart 2014, S. 17 – 38.

DENDORFER Jürgen/**DEUTINGER** Roman, Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungsstrukture – Quellenbefunde – Deutungsrelevanz (Mittelalter-Forschungen. Bd. 34), Ostfildern 2010.

DENECKE Dietrich, Historische Siedlungsgeographie und Siedlungsarchäologie des Mittelalters, Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse unter dem Gesichtspunkt interdisziplinärer Zusammenarbeit, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Band 3, Bonn 1975, S. 7 – 36.

DEUTINGER Roman, Königsherrschaft im ostfränkischen Reich. Eine pragmatische Verfassungsgeschichte der späten Karolingerzeit (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters. Bd. 20), Ostfildern 2006.

Doering Oskar, Bodo Ebhardt – ein deutscher Baumeister, Berlin 1925.

DOLL Nikola, „[...] das beste Kunsthistorische Institut Grossdeutschlands.“ Das Kunsthistorische Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn im Nationalsozialismus, in: Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950, Weimar 2005, S. 49 – 60.

DRUMM Denis, Das Hirsauer Geschichtsbild im 12. Jahrhundert (Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 77), Ostfildern 2016.

DU CANGE Domino, Glossarium Mediae Et Infimae Latinitatis. 2. Band, Graz 1954.

DUBY Georges, Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus. Übersetzt von Grete Osterwald, Frankfurt am Main 1981.

DUBY Georges, Eine andere Geschichte. Aus dem Französischen von Grete Osterwald, Stuttgart 1992.

DUBY Georges, La société aux Xie et XIIe siècles dans la région mâconnais (Bibliothèque générale de l'École Pratique des Hautes Études), Paris 1953.

DUMITRACHE Marianne, **HAAG** Simon, Lorch (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg. Band 20), Stuttgart 2002.

EBERL Immo, Der Hohenstaufen in seiner Landschaft: Siedlung und territoriale Werden zwischen Fils und Rems, zwischen Lorch, Schwäbisch Gmünd und Göppingen im Mittelalter, in: Die 3 Kaiserberge und das Stauferland. Landschaft Geschichte und Kultur zwischen Fils- und Remstal. Schwäbisch Gmünd 2014, 154–181.

EBHARD Bodo, Krieg und Baukunst in Frankreich und Belgien, Berlin-Grunewald, 1915.

EBHARDT Bodo, Cesena, in: Der Burgwart. Band 15, Nummer 7, Berlin 1914, S. 145 – 150.

EBHARDT Bodo, Das Land der Schlachtfelder, in: Der Burgwart. Band 15, Nummer 6, Berlin 1914, S. 114 – 121.

EBHARDT Bodo, Denkschrift über eine Reichshilfe zur Erhaltung deutscher Burgen und Burgruinen, in: Der Burgwart. Band 34, Berlin 1933, S. 35 – 37.

EBHARDT Bodo, Denkschrift über die Wiederherstellung der Hohkönigsburg bei Schlettstadt im Elsaß, Berlin 1900.

EBHARDT Bodo, Der Kaiser auf der Hohkönigsburg, in: Der Burgwart. Band 9, Nummer 5, Berlin 1908, S. 105 – 112.

EBHARDT Bodo, Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen. 3 Bände, Berlin 1939/1958.

EBHARDT Bodo, Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte, Berlin 1925.

EBHARDT Bodo, Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte, Berlin 1925.

EBHARDT Bodo, Deutsche Burgen. Band 1 -9, Berlin 1898 – 1908.

EBHARDT Bodo, Die Burgen im Elsaß (Manuskript eines Vortrages vor Seiner Majestät dem Kaiser und König Wilhelm II. am 26. Februar 1904), Berlin 1904.

EBHARDT Bodo, Die Burgen Italiens. Baugeschichtliche Untersuchungen über die Entwicklung des mittelalterlichen Wehrbaues und die Bedeutung der Burgenreste für die Kenntnis der Wohnbaukunst im Mittelalter. Band 1 – 6, Berlin 1909 – 1926.

EBHARDT Bodo, Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen (Vortrag auf dem ersten Tag für Denkmalpflege in Dresden im September 1900), Berlin 1901.

EBHARDT Bodo, Die Hohkönigsburg im Elsaß. Baugeschichtliche Untersuchungen und Bericht über die Wiederherstellung, Berlin 1908.

EBHARDT Bodo, Die Salaburg und der Reinhardswald, in: Der Burgwart. Band 27, Nummer 3/4, Berlin 1926, S. 40 – 45.

EBHARDT Bodo, Einige Bemerkungen über deutsche Burgen, Hannover 1898 (Sonderdruck).

EBHARDT Bodo, Rezension zu Pipers Burgenkunde, in: Deutsche Bauzeitung. 30. Jahrgang, Berlin 1896, S. 519.

EBHARDT Bodo, Rheinische Burgen, in: Deutsche Bauzeitung 27, Berlin 1893, S. 71 – 73.

EBHARDT Bodo, Schlusswort des Vorsitzenden der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen Prof. Bodo Ehardt, in: Der Burgwart. Band 34, Berlin 1933, S. 12.

EBHARDT Bodo, Über Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen, Berlin 1905.

EBHARDT Fritz, Bodo Ehardt 1865 – 1945, in: Burgen & Schlösser 1974/II, S. 141 – 144.

EBNER Herwig, Die Burg in historiographischen Werken des Mittelalters, in: Festschrift Friedrich Hausmann, Graz 1977, S. 119 – 151.

ECKHARDT Karl August, Rezension, in: Zeitschrift der Savigny -Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 46, Weimar 1926, S. 420 – 429.

EHLERS Joachim, Burgen bei Widukind von Corvey und Thietmar von Merseburg, in: Architektur – Struktur – Symbol: Streifzüge durch die Architekturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, Petersberg 1999, S. 27 – 32.

EHLERS Joachim, Otto von Freising. Ein Intellektueller im Mittelalter, München 2013.

ENGELS Odilo, Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert, in: Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 32 – 115.

EPP Verena, **MEYER Christoph H. F.**, Recht und Konsens im Frühen Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 82), Ostfildern 2017.

ERDMANN Carl, Die Burgenordnung Heinrichs I., in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, Bd. 6, Weimar 1943, S. 59 – 101.

ERLER Adalbert, Kapelle (Oratorium), in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 2: Haustür – Lippe, Berlin 1978, Sp. 619f.

ERNST Victor, Beschreibung des Oberamts Urach, Stuttgart 1909.

ERNST Viktor, Entstehung des deutschen Grundeigentums, Stuttgart 1926.

ERNST Viktor, Mittelfreie. Ein Beitrag zur schwäbischen Standesgeschichte, Berlin/Stuttgart/Leipzig 1920.

ESSENWEIN August von, Die Kriegsbaukunst, in: Handbuch der Architektur. Zweiter Teil: Die Baustile. 4. Band: Die romanische und gothische Baukunst. Erstes Heft, Darmstadt 1889.

ETTEL Peter, Befestigungen, Burgen und ihre Rolle im Rahmen der Erschließung des Wasserverkehrsweges zwischen Rhein und Donau im Frühmittelalter, in; Castellum, civitas, urbs. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Castellum pannonicum pelsonense, 6), Budapest 2015, S. 135 – 154.

ETTEL Peter, Burgen der Karolinger – Typen, Konstruktionsweise, Funktionen, in: Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs (Veröffentlichung des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg, Stadtmuseum Harburg Nr. 107), Hamburg 2014, S. 324 – 345.

ETTEL Peter, Burgen und Befestigungen in Süddeutschland im 10. Jahrhundert, in: Vorträge des 30. Niederbayerischen Archäologentages, Rahden 2012, S. 111 – 146.

ETTEL Peter, Burgenbau unter den Franken, Karolingern und Ottonen, in: Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, Dresden 2010, S. 34 – 49.

ETTEL Peter, Der kirchliche Burgenbau im frühen Mittelalter (7. bis 11. Jahrhundert) aus archäologischer Sicht, in: Burg und Kirche: Herrschaftsbau im Spannungsfeld zwischen Politik und Religion (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung: Reihe B. Schriften. 13), Braubach 2013, S. 95 – 113.

ETTEL Peter, Die Entwicklung des frühmittelalterlichen Burgenbaus in Süddeutschland bis zur Errichtung von Ungarnburgen und Herrschaftszentren im 10. Jahrhundert, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 25, Caen 2012, S. 139 – 157.

ETTEL Peter, Gräberfelder der Hallstattzeit aus Oberfranken (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte. Reihe A. Fundinventare und Ausgrabungsbefunde. Band 72), Kallmünz 1996.

ETTEL Peter, Grundstrukturen adeliger Zentralorte in Süddeutschland. Repräsentationsformen und Raumerschließung, in: Das lange 10. Jahrhundert. Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äusserem Druck und innere Krise, Mainz 2014, S. 91 – 135.

ETTEL Peter, Karlburg - Roßtal - Oberammerthal. Studien zum frühmittelalterlichen Burgenbau in Nordbayern (Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie. Band 5), Rahden/Westf. 2001.

ETTEL Peter, Sicherung der Verkehrswege durch Burgen und Herrschaftszentren, in: Großbaustelle 793. Das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau, Mainz 2014, S. 67 – 72.

ETTEL Peter, Ungarnburgen – Ungarnrefugien – Ungarnwälle. Zum Stand der Forschung, in: Zwischen Kreuz und Zinne. Festschrift für Barbara Schock-Werner (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung Reihe A: Forschungen Band 15), Braubach 2012, S. 45 – 66.

ETTEL Peter, Ungarnburgen in Süddeutschland im 10. Jahrhundert, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 26, Caen 2014, S. 159 – 165.

ETTEL Peter, Ungarnzeitliche Wehrelemente, in: „Dem Feind zum Trutz“. Wehrelemente an mittelalterlichen Burgen (Veröffentlichungen der deutschen Burgenvereinigung e.V: Reihe B. Schriften. 14), Braubach 2014, S. 23 – 37.

ETTEL Peter, **WERTHER** Lukas, Ungarnburgen und Herrschaftszentren des 10. Jahrhunderts in Bayern, in: Burgen und Schlösser. Band 51, Braubach 2010, S. 144 – 161.

ETTEL Peter, Zentralorte und Zentralräume des Frühmittelalters in Süddeutschland. Ein Forschungsüberblick, in: Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland, Mainz 2013, S. 1 – 46.

EUW Anton von, Eine illuminierte St. Galler Handschrift mit Kriegsliteratur. Leiden Perizoni Fol. 17, in: Die Abtei St. Gallen und Polen, Krakau 2001, S. 87 – 114.

FACCANI Guido, Christkatholische Pfarrkirche St. Gallus. Baugeschichte. Vorgängerbauten, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau. Band 9. Der Bezirk Rheinfelden (Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Band 119), Bern 2011, S. 294.

FAHRION Christoph, Ausgrabungen im karolingerzeitlichen Königshof bei Altenburg, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, Stuttgart 2015, S. 399f.

FAHRION Christoph, Fortsetzung der Ausgrabungen im karolingerzeitlichen Königshof in Altenburg, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, Stuttgart 2016, S. 299 – 301.

FALSER Michael, Denkmalpflege der deutschen Kaiserzeit um 1900: Das Heidelberger Schloss, ›Denkmalwuth‹ und die Kontroverse zwischen Georg Dehio und Alois Riegl, in: Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland, Dresden 2008, S. 43–70.

FEHRING Günter, Einführung in die Archäologie des Mittelalters, Darmstadt 1987.

FELGENHAUER-SCHMIEDT Sabine, **KÜHTREIBER** Thomas, Der ländliche Raum im Mittelalter. Zugänge und Perspektiven der österreichischen Mittelalterarchäologie, in: Mittelalterarchäologie in Österreich. Eine Bilanz (Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich. Band 29), Wien 2013, S. 219 – 230.

FERRUOLO Stephen, The origins of the university. The schools of Paris and their critics, 1100 – 1215, California 1985.

FICK Irmgard, Die Burgen des nördlichen Schwarzwaldes und seiner Randgebiete. Teil 4 [Maschienenschr.], 1956.

FISCHER Franz, Der Heidengraben bei Grabenstetten. Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 2), Stuttgart ³1982.

FISCHER Ludger, Bodo Ehardts Beitrag zur Fachliteratur und Kommentiertes Schriftenverzeichnis von Bodo Ehardt, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ehardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 212 – 228.

FLECKENSTEIN Josef, Zum Problem der agrarii milites bei Widukind von Corvey, in: Beiträge zur Niedersächsischen Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Hans Patze, Hildesheim 1984, S. 26 – 41.
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 4, Stuttgart 1977.

FOUCAULT Michel, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Band 1, Frankfurt am Main 1983.

FRANKEWITZ Stefan, Der Niederrhein und seine Burgen, Schlösser, Herrenhäuser an der Niers (Geldrisches Archiv 11 = Rheinischer Burgenatlas 2), Geldern 2011.

FRANZ Sandra, Die Religion des Grals. Entwürfe arteigener Religiosität im Spektrum von völkischer Bewegung, Lebensreform, Okkultismus, Neuheidentum und Jugendbewegung (1871 - 1945) (Edition Archiv der Deutschen Jugendbewegung 14), Schwalbach 2009, S. 445 – 481.

FREY Christian, Die Burgen Heinrichs I. – „urbes ad salutem regni“, in: Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, Dresden 2010, S. 50 – 55.

FREY Christian, Frühmittelalterliche Burgen als erzählende Orte, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 25, Caen 2012, S. 177 – 183.

FREY Christian, Schutzort, Schauplatz, Statussymbol. Burgen als Handlungsorte in den nord- und ostdeutschen Grenzräumen des früheren Mittelalters (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung. Reihe A: Forschungen, Bd. 17), Braubach 2014.

FRIED Johannes, Der karolingische Herrschaftsverband im 9. Jahrhundert zwischen „Kirche“ und „Königshaus“, in: Historische Zeitschrift, Bd. 235, München 1982, S. 1 – 43.

FRIED Johannes, Der Regalienbegriff im 11. und 12. Jahrhundert, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 29, Köln/Wien 1973, S. 450 – 528.

FRÖHLICH Matthias, Burg und Bergbau im südlichen Schwarzwald. Die Ausgrabungen in der Burg am Birkenberg (Gde. Bollschweil-St. Ulrich) (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 20), Ostfildern 2013.

FROMMER Sören, Gammertingen, St. Michael. Auswertung der archäologischen Ausgrabungen insbesondere unter herrschafts-, siedlungs- und landesgeschichtlicher Fragestellung (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Bd. 4), Wiesbaden 2017.

FROMMER Sören, Niederungsburg, Hochadelsgrablege, Schlosskapelle, Bürgerkirche. Die Ausgrabungen in der Gammertinger Michaelskirche (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg. Heft 69, Stuttgart 2014).

FUCHS Monique, Die Hohkönigsburg – Beispiel einer Restaurierung um 1900, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ebhardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Braubach 1999, S. 8 – 67.

GALL, Ernst, Dehio Georg Gottfried Julius, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 563 – 364.

GASSMAN Guntram, Mittelalterliche Eisenerzverhüttung in und um Reutlingen, in: Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstrasse 4, Reutlingen 1999, S. 39 – 46.

GASSMANN Guntram, Eisenerzverhüttung auf der Mittleren Schwäbischen Alb und in ihrem Vorland, in: Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 12), S. 35 – 56.

GAUERT Adolf, curtis, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Zweite, völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Bd. 5, Berlin/ New York 1984, S. 105 – 112.

GAUERT Adolf, Zur Struktur und Topographie der Königspfalzen, in: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Bd. 2 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 11/II), Göttingen 1965, S. 1 – 60.

GEBAUER Hellmut J., Die Stadt und ihre Entwicklung (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2008.

GEIGER Gottfried, Die Reichsstadt Ulm vor der Reformation. Städtisches und kirchliches Leben am Ausgang des Mittelalters (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Band 11), Ulm 1971.

GEUENICH Dieter, Der historische Zeugniswert der Ortsnamen (-typen), in: Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Bd. 13), Ostfildern 2004, S. 63 – 76.

GEUENICH Dieter. Geschichte der Alemannen, Stuttgart/Köln/Berlin 1997.

GEUENICH Dieter, Zum Zeugniswert der Ortsnamen für die Erforschung der Siedlungsgeschichte des nördlichen Bodenseeraums, in: Herrschaft, Kirche und Bauern im nördlichen Bodenseeraum in karolingischer Zeit (Oberschwaben. Forschungen zu Landschaft, Geschichte und Kultur. Band 5), Stuttgart 2020, S. 93 – 110

GIESE Wolfgang, Heinrich I. Begründer der ottonischen Herrschaft (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2008.

GLARE P. G. W., Oxford Latin Dictionary. Combined Edition, Oxford 1982; Thesaurus Linguae Latinae.

GLITSCH Heinrich, Rezension, in: Zeitschrift der Savigny -Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 41, Weimar 1920, S. 410 – 419.

GOETHE Johann Wolfgang von, Das Göttliche, in: Goethes Schriften. Achter Band, Leipzig 1789, S. 215.

GOETZ Hans Werner, Das Geschichtsbild Ottos von Freising. Ein Beitrag zur historischen Vorstellungswelt und zur Geschichte des 12. Jahrhunderts (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. Heft 19), Köln/Wien 1984.

GOETZ Hans Werner, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999.

GOETZ Hans-Werner, Gesellschaftliche Neuformierungen um die erste Jahrtausendwende? Zum Streit um die >>mutation de l'an mil<<, in: Aufbruch ins zweite Jahrtausend. Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters (Mittelalter Forschungen. Band 16), Ostfildern 2004, S. 31 – 50.

GÖHLER Irene, Die Grafen von Calw (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2006.

GÖRICH Knut, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst), Darmstadt 2001.

GÖSSLER Peter, Die Anfänge des Christentums in Württemberg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. Neue Folge. Band 36, Stuttgart 1932, S. 149 – 187.

GÖTZ Rolf, Die Sibylle von der Teck. Die Sage und ihre Wurzeln im Sibyllenmythos (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck. Bd. 25), Kirchheim unter Teck 1999.

GRADMANN Eugen, Die Martinskirche in Sindelfingen, in: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte. Neue Folge. Band 23, Stuttgart 1919, S. 111 – 130.

GRAESSLE Helmut, Sindelfingen, Dorf, Stadt und Stift bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Sindelfingen 1954.

GRAF Klaus, Kloster Lorch im Mittelalter, in: Lorch. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Kloster (Heimatbuch der Stadt Lorch. Band 1), Lorch 1990, S. 39 – 95.

GRAF Klaus, Literatur als adelige Hausüberlieferung?, in: Literarische Interessenbildung im Mittelalter (Germanistische Symposien-Berichtsbände 14), Stuttgart 1993, S.126 – 144.

GRAF Klaus, Staufer-Überlieferungen aus Kloster Lorch, in: Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte. Sigmaringen 1995, S. 209 – 240.

GRAF Klaus, Zur Tabula consanguinitatis von Wibald von Stablo (Onlineausgabe 2015: <http://archiv.twoday.net/stories/1022418983/>; abgerufen am 20.09.2016).

GREULICH Andreas, Dehio Georg (Georg Gottfried Julius), in: Saur. Allgemeines Künstlerlexikon. Band 25 Dayan – Delvoye, München/Leipzig 2000, S. 255.

GREWE Holger, Archäologie der Architektur, in: Auf den Spuren Karls des Grossen in Ingelheim. Entdeckungen – Deutungen – Wandlungen, Petersberg 2014, S. 31 – 43.

GRINGMUTH-DALLMER Eike, Methodische Überlegungen zur Erforschung zentraler Orte im ur- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Centrum i zaplecze we wczesnośredniowiecznej Europie środkowej, Spotkania Bytomskie 3, Wrocław 1999, S. 9 – 20.

GRINGMUTH-DALLMER Eike, Zentren unterschiedlichen Ranges im nordwestslawischen Gebiet, in: Frühgeschichtliche Zentralorte in Mitteleuropa (Studien zur Archäologie Europas. Band 14), Bonn 2011, S. 431 – 440.

GRÖBEL Friedrich, **HABEL** Edwin, Mittellateinisches Glossar, Paderborn u.a. ²1989.

GRÖNINGER Ralf, Burgenarchäologie in Süddeutschland. Ein Überblick, in: Archäologie mittelalterlicher Burgen (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Band 20), Paderborn 2008, S. 185 – 188.

GROSS Uwe, Mittelalterliche Keramik, Bein- und Metallfunde, in: : Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 34), Göppingen 1996, S. 62 – 83.

GROSS Uwe, Transitionen – Übergangsphänomene bei südwestdeutschen Keramikgruppen des frühen und hohen Mittelalters, in: Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für Hartmut Schäfer zum 65. Geburtstag (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 28), Stuttgart 2008, S. 137 – 147.

GROBMANN Ulrich, Bau- und Burgenforschung im Werk Karl August von Cohausens, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Band 123, Wiesbaden 2012, S. 454 – 458.

GUTTENBERG Erich Freiherr von, Die Territorienbildung am Obermain.1 Teil. Univ. Diss., Würzburg 1926.

HAACK Christoph, Die Krieger der Karolinger. Kriegsdienste als Prozesse gemeinschaftlicher Organisation um 800 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 115), Berlin/Boston 2020.

HAAG Simon, Beobachtungen und Überlegungen zum Staufersitz Lorch, in: 900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reformation, Stuttgart 2004, S. 29 – 32.

HABEL Edwin, **GRÖBEL** Friedrich, Mittellateinisches Glossar, Paderborn ²1959.

HAEFELE Hans Frieder, Ekkehard IV., in: Lexikon des Mittelalters. Band 3, München 1986, Sp. 1767 – 1768.

HAGENEIER Lars, Die frühen Staufer bei Otto von Freising oder wie sind die Gesta Friderici entstanden? in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079-1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S. 363 – 396.

HÄGERMANN Dieter, Deutsches Königtum und Bergregal im Spiegel der Urkunden. Eine Dokumentation bis zum Jahre 1272, in: Montanwirtschaft Mitteleuropas vom 12. bis 17. Jahrhundert. Stand, Wege und Aufgaben der Forschung (Montanhistorische Zeitschrift Der Anschnitt. Beiheft 2 = Veröffentlichungen aus dem deutschen Bergbau-Museum Bochum Nr. 30), Bochum 1984, S. 13 – 23.

HALBERTSMA Marlite, Wilhelm Pinder und die deutsche Kunstwissenschaft, Worms 1992.

HARDT Matthias, Gau, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 1, Berlin ²2008, Sp. 1940 – 1945.

HAUFF Wilhelm, Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte, Stuttgart 1826.

HAUSMANN Friedrich, Reichskanzlei und Hofkapelle unter Heinrich V. und Konrad III. (Schriften der Monumenta Germaniae historica. Band 14), Stuttgart 1956.

HAUSSHERR Reiner, Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur. Band 4, Stuttgart 1977.

HAUSSHERR Reiner, Überlegungen zum Stand der Kunstgeographie, in: Rheinische Vierteljahresblätter. Band 30, Bonn 1965, S. 351 – 372.

HAUVILLER Ernst, Bausteine zur Geschichte der Hohkönigsburg. Urkunden, Akten und Regesten aus der Zeit XV. bis XVII. Jahrhunderts, Straßburg 1908.

HEATHER Peter, Foedera and Foederati of the Fourth-Century, in: Kingdoms of the Empire. The Integration of Barbarians in late Antiquity (The Transformation of the Roman World. Vol. 1), Leiden 1997, S. 57 – 74.

HECHBERGER Werner, Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte. Band 72), München 2004.

HECHBERGER Werner, Die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert. Zur Analyse und Kritik einer Deutung, in: Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen. Band 57), Ostfildern 2003, S. 381 – 426.

HECHBERGER Werner, Graf, Grafschaft, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 2, Berlin 2012, Sp. 509 – 522.

HECHBERGER Werner, Konrad III.: Königliche Politik und >staufische Familieninteressen<?, in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S. 323 – 340.

HECHBERGER Werner, Staufer und Welfen 1125 – 1190. Zur Verwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft (Passauer Historische Forschungen. Band 10), Köln/Weimar/Wien 1996.

HEFNER-ALTENECK Jacob Heinrich von, **WOLF** Johann Wilhelm, Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen, Frankfurt am Main 1850.

HEGELE Anton, Der markante Bergkegel: Der Hohenstaufen – geologisch betrachtet, in: Die Staufer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst. Band 19), Göppingen 2000, S. 10 – 12.

HEILIGMANN Jörg, Der „Alb-Limes“. Ein Beitrag zur römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 35), Stuttgart 1990.

HEIMER W., Der Hohenstaufen, Stammburg eines Kaisergeschlechtes. Sonderheft zum Kreiskongreß der NSDAP Göppingen am 3.11.1934.

HEINE Hans Wilhelm, Burg und Recht – Zum Burgenbaurecht im Sachsenspiegel, in: Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zu den Ausstellungen „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“, Dresden 2010, S. 56 – 63.

HEINE Hans-Wilhelm, Frühe Burgen und Pfalzen in Niedersachsen von den Anfängen bis zum Mittelalter, Hildesheim 1991.

HEINZE Richard, Auctoritas, in: Hermes. Zeitschrift für classische Philologie. Band 60, Berlin 1925, S. 348 – 366.

HELFERT Joseph, Handbuch des Kirchenrechts aus den gemeinen und oesterreichischen Quellen zusammengestellt. Band 1, Prag 1845.

HELLGARDT Ernst, Die Casus Sancti Galli Ekkeharts IV. und die Benediktsregel, in: Literarische Kommunikation und soziale Interaktion (Mikrokosmos 64), Frankfurt a.M 2001, S. 27–50.

HENSCH Mathias, Burg Sulzbach in der Oberpfalz. Archäologisch-historische Forschungen zur Entwicklung eines Herrschaftszentrums des 8. bis 14. Jahrhunderts in Nordbayern. 3 Bände, Büchenbach 2005.

HENSCH Mathias, Urbs Sulcpah. Archäologische Grabungen im Zuge der Neustadt-Sanierung. Zur Genese des früh- und hochmittelalterlichen Burgzentrums Sulzbach, in: Das Neustadt-Viertel. Festschrift zur Sanierung der

Sulzbacher „Neustadt“ 2010 (Schriftenreihe des Stadtmuseums Sulzbach-Rosenberg. Band 25), Sulzbach-Rosenberg 2010, S. 13 – 38.

HERBERS Klaus, Via peregrinalis, in: Europäische Weg der Santiago-Pilgerfahrt (Jakobus-Studien. Band 2), S. 1 – 25.

HERRMANN Christofer: Rezension von: Olaf Wagener (Hg.): Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur, Bern / Frankfurt a.M. [u.a.]: Peter Lang 2012, in: sehepunkte 13 (2013), Nr. 4 [15.04.2013], URL: <http://www.sehepunkte.de/2013/04/22491.html>

HERRMANN Cornelia, Die Kunstdenkmäler des Fürstentums Liechtenstein. Neue Ausgabe II. Das Oberland (Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Band 112), Bern 2007.

HERRNBRODT Adolf, Der Husterknupp. Eine niederrheinische Burganlage des frühen Mittelalters, Köln/Graz 1958.

HERTLEIN Friedrich et al., Die Römer in Württemberg. Teil II. Die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg, Stuttgart 1930.

HEUERMANN Hans, Die Hausmachtspolitik der Staufer von Herzog Friedrich I. bis König Konrad III. (1079 – 1152), Berlin 1939.

HILS Kurt, Die Grafen von Nellenburg im 11. Jahrhundert. Ihre Stellung zum Adel, zum Reich und zur Kirche (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte. Bd. 19), Freiburg im Breisgau 1967.

HILSCH Peter, Bemerkungen zu Bergbau und Bergregal im 12. Jahrhundert, in: Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte. Sigmaringen 1995, S. 37 – 50.

HINZ Hermann, Motte und Donjon. Zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Adelsburg (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Beiheft 1), Köln 1981.

HITZBLECK Kerstin, **HÜBNER** Klara, Die Grenzen des Netzwerks 1200 – 1600, Ostfildern 2014.

HLAWITSCHKA Eduard, Die Ahnen der hochmittelalterlichen deutschen Könige, Kaiser und ihre Gemahlinnen. Ein kommentiertes Tafelwerk. Band II. 1138 – 1197, Hannover 2009, S. 135 – 195.

HLAWITSCHKA Eduard, Die Staufer: - kein schwäbisches, sondern ein elsässisches Adelsgeschlecht?, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 66, Stuttgart 2007, S. 63 – 80.

HLAWITSCHKA Eduard, Weshalb war die Auflösung der Ehe Friedrich Barbarossas möglich?, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 61, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 509 – 536.

HOCHHOLZER Elmar, Aura a. d. Saale, in: Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern (Germania Benedictina. Bd. II-1), München 2014, S. 215 – 230.

HOCHKIRCHEN Dorothea, Stein, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Band 1. Bauformen und Entwicklung, Stuttgart 1999, S. 212 – 216.

HOEPER Michael, **STEUER** Heiko, Völkerwanderungszeitliche Höhenstationen am Schwarzwaldrand. Eine Zusammenfassung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede, in: Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 58), Berlin/New York 2008, S. 213 – 260.

HOFBAUER Martin, Vom Krieger zum Ritter. Die Professionalisierung der bewaffneten Kämpfer im Mittelalter (Einzelschriften zur Militärgeschichte. Bd. 48), Freiburg i. Br. u.a., 2015.

HOFFMANN Gustav, Kirchenheilige in Württemberg (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte. Bd. 23), Stuttgart 1932.

HOFFMANN Hartmut, VI. 2. Theologische Sammelhandschrift mit dem indiculus loricorum, in: Otto der Grosse, Magdeburg und Europa. Band 2 Katalog, Mainz 2001, S. 395f.

HOFMEISTER Adolf, Studien über Otto von Freising. I. Teil. Der Bildungsgang Ottos von Freising, in: Neues Archiv der Gesellschaft für Ältere Deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Band 37, Hannover 1912, S. 99 – 161, 633 – 768.

HÖLDERLIN Friedrich, Burg Tübingen, in: Hölderlin. Sämtliche Werke. Band 1. Gedichte bis 1800, Stuttgart 1969.

HOTZ Walter, Christus im deutschen Volk, in: Auf neuem Pfad. Band 11, Nummer 3, 1932.

HOTZ Walter, Hessenland, in: Auf der Spur. Band 9, Nummer 8, Dresden 1933.

HOTZ Walter, Jungmannschaft und Reich, in: Auf neuem Pfad. Band 11, Nummer 2, 1932.

HOTZ Walter, Kleine Kunstgeschichte der deutschen Burg, Darmstadt 1966.

HOTZ Walter, Pfalzen und Burgen der Stauferzeit, Darmstadt 1981.

HOTZ Walter, Staufische Reichsburg am Mittelrhein, Berlin 1937.

HUBALA Erich, Georg Dehio: Geschichte der Deutschen Kunst. Überlegungen zu einer fünften Auflage, in: Georg Dehio. Drei kunsthistorische Aufsätze. Zur Erinnerung an den 50. Todestag des großen deutschbaltischen Gelehrten 1982 (Schriften der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V. Band 9), Siegen 1982, S. S. XXIX–XL.

HUMMEL Heribert, Die Herren von Staufenneck. Ein Beitrag zur Genealogie des Geschlechts, in: Hohenstaufen. Staufer-Forschungen im Stauferkreis Göppingen, Göppingen 1977, S. 95 – 125.
in Südwestdeutschland (Forschungen zu Burgen und Schlösser. Band 15), Petersberg 2013, S. 106 – 117.
in: Zeitschrift des schweizerischen Burgenvereins. Band 7. Heft 1, Basel 2002, S. 3 – 10.

JAHNKAHN Herbert, >Heinrichsburgen< und Königspfalzen, in: Deutsche Königspfalzen. Bd. 2, Göttingen 1965, S. 61 – 69.

JAKOBS Herman, Die Hirsauer. Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreites (Kölner Historische Abhandlungen. Bd. 4), Köln/Graz 1961.

JAKOBS Herman, Eine Urkunde und ein Jahrhundert. Zur Bedeutung des Hirsauer Formulars, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd 140, Stuttgart 1992, S. 39–60.

JÄNICHEN Hans, Alemannen. II. Geschichtliches, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Bd. 1, Berlin/New York ²1973, S. 138 – 142.

JÄNICHEN Hans, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Band 60), Stuttgart 1970.

JÄNICHEN Hans, Der Neckargau und die Pleonungen, in: Zur Geschichte der Alemannen (Wege der Forschung. Bd. C), Darmstadt 1975, S. 288 – 318.

JÄNICHEN Hans, Die Grafen von Urach, in: Alemannisches Jahrbuch 1976/78, Bühl/Baden 1979, S. 1 – 15.

JÄNICHEN Hans, Die Pfalz Bodman und die schwäbische Pfalzgrafschaft im Hochmittelalter, in Bodman. Dorf, Kaiserpfalz, Adel. Band 1, Sigmaringen 1977.

JÄNICHEN Hans, Die Pfalz Bodman und die schwäbische Pfalzgrafschaft im Hochmittelalter, in: Bodman. Dorf, Kaiserpfalz, Adel, Bd. 1), Sigmaringen 1977, S. 309 – 316.

JÄNICHEN Hans, Markung und Allmende und die mittelalterlichen Wüstungsvorgänge im nördlichen Schwaben, in: Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen I (Vorträge und Forschungen. Band VII), Konstanz/Stuttgart 1964, S. 163 – 222.

JANSSEN Roman u.a., Nufringen. Eine Gäugemeinde im Wandel der Zeit, Stuttgart 1998.

JANSSEN Roman, Die Kirche im nordöstlichen Schwarzwald bis zur Reformation, in: Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion, Filderstadt 2001, S. 122 – 129.

JANSSEN Roman, Im Mittelalter oder das erste Jahrtausend, in: Aidlingen, Lehenweiler, Dachtel und Deufringen. Beiträge zur Ortsgeschichte, Aidlingen 1999, S. 53 – 190.

JANSSEN Roman, Kirche und Pfarrei St. Peter im Mittelalter, in: St. Peter und Paul in Nusplingen, Nusplingen 2005, S. 11 – 27.

JANSSEN Roman, Kirchengeschichte I. Vom Mittelalter bis zur Reformation (Calw – Geschichte einer Stadt), Calw 2005.

JANSSEN Roman, Leben in Kayh. Ein Dorf und 800 Jahre Geschichte (Herrenberger Historische Schriften. Band 3), Herrenberg 1990.

JANSSEN Roman, Oberjesingen. 1314 – 2014 (Herrenberger Historische Schriften. Band 10), Neustadt an der Aisch 2014.

JANSSEN Roman, Papst Leo IX., Graf Adalbert von Calw und die Weihe von St. Maria und Markus in Althengstett, Über die Neugründung des Klosters Hirsau im Spiegel einer Weihe notiz zum Jahr 1049, in: Text und Kontext. Historische Hilfswissenschaften in ihrer Vielfalt (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 18), Ostfildern 2011, S. 59 – 73.

JÄSCHKE Karl-Ulrich, Burgenbau und Landesverteidigung um 900. Überlegungen zu Beispielen aus Deutschland, Frankreich und England (Vorträge und Forschungen. Sonderband 16), Sigmaringen 1975.

JOHNSON Anne, Römische Kastelle des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. in Britannien und in den germanischen Provinzen des Römerreiches (Kulturgeschichte der antiken Welt. Band 37), Mainz 1987.

JUSSEN Bernhard, Perspektiven der Verwandtschaftsforschung fünfundsiebenzig Jahre nach Jack Goodys» Entwicklung von Ehe und Familie in Europa«, in: Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters (Vorträge und Forschungen Band 71), Ostfildern 2009, S. 275 – 324.

JUSTUS (Ebhardt Bodo), Etwas vom Überdruss, in: Der Burgwart. Band 13, Nummer 1, Berlin 1912, S. 1 – 3.

KAISER Reinhold, Castrum und Pfalz in Zürich. Ein Widerstreit des archäologischen Befundes und der schriftlichen Überlieferung, in: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Vierter Band. Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 11/4), Göttingen 1996, S. 84 – 109.

KÄMMERLING Ekkehard, Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme (Bildende Kunst als Zeichensystem. Band 1), Köln 1979.

KARG-GASTERSTÄDT Elisabeth, Althochdeutsches Wörterbuch. Bd. 1: a und B, Berlin 1968.

KASCHAU Bernd, Der Runde Berg bei Urach II. Die Drehscheibenkeramik aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften. Bd. 2), Sigmaringen 1976.

KÄBER Paul, Wäschenbeuren, in: Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge. Band 12, Stuttgart 1952, S. 90, 134.

KÄBER Paul, Wäschenbeuren, in: Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge. Band 16, Stuttgart 1962, S. 289.

KAUL Camilla, Die Stauferrezeption im 19. und 20. Jahrhundert aus kunsthistorischer Sicht, in: Die Stauer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Band 1. Essays, Darmstadt 2010, S. 59 – 70.

KEDDIGKEIT Jürgen u.a., Pfälzisches Burgenlexikon (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 12, 1 – 4), Kaiserslautern 1999 – 2007.

KEINATH Walther, Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951.

KELLER Hagen, **ALTHOFF** Gerd, Die Zeit der späten Karolinger und die Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888 – 1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3), Stuttgart ¹⁰2008.

KELLER Hagen, Identitäten und Individualität in den Krisenerfahrungen des europäischen Hochmittelalters (11./12. Jahrhundert), in: Frühmittelalterliche Studien. Band 46, Münster 2012, S. 221 – 240.

KEMPA Martin, Archäologische Untersuchungen an früh- und hochmittelalterlichen Verhüttungsplätzen, in: Abbau und Verhüttung von Eisenerzen im Vorland der Mittleren Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 86), Stuttgart 2003, S. 9 – 115.

KERBER Dieter, Das Burgenbauregal in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Band 2. Geschichte und Burgenlandschaften, Stuttgart 1999, S. 66 – 68.

KERKHOFF Joseph, Die Grafen von Altshausen-Veringen. Die Ausbildung der Familie zum Adelsgeschlecht und der Aufbau ihrer Herrschaft im 11. und 12. Jahrhundert, in: Hohenzollerische Jahreshefte. Bd. 24, Hechingen 1964, S. 1 – 132.

KINDERMANN Udo, Isidor von Sevilla. in: Lateinische Lehrer Europas. Fünfzehn Portraits von Varro bis Erasmus von Rotterdam, Köln 2005, S. 273 – 290.

KINDT Werner, Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933: Die bündische Zeit. Quellenschriften (Dokumentation der Jugendbewegung III), Düsseldorf 1974.

KIRCHHOFER Melchior, Die ältesten Vergabungen an das Kloster Aller Heiligen in Schaffhausen, in: Archiv für Schweizerische Geschichte. Bd. 7, Zürich 1851, S. 228 – 262.

KIRSCHMER Karl, Hohenstaufen. Berg – Burg – Dorf – Amt, Göppingen 1948.

KITTELBERGER Gerhard, Bad Urach, in: Der Landkreis Reutlingen. Bd. 1. A. Allgemeiner Teil - B. Gemeindebeschreibungen Bad Urach bis Metzingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen 1997, S. 435 – 538.

KLEINKNECHT Josef, Heimatbuch Wäschenbeuren 1979, Wäschenbeuren 1979.

KNAUT Matthias, Der Runde Berg bei Urach, in: Der Runde Berg bei Urach. Ein alamannischer Herrschaftssitz. Funde und Ausgrabungen. Texte der Sonderausstellung vom 05.09.-24.11.1991 im Residenzschloß Bad Urach anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg. Bad Urach 1991, S. 7 – 8.

KNOLL Irmgard, **KNOLL** Rudolf, Zu Aspergs Anfängen: >>Graf<< Gozbert oder das Ende einer Legende, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter. Heft 49, Ludwigsburg 1995, S. 37 – 43.

KNOFF Thomas, Der Heidengraben bei Grabenstetten. Archäologische Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie. Band 141), Bonn 2006.

KÖBLER Gerhard, „Bauer“ (agricola, colonus, rusticus) im Frühmittelalter, in: Wort und Begriff „Bauer“. Zusammenfassender Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und

Nordeuropas (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Dritte Folge. Nr. 89), Göttingen 1975, S. 230 – 245.

KÖBLER Gerhard, Burg und Stadt - Burg und Stadt?, in: Historisches Jahrbuch. Band 87, München/Freiburg 1967, S. 305–325.

KÖBLER Gerhard, civitas und vicus, burg, stat, dorf und wik, in: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Band 1, Göttingen 1973, S. 61–76.

KOCH Adam Friedrich, Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg. Drittes Bändchen, Cannstatt 1828.

KOCH Ursula, Der Runde Berg bei Urach V: Die Metallfunde der frühgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1981 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 10). Sigmaringen 1984.

KOCH Ursula, Der Runde Berg bei Urach VI: Die Glas- und Edelsteinfunde aus den Plangrabungen 1967 – 1983 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 12). Sigmaringen 1987.

KOCH Ursula, Der Runde Berg bei Urach VIII: Frühgeschichtliche Funde aus Bein, Geräte aus Ton und Stein aus den Plangrabungen 1967 – 1984, Heidelberg 1994.

KOCH Ursula, Die frühgeschichtlichen Perioden auf dem Runden Berg, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 83 – 127.

KOCH Ursula, Die frühmittelalterlichen Funde vom Runden Berg bei Urach (Archäologisches Korrespondenzblatt, Bd. 12), Mainz 1982.

KOCH Ursula, **KOCH** Robert, Die fränkische Expansion ins Main- und Neckargebiet, in: Die Franken – Wegbereiter Europas. Bd. 1, Mainz 1996, S. 270 – 284.

KOHL Thomas, Die Frühzeit des Weinbaus in Alemannien, in: Wein in Württemberg (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte. Band 3), Ostfildern 2017, S. 11 – 30.

KOHL Thomas, Konflikt und Wandel um 1100 – Deutschland und Frankreich im Zeitalter von Investiturenstreit und société féodale. Habilitationsschrift (Im Druck), Tübingen 2015.

KOHL Thomas, Lokale Gesellschaften. Formen der Gemeinschaft in Bayern vom 8. bis zum 10. Jahrhundert (Mittelalterforschungen. Band 29), Ostfildern 2010.

KOHL Thomas, Wüstung, Verdichtung und Gemeinschaftsbildung. Die ländliche Gesellschaft des süddeutschen Raums im 10. Jahrhundert, in: Das lange 10. Jahrhundert. Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äußerem Druck und innere Krise, Mainz 2014, S., S.251 – 262.

KÖPKE Rudolf, Widukind von Korvei. Ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts, Berlin 1867.

KÖPP H., Pipers neue Burgenkunde, in: Der Burgwart, Band 8, Nummer 2, Berlin 1906, S. 37 – 39.

KORN Werner, Die Hohkönigsburg. Eine Attraktion für Touristen oder mehr?, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, 1968, S. 50 – 54.

KORTÜM Hans-Henning, Menschen und Mentalitäten. Einführung in Vorstellungswelten des Mittelalters, Berlin 1996.

KÖTZ Stefan, Der Öhringer Stiftungsbrief (1037) als Fälschung des letzten Viertels des 12. Jahrhunderts. Versuch einer quellenkritischen Neubewertung der formalen Urkundenmerkmale, in: Text und Kontext. Historische

Hilfswissenschaften in ihrer Vielfalt (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 18), Ostfildern 2011, S. 75 – 132.

KRAETER Dieter, Lohnes Hanns-Dieter, Aus der Arbeit und Gemeinschaft der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands. Berichte, Rundbriefe, Zeitschriftenartikel, Bilder, Dokumente, Kassel 1960.

KRAUS Johann Adam, Die Grafen von Gammertingen, in: Hohenzollerische Jahreshefte. Bd. 4, Hechingen 1937, S. 59 – 90.

KRAUSE Heike, **KÜHTREIBER** Thomas, Hochmittelalterliche Transformationsprozesse und ihre Wirkung auf das Siedlungsbild Ostösterreichs, in: Tradition - Umgestaltung - Innovation. Transformationsprozesse im hohen Mittelalter (Praehistorica. Band 32,2), Praha 2014, S. 221 – 268.

KRAUSE Ralf, **RÖLLI** Marc, Macht. Begriff und Wirkung in der politischen Philosophie der Gegenwart, Bielefeld 2008.

KRAUTHEIMER Richard, Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur, in: Richard Krautheimer. Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 142 – 197.

KRAUTHEIMER Richard, Introduction to an „Iconography of Medieval Architecture“, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes. Vol. 5, London 1942, p. 1 – 33.

KRAWARIK Hans, Siedlungstypen und Lebensformen im Mittelalter (Austria.: Forschung und Wissenschaft. Geschichte. Band 15), Wien 2016.

KREBS Manfred, Quellenstudien zur Geschichte des Klosters Petershausen, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd. 87, Stuttgart 1935, S. 463 – 543.

KREMER Detlef, Romantik. Lehrbuch Germanistik, Stuttgart/Weimar ³2007, S. 8 – 58.

KRIEG Heinz, Adel in Schwaben: Die Staufer und die Zähringer, in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S. 65 – 97.

KRIEG VON HOCHFELDEN Georg Heinrich, Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland mit Berücksichtigung der Nachbarländer von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen, Stuttgart 1859.

KROL Martin et al., Macht – Herrschaft – Gewalt. Gesellschaftswissenschaftliche Debatten am Beginn des 21. Jahrhunderts (Verhandlungen mit der Gegenwart. Band 1), Münster 2005.

KROLLMANN Christian, Die Zukunft der Hohkönigsburg: ein Beitrag zur Klärung der Wiederherstellungsfrage, Berlin 1901.

KRÜGER Emil, Der Ursprung des Hauses Württemberg, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Bd. 8, Stuttgart 1899, S. 137 – 195.

KÜHTREIBER Karin, **KÜHTREIBER** Thomas, Frühe Herrschaftsbildung und Burgenbau im südöstlichen Niederösterreich, in: Savaria a Vas Megyei Múzeumok Értésítője. Band 31, Szombathely 2007, S. 269 – 272.

KÜHTREIBER Thomas, Die Ikonologie der Burgenarchitektur, in: Die imaginäre Burg (Beihefte zur Mediaevistik. Band 11), Frankfurt am Main 2009, S. 53 – 92.

KÜHTREIBER Thomas, **HERDICK** Michael, Burgen, Handwerk und Gewerbe – Anmerkungen zum Forschungsstand, in: Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung (Soester Beiträge zur Archäologie. Band 9), Soest 2008, S. 37 – 59.

KÜHTREIBER Thomas, Wirtschaft im Schatten der Burg. Zur Bedeutung herrschaftlicher Strukturen im unmittelbaren topographischen Kontext mittelalterlicher Burgen, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 21, Caen 2004, S. 163 - 177.

KUITHAN Rolf, Die Benediktinerabtei Zwiefalten in der kirchlichen Welt des 12. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Untersuchung der Zwiefalter Memorialquellen, Münster 1997.

KURZ Siegfried, Die Baubefunde vom Runden Berg bei Bad Urach (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Heft 89), Stuttgart 2009.

LAMMERS Walther, Weltgeschichte und Zeitgeschichte bei Otto von Freising (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. Band 14,3), Wiesbaden 1977.

LANG Walter, Archäologische Grabungen auf dem Hohenstaufen 1935 bis 1938, in: Die Stauer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst. Band 19), Göppingen 2000, S. 16 – 17.

LANG Walter, Der Hohenstaufen in Vorgeschichte und Mittelalter – die Forschungsgeschichte, in: Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 34), Göppingen 1996, S. 8 – 37.

LASKOWSKI, Rainer, Vor- und Frühgeschichte, in: Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum, Kirchheim unter Teck 2006, S. 9 – 96.

LE JAN Régine et al., Famille et Parenté. De l'histoire de la famille à l'anthropologie de la parenté, in: Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen âge en France et en Allemagne, Paris 2002, S. 433–446.

LEHMANN Paul, Corveyer Studien, in: Erforschung des Mittelalters. Bd. 5, Stuttgart 1962, S. 94 – 178.

LEISTIKOW Dankwart, Die romanischen Architekturteile der Hohkönigsburg, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, Braubach 1977, 121 – 128.

LEISTIKOW Dankwart, Romanische Mauerwerkstechnik auf fränkischen Burgen, in: Burgen und Schlösser. 1960/2, S. 16 – 18; 1961/2, S. 45 – 48; 1962/2, S. 55 – 60; 1964/1, S. 5 – 9, 1966/1, S. 16 – 20.

LINK Fabian, Burgen und Burgenforschung im Nationalsozialismus. Wissenschaft und Weltanschauung 1933 – 1945, Köln u.a. 2014.

LLOYD Albert L., **SPRINGER** Otto, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Bd. 1_ -a – bezzisto, Göttingen 1988.

LORENZ Friedrich Beck, Befestigungsrecht, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 1. Aachen bis Geistliche Bank, Berlin ²2008, Sp. 497 – 498.

LORENZ Sönke, Der Reichswald Schönbuch und die Pfalzgrafen von Tübingen, in: Der Schönbuch. Mensch und Wald in Geschichte und Gegenwart, Tübingen 1999, S. 47 – 57.

LORENZ Sönke, Die Pfalzgrafen in Schwaben vom 9. bis zum frühen 12. Jahrhundert, in: Adel und Königtum im hochmittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 175), Stuttgart 2009, S. 205 - 234.

LORENZ Sönke, Frühes und Hohes Mittelalter, in: Bempflingen und Kleinbettlingen. Aus der Geschichte einer Ermstalgemeinde, Stuttgart 1991, S. 8 – 42.

LORENZ Sönke, Graf Liutold von Achalm (+ 1098) – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits, in: Liutold von Achalm (+ 1098) Graf und Klostergründer. Reutlinger Symposium zum 900. Todesjahr, Reutlingen 2000, S. 11 – 55.

LORENZ Sönke, Mömpelgard in vorwürttembergischer Zeit. Raumfunktion – herrschaftliche Verdichtung – Dynastie, in: Württemberg und Mömpelgard. 600 Jahre Begegnung (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 26), Leinfelden-Echterdingen 1999, S. 1 – 33.

LORENZ Sönke, Pfarrorganisation und Siedlungsgeschichte, in: Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion, Filderstadt 2001, S. 130 – 138.

LORENZ Sönke, Siedlung und Herrschaft zwischen Neckar und Donau im Frühmittelalter (6. bis 10. Jahrhundert). Vorstudien, in: Geschichte und Biosphäre. Zur Erforschung und Bewahrung des historisch-kulturellen Erbes der Schwäbischen Alb (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 12), S. 165 – 268.

LORENZ Sönke, Waiblingen – Ort der Könige und Kaiser (Gemeinde im Wandel. Bd. 13), Waiblingen 2000.

LORENZ Sönke, Zur Geschichte des Münsinger Harts, in: Vom Nutzwald zum Truppenübungsplatz: Das Münsinger Hart (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 23; Veröffentlichungen des Alamannischen Instituts. Bd. 65), Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 1 – 25.

LORENZ Sönke, Oferdingen und Altenburg an Neckar (Reutlingen) - ein befestigter Königshof und Aufenthaltsort König Konrads I., in: Aus südwestdeutscher Geschichte, Stuttgart 1994, S. 25-43.

LUBICH Gerhard, Auf dem Weg zur „Gülden Freiheit“. Herrschaft und Raum in der Francia orientalis von der Karolinger- zur Stauferzeit (Historische Studien. Band 449), Husum 1996, S. 246 – 261.

LUBICH Gerhard, Territorien-, Kloster- und Bistumpolitik in einer Gesellschaft im Wandel. Zur politischen Komponente des Herrschaftsausbaus der Staufer vor 1138, in: Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005, S. 179 – 211.

LÜCK Heiner, Bergrecht, Bergregal, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), Bd. 1, Berlin 2008, Sp. 527 – 528.

LÜTZELER Heinrich, Clemen, Paul in: Neue Deutsche Biographie, Berlin 1957, S. 281.

MAHR Walter, Zur Geschichte der ehem. Benediktinerabtei Aura/Saale, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Bd. 13, Würzburg 1961, S. 55 – 62.

MAISE Felix, «Burgen-Meyer» gräbt in Bhutan eine Festung aus, in: Tagesanzeiger, 28. April 2010.

MÄKELER Hendrik, Die Wikinger im Frankenreich, in: Die Wikinger, München 2008, S. 227 – 233.

MARSTALLER Tilmann, Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation. in: Urachs historische Bauwerke bis zum 19. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Bd. 18), Bad Urach 2016, S. 284 – 320.

MARSTALLER Tilmann, Residenz aus Stein und Holz. Schloss, Stift und Stadt Urach im Licht der historischen Bauforschung, in: Stadt, Schloss und Residenz Urach. Neue Forschungen, Regensburg 2015, S. 137 – 161.

MASCHKE Erich, Das Geschlecht der Staufer, München 1943; Kimpen Emil, Zur Königsgenealogie der Karolinger- bis Stauferzeit, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 103, Karlsruhe 1955, S. 35 – 115.

MAURER Hans-Martin, Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland. Untersuchungen zur Entwicklung des Burgenbaus, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 115, Karlsruhe 1967, S. 61 – 116.

MAURER Hans-Martin, Burgen und Adel in staufischer und nachstaufiger Zeit, in: Heimat und Arbeit. Der Kreis Göppingen, Stuttgart/Aalen 1973, S. 195 – 222.

MAURER Hans-Martin, Burgruinen im Landkreis Nürtingen als Denkmale schwäbischer Geschichte, Nürtingen 1967.

MAURER Hans-Martin, Der Hohenstaufen. Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses, Stuttgart, Aalen 1977.

MAURER Hans-Martin, Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: Reutlinger Geschichtsblätter. Bd. 6, Reutlingen 1968, S. 7 – 24.

MAURER Hans-Martin, Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 117, Karlsruhe 1969, S. 297.

MAURER Hans-Martin, Die hochadeligen Herren von Neuffen und von Sperberseck im 12. Jahrhundert, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 25, Stuttgart 1966, S. 59-130.

MAURER Hans-Martin, Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert. Studien zu den landesherrlich-eigenen Burgen, Schlössern und Festungen (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen 1. Band), Stuttgart 1958.

MAURER Hans-Martin, Rechtsverhältnisse der hochmittelalterlichen Adelsburg vornehmlich in Südwestdeutschland, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung (Vorträge und Forschungen. Band 19,1 & 19,2), Sigmaringen 1976, S. 77 – 190.

MAURER Hans-Martin, Rechtsverhältnisse der hochmittelalterlichen Adelsburg vornehmlich in Südwestdeutschland, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung (Vorträge und Forschungen. Band 19/2), Sigmaringen 1976, S. 77 – 190.

MAURER Hans-Martin, **SCHIEK** Siegwalt, Alt-Wuerttemberg in Ortsansichten und Landkarten. Band 1: Andreas Kieser und sein Werk, Stuttgart 1985.

MAURER Hans-Martin, Zu den Anfängen Lorchs als staufisches Hauskloster, in: 900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reformation, Stuttgart 2004, S. 1 – 28.

MAURER Hans-Martin, Zum Stand der mittelalterlichen Burgenforschung, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Band 56, Stuttgart 1997, S. 435 – 446.

MAURER Helmut, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, Sigmaringen 1978.

MAURER Helmut, Gebhard (III), in Lexikon des Mittelalters. Bd. 4, München/Zürich 1989; Sp. 1162.

MAURER Helmut, Oferdingen, in: Die deutschen Königspfalzen, Bd. 3.1 Baden-Württemberg, Göttingen 2004, S. 467-475.

MECKSEPER Cord u.a., Bestandsaufnahme mittelalterlicher Adelssitze (Burgen) in der Bundesrepublik Deutschland – Voruntersuchungen (Schriften des Instituts für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover. Band 3), Hannover 1979.

MECKSEPER Cord, Burgen – Symbole der Macht? Zur Ikonologie der Burg, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012, S. 403 – 418.

MEHRING Gebhard, Stift Lorch. Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche (Württembergische Geschichtsquellen. Band 12), Stuttgart 1911.

MEIER-STAUBACH Christel, **SUNTRUP** Rudolf, Lexikon der Farbenbedeutungen im Mittelalter, Köln 2013 (CD-Rom Ausgabe).

MERTENS Dieter, Beutelsbach und Württemberg im Codex Hirsaugiensis und in verwandten Quellen, in: Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum fünfundsechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 455 – 476.

MERTENS Dieter, **ZOTZ** Thomas, Einleitung der Herausgeber, in: Karl Schmid: Geblüt, Herrschaft Geschlechterbewusstsein. Grundfragen zum Verständnis des Adels im Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 44), Sigmaringen 1998, S. IX – XXIX.

MEYER Werner et al, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1984.

MEYER Werner et al., Burgenforschung in Graubünden (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 4), Olten 1977.

MEYER Werner, Burgen der Schweiz. 9 Bände, Zürich 1981 – 1983.

MEYER Werner, Burgen von A bis Z. Burgenlexikon der Regio, Basel 1981.

MEYER Werner, Burgenforschung in der Schweiz. Ein kritischer Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,

MEYER Werner, Burgenforschung und Burgenpflege: Versuch einer Standortbestimmung, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins. Band 46. Heft 1, Basel 1973, S. 2 -5.

MEYER Werner, Das alte Schloß Bümpliz. Bericht über die Grabungen von 1966 – 1970 sowie die Bau- und Besitzgeschichte, Bern/Stuttgart 2002.

MEYER Werner, Das Castel Grande in Bellinzona. Bericht über die Ausgrabungen von 1967 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 3), Olten 1976.

MEYER Werner, Die Ausgrabungen auf Zwing Uri, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 63 – 88.

MEYER Werner, Die Burg als repräsentatives Statussymbol. Ein Beitrag zum Verständnis des mittelalterlichen Burgenbaus, in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Band 33, Heft 3, Zürich 1976, S. 173 – 181.

MEYER Werner, Die Burg Grenchen. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Burgenforschung, in: Jahrbuch für solothurnische Geschichte. Band 36, Solothurn 1963, S. 142 – 219.

MEYER Werner, Die Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau. Bericht über die Forschungen 1966/67 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 1), Olten 1974.

MEYER Werner, die Eidgenossen als Burgenbrecher, in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz. Band 145, Stans, 1992, S. 7 – 13.

MEYER Werner, Die Erd-Holzburg „Salbüel“ bei Hergiswil, in: Heimatkunde des Wiggertals. Band 40, Buchs 1982, S. 113 – 138.

MEYER Werner, Die Frohburg. Ausgrabungen 1973 – 1977 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 16), Zürich 1989.

MEYER Werner, Die Löwenburg im Berner Jura. Geschichte der Burg, Herrschaft und ihrer Bewohner, Basel 1968.

MEYER Werner, Die mittelalterliche Burg als Wirtschaftszentrum, in: Château Gaillard. Etudes de Castellologie médiévale. Band 13, Caen 1987, S. 127 – 142.

MEYER Werner, Die Mittelalterlichen Burgen und Wehranlagen des Kantons Glarus, in: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kanton Glarus. Heft 65, Glarus 1974;

MEYER Werner, Die Sondierungen und Bauuntersuchungen in der Burgruine Seedorf, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 37 – 61.

MEYER Werner, Die Untersuchungen auf der Burgruine Attinghausen, in: Die bösen Türnli. Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 11), Olten 1984, S. 7 – 29.

MEYER Werner, Landwirtschafts- und Handwerksbetriebe auf mittelalterlichen Burgen der Schweiz, in: Burg und Schloß als Lebensorte in Mittelalter und Renaissance (Studia humaniora. Band 26), Düsseldorf 1995, S. 19 – 34.

MEYER Werner, Rodung, Burg und Herrschaft. Ein burgenkundlicher Beitrag zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte, in: Burgen aus Holz und Stein. Burgenkundliches Kolloquium in Basel 1977 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Band 5), Olten/Freiburg im Breisgau 1979, S. 43 – 80.

MEYER Werner, Rodungsburgen, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins. Band 47, Heft 5, Zürich 1974, S. 89 – 95.

MEYERDIRKS Uwe, Der Bergbau auf Silber und Kupfer in Württemberg von den Anfängen bis um 1700. Grundzüge seiner Entwicklung und Möglichkeiten seiner Erforschung, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, Bd. 70, Stuttgart 2011, S. 193 – 227.

MEYERDIRKS Uwe, Hohenurach: frühneuzeitliche Festung über der Stadt, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Band 18), Bad Urach 2016, S. 321 – 337.

MEYNEN Emil u.a., Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. Bundesanstalt für Landeskunde, Remagen/Bad Godesberg 1953–1962 (9 Lieferungen in 8 Büchern, aktualisierte Karte 1:1.000.000 mit Haupteinheiten 1960).

MIKAT Paul, Ehe, in Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Band 1. Aachen bis Haussuchung, Berlin 1971, Sp. 825f.

MOLITOR Stephan, Ut fertur, sub Pipino rege...Zur karolingerzeitlichen Gründung Hirsaus, in: Hirsau. St. Peter und Paul 1091 – 1991. Teil 2. Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 10,2), Stuttgart 1991, S. 45 – 54.

MONÉ Franz Joseph, Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts. Erster Band. Die Römer im oberrheinischen Gränzland, Karlsruhe 1845.

MÖRCHEN Helmut, Schriftsteller in der Massengesellschaft. Zur politischen Essayistik u. Publizistik Heinrich und Thomas Manns, Kurt Tucholskys u. Ernst Jüngers während der zwanziger Jahre, Stuttgart 1973.

MORRISSEY Christoph, Historische Topographie der Achalm, in: Reutlinger Geschichtsblätter. Bd. 53, Reutlingen 2014, S. 9 – 41.

MÜLLER Günter, Lenningen-Unterlenningen, Obere und untere Diepoldsburg (Rauber), in: Burgen im Landkreis Esslingen. 2017 (im Druck).

MÜLLER Hermann, Der feierliche Gottesdienst der Karwoche, Paderborn 1901.

MÜLLER Matthias, Das Schloß als Bild des Fürsten. Herrschaftliche Metaphorik in der Residenzarchitektur des Alten Reiches (1470 – 1618), Göttingen 2004.

MURANO Vinzenz, Bischof Hartbert von Chur (951 – 971/72) und die Einbindung Churrätens in die ottonische Reichspolitik (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte. Bd. 21), Chur 2009.

NAEHER Julius, Die Burgenkunde für das südwestdeutsche Gebiet, München 1901.

NAEHER Julius, Die deutsche Burg. Ihre Entstehung und ihr Wesen insbesondere in Süddeutschland, Berlin 1885.

NAEHER Julius, Die militärarchitektonische Anlage der Ritterburgen der Feudalzeit. Insbesondere die Darstellung verschiedener Bauarten bei den Schwaben, Franken, Normannen, Burgunder und Langobarden, München 1893.

NAENDRUP-REIMANN Johanna, Weltliche und kirchliche Rechtsverhältnisse der mittelalterlichen Burgkapellen, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung (Vorträge und Forschungen. Band 19,1 & 19,2), Sigmaringen 1976, S. 123 – 154.

NEUHAUS Stefan, Das Spiel mit dem Leser: Wilhelm Hauff: Werk und Wirkung, Göttingen 2002.

NIERMEYER Jan Frederik et al., Mediae Latinitatis Lexicon Minus. Vol. I A – L, Leiden 2002.

NITZSCH Karl Wilhelm, Geschichte des Deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Erster Band. Geschichte des Deutschen Volkes bis zum Ausgang der Ottonen, Leipzig 1892.

NONN Ulrich, Vom römischen *pagus* zum germanischen Gau, in: Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“ (Archäologie und Geschichte. Band 21), Ostfildern 2014, S. 287 – 298.

NÖRENBERG Helmut, Die Darstellung Friedrich Barbarossas in den Gesten Ottos von Freising mit Hinblick auf Ottos augustinische Geschichtsauffassung, Diss. Greifswald 1917.

NOYA Manuel Santos, Zeugnisse des Kultes in Patrozinien, Hospitzen und Bruderschaften, in: Der Jakobuskult in Süddeutschland. Kultgeschichte in regionaler und europäischer Perspektive (Jakobus-Studien. Band 7), Tübingen 1995, S. 29 – 43.

OBERTOVIÁ Zuzana, Menschliche Skelettreste vomHohenstaufen (im Druck).

ODERBRECHT Botho, Kaiser Friedrich I. und die Anfänge des Prämonstratenserstifts Adelberg, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. Band 6, Stuttgart 1942, S. 44-77.

OEXLE Gerhard Otto, Gruppen in der Gesellschaft. Das wissenschaftliche Œuvre von Karl Schmid, in: Frühmittelalterliche Studien. Band 28, Berlin/New York 1994, S. 410 – 435.

OHNACKER Elke, **SCHULTHEIS** Franz, Pierre Bourdieu. Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft, Münster 2004.

OSTENECK Volker, Die Debatte um das Heidelberger Schloss, in: ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland, Berlin 2005, S. 108 – 113.

OTTERSBUCH Christian, **WÖLLPER** Jörg, Hohenurach, eine württembergische Bergfestung, in: Festungen in Baden-Württemberg (Deutsche Festungen. Band 3), Regensburg 2014, S. 123 – 128.

PALME Rudolf, Rezension zu: Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Band 100, Wien u.a. 1984, S. 328.

PATZE Hans, Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung (Vorträge und Forschungen. Band 19,1 & 19,2), Sigmaringen 1976.

PATZE Hans, Rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung der Burgen in Niedersachsen, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung (Vorträge und Forschungen. Band 19/1), Sigmaringen 1976, S. 515 – 564.

PATZOLD Steffen, Das Lehnswesen (Beck Wissen 2745), München 2012.

PATZOLD Steffen, Königserhebungen zwischen Erbrecht und Wahlrecht? Thronfolge und Rechtsmentalität um das Jahr 1000, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Band 58, Köln 2002, S. 480 – 501.

PATZOLD Steffen, Was ist schwäbisch? Alamannen und Schwaben am Beginn des Mittelalters, in: Was ist schwäbisch? (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte. Band 2), Ostfildern 2016, S. 11 – 31.

PAULI Jutta, Der Runde Berg bei Urach X: Die urgeschichtliche Besiedlung des Runden Berges bei Urach (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 16), Sigmaringen 1994.

PAULI Jutta, Die voralamannischen Siedlungen auf dem Runden Berg, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 62 – 82.

PAULUS Christoph, Das Pfalzgrafnamt in Bayern im Frühen und Hohen Mittelalter (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 25), München 2007.

PFÄFF Friedrich, Die Burg Steinsberg bei Sinsheim und der Spruchdichter Spervogel, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 44, Freiburg 1890, S. 75 – 117.

PFÄFFLIN Friedrich, Wilhelm Hauff und der Lichtenstein (Marbacher Magazin 18), Marbach 1981.

PFEIFER Gustav, Burgkapellen: Formen - Funktionen - Fragen: Akten der Internationalen Tagung Brixen, Bischöfliche Hofburg und Cusanus-Akademie, 2. bis 5. September 2015, Innsbruck 2018.

PIPER Otto, Abriß der Burgenkunde, Leipzig 1900.

PIPER Otto, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung, München 1913.

PIPER Otto, Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen zunächst innerhalb des deutschen Sprachgebietes, München 1895.

PIPER Otto, Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Übersinnlichen, Köln 1917.

PIPER Otto, Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg, München 1902.

PIPER Otto, Die Burgruine Stuer in Mecklenburg. Eine archäologische Studie, Brünslow 1887.

PIPER Otto, Die Kaiserswerther Ruine ein Barbarossabau?, in: Die Denkmalpflege. Band 5, München 1903, S. 51 – 54.

PIPER Otto, Österreichische Burgen. 8 Bände, Wien 1902 – 1910.

PIPER Otto, Soll die Hohkönigsburg wieder aufgebaut werden? Eine kritische Studie, München 1900.

PIPER Otto, Was zur Wiederherstellung und Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist, in: Die Denkmalpflege. Band 1 Nummer 10, Berlin 1899, S. 79 – 92.

PIPER Otto, Wie an nicht restaurieren soll. Die neue Hohkönigsburg, in: Revue alsacienne illustrée. Band 7 Heft 3, Strassburg 1905, S. 89 – 100.

PIPER Reinhard, Dem Andenken meines Vaters Otto Piper (Privatauflage München 1921).

PLANCK Dieter, **BECK** Willi, Der Limes in Südwestdeutschland, Stuttgart ²1987.

PLANCK Dieter, Dettingen unter Teck (ES), in: Die Römer in Baden-Württemberg. Römerstätten und Museen von Aalen bis Zwiefalten, Stuttgart 2005, S. 61 – 63.

PLANCK Dieter, Ein neuer römischer Limes in Württemberg, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1982, Stuttgart 1983, S. 97f.

PLANCK Dieter, Welzheim. Römische Kastelle und Zivilsiedlung, in: Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart ³1987, S. 611 – 617.

PLIENINGER Konrad, Stadtschreiber, Leibärzte, Festungskommandanten. Altwürttembergische Ehrbarkeit in den Epitaphien der Oberhofenkirche Göppingen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 28), Weißenhorn 1992.

PLÖTZ Robert, Santiago-Pilgerstraßen in Europa – Wege der Jacobus-Pilger in Europa, in: Wege als Ziel. Kolloquium zur Wegeforschung in Münster, 30. November / 1. Dezember 2000 (Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen. Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Band 13), S. 87 – 107.

POESCHEL Erwin, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930.

PONGRATZ Walter, **SEEBACH** Gerhard, Burgen und Schlösser Ysper – Pöggstall – Weiten (Niederösterreichs Burgen und Schlösser III,2), Wien 1972.

PRETSCH Hermann Josef, Adel und Kirche. Verwandtschaftliche Verhältnisse im Zusammenhang mit der Stiftung des Klosters Zwiefalten, in: 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten, Ulm 1989, S. 44 – 48.

PRINZ Otto u.a., confamiliares, in: Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert. Bd. II C, München 1999, Sp. 1290.

QUARTAL Franz, Clemens und Amandus. Zur Frühgeschichte von Burg und Stadt Urach, in: Alemannisches Jahrbuch 1976/78, Bühl/Baden 1979, S. 17 – 29.

QUAST Dieter, Der Runde Berg bei Urach. Die alamannische Besiedlung im 4. und 5. Jahrhundert, in: Höhsiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 58), Berlin/New York 2008, S. 261 – 322.

QUAST Dieter, Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 84), Stuttgart 2006.

QUAST Dieter, Die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siedlungsspuren auf dem Runden Berg bei Urach, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg, Band. 27, Stuttgart 2003, S. 1009 – 1043.

QUAST Dieter, Römer und Alemannen: Urach und der Runde Berg bis ins 8. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Band 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Band 18), Bad Urach 2016, S. 47 – 64.

RADEMACHER Reinhard, Rätselhafte Bestattungen auf dem Hohenstaufen, in: Hohenstaufen Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen. Band 14, Weißenhorn 2004, S. 189 – 190.

RADEMACHER Reinhard, **WEIDENBACHER** Michael, Neue archäologische Beobachtungen in der Stammburg der Staufer auf dem Hohenstaufen bei Göppingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, Darmstadt 2014, S. 297 – 300.

RADIG Werner, Heinrich I. Der Burgenbauer und Reichsgründer, Leipzig 1937.

RADT Timm, Bauformen früher Adelsburgen in Baden-Württemberg, in: Die Pfalz Wimpfen und der Burgenbau

RASCHLE Christian, Livius (Titus Livius). Ab urbe condita in: Die Rezeption der antiken Literatur. Kulturhistorisches Werklexikon (Der Neue Pauly. Supplemente. Band 7), Stuttgart/Weimar 2010, Sp. 421 – 440.

REEVE Michael, The transmission of Vegetius's *Epitoma rei militaris*, in: *Aevum. Rassegna di scienze storiche, linguistiche e filologiche*. Vol. 74, 2000, S. 243 – 354.

REHBEIN Boike, **SAALMANN** Gernot, *Habitus (habitus)*, in: Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2009, S. 111 – 115.

REICHARD Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 102), Stuttgart 1983.

REICHARDT Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Esslingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Bd. 98), Stuttgart 1982.

REICHARDT Lutz, Ortsnamenbuch des Kreises Göppingen (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen. Band 112), Stuttgart 1989.

REICHARDT Sven, Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 71 – 93.

REINDEL Kurt, Königtum und Kaisertum der Liudolfinger und frühen Salier in Deutschland und Italien (919 – 1056), in: *Handbuch der europäischen Geschichte*. Bd. 1), Stuttgart 1976, S. 665 – 730.

REINECKE Paul, Spätkeltische Oppida im rechtsrheinischen Bayern, in: *Bayerischer Vorgeschichtsfreund*. Band 9, 1930, S. 29 – 52.

REININGER N., Die Benedictiner-Abtei Aura, in: *Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg*. Bd. 16, Würzburg 1862, S. 1 – 96.

REMLING Franz Xaver, *Geschichte der Bischöfe zu Speyer*. Bd. 1, Speyer 1852.

REUTER Timothy, Wibald (Wi-, Wic-, Guibaldus) von Stablo und Corvey OSB, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Band 10, Berlin/New York 1999, Sp. 979 – 981.

REYNOLDS Susan, *Fiefs and Vassals. The Medieval Evidence Reinterpreted*, Oxford 1994.

RIEZLER Siegmund, *Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seinen Ahnen bis zum Jahre 1509*, Tübingen 1883.

RÖBER Ralph, Konstanz – das spätantike Kastell und die Anfänge des Bischofssitzes, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003, Stuttgart 2004, S. 100 – 103.

RODENBERG Carl, Die Städtegründungen Heinrichs I., in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Band 17, Innsbruck 1896, S. 161 – 166.

ROESER Volker, Die Grabung 1961 bis 1964. Ergebnis und landesgeschichtliche Bedeutung, in: St. Remigius in Nagold (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 9), Stuttgart 1986, S. 20 – 52.

ROETHE Gustav, Umschwung (3), in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 23, München 1984, Sp. 1139 – 1140.

ROSENDAHL Wilfried, **CORREA** Matthias López, Wenn Kalk ausfällt, umkrustet und staut – Zur Entstehung der Seeburger Kalktuffe und des „Bodenlosen Sees“, in: „Bodenloser See“ und Schickhardt-Stollen, Natur- und Kulturgeschichte im Kalktuff von Seeburg bei Bad Urach, Stuttgart 2005, S. 15 – 24.

ROSENDAHL Wilfried, Vom Jurameer zum Kaiserberg – Der Hohenstaufen aus erd- und vorgeschichtlicher Sicht, in: Die Stauer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Band 1. Essays, Darmstadt 2010, S. 81 - 84.

RÖSENER Werner, Landwirtschaft und Klimawandel in historischer Perspektive, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2010, Nr. 5/6, S. 31 – 38.

ROTH-RUBI Kathrin, Der Runde Berg bei Urach IX: Die scheibengedrehte Gebrauchskeramik vom Runden Berg (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 15), Sigmaringen 1991.

RUDDOLF Hans Ulrich, Stätten der Herrschaft und Macht: Burgen und Schlösser im Landkreis Ravensburg (Oberschwaben. Ansichten und Aussichten 9), Ostfildern 2013.

SACHENBACHER Peter, Baumaterial und Farbe – Symbole der Macht? Zu mittelalterlichen Backsteinbauten in Thüringen östlich der Saale, in: Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur (Beihefte zur Mediaevistik. Band 17), S. 373 – 388.

SAGE Walter u.a., Die Ausgrabungen in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein in den Jahren 1963 und 1965, in: Germania. Band 46, Mainz 1968, S. 291 -312.

SAGE Walter, Ausgrabungen in der ehemaligen Grafenburg zu Ebersberg, Oberbayern, im Jahr 1978, in: Jahresbericht der bayerischen Bodendenkmalpflege. Band 21, München 1980, S. 214 - 228.

SANDER Erich, Die Heeresorganisation Heinrichs I., in: Historisches Jahrbuch. Band 59, München/Freiburg 1939, S. 1 – 26.

SATTLER Christian Fridrich, Topographische Geschichte des Herzogthums Württemberg und aller demselben einverleibten Herrschaften, worin die Städte, Klöster und derselben Aemter nach ihrer Lage, ehemaligen Besitzern, Schicksalen, Natur- und andern Merkwürdigkeiten ausführlich beschrieben sind, Stuttgart 1784.

SAUR Paul, Der Hohenasperg. Fürstensitz – Höhenburg – Bollwerk der Landesverteidigung, Leinfelden-Echterdingen 2004.

SCHEURMANN Ingrid, Vom Konservieren und Restaurieren. Anmerkungen zur Rezeption Georg Dehios, in: ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland, Berlin 2005, S. 48 – 59.

SCHIEK Siegwalt, Forschungs- und Grabungsgeschichte, in: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 49 – 53.

SCHIPPERGES Stefan, Der Bempflinger Vertrag von 1089/90. Überlieferung und historische Bedeutung, Esslingen am Neckar 1990.

SCHLOTT René, Die WBG, ein Unikat der Verlagslandschaft. Eine kleine Verlagsgeschichte der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 2009.

SCHMID Karl, Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 1), Sigmaringen 1986.

SCHMID Karl, Kloster Hirsau und seine Stifter, Freiburg 1959.

SCHMID Karl, Sanct Aurelius in Hirsau 830 (?) – 1049/75. Bemerkungen zur Traditionskritik und zur Gründerproblematik, in: Hirsau. St. Peter und Paul 1091 – 1991. Teil 2. Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 10,2), Stuttgart 1991, S. 11 – 43.

SCHMID Karl, Staufer und Zähringer – Über die Verwandtschaft und Rivalität zweier Geschlechter, in: Die Staufer in Schwaben und Europa. Vorträge der Göppinger Staufertage 1977 und 1978, Göppingen 1980, S. 64 – 80.

SCHMID Karl, Über die Struktur des Adels im früheren Mittelalter, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung. Band 19, Neustadt a. d. Aisch 1959, S. 1 – 23.

SCHMID Karl, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band 105, Karlsruhe 1957, S. 1 – 62.

SCHMID Wilhelm, Eine Fußwanderung des Martin Crusius von Tübingen auf den Hohenstaufen Pfingsten 1588, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Neue Folge, Band 27, Stuttgart 1919, 14 – 33.

SCHMIDT Erhard, Die Amanduskirche und ihre Vorgängerbauten, in: Die Amanduskirche in Bad Urach, Sigmaringen 1990, S. 153 – 157.

SCHMIDT Karl, **SCHADEK** Hans, Die Zähringer. Anstoß und Wirkung: Katalog zur Ausstellung Freiburg i. Br. 1986 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 2), Sigmaringen 1986.

SCHMIDT Karl, **SCHADEK** Hans, Die Zähringer. Schweizer Vorträge und Forschungen (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 3), Sigmaringen 1990.

SCHMIERER Wolfgang et al., Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer. Dem Archivar und Historiker zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1994.

SCHMIERER Wolfgang, Wilhelm (I.), in: Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart/Berlin/Köln 1997, S. 384.

SCHMITT Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 1. Nordost-Alb: wandern und entdecken zwischen Aalen und Aichelberg, Biberach a. d. Riss 1988.

SCHMITT Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 4. Alb Mitte-Nord: wandern und entdecken zwischen Aichelberg und Reutlingen, Biberach a. d. Riss 1991.

SCHMITT Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 5. Westalb: wandern und entdecken zwischen Reutlingen und Spaichingen, Biberach a. d. Riss 1993.

SCHMITT Sigrid [jetzt Hirbodian], Symbole der Macht? Beobachtungen zum Burgenbau von Ministerialen im Hochmittelalter, in: Zur Sozial- und Kulturgeschichte der mittelalterlichen Burg. Archäologie und Geschichte (Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte. Band 1), Trier 2009, S. 59 - 70.

SCHNEIDER Wilhelm, Altenburg a. N. - eine spätkarolingische Königspfalz, in: Die südwestdeutschen Ungarnwälle und ihre Erbauer (Arbeiten zur Alamanischen Frühgeschichte, Heft 16), Tübingen 1989, S. 427-466.

SCHNITH Karl, Otto von Freising, in: Lexikon des Mittelalters. Band 6, München 1993, Sp. 1581ff.

SCHOLKMANN Barbara, Burg Baldenstein. Das „Alte Schloß“ bei Gammertingen, Sigmaringen 1982.

SCHOLKMANN Barbara, Frühmittelalterliche Kirchen im alemannischen Raum. Verbreitung, Bauformen und Funktion, in: Die Alemannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Band 48), Leinfelden-Echterdingen 2003, S. 125 – 152.

SCHOLKMANN Barbara, Herrenhof und Stift: Sindelfingen vom 8. Jahrhundert bis zur Gründung der Stadt, in: Sindelfingen und seine Altstadt – ein verborgener Schatz, Sindelfingen 2013, S. 5 – 63.

SCHOLL Friedemann, Was der kahle Berg zu denken gibt. Stauferverehrung und Denkmalskult im 19. Jahrhundert, in: Die Stauer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst. Band 19), Göppingen 2000, S. 88 – 92.

SCHOLZ Sebastian, Lorsch, in: Germania Benedictina. Bd. 7, München 2004, S. 768 – 810.

SCHÖNBERGER Axel, Die Ars Minor des Aelius Donatus. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Elementargrammatik aus dem 4. Jahrhundert nach Christus (Bibliotheca Romanica et Latina, 6), Frankfurt 2008.

SCHÖTTLER Peter, Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensive, in: Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918 – 1945, Frankfurt am Main 1997, S. 204 – 263.

SCHREG Rainer Wasser im Karst. Mittelalterlicher Wasserbau und die Interaktion von Mensch und Umwelt, in: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 21, Paderborn 2009, S. 11 – 24.

SCHREG Rainer, Archäologischer Katalog des Landkreises Göppingen. Teil II. Katalog/Karten. Wäschenbeuren, Göppingen 1996.

SCHREG Rainer, **SCHENK** Winfried, Grundlinien der Siedlungs- und Kulturlandschaftsentwicklung in Südwestdeutschland von den ersten Bauern bis zum Ende des Mittelalters, in: Geographie Baden-Württemberg. Raum, Entwicklung, Regionen (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Band 36), Stuttgart 2008, S. 183 – 199.

SCHREG Rainer, Von der römischen Gutswirtschaft zum mittelalterlichen Dorf. Kontinuität und Wandel, in: Antike im Mittelalter. Fortleben, Nachwirken, Wahrnehmung. 25 Jahre Forschungsverbund „Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland“ (Archäologie und Geschichte. Band 21), Ostfildern 2014, S. 299 – 328.

SCHRÖDER Karl Heinz, Die Gewinnflur in Süddeutschland, in: Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen I (Vorträge und Forschungen. Band VII), Konstanz/Stuttgart 1964, S. 11 – 28.

SCHUDEL Elisabeth, Der Grundbesitz des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen, Schleithem 1936.

SCHULZE Hans K., Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Band 2. Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Mark, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt, Stuttgart 2000.

SCHUSTER Max, Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte. Erster Band), Stuttgart 1904.

SCHÜTTE Bernd, Nachrichtenaustausch und persönliche Beziehungsgefüge im Spiegel von Wibalds Briefbuch, in: Concilium medii aevi. Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Band 10, Göttingen 2007, S. 113 – 151.

Schütz Markus, Adalbold von Utrecht: Vita Heinrici II imperatoris – Übersetzung und Einleitung, in: Historischer Verein Bamberg. Bericht 135, Bamberg 1999, S. 136 – 198.

SCHWAB Gustav, Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1825.

SCHWAB Gustav, die Schwabenalb, in: Gedichte. Band 1, Stuttgart/Tübingen 1828, S. 299 – 302.

SCHWAB Gustav, Wanderungen durch Schwaben, Leipzig 1837.

SCHWARZ Jörg, Der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 1951 – 2001. Die Mitglieder und ihr Werk, Stuttgart 2001.

SCHWARZ Wilhelm, Die Ottonen und die Schwaben. Kritische Bemerkungen zum Aufsatz von Decker-Hauff im ZWLG XIV (1955), in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Bd. 15, Stuttgart 1956, S. 281 – 283.

SCHWARZMAIER Hansmartin, Die Heimat der Staufer. Bilder und Dokumente aus einhundert Jahren staufischer Geschichte in Südwestdeutschland, Sigmaringen 1976.

SCHWARZMAIER Hansmartin, Die Welt der Staufer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie, Leinfelden-Echterdingen 2009.

SCHWARZMAIER Hansmartin, Karl Schmid 1923 – 1993, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Band 142, Stuttgart 1994, S. 461 – 466.

SCHWARZMEIER Hansmartin, Friedrich I. Herzog von Schwaben, in: Lexikon des Mittelalters. Band 4, München 1988, Sp. 958f.

SCHWINGEL Markus, Pierre Bourdieu zur Einführung, Dresden ⁴2003.

SEEBOLD Elmar, Bauer, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York ²⁴2002, S. 97.

SEEBOLD Elmar, Stauf, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/New York ²⁴2002, S. 877.

SEIBERT Hubertus, Adlige Herrschaft und königliche Gefolgschaft. Die Grafen von Schweinfurt im ottonischen Reich, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Band 65, Heft 3, München 2002, S. 839 – 882.

SEIBERT Hubertus, **DENDORFER** Jürgen, Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152) (Mittelalter-Forschungen. Band 18), Ostfildern 2005.

SEIDENSPINNER Wolfgang, Kinder der Natur, Kinder der Nation. Die neue Rezeption von Burg und Volkssage in der Romantik, in: Badische Burgen aus romantischer Sicht: Auswahl aus den Beständen des Augustinermuseums, Freiburg 1993, S. 28 – 35.

SEIFFER Wolfgang, Jacob Spindler, Stadtpfarrer zu Gmünd und die Geschichtsforschung über Kloster Lorch und die Staufer im 16. Jahrhundert, Diss Tübingen 1969.

SEISCHAB Steffen, Georges Duby. Geschichte als Traum. Mit einem Nachwort von Jacques Le Goff und einem Interview mit Pierre Nora, Berlin 2004.

SIMON Christian, Kaiser Wilhelm II. und die deutsche Wissenschaft, in: Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 17), München 1991.

SOMMER Sebastian C., Das kommt in den Ofen – Zum Bau der Raetischen Mauer und zum Umgang mit ihr in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Archäologie, Mittelalter, Neuzeit, Zukunft. Festschrift für Ingolf Ericsson (Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Band 6), Bonn 2017, S. 513 – 520.

SONNEMANN Thomas, Die Büraburg und das Fritzlar-Waberner Becken im frühen Mittelalter. Siedlungsarchäologische Untersuchungen zur Zentralort-Umfeld-Problematik (Studien zur Archäologie Europas. Band 12), Bonn 2013.

SONNEMANN Thomas, Die frühmittelalterliche Büraburg und das Fritzlar-Wabener Becken im Lichte aktueller Untersuchungen zur Zentralort-Umfeld-Problematik, in: Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland, Mainz 2013, S. 333 – 352.

SPEITKAMP Winfried, Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871 – 1933 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. Band 114), Göttingen 1996.

SPIEB Karl-Heinz, Medien der Kommunikation im Mittelalter (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte. Band 15), Stuttgart 2003.

SPORS-GRÖGER Silvia, Der Runde Berg bei Urach XI: Die handgemachte frühalamannische Keramik aus den Plangrabungen 1967 – 1984 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 17), Sigmaringen 1997.

SPORS-GRÖGER Silvia, Die Befestigungsanlagen auf dem Plateau des Runden Berges, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg. Band 22/1, Stuttgart 1998, S. 655 – 719.

SPRANDEL Rolf, Das Eisengewerbe im Mittelalter, Stuttgart 1968.

SPRINGER Matthias, *Agrarii milites*, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Band 66, Hannover 1994, 129 – 166.

SPRINGER Matthias, Vegetius im Mittelalter, in: Philologus. Bd. 123, Berlin 1979, S. 85 – 90.

STADELMANN Jutta, Der Runde Berg bei Urach IV: Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967 – 1972 (Schriften. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Bd. 7), Sigmaringen 1981.

STÄLIN Christoph Friedrich, Württembergische Geschichte. Teil 1, Stuttgart/Tübingen 1841.

STÄLIN Christoph Friedrich, Württembergische Geschichte. Teil 2, Stuttgart/Tübingen 1847.

STAMPFER Helmut, **EMMENEGGER** Oskar, Die Yvain-Fresken von Schloss Rodeneck. Maltechnik und kunsthistorische Bedeutung (Veröffentlichungen des Südtiroler Kulturinstitutes. Band 9), Bozen 2016.

STAMPFER Helmut, Moos: ein Eppaner Adelssitz mit spätgotischen Malereien (Burgen. Band 14), Regensburg 2016.

STEIN Frauke, Alamannische Siedlung und Kultur: das Reihengräberfeld in Gammertingen, Sigmaringen 1991.

STEIN Günter, Trifles und Hohkönigsburg. Zitate und Gedanken zum Wiederaufbau zweier Burgruinen, in: Oberrheinische Studien. Band 3. Festschrift für Günther Haselier aus Anlaß seines 60. Geburtstages am 19. April 1974, Bretten 1975, S. 373 – 404.

STEINMEYER Elias von, **SIEVERS** Eduard, Die althochdeutschen Glossen. 5 Bände, Berlin 1879 – 1922.

STELZLE-HÜGLIN Sophie Von Kacheln und Öfen: Untersuchungen zum Ursprung des Kachelofens und zu seiner Entwicklung vom 11. - 19. Jahrhundert anhand archäologischer Funde aus Freiburg im Breisgau (Freiburger Dissertationen, Bd. 8. Zugl.: Freiburg, Breisgau, Univ., Diss., 1998 [Microfiche]), Freiburg im Breisgau 1999.

STENGEL Edmund Ernst, Über den Ursprung der Ministerialität, in: Papsttum und Kaisertum. Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Mittelalters. Paul Kehr zum 65. Geburtstag, München 1926, S. 168 – 18.

STEUER Heiko, Burg und Bergbau – Herrschaft durch Wirtschaft, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012, S. 297 – 329.

STEUER Heiko, Zentralorte, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band 35, Berlin ²2007, S. 878 – 914.

STÖRMER Wilhelm, Adelsgruppen im früh- und hochmittelalterlichen Bayern (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte. Band IV.), München 1972.

STROTZ Martin, Kleine Hügel – frühe Burgen? Zum Forschungsstand über Burganlagen vom Typ Motte im badischen Oberrheingebiet, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012, S. 111 – 140.

STROUX Johannes, Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert: Band 2 c, München 1999.

SZÖKE Lászlo, Schlackenhalde und Schürfgruben im Braunen Jura zwischen Reutlingen und Weilheim an der Teck, in: Fundberichte Baden-Württemberg. Bd. 15, Stuttgart 1990, S. 353 – 382.

TELLENBACH Gerd, Der Charakter Kaiser Heinrichs IV. Zugleich ein Versuch über die Erkennbarkeit menschlicher Individualität im hohen Mittelalter, in: Ausgewählte Aufsätze und Abhandlungen. Band 5, Stuttgart 1996, S. 111 – 134.

TELLENBACH Gerd, Zur Bedeutung der Personenforschung für die Erkenntnis des früheren Mittelalters, in: Ausgewählte Aufsätze und Abhandlungen. Band 3, Stuttgart 1988, S. 943 – 962.

TELLENBACH Gerd, Zur Erforschung des mittelalterlichen Adels (9. – 12. Jahrhundert), in: Gerd Tellenbach: Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze. Band 3, Stuttgart 1988, S. 868 – 888.

TRAGBAR Klaus, Burgenstudien in Italien, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ehardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 72 – 80.

TRAPP Oswald Graf von, **HÖRMANN-WEINGARTNER** Magdalena, Tiroler Burgenbuch. 10 Bände, Bozen 1972 – 2011.

TREMP Ernst, Ekkehart IV. von St. Gallen († um 1060) und die monastische Reform, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 116 (2005), S. 67–88.

UHL Stefan, Buckelquader an Burgen der Schwäbischen Alb. Versuch eines Überblickes, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte. Band 26, Sigmaringen 1990, S. 27 – 107.

UHL Stefan, Buckelquader, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Band 1. Bauformen und Entwicklung, Stuttgart 1999, S. 217 – 219.

UHLAND Ludwig, Die Berge, in: Uhlands Werke. Erster Band, Leipzig/Wien 1893, S. 411f.

UNTERMANN Matthias, *Abbild, Symbol, Repräsentation – Funktionen mittelalterlicher Architektur?*, in: *Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur* (Beihefte zur Mediaevistik. Band 17), Frankfurt am Main u.a. 2012, S. 15 – 32.

UNZ Christoph, *Grinario – das römische Kastell und Dorf in Köngen* (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Bd. 8), Stuttgart 1982.

VEIT Ulrich, *Neue archäologische Ausgrabungen auf der Achalm: Die Ausgrabungen am „Rappenplatz“ 2000 – 2005*, in: *Reutlinger Geschichtsblätter*. Bd. 45, Reutlingen 2006, S. 9 - 54.

VERGER Jacques, *Grundlagen*, in: *Geschichte der Universität in Europa*. Band 1. Mittelalter, München 1993, S. 49 – 80.

VOELKER Johannes, *Konrad III. in der Darstellung Ottos von Freising*, Diss. Greifswald 1917.

WAGNER Rafael, *Schwerträger und Gotteskrieger. Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Kriegergesellschaft Alemanniens* (St. Galler Kultur und Geschichte. Band 42), Zürich 2019.

Wagner Rafael, *Grafschaft und Vogtei: Zur Transformation der schwäbischen Gesellschaft um das Jahr 1000*, in: *Comtes et abbayes dans le monde franc (fin IXe - fin XIe siècle) / Grafen und Klöster in der fränkischen Welt (Ende 9. Jahrhundert - Ende 11. Jahrhundert)* (Revue Trajectoires. Hors-série / 2) 2019.

WAITZ Georg, *Urkunden aus karolingischer Zeit*, in: *Forschungen zur deutschen Geschichte*. Bd. 18, Göttingen 1878, S. 181 – 187.

WALTHER Tobie, *Frühe toponyme Beinamen am Oberrhein. Methodische und quellenkritische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung der Straßburger Bischofskirche*, in: *Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich* (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012, S. 171 – 200.

WALTHER Tobie, *Zwischen Polemik und Rekonkiliation. Die Bischöfe von Straßburg im Investiturstreit bis 1100 und ihre Gegner* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen. Bd. 210), Stuttgart 2017.

WAMSER Ludwig, *Befestigte Anlagen des frühen bis späten Mittelalters in den Ruinen des Römerkastells Miltenberg-Altstadt*, in: *Burgen der Salierzeit in Hessen, in Rheinland-Pfalz und im Saarland*, in: *Burgen der Salierzeit*. 2. Band, Sigmaringen 1991, S. 235 – 244.

WABNER Manfred, *Im Schatten der Burgen. Lenningen vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts*, in: *Lenningen – Mehr als nur ein Ort*, Lenningen 2015, S. 39 – 64.

WABNER Manfred, *Urach im Mittelalter*, in: *Geschichte der Stadt Urach* (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Bd. 18), Bad Urach 2016, S. 66 – 147.

WEBER Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen ⁵1972.

WEECH, Friedrich von, *"Krieg von Hochfelden, Georg Heinrich"* in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 17 (1883), S. 162-163

WEGNER Bernd, *Hitlers Politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933–1945. Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite*, Paderborn ⁶1999.

WEIGAND Rudolf, *Die Ausdehnung der Ehehindernisse der Verwandtschaft*, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung*. Band 80, Wien/Köln/Weimar 1994, S. 1 – 17.

WEIGAND Rudolf, Unauflöslichkeit der Ehe und Eheauflösungen durch Päpste im 12. Jahrhundert, in: *Revue de droit canonique*. Band 20, Straßburg 1970, S. 44 – 64.

WEINFURTER Stefan, Berg, Burg und Herrschaft im hohen Mittelalter, in: *Burgenvermittlung und Burgenvermarktung (Burgenforschung – Europäisches Correspondenzblatt für interdisziplinäre Castellologie*. Band 2), Marburg 2013, S. 103 – 130.

WEINFURTER Stefan, *Canossa: die Entzauberung der Welt*, München 2006.

WEIS Markus, Zur Geschichte des >>Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler<<, in: *ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland*, Berlin 2005, S. 60 – 68.

WEISERT Hermann, *Geschichte der Stadt Sindelfingen von den Anfängen bis heute*, Sindelfingen 1975.

WEISS Peter, *Frühe Siegelurkunden in Schwaben (10. – 12. Jahrhundert) (elementa diplomatica. Band 6)*, Marburg 1997.

WEISSENBERGER Paulus, Die Anfänge des Hohenstaufenklosters Lorch bei Schwäbisch-Gmünd, in: *Perennitas. Beiträge zur christlichen Archäologie und Kunst, zur Geschichte der Literatur, der Liturgie und des Mönchtums sowie zur Philosophie des Rechts und zur politischen Philosophie (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Supplementband 2)*, Münster 1963, S. 246 – 273.

WENDLANDT Wilhelm., *Feier des 25 jährigen Jubiläums der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen e.V.*, in: *Der Burgwart*. Band 25, Berlin 1924, S. 29 – 30.

WENDT Achim et al., *Burgruine Balduinseck*, Regensburg 2016.

WENNER Joseph, *Eehindernisse*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Band 3. Colet bis Faistenberger, Freiburg 1959, Sp. 702 – 706.

WERNER Joachim, Zu den alamannischen Burgen des 4. und 5. Jahrhunderts, in: *Speculum historiale. Geschichte im Spiegel von Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung (Festschrift Johannes Spoerl)*, Freiburg i. Breisgau 1965, S. 439 – 453.

WILLE Wolfgang, *Die Kuppinger Flur- und Siedlungsnamen*, in: *Kuppingen. 961 – 2011 (Herrenberger Historische Schriften. Band 9)*, S. 321 – 342.

WOHLLEBEN Marion, Georg Dehio, Alois Riegl. *Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900*, mit einem Kommentar von Marion Wohlleben und einem Nachwort von Georg Mörsch, Braunschweig/Wiesbaden 1988.

WOLF Armin, Hatte Heinrich der Löwe eine Schwester? Der Markgraf von Ronsberg und die deutsche Königswahl, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte*. Bd. 40, Stuttgart 1981, S. 230 – 250.

WOLF Gunther, Das sogenannte „Blutgericht“ von Cannstatt 746, in: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 44, (1998), S. 1 – 5.

Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein. *Rundbrief Nr. 7 2009*, Stuttgart 2009, S. 3.

YALÇIN Ünsal, **HAUPTMANN** Andreas, Zur Archäometallurgie des Eisens auf der Schwäbischen Alb, in: *Beiträge zur Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg. Bd. 55)*, Stuttgart 1995, S. 296 – 309.

ZENKERT Georg, *Die Konstitution von Macht. Kompetenz, Ordnung und Integration in der politischen Verfassung*, Tübingen 2004.

ZENKERT Georg, Konstitutive Macht: Hegel zur Verfassung, in: Macht. Begriff und Wirkung in der politischen Philosophie der Gegenwart, Bielefeld 2008, S. 19 – 32.

ZETTLER Alfons, >>Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau<< Bemerkungen zum Freiburg-Dortmunder Burgenprojekt, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012, S. 1 – 16.

ZETTLER Alfons, Geschichte des Herzogtums Schwaben, Stuttgart 2003.

ZETTLER Alfons, Zotz Thomas, Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 14 – 16), Ostfildern 2003 – 2009.

ZEUNE Joachim, Burgen - Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg, Regensburg 1996.

ZEUNE Joachim, Burgen - Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg, Regensburg 1996.

ZEUNE Joachim, Die Kontroverse Piper – Ehardt, in: Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt Bodo Ehardt in seiner Zeit (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften, Band 7), Brauchbach 1999, S. 68 – 71.

ZEUNE Joachim, Rezeptionsgeschichte und Forschungsgeschichte, in: Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Band 1. Bauformen und Entwicklung, Stuttgart 1999.

ZEUNE Joachim, Schloss Neuschwanstein: "im echten Styl der alten deutschen Ritterburgen", in: Burgen in Deutschland, Darmstadt 2006, S. 103 – 110.

ZEY Claudia, Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 – 1152). Zusammenfassung, in: Grafen, Herzöge, Könige: der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 - 1152), Ostfildern 2005, S. 409 – 423.

ZIEGLER Peter, Die Ofenkeramik der Burg Wädenswil (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band 43/3), Zürich 1968, S. 121 – 122.

ZIEGLER Walter, Das Filstalpanorama. Die älteste Darstellung der Landschaft zwischen Geislingen und Göppingen, in: Die Fils. Fluss – Landschaft – Menschen (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen. Band 16), Göppingen 2011, S. 100 – 111.

ZIEGLER Walter, Zoll und Geleit, in: Die Fils. Fluss – Landschaft – Menschen (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen. Band 16), Göppingen 2011, S. 112 – 121.

ZIEMANN Daniel, Die Staufer – Ein elsässisches Adelsgeschlecht?, in: Grafen, Herzöge, Könige: der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079 - 1152), Ostfildern 2005, S. 99 – 133.

ZIERLEIN Katharina, Aller Anfang ist klein: Der Hohenstaufen und die Habsburg, in: Erinnerungsorte – Erinnerungsbrüche. Mittelalterliche Orte, die Geschichte mach(t)en, Ostfildern 2013, S. 111 – 123.

ZIMMERMANN Gerd, Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter dargestellt an Beispielen aus dem alten Bistum Würzburg. Teil 1, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter. Band 20, Würzburg 1958, S. 24 – 126.

ZOTZ Thomas, Burg und Amt – zur Legitimation des Burgenbaus im frühen und hohen Mittelalter, in: Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte: Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 18), Ostfildern 2012.

ZOTZ Thomas, Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen. Sonderband 15), Sigmaringen 1974.

ZOTZ Thomas, Schriftquellen zum Bergbau im frühen Mittelalter, in: Montanarchäologie in Europa (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Band 4), Sigmaringen 1993, S. 183 – 199.

ZOTZ Thomas, VI. Ottonen-, Salier- und frühe Stauferzeit (911 – 1167), in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Erster Band Allgemeine Geschichte. Erster Teil von der Urzeit bis zum Ende der Staufer, Stuttgart 2001, S. 381 – 528.

ZUMSTEIN Hans, Die Hohkönigsburg im Lichte neuerer archäologischer Betrachtung, in: Burgen und Schlösser. Nummer II, Braubach 1974, S. 115 – 122.

ZÜRN Hartwig, Ausgrabungen auf dem „Burren“ bei Wäschenbeuren (Kr. Göppingen), in: Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge Band 15, Stuttgart 1959, S. 110 – 115.

ZWICKER Stefan, Albert Leo Schlageter - eine Symbolfigur des deutschen Nationalismus zwischen den Weltkriegen, in: Nationalismus und nationale Identität in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, Marburg/Opole 2000, S. 199 – 214.

Bildrechtenachweise

Abb. 001: © Gemeinfrei. (CC BY-SA 3.0), Vorlage:

https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/28/Schw%C3%A4bische_Alb_-_Deutsche_Mittelgebirge%2C_Serie_A-de.png.

Abb. 002: © Gemeinfrei, Vorlage:

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/66/Huber-Krems.jpg>.

Abb. 003: © Christian Kübler.

Abb. 004: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 005: © Gemeinfrei, Vorlage:

<https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0f/Hohkoenigsbourg1901.jpg>.

Abb. 006: © Christian Kübler.

Abb. 007: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 008: © Bildzitat. Copyright Else Ewerlien Vorlage: Hotz Walter – Staufische Reichsburg am Mittelrhein, Berlin 1937, S. 35.

Abb. 009: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 010: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: map.geo.admin.ch.

Abb. 011: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 012: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 013: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 014: © Christian Kübler.

Abb. 015: © Gemeinfrei (CC BY-SA 3.0), Vorlage:

https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/69/Kapitalsorten_Zusammenhang.png.

Abb. 016: © Christian Kübler.

Abb. 017: © Christian Kübler.

Abb. 018: © Bayerisches Landesamt für Umwelt Vorlage:

https://www.lfu.bayern.de/geologie/bayerns_schoenste_geotope/28/index.htm.

Abb. 019: © Christian Kübler.

Abb. 020: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 021: © Archives de l'État à Liège. Sig. AbbSM341.

Abb. 022: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Lang Walter - Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 34), Göppingen 1996, S. 14.

Abb. 023: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Ebd., S. 16.

Abb. 024: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Ebd., S. 18.

Abb. 025: © Archiv und Museen der Stadt Göppingen, Vorlage: Ebd., S. 20.

Abb. 026: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Ebd., S. 26.

Abb. 027: © Universitätsbibliothek Tübingen Sig. Mh 160, S. 11, Vorlage: http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/image/Mh160/Mh160_18.jp2/full/full/0/default.jpg.

Abb. 028: © Universitätsbibliothek Tübingen Sig. Mh 160, S. 14, Vorlage: http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/image/Mh160/Mh160_21.jp2/full/full/0/default.jpg.

Abb. 029: © Universitätsbibliothek Tübingen Sig. Mh 466,3, S. 518, Vorlage: http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/image/Mh466-3/Mh466-3_530.jp2/full/full/0/default.jpg.

Abb. 030: © Gemeinfrei, Vorlage: Crusius Martin – Annales Suevici. Band 2, Frankfurt 1596, S. 817.

Abb. 031: © Christian Kübler.

Abb. 032: © Christian Kübler.

Abb. 033: © Landesarchiv Baden-Württemberg Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 1 Nr. 1 Bild 2, Vorlage:

<http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=1-514317-2>.

Abb. 034: © Archiv und Museen der Stadt Göppingen Vorlage: Rueß Karl-Heinz - Die Stauer: Begleitbuch zur Ausstellung im Dokumentationsraum für staufische Geschichte in Göppingen-Hohenstaufen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 56), Göppingen 2016, S. 17.

Abb. 035: © Archiv und Museen der Stadt Göppingen Vorlage: Ebd., S. 17.

Abb. 036: © Christian Kübler.

Abb. 037: © Christian Kübler.

Abb. 038: © Christian Kübler.
Abb. 039: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 040: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 041: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 042: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 043: © Gemeinfrei, Vorlage:
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Heiliges_R%C3%B6misches_Reich_1000.PNG.
Abb. 044: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 045: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 046: © Sönke Lorenz, Vorlage: Der Nordschwarzwald. Von der Wildnis zur Wachstumsregion, Filderstadt 2001, S. 129.
Abb. 047: © Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Ludwigsburg EL 68 VI Nr. 2368, Vorlage:
<http://www.landearchiv-bw.de/plink/?f=2-5301854-1>.
Abb. 048: © Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Ludwigsburg EL 68 VI Nr. 2005, Vorlage:
<http://www.landearchiv-bw.de/plink/?f=2-5301126-1>.
Abb. 049: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 050: © Christian Kübler.
Abb. 051: © Christian Kübler.
Abb. 052: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Band 4, Stuttgart, S. 61.
Abb. 053: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.
Abb. 054: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.
Abb. 055: © Christian Kübler.
Abb. 056: © Christian Kübler.
Abb. 057: © Christian Kübler.
Abb. 058: © Landesarchiv Baden-Württemberg Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 200 P 47, Vorlage:
<http://www.landearchiv-bw.de/plink/?f=1-1522678-1>.
Abb. 059: © Christian Kübler.
Abb. 060: © Christian Kübler.
Abb. 061: © Christian Kübler.
Abb. 062: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Morrissey Christoph – Wallanlagen im Regierungsbezirk Tübingen. Band 1. Text (Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen. Band 26), S. 268.
Abb. 063: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Kurz Siegfried – Die Baubefunde vom Runden Berg bei Bad Urach (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Band 89), Stuttgart 2009, Beilage 2.
Abb. 064: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 88.
Abb. 065: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Spors-Gröger Silvia - Die Befestigungsanlagen auf dem Plateau des Runden Berges, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg. Band 22, Stuttgart 1998, S. 681.
Abb. 066: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Kurz Siegfried – Die Baubefunde vom Runden Berg bei Bad Urach (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Band 89), Stuttgart 2009, S. 91.
Abb. 067: © Landesmuseum Württemberg. (2021-11-26). Glockentummler. abgerufen unter
<https://lmw.museum-digital.de/object/958> .
Abb. 068: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 118.
Abb. 069: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 119.
Abb. 070: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg. Band 14), Stuttgart 1991, S. 121.
Abb. 071: © Christian Kübler.
Abb. 072: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 073: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 074: © Günter Schmitt, Vorlage: Schmitt Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 4. Alb Mitte-Nord: wandern und entdecken zwischen Aichelberg und Reutlingen, Biberach a. d. Riss 1991, S. 114.

Abb. 075: © St. Gallen, Stiftsbibliothek / Cod. Sang. 615, p. 78, Vorlage: <http://www.e-codices.ch/de/csg/0615/78>.

Abb. 076: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 077: © Gemeinfrei CC BY-SA 4.0, Foto: Thilo Parg
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lautertal-Limes_Sibyllenspur_2018-12-09.jpg#mw-jump-to-license.

Abb. 078: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 079: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 080: © Bildzitat. Copyright: Lászlo Szöke, Vorlage: Gassmann Guntram – Eisenerzverhüttung auf der Mittleren Schwäbischen Alb und in ihrem Vorland, in: Geschichte und Biosphäre (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte. Band 12), Ostfildern 2009, Abb. 2.

Abb. 081: © Bildzitat. Copyright: Lászlo Szöke, Vorlage: Ebd., Abb. 16.

Abb. 082: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 083: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 084: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 085: © Gemeinfrei, Openstreetmap (CC BY-SA 2.0) https://www.archivum-laureshamense-digital.de/de/codex_laureshamensis/interaktive_karten.html.

Abb. 086: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 087: © Universitätsbibliothek Tübingen Mh 466, 3, S. 517, Vorlage: http://idb.ub.uni-tuebingen.de/opendigi/image/Mh466-3/Mh466-3_529.jp2/full/full/0/default.jpg.

Abb. 088: © Günter Schmitt, Vorlage: Schmitt Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 4. Alb Mitte-Nord: wandern und entdecken zwischen Aichelberg und Reutlingen, Biberach a. d. Riss 1991, S. 284.

Abb. 089: © Christian Kübler.

Abb. 090: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 091: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 092: © Wilfried Setzler, Vorlage: Setzler Wilfried – Kloster Zwiefalten. Eine schwäbische Benediktinerabtei zwischen Reichsfreiheit und Landsässigkeit, Sigmaringen 1979, S. 33.

Abb. 093: © Gemeinfrei, Vorlage:
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Heiliges_R%C3%B6misches_Reich_1000.PNG.

Abb. 094: © Christian Kübler.

Abb. 095: © Landesmuseum Württemberg, P. Frankenstein / H. Zwietasch; Inv. Nr. WLM 1936-180.

Abb. 096: ©Tilman Marstaller Vorlage: Braun Thomas - Geschichte der Stadt Urach (Uracher Geschichtsblätter. Bd. 4; Gemeinde im Wandel. Eine Schriftenreihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Bd. 18), Bad Urach 2016, S. 112.

Abb. 097: © Stadtarchiv Bad Urach Vorlage: Ebd., S. 9.

Abb. 098: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 099: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: Google Maps.

Abb. 100: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 101: © Günter Schmitt, Vorlage: Schmitt Günter, Burgenführer Schwäbische Alb. Band 5. Westalb: wandern und entdecken zwischen Reutlingen und Spaichingen, Biberach a. d. Riss 1993, S. 95.

Abb. 102: © Christian Kübler.

Abb. 103: © Christian Kübler.

Abb. 104: © Christian Kübler.

Abb. 105: © Christian Kübler.

Abb. 106: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 107: © Gemeinfrei, Kartengrundlage: OpenStreetMap.

Abb. 108: © Sören Frommer, Vorlage: Frommer Sören - Niederungsburg, Hochadelsgrablege, Schlosskapelle, Bürgerkirche. Die Ausgrabungen in der Gammertinger Michaelskirche (Archäologische

Informationen aus Baden-Württemberg. Heft 69, Stuttgart 2014, S. 28.

Abb. 109: © Sören Frommer, Vorlage: Ebd., S. 34.

Abb. 110: © Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Vorlage: Ebd., S. 35.

Abb. 111: © Sören Frommer, Vorlage: Ebd., S. 38.

Abb. 112: © Sören Frommer, Vorlage: Ebd., S. 43.

Abb. 113: © Sören Frommer, Vorlage: Ebd., S. 48.

Abb. 114: © Sören Frommer, Vorlage: Ebd., S. 52.